Bernard Cornwell

Rotröcke

HISTORISCHER ROMAN



Teil eins

Die Bloodybacks schlichen durch die warme Dunkelheit zum Töten.

Ein verborgener Mond tauchte die Ränder der schwarzen Wolken in ein silbernes Licht, das die zerrissenen Spitzen der Kiefern am westlichen Horizont scharf hervortreten ließ. Am östlichen Himmel zeigte sich keine einzige Wolke, ein dunkler Schlund, der mit klaren und hellen Sternen übersät war. Die Wege unter den Bäumen lagen in vollkommener Dunkelheit. Aus den langen Reihen der marschierenden Männern klang der eine oder andere gemurmelte Fluch auf.

Die Sonne würde bald aufgehen und einen neuen dampfenden Tag voller atemberaubender Hitze ankündigen. Selbst jetzt, in den frühen Morgenstunden, herrschte eine bedrückende, aufdringliche Schwüle, die die Männer in ihren dicken Wolluniformen zum Schwitzen brachte. Rote Uniformen. Die Männer waren Soldaten. Sechs Kompanien englischer Rotröcke folgten ihren Offizieren durch einen bewaldeten Hohlweg zu einer Taverne und einer Kreuzung, zum Feind.

Ein Bach plätscherte im Süden, und der Wind rauschte leise durch die Baumäste, während die nächtlichen

Insektenschwärme alle Geräusche übertönten, die von den genagelten Stiefeln auf den trockenen, abgefallenen Nadeln hervorgerufen wurden. Ein geflüsterter Befehl wurde von Mann zu Mann weitergegeben. Die Soldaten blieben stehen und gingen in die Hocke.

Die Hände des Gefreiten Sam Gilpin klebten von getrocknetem Schweiß. Seine Haut prickelte von der Schwüle. Irgendwo wieherte ein Pferd.

Es musste ein feindliches Ross sein, denn die Rotröcke, auch ihre Offiziere, waren zu Fuß unterwegs, sogar der General. Das Wiehern verriet Sam, dass der Feind nicht weit sein konnte, wahrscheinlich ganz in der Nähe. Trotz der warmen Witterung fröstelte der Gefreite.

Seine Muskete würde nicht feuern. Kein Gewehr, das die Rotröcke mitführten, würde schießen, denn die Soldaten hatten den Befehl erhalten, den Flintstein von ihren Zündschlössern abzuschrauben. Ohne Flintstein entstand kein Funke, der das Pulver entzünden konnte, und damit fehlte die Kraft, die die Kugel aus dem Lauf trieb. Dieser Befehl war erlassen worden, damit kein Soldat, der im Dunkeln stolperte, dabei versehentlich einen Schuss abgab und so den Feind vorzeitig warnte.

Die Rotröcke waren in der warmen Finsternis und in Stille gekommen, und jetzt war der Feind nah.

«Auf, Marsch!» Wieder ein geflüsterter Befehl. Sams Kompanie wurde vom Pfad unter die Schwärze der Bäume

geführt. Alle bemühten sich, leise zu laufen, und doch knackten kleine Zweige und raschelten Kiefernnadeln. Und einmal knallte der messingbesetzte Kolben einer Muskete laut gegen einen Baumstamm.

Das Geräusch ließ die Männer erstarren, aber kein warnender Ruf ertönte von den feindlichen Linien. Sam fragte sich, ob die anderen dort wach und bereit auf der Lauer lagen. Waren die Musketen der Feinde geladen, waren die Hähne gespannt, um vorzuschnellen und Feuer, Rauch und Tod zwischen die Bäume zu tragen? Sams Herz klopfte schneller von der Furcht, die jeder Soldat davor empfindet, getötet zu werden. Schweißtropfen brannten in seinen Augen. Das Atmen fiel ihm in dieser harzhaltigen Luft schwer. Die Kompanie setzte sich wieder in Bewegung. Sam entdeckte zu seiner Linken ein verwischtes rotes Glühen und wusste, dass sich dort das Lager des Feindes befinden musste.

«Runter!»

Sam blieb stehen und duckte sich. Das rote Glühen stammte von einem niedergebrannten Lagerfeuer. Nun konnte er auch weitere Feuer erblicken, die nur noch schwach glommen. Das Glühen der Holzkohle zeigte die dunklen Silhouetten von Gebäuden. Wieder wieherte ein Pferd. Der Gefreite machte zwischen den Feuern keine Bewegung aus.

«Bajonette aufpflanzen!» Ein rauer, geflüsterter Befehl.

Sam zog das Seitengewehr aus der Scheide. Er hatte in der Abenddämmerung die Schneide gewetzt und die Spitze geschärft. Er schob jetzt den Ring des Bajonetts über die Mündung seiner Muskete und drehte es, bis es fest saß. Die Schmiere, mit der er das Seitengewehr eingerieben hatte, um es rostfrei zu halten, vermischte sich mit dem klebrigen Schweiß auf seinen Händen. Rings um sich herum hörte er das Schaben und Klicken, während seine Kameraden ihre Bajonette aufpflanzten. Es schien unmöglich zu sein, dass der Feind nichts davon mitbekam. Und dennoch erscholl weder ein Ruf, noch wurde ein Gewehr abgefeuert. Sam holte eine Lederschnur aus seiner Munitionstasche. Er band je ein Ende um den Bajonettgriff und den Karabinerhaken am Lauf. Nun würde kein Gegner das Seitengewehr von der Muskete reißen können, und das Bajonett würde auch nicht im Leib des Feindes stecken bleiben, wenn Sam es nach erfolgreichem Stechen wieder herausziehen wollte.

Natürlich hatte Sam Angst, aber gleichzeitig war in ihm auch Erregung. Er fürchtete sich davor, seine Kameraden im Stich zu lassen, von Captain Kelly getadelt zu werden und sich von Sergeant Scammell anbrüllen zu lassen. Aber in ihm brannte auch der Stolz eines jungen Mannes. Sie waren die Bloodybacks, die rotröckigen Soldaten des Königs, die Könige der Burg, die Hähne auf dem Misthaufen, und in wenigen Momenten würde man sie wie blutdürstige

Jagdhunde von der Leine lassen, damit sie die Feinde des Königs zerreißen und vernichten sollten.

Schritte ertönten zu seiner Rechten, und Sam machte die dunkle und große Gestalt von Sergeant Scammell aus, der die Kompanie abschritt. «Ihr seid nicht hier, um mit diesen Hundsfotten zu tanzen, sondern um sie zu töten! Habt ihr mich verstanden?» Scammell hatte nur geflüstert, aber dennoch war seine Stimme furchteinflößend und wurde auch noch vom letzten Mann verstanden. Die wenigsten in der Kompanie mochten den Sergeant, aber selbst die, die ihn aus tiefstem Herzen hassten, waren froh, dass er in dieser Nacht bei ihnen war, denn im Getümmel einer Schlacht bewies Scammell stets eine unglaubliche Standfestigkeit und Effizienz. Die glimmenden Reste der feindlichen Lagerfeuer warfen einen dumpfen roten Schein auf das vierzig Zentimeter lange Bajonett des Sergeants.

Sam fuhr mit den Fingerspitzen über sein eingeschmiertes Seitengewehr. Es wies drei Seiten auf und war mit Rinnen versehen, damit das Blut abfließen konnte und der Stahl nicht im Fleisch des Feindes stecken blieb. Diese Waffe war weniger zum Schneiden als vielmehr zum Stechen geeignet. «Zielt auf ihre Bäuche oder Hälse», mahnte Scammell. «Kitzelt sie nicht damit, sondern bringt sie um!»

Captain Kelly und Fähnrich Trumbull hatten bereits ihre Säbel gezogen. Zwei weitere Offiziere standen am Waldrand und beobachteten das Lager des Feindes. Kelly war groß und

ruhig, und die Männer liebten ihn. Trumbull war dreizehn, ein Schuljunge, den man in die Uniform gesteckt hatte, und die meisten Männer verachteten ihn. Sam sah, wie die Säbelspitze des Fähnrichs zitterte. Der Junge musste ziemlich nervös sein.

Sams Zwillingsbruder machte ebenfalls einen unruhigen Eindruck. «Bleibst du in meiner Nähe, Sam?», fragte Nate leise.

«Ja, ich bleibe bei dir», versicherte Sam ihm, so wie er Nate immer Mut zusprechen musste. In England waren die Brüder manchmal in Nächten wie diesen in das Gehege des Squire geschlichen. Während Sam solche Abenteuer genossen hatte, hatte Nate sich immerzu nur vor den Fallen und den Jagdhütern gefürchtet. Sam war stets der Anführer gewesen, und Nate war ihm gefolgt. Doch in dieser Nacht war ihre Beute weit tödlicher als das Rotwild des Squire.

Sam blickte auf die ersterbenden Feuer. Vielleicht brannte im Haus seiner Eltern im heimischen England gerade auch das Feuer im Herd nieder und wartete auf den Beginn des neuen Tages. Captain Kelly hatte Sam zwar einmal erklärt, dass in England die Sonne früher aufging als hier, aber irgendwie konnte Sam sich das nicht so recht vorstellen. So glaubte er, dass die Hähne seiner Mutter in diesem Moment ihr Gefieder schüttelten, um mit ihrem Krähen die Welt zu wecken. Und die Hunde seines Vaters zuckten neben dem Herd im Schlaf. Dann fragte er sich, was die jungen Frauen

im Dorf wohl sagen würden, wenn sie Sam Gilpin jetzt sehen könnten, wie er mit schmutzigem Gesicht und einem Gewehr in der Hand auf den Befehl wartete, die Feinde des Königs anzugreifen. Der Gedanke an sie überdeckte seine Nervosität und brachte ihn zum Lächeln.

«Ich wünschte, es ginge endlich los», murmelte Nate neben ihm.

Ein grauer Streifen tauchte am Rand des Nachthimmels auf und schwächte die Helligkeit der Sterne im Osten ab. Das erste Büchsenlicht. Das Land lag noch unter völliger Finsternis. Das Pferd wieherte zum dritten Mal. Sam hörte, wie es mit den Hufen auf den harten Boden stampfte. Er strengte die Augen an und erkannte rund um die Feuer die zusammengerollten Gestalten von Schlafenden. Die unvermeidlichen Ängste, die durch das lange Warten genährt wurden, machten ihn unruhig. Hatten die Feinde denn keine Wachtposten aufgestellt? Sie mussten doch Männer am Waldrand stehen haben. Vielleicht wollten sie die Rotröcke in einen Hinterhalt locken? Vielleicht hatten sie in den Schatten der Häuser Kanonen aufgestellt, und im nächsten Moment würden ihre großen Mündungen Feuer spucken und Schrapnelle in die Angreifer jagen, die ihnen die Leiber zerrissen.

Sam leckte sich über die trockenen Lippen und dachte weiter über das Schreckliche nach, das bald aufblitzen würde. Captain Kelly hatte vor dem Abmarsch erklärt, sie

würden auf die Nachhut des Feindes treffen, die zurückgeblieben war, um den Vormarsch der Briten zu stören. Die sechs Kompanien Rotröcke seien auf dem Weg, die Nachhut aufzureiben, aber nicht mit Feuer und Kugeln, sondern allein mit Bajonetten. Sam befürchtete nun, dass sie stattdessen wie Schafe zur Schlachtbank unterwegs waren.

«Auf, auf!» Als der Befehl endlich kam, wurde er nur leise ausgegeben. Sam hatte mit so etwas wie einem kräftigen Trompetenstoß und dem Entrollen großer seidener Fahnen gerechnet, mit dem ganzen Beiwerk des Ruhms, mit dem Soldaten in den Tod geführt wurden.

«Bewegt euch!», zischte Scammell. Die Offiziere waren bereits aus dem Wald herausgetreten und liefen durch das schwache Mondlicht, das durch die zerfaserten Ränder der Wolken drang. Sam marschierte los. Zu seiner Linken sah er, wie die Reihen der Rotröcke wie Geister vor den Bäumen auftauchten. Die roten Uniformjacken wirkten in der Dunkelheit schwarz. Nur die weißen Hosen und Gurte schimmerten hell, doch nicht so wie die langen Seitengewehre, die in der Nacht glitzerten.

Sie bewegten sich über Grasland, ein buckliges und unebenes Gelände. Die Soldaten rückten in drei Reihen vor, bildeten jedoch keine schnurgeraden Linien, weil sie viel zu begierig darauf waren, über die schlafenden Feinde herzufallen. Nur wusste noch niemand, ob der Gegner

wirklich schlief. Sam marschierte in der ersten Reihe und hielt nach dem Aufblitzen eines Zündstocks Ausschau, mit dem eine geladene Kanone abgefeuert würde.

Ein Hund nahm die Witterung der ungewaschenen Fremden auf und fing an zu bellen. Eine der zusammengesunkenen Gestalten an einem Feuer regte sich und richtete sich auf. Die mit Metallspitzen bewehrten Reihen rückten vor. Die Stiefel der Soldaten stampften schwer im Gras. Der Atem der Männer ging rau.

Der Hund kläffte wie verrückt. Er weckte damit einen anderen Hund, der anfing, den Mond anzuheulen. Die Offiziere verwünschten den Wind, den sie im Rücken hatten. «Zum Angriff! Zum Angriff!» Diesmal wurde der Befehl gebrüllt und hörte sich an wie das Heulen eines Dämons.

Nun wurden die Hunde von der Kette gelassen. Die Männer brüllten, und ihre Nerven, die vorher so angespannt gewesen waren, trieben sie voran. Sams Ängste vergingen und wurden von der Lust auf Gefahr ersetzt. Keine feindliche Kanone blitzte auf und schickte Tod und Verderben in ihre Reihen. Keine Musketen wurden abgefeuert. Die Wachtposten des Gegners schliefen tief und fest, und der Überraschungsangriff der Rotröcke gelang.

Die ersten Feinde starben im Schlaf.

Andere erwachten und sahen zu ihrem Entsetzen Bajonettspitzen über sich aufblitzen. Die Seitengewehre fuhren hinab. Als Sam das erste Feuer erreichte, zielte er mit

der Metallspitze gegen die weiße Fläche des Halses eines Schlafenden. Er stieß sie hinein, und die Klinge drang sauber durch das weiche Gewebe bis in die Erde darunter. Blut spritzte zu Sam hoch und verfärbte die weiße Haut im Gesicht des Liegenden. Mehr Blut, das wie eine Fontäne aus einer getroffenen Arterie drang, fiel zischend ins glimmende Feuer.

Rotröcke stürmten an Sam vorbei und hielten die Bajonette vor sich. Feinde versuchten, sich aus ihren Decken zu befreien, doch es war zu spät für sie. Sie starben mit Stahl im Bauch, zwischen den Rippen oder im Hals. Die Briten fluchten über das erwachende Lager, und aus ihren Mündern drang das Grunzen und Knurren der Anstrengung, das nur vom Krachen des Stahls unterbrochen wurde, der durch Fleisch und Knochen drang.

Sam drehte die Bajonettspitze, um sie aus dem Boden ziehen zu können. Der Oberkörper seines Feindes bäumte sich auf, als er das Seitengewehr aus dem Hals reißen wollte. Er musste dem Sterbenden einen Stiefel auf die Brust stellen, um den Stahl freizubekommen.

Sam fand sich in der letzten Reihe wieder. Seine Kampfeslust war erwacht, und er eilte nach vorn an die Front des Scharmützels. Im Augenblick war es ihm egal, wo sein Zwillingsbruder geblieben war. Er entdeckte zwei Gegner, die zu einem Musketengestell unterwegs waren. Er bekam einen von ihnen zu fassen, brachte ihn zu Fall, trat ihm ins

Gesicht und stieß ihm dann das Bajonett ins Kreuz. Der Mann brüllte und versuchte, das Seitengewehr zu fassen, dessen Spitze sich in seinen Nieren drehte. Der Sterbende heulte wie ein Hund den Mond an, dann brach er zusammen. Sein Stöhnen ging im Geschrei der Getroffenen und dem Triumphgeheul der Rotröcke unter.

Sergeant Scammell brüllte ausnahmsweise nicht, sondern tötete mit seiner gewohnten Effizienz. Captain Kellys Degen war bis zum Griff blutrot gefärbt. Fähnrich Trumbull kreischte wie ein Mädchen, fuchtelte mit seinem Säbel durch die Luft und schrie Befehle, die niemand beachtete.

Links von Sam blitzten Musketen auf.

«Ganze Kompanie marsch!» Captain Kelly sprach laut, aber mit unfassbarer Ruhe. «Linksschwenk. Kompanie rückt in Zweierreihe vor! Auf, Männer!»

Die Hälfte der Kompanie folgte ihm. Der Rest war gerade zu sehr mit dem Töten beschäftigt.

«Angriff!» Sam sah, wie der Trupp Feinde vor dem Wald der Bajonette auseinanderspritzte. Ein Gegner, vermutlich ein Offizier, denn er hielt einen Säbel in der Hand, brüllte seinen Männern zu, sie sollten stehen bleiben. Dann griff er ganz allein die Rotröcke an. Seine Klinge prallte gegen einen parierenden Musketenlauf, bevor das Seitengewehr des Sergeants in seine Rippen eindrang. Der Offizier keuchte und stöhnte. Zwei weitere Bajonette gaben ihm endgültig den Rest. Das, was von der gegnerischen Nachhut übrig

geblieben war, ließ alles stehen und liegen und floh in den Wald. Ein Versprengter, dessen weißes Hemd in der Nacht hell leuchtete, warf sich auf ein ungesatteltes Pferd und galoppierte davon.

Das Töten endete so rasch, wie es begonnen hatte. Ein Moment des Triumphes und der Metzelei, dann brachten die Schreie der Offiziere und Sergeants die Totschläger zur Räson. Sam fand sich inmitten von grinsenden, fremden Rotröcken wieder. Die Leichten Kompanien von sechs verschiedenen Regimentern waren zu dieser Schlacht ausgezogen, und fast jedes aufgepflanzte Bajonett war rot gefärbt. Ein Highlander, dessen Hochländermütze mit dem karierten Band blutbespritzt war, tötete einen Verwundeten mit einer raschen, kurzen Bewegung seines Messers. Dann hockte er sich vor den Leichnam und durchsuchte dessen Taschen nach Geld und Nahrungsmitteln.

Wachen wurden aufgestellt. Die Männer zogen die Flintsteine aus den Taschen und schraubten sie an die Zündschlösser. Eine Handvoll Männer, die man in der Taverne aufgegriffen hatte, wurden als Gefangene nach draußen auf das Feld getrieben. Die Rotröcke lachten laut aus Erleichterung und Freude darüber, mit dem Leben davongekommen zu sein.

Die Dämmerung kroch über das Land, und ihr graues Licht zeigte das Feld, auf dem unzählige Leichen ruhten, deren Blutströme sich miteinander vermischten. Ein Hund lief

zwischen den Toten herum und leckte an ihren Wunden. Die Gefangenen, die ohne Jacken in Hemd und Hose dastanden, starrten voller Entsetzen auf ihre verblutenden Kameraden, die verzerrt im grau gefärbten Gras lagen. Ein Gefangener übergab sich. Einige fingen leise an zu weinen. Andere bemühten sich, ihre Gefangenschaft mit bitterstolzer Miene zu ertragen.

Auf der Lichtung vor der Taverne wimmelte es plötzlich von Fliegenschwärmen, die vom Blutgeruch angelockt worden waren. Einer der tödlich getroffenen Feinde war in eins der glimmenden Feuer gefallen. Sein Haar und die Haut darunter waren weggebrannt. Nur der geschwärzte Schädelknochen war dort noch zu sehen. Ein Rotrock zog einem Unglücklichen gerade seine so gut wie neue Leinenhose aus.

Nate fand Sam. Nates Bajonett war unbefleckt. «Wie beim Saustechen», bemerkte er mit der ihm eigenen Naivität.

Sam schärfte gerade mit einem Wetzstein die Spitze seines Seitengewehrs. Sein Blick fiel auf Nates unbenutztes Bajonett. «Es überrascht mich, dass du nicht mit den anderen Rebellen davongelaufen bist.»

«Nein, ganz allein mache ich mich nicht an die Verfolgung.» Nate hockte sich neben seinen Bruder und rieb sein Seitengewehr einige Male durch eine blutbespritzte Stelle im Gras, damit es so aussehen solle, als habe er ebenso tapfer wie seine Kameraden gekämpft. Er hielt dabei

ängstlich nach Sergeant Scammell Ausschau, doch der hielt sich am anderen Ende des Felds auf. «Aber eines Tages haue ich ab», erklärte Nate trotzig.

Sam nickte in Richtung der Toten. «Dann endest du so wie sie.»

«Wir alle enden früher oder später wie sie», entgegnete der Bruder und starrte auf sein verklebtes Bajonett, «wenn wir nicht vorher abhauen.»

Die Hitze stieg bereits merklich an. Es würde wieder einer dieser unmenschlichen schwülen Tage werden. Wenn man die Leichen nicht bald begrub, würden sie anfangen, furchtbar zu stinken. Doch zuerst mussten die Taschen der toten Feinde geplündert werden. Man zog den Gefallenen die Kleider aus, durchsuchte sie nach Geld und brach ihnen die Zähne heraus, um sie für gutes Geld denen zu verkaufen, die daraus Gebisse anfertigten. Die meisten Rotröcke saßen jetzt herum und nahmen das karge Frühstück ein: trockenes Brot und gepökeltes Rindfleisch.

Der Fähnrich erschien in der Tür der Taverne und schwenkte eine Trophäe durch die Luft. Eine Fahne des Feindes. Eine der neuen Fahnen, so genannte Sternenbanner. Trumbull schwenkte das Stück über seinem Kopf. Nate warf einen verächtlichen Blick auf den Offiziersanwärter. «Was für ein Pisser», murmelte er grimmig.

«Du bist selbst ein Pisser, wenn du davonläufst», erklärte Sam streng, doch nicht ohne Liebe für seinen Zwillingsbruder. «Sie schnappen dich ja doch. Wenn du Glück hast, erhältst du nur Stockhiebe.» Er zeigte mit der Spitze seines gereinigten und geschärften Bajonetts auf Nate. «Aber viel eher werden sie dich füsilieren.»

«Mich kriegt keiner.»

Sam trank den letzten Schluck des lauwarmen, brackigen Wassers aus seiner Feldflasche. Er fing an, die Toten zu zählen, gab aber bei hundert auf. Kein einziger Rotrock war gefallen. Das Summen der Fliegen wurde unerträglich. Die ersten Offiziere aus dem Stab ritten heran, um sich das Gemetzel anzusehen, das das ganze Feld vor der Taverne aufgewühlt hatte, und amüsierten sich königlich über den Anblick.

Einer der Offiziere riss Fähnrich Trumbull die Fahne aus der Hand, drehte sein Pferd und ritt mit dem Beutestück zu seinen Kameraden. Er kam dabei an Sam vorbei. Die Sonne stieg gerade über den Horizont und verbreitete ihren grellen Schein. Ein Lichtstrahl traf die Fahne, die daraufhin den Eindruck machte, sie stehe in Flammen. Sam zuckte von dem Glühen der dicken roten und weißen Streifen zurück. In der linken oberen Ecke befand sich ein blaues Viereck mit einem Kreis aus dreizehn weißen Sternen. Dann war der Offizier an ihm vorüber, und Sam zwinkerte, um seine Augen

von dem Flimmern zu befreien, das die bestrahlte Fahne in ihnen hervorgerufen hatte.

Die Bloodbacks waren in der Nacht gekommen und hatten den schlafenden Yankees ihren Stahl zu schmecken gegeben. Jetzt, am Morgen, lag Sam Gilpin, Gefreiter bei den Rotröcken, im Gras und schlief.

Zwei

In den frühen Morgenstunden des 19. September 1777, einem Freitag, erwachte Jonathon Becket mit dem schrecklichen Bewusstsein, dass das Ende der Welt bevorstand.

Ein verzeihlicher Irrtum, wenn man bedachte, dass Reverend MacTeague am vergangenen Sonntag in seiner Predigt von der Wiederkehr des Herrn gesprochen hatte. Als dann die Lichter plötzlich in den Straßen aufgeflammt waren und lautes Geschrei die Schlafenden in den Betten geweckt hatte, gab es mehr als nur einen Bewohner Philadelphias, der wie Jonathon glaubte, die strahlende Millionenschar der Engel des Herrn sei erschienen, um die Sünde vom Antlitz der Erde zu tilgen.

Trompeten ertönten, und Hufe klapperten durch die langen und geraden Hauptstraßen der Stadt. Die Bürgersleute hantierten schlaftrunken mit Zunder und Feuerstein herum, um Licht zu machen, bevor sie bemerkten, dass schon die erste Stunde des Tages graute, auch wenn draußen ein Getöse herrschte, als sei die

Apokalypse angebrochen. Kinder heulten, und Flammen warfen flackernde Muster auf die Häuserfronten. Fensterläden wurden aufgestoßen. Bürger streckten ihre Köpfe heraus und riefen, was denn geschehen sei.

Eine Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer: Philadelphia wurde nicht vom Weltuntergang bedroht, sondern von britischen Truppen. Man hatte Kavalleristen gesehen, die bei Upper Ferry den Schuylkill River überquert hatten. Die Rotröcke rückten an, und Philadelphia geriet in Panik.

Die Wahrheit, die im allgemeinen Lärm unterging, war jedoch die, dass es sich bei den Reitern um eine Patrouille der Rebellen gehandelt hatte, die das Westufer des Flusses absuchten. Man hatte diese für die Vorhut der Briten gehalten, und so suchte jetzt jeder amerikanische Patriot das Weite.

Die Männer, die als Delegierte im Kongress, dem Parlament der Rebellen, saßen, packten hastig ihre Papiere und andere Wertgegenstände in Reisekoffer. Die Freiheitsglocke im State House hatte man bereits heruntergeholt, und die Papiere der Staatsbibliothek und das Geld des Public Loan Office waren in die westlichen Täler Pennsylvanias in Sicherheit gebracht worden. Nun folgten ihnen die Patrioten, die Architekten der Revolution, die in langen Debatten die Unabhängigkeitserklärung aufgesetzt hatten.

Pferde wurden vor Kutschen gespannt und standen wartend vor den Häusern. Man schleppte Mobiliar auf die Straße und lud es auf Kutschen und Wagen. Frauen warfen besorgte Blicke nach Westen und fürchteten sich vor dem ersten Rotrock, der sich im Licht der vielen Feuer zeigen würde. Philadelphia war die Heimstatt der Revolution, und die Kongress-Delegierten hatten sie zur Hauptstadt der amerikanischen Nation bestimmt. Seine gottesfürchtigen Bewohner befürchteten, dass das Erscheinen des Feindes dem Einfall der Philister ins Land der Kinder Israels gleichen würde: Krieger in schwerer Rüstung, mit Bärten und ohne Erbarmen würden kommen, um Rache zu nehmen. Daher knallten die Peitschen laut durch die Dunkelheit und machten den Kindern noch mehr Angst.

Schrecken und Eile auf den Straßen, doch nicht alle Bürger fürchteten den Einmarsch der Rotröcke. Wie in jeder amerikanischen Stadt lebten auch in Philadelphia der Krone treu ergebene Loyalisten, Anhänger der Tory-Partei, die nichts lieber wollten, als die alte britische Ordnung wiederherzustellen. In den Häusern der Loyalisten wurde das Kommen der Rotröcke begierig erwartet und mischte sich mit Dankgebeten dafür, dass die letzten Rebellen der Whigs-Partei vertrieben wurden. Abel Becket, dessen Lagerhäuser die Kais der Stadt beherrschten, gehörte zu den Loyalisten. An diesem Morgen, als überall in der Stadt die Alarmglocken geläutet wurden, brüllte er im Haus seinem Gesinde Befehle

zu: «Verriegelt das hintere Tor! Entzündet auf dem Hof Fackeln und auch einige an den Stufen vor der Tür zur Straße! Was für ein Trubel!»

Er war ein großer Mann mit kurzem, schwarzem Haar, das er für gewöhnlich unter einer in Locken gelegten weißen Perücke verbarg. Er war schmal, und die fünf Lebensjahrzehnte, die hinter ihm lagen, hatten sein Gesicht abgehärmt. Doch in seinen Augen loderte eine geradezu jugendliche Intelligenz. Abel Becket war Kaufmann, und so, wie seine Schlauheit ihn durch die trügerischen Untiefen der jüngsten politischen Debatten geführt hatte, so hatte ihm sein enormer Reichtum erlaubt, in den mageren Jahren der Rebellenherrschaft über Philadelphia zu überleben. Er hatte mit den Rebellen Handel getrieben, denn in den letzten drei Jahren hatten ihm kaum andere Möglichkeiten offengestanden. Doch die Geschäfte mit ihnen hatten ihm kein Vergnügen bereitet und nur geringen Profit eingebracht.

«Hinauf, Maid, nach oben!» Abel schickte ein eingeschüchtertes Küchenmädchen hinauf in den Salon, wo Missis Becket mit dem Gebetbuch und der Bibel wartete. Während das Mädchen dorthin huschte, humpelte Jonathon Becket, der sich eilig in Schwarz gekleidet hatte, in den Flur, wo Abel alle Vorbereitungen für die Ankunft der Briten traf.

«Onkel!» Jonathon zog den geschwollenen und verdrehten rechten Fuß wie eine in Leder gehüllte Monstrosität hinter

sich her. «Was geht hier vor, Sir?»

«Die Briten kommen über den Schuylkill. Der Rebellenabschaum ergreift die Flucht, und Gott allein mag wissen, welches Unheil sie in ihrer Panik über uns bringen.» Das Frohlocken in seiner Stimme war nicht zu überhören. Natürlich freute er sich nicht über das Unheil, sondern darüber, die völlige Niederlage der Rebellen mit ansehen zu dürfen.

«Wer ist im Warenhaus?», fragte Jonathon.

«Ich habe nach Woollard geschickt.»

«Ich gehe, Sir.»

«Auf den Straßen ist es nicht sicher genug.»

Zur Antwort zog Jonathon seinen Mantel auf und zeigte einen Pistolengriff, der aus seinem Gürtel ragte. Einen Moment war Abel hin und her gerissen zwischen der Sorge um die Sicherheit seines Neffen und der um das Schicksal der teuren Waren im Lagerhaus. Die Habgier siegte, und er zog die Riegel der Vordertür zurück. «Seid vorsichtig.»

«Das werde ich sein, Sir.» Jonathan bedeckte die Pistole mit dem Mantel und hüpfte hinein in eine Szene, die fast so ungeheuerlich war wie sein Erwachen unter dem Eindruck, das Ende der Welt sei gekommen. Als hätte man mit einem wuchtigen Tritt einen Bienenkorb aufgerissen, so wimmelte und brodelte es auf der Market Street. Ein Kutscher trieb mit der Peitsche sein Gespann fort vom gegenüberliegenden Bürgersteig. Der Wagen war so hoch beladen wie die Heu-

Barken, die im Spätherbst den Delaware hinuntersegelten. Darauf befanden sich Betten und Schränke, Tische und Stühle, Truhen und Kisten und so weiter, doch das alles nicht in schöner Ordnung, sondern so, wie es kam, auf die Ladefläche geworfen und hastig mit ein paar Stricken festgezurrt.

Während Jonathon zusah, löste sich ein Spinett aus der oberflächlichen Vertäuung, rutschte hinunter und krachte mit einem die Ohren verletzenden Misston auf den hartgebackenen Lehmboden. Ein vierspänniges Fuhrwerk, dessen Rösser ebenfalls mit einer Peitsche zur Eile angetrieben wurden, raste heran, und eines seiner Räder rollte über Intarsien und Elfenbeintasten. Und niemand schien inmitten der verzweifelten Hast, möglichst weit fort zu kommen, auch nur das Geringste davon zu bemerken.

Jonathon kämpfte sich durch die Menge nach Osten. Er hörte Wortfetzen von erregten Gesprächen. Britische Kavallerie, so hieß es, plündere Northern Liberties. Die Hessen seien dabei, Southware zu brandschatzen. Und Rotröcke ersäuften alle die, die über den Delaware zu entkommen versuchten. Die Menge reagierte auf jede Schreckensmeldung damit, in eine andere Richtung zu fliehen, um der jeweiligen eingebildeten Bedrohung zu entwischen. An der Ecke zur Second Street, wo sich die Kutschen, Wagen und Fuhrwerke stauten, um nach Norden zur Frankfort Road zu gelangen, brüllte ein Prediger den

Menschen zu, sie sollten umkehren und Buße tun, denn Gott der Gerechte würde die Stadt verschonen, wenn genug Rechtschaffene übrigblieben und Zeugnis ablegten. Doch die Mahnungen des Mannes gingen im Rumpeln der Räder und dem Wiehern der erschrockenen Pferde unter. Jonathon kämpfte sich weiter vor, und auf seinem Gesicht zeigte sich die Qual, so lange und so weit laufen zu müssen.

Er war vor zwanzig Jahren verkrüppelt geboren worden. Unter den Schreien seiner Mutter war er mit einem verdrehten rechten Bein, das nie richtig auswachsen würde, ins Kerzenlicht der Welt gelangt. Die Mutter war bei der Geburt gestorben, doch Jonathon hatte, zum großen Erstaunen seines Vaters, überlebt. Und es gab Zeiten, in denen niemand daran dachte, dass der Junge verkrüppelt war. Sein Bein mochte verdreht sein, und er mochte einen Klumpfuß haben, doch niemals hatte er sich deswegen von anderen bemitleiden lassen. Wenn er nur schlecht laufen konnte, dann musste er sich anderer Wege bedienen. Und heute ritt Jonathon sehr gut, besser als die meisten anderen. Und mochte er beim Gehen auch humpeln und den Fuß nachziehen, so stand er doch groß und aufrecht und hatte die schlanke Figur und das anmutige Aussehen aller Beckets.

Nun, in dieser Panik, wurde Jonathon heftig herumgestoßen. Einmal stürzte er sogar schwer in einen Ladeneingang. Doch das konnte ihn nicht abhalten, und stur

drängte er weiter zu seinem Ziel. Nicht jeder Patriot hatte einen Wagen ergattern können, um sich und seine Habe der Rache der Briten zu entziehen. Als Jonathon dem Hafen schon recht nahe gelangt war, fand er sich in der Masse der Flüchtenden wieder, die die Fähren über den Delaware zu erreichen trachteten, um sich nach New Jersey übersetzen zu lassen. Ein kleines Kind, das einsam und verloren war, schrie seine Verzweiflung aus einem Hauseingang in der Front Street heraus. Jonathon hob das Mädchen in den Schein einer Straßenfackel und fragte brüllend, ob jemand das Kind kenne. Seine Stimme war so mächtig, dass sich für einen Moment Schweigen über den Strom der Flüchtlinge senkte. «Wem ist das Mädchen? Wem gehört das Kind?»

Eine Frau setzte sich gegen das Geschiebe in Bewegung und streckte die Arme nach dem Mädchen aus. Jonathon wehrte den Dank der Frau ab und verschwand in einer Gasse, die hinunter zu den Kais führte. Die Tore am Lagerhaus seines Onkels waren immer noch verschlossen und unbeschädigt. Doch auf der flachkieligen Schaluppe, die an Abel Beckets Kai festgebunden war, wimmelte es von Menschen, die keine Ahnung von der Takelage an Bord hatten und die Anstrengungen der Mannschaft, die Segel zu setzen, erheblich behinderten.

«Halt!» Jonathon hatte vier Jahre im Hafen gearbeitet und dabei eine Stimme entwickelt, die noch auf einem Schiff in der Mitte des Flusses gehört werden konnte.

Ein Mann, der mit dem Springtau rang, das die Schaluppe gegen die Flussströmung hielt, erkannte die verkrüppelte Gestalt, die dort im flackernden Fackelschein stand. «Er ist ein Becket. Achtet nicht auf diesen Bastard!»

«Die Briten kommen!»

«Beeilt euch!»

Alle redeten gleichzeitig, und in diesem Tumult der angstvollen Schreie war bald gar nichts mehr zu verstehen. Frauen und Kinder, deren Gesichter im Licht der Schiffslaternen unnatürlich bleich wirkten, drängten sich um den Hauptmast zusammen. Einige Mannschaftsmitglieder, die in irgendeiner Spelunke ihren Rausch hatten ausschlafen wollen, rannten über die Kaimauer herbei.

«Ich sagte halt!» Jonathon zog die Pistole aus dem Gürtel, zielte in den Himmel und drückte ab. Die Waffe entlud sich laut in die Nacht, und der Rückschlag fuhr durch Jonathons Arm. Alle, die sich auf dem Schiff befanden, hielten erschrocken inne und starrten den Schützen an. Als das Echo des Schusses von den Lagerhauswänden zurückgeworfen war und auf dem Fluss erstarb, sagte Jonathon: «Diese Schaluppe soll General Washingtons Armee Schießpulver bringen. Die Ware ist bereits bezahlt. Wenn ihr mit dem Schiff fahren wollt, müsst ihr das Pulver mitnehmen. Ich komme gerade aus der Stadt, und ich kann euch sagen, dass noch keine Briten angelangt sind. Sobald sie kommen, dürft ihr ablegen. Doch wenn ihr das Pulver

nicht mitnehmt, werden die Briten es beschlagnahmen und gegen euch einsetzen.» Er schob die Pistole in den Gürtel zurück. «Davon einmal abgesehen, ist die Schaluppe ohne Ballast nicht fahrtüchtig. Wenn ihr also kein Ballastgewicht mitnehmt, werdet ihr alle ertrinken.»

Jonathons letzte Worte oder vielleicht der Umstand, dass er mit so viel Gelassenheit und Selbstbewusstsein gesprochen hatte, bewegte die Flüchtenden zur Umkehr. Jonathon behielt seine Autorität über sie aufrecht, indem er rasch die richtigen Befehle erteilte. Die Laternen mit den gefährlichen Flammen wurden längsschiffs gebracht. Die Männer schoben Planken von der Kaimauer zum Schiff. Andere rollten große Fässer aus dem Lagerhaus. Ein Tragbalken nahm sie auf und beförderte sie unter Deck in den Laderaum. Jedes Fass enthielt vierhundert Pfund bestes Schwarzpulver. Die Ladung stammte von einem britischen Handelsschiff, das ein amerikanisches Kaperschiff im letzten Herbst in der Chesapeake Bay aufgebracht hatte. Jonathon hatte ihm das Pulver abgekauft und es dann mit einem fairen Aufschlag an die Rebellenarmee veräußert. Diese wertvolle Ladung galt es davor zu schützen, den Briten in die Hände zu fallen. Allein aus diesem Grund war Jonathon in die hektische Nacht hinausgeeilt.

Die Fässer rumpelten über die Pflastersteine und dann über die Planken. Kein einziger Rotrock ließ sich blicken, um dieses Treiben zu stören. Nur ein Riese von einem Mann mit

Schultern wie ein Pflugochse stampfte heran und verlangte zu erfahren, wer die Beladung der Schaluppe angeordnet habe.

«Das war ich.» Jonathon hatte auf dem Schiff im Schatten gestanden. Doch jetzt humpelte er mit seinem eigenartigen seitlichen Gang auf den Kai zurück.

Ezra Woollards Ärger verflog sofort, als er den Neffen seines Herrn im Licht erkannte. «Weiß Euer Onkel, was Ihr hier unternehmt, Master Jonathon?»

«Er hat mich geschickt.»

Diese Antwort war vieldeutig, und Woollard, dem das nicht entgangen war, machte eine finstere Miene. «Warum wollt Ihr das verdammte Zeug fortgeben?»

«Weil der Kunde dafür bezahlt hat.»

«Aber wenn die Briten kommen, Master Jonathon, können wir es ihnen auch verkaufen. Zweimal Bezahlung für ein und dieselbe Ware, was?»

«Der Kongress hat für die Ware bezahlt, also soll der Kongress sie auch erhalten.» Jonathon war ein großer Mann, aber gegen Woollard, Abels Lagermeister und Vorarbeiter, wirkte er wie ein Zwerg. Noch arbeitete Jonathon wie Woollard für seinen Onkel Abel, doch in ein paar Monaten wäre Jonathon alt genug, sein Erbe anzutreten und Teilhaber des Becket-Unternehmens zu werden. Bis zu jenem Tag behandelte Ezra Woollard Jonathon mit einer Mischung aus Zweifel und Respekt. Damit brachte er klar genug zum

Ausdruck, dass er den Tag nicht gerade herbeisehnte, an dem dieser verkrüppelte junge Mann sein Herr sein würde.

«Oder verschickt Ihr das Pulver vielleicht», fragte der Lagermeister mit einem hämischen Blick, «weil eine junge Frau Euch in Euren Ansichten schwankend gemacht hat?»

Jonathon ignorierte die anzügliche Bemerkung. «Ihr steht mir im Weg, Woollard!»

«Oh, verzeiht, Mylord!» Der Lagermeister verbeugte sich übertrieben, trat dann aber beiseite, um zuzusehen, wie die letzten Fässer über das Kopfsteinpflaster gerollt wurden. Die Menschenmenge an den Fähren-Piers nahm sichtlich ab, und das Licht der Fackeln wurde vom ersten fahlen Grau der Dämmerung überstrahlt. Der Kapitän der Schaluppe bedankte sich bei Jonathon. «Ich hätte fast mein Schiff verloren. Seid vielmals bedankt, Herr.»

«Ihr hättet beinahe das Schwarzpulver verloren.»

«Eine Ware, die in diesen Tagen von allerhöchstem Wert ist. Ich weiß nicht, wann ich Euch wiedersehe, Master Becket, doch Gottes Segen soll mit Euch sein.»

Die schwere Schaluppe stieß ab, gelangte ins offene Flusswasser, setzte Segel und erwischte den frühen Morgenwind, der das Schiff nach Norden trug. Während Jonathon dem Kielwasser des Schiffs nachsah, das sich silbern glitzernd gegen den dunklen Strom abhob, spürte er eine bleierne Müdigkeit, die ebenso schwer wog wie die Ladung, die er gerade vor den Briten gerettet hatte.

Woollard hatte sich verzogen. Jonathon verschloss das Lagerhaus und blickte dann kurz und voller Hoffnung über den Fluss. Doch was er dort zu sehen hoffte, zeigte sich nicht, und so kehrte er dem dunklen Wasser den Rücken zu. Sein rechter Fuß schmerzte beim Gehen. Es gab Zeiten, in denen hasste er es, wenn sein Fuß über den Boden schleifte; dann empfand er Widerwillen vor sich, weil er mit einer solchen Karikatur von einem Bein ausgestattet war. Doch noch viel mehr hasste er es, wenn andere ihm voller Mitleid begegneten oder ihn merken ließen, dass er kein vollständiger Mensch war.

Auf den Straßen war es deutlich ruhiger geworden. Die Patrioten waren alle fort, und die Loyalisten, die mittlerweile gemerkt hatten, dass die Briten doch nicht kamen, liefen neugierig durch die Straßen der Stadt im Dämmerlicht, um festzustellen, wer geflohen und wer geblieben war. In Philadelphia waren die Tories den Whigs immer zahlenmäßig überlegen gewesen. Jonathon sagte sich voller Scham, dass diese Stadt eine Besetzung durch die Truppen des Königs willkommen heißen würde.

Er humpelte zur Ecke von Market Road und Fourth Street und mühte sich dort die Stufen vor einem hohen Steinhaus hinauf. Die Fensterläden standen offen, und das besagte, dass der Haushalt erwacht war. Jonathon hämmerte an die Tür. Er gähnte und blickte kurz nach Westen, als erwarte er, dort, wo die Straßen der Stadt in offenes Land übergingen,

Rotröcke zu sehen. Doch draußen bewegte sich niemand. Die einzigen Geräusche in Philadelphia waren das Krähen der Hähne und das Muhen der Kühe, die gemolken werden wollten. Früher war der frühe Morgen in Philadelphia eine Zeit gewesen, in der die Glocken aller Kirchen geläutet hatten. Doch dann hatten die Rebellen alle Glocken abgehängt, um sie einzuschmelzen und daraus Kanonenrohre zu gießen. Jonathon wandte sich wieder der Tür zu und betätigte den Messingklopfer erneut.

Schon wurde die Tür aufgezogen. «Mein Gott, du bist aber früh!» Martha Crowl verzog das Gesicht, als sie vom ersten rötlichen Sonnenlicht getroffen wurde. «Ich habe die Morgendämmerung seit meiner Hochzeitsnacht nicht mehr gesehen, und damals habe ich darum gebetet, sie nie wieder sehen zu müssen. Aber komm doch herein, lieber Bruder.»

Jonathon folgte ihr ins Haus und hinauf in den Salon im ersten Stockwerk. «Ich hatte schon halb damit gerechnet, dass du auch davongelaufen wärst.»

«Um all diese hübschen Dinge hier zurückzulassen, damit irgendein nichtsnutziger Rotrock sie durchwühlt?» Martha wies mit einer weit ausholenden Geste durch ihren Salon, der in der Tat mit hübschen Gegenständen angefüllt war. Ein venezianischer Spiegel auf einem Marmorsims, neben dem eine vergoldete Uhr stand, die von reich verzierten silbernen Kerzenhaltern flankiert wurde. Marthas Gemahl, ein

Rechtsanwalt, hatte in Europa Gemälde erstanden. Schöne Bilder von alten Städten und arkadischen Landschaften. Und er hatte in London bei den besten Tischlern die schönsten Möbel gekauft. Und Martha fügte gern hinzu, er sei rücksichtsvoll genug gewesen, früh zu sterben, sodass Martha im Alter von sechsundzwanzig Jahren zu einer vermögenden Witwe geworden war. Zusätzlich zu seinem Reichtum hatte Thomas Crowl Martha Tochter Lydia zurückgelassen, die nun sechs Jahre zählte. «Sie ist noch nicht wach», sagte Martha. «Gott allein mag wissen, warum sie noch schläft. «Möchtest du eine Tasse Tee?»

«Gern.»

Jonathon nahm Platz, als Martha an der Glocke zog. Sie war so groß wie ihr jüngerer Bruder und hatte das schmale Gesicht der Beckets. Manche hielten ihre Züge für zu knochig, um ihr wirkliche Schönheit zu bescheinigen, doch Martha machte das mit ihrer natürlichen Eleganz mehr als wett. Ihr Haar war wie das Jonathons pechschwarz, doch heute Morgen versteckte sie es unter einer Haube. Sie drehte sich zu ihrem Bruder um: «Du siehst ziemlich dreckig aus.»

«Ich habe achtzig Fässer feinsten Schießpulvers verladen und es damit vor dem Zugriff der Briten bewahrt.»

«Die allerdings nicht gekommen sind, es zu holen», wandte sie trocken ein. «Vielleicht lassen sie sich ja überhaupt nicht hier blicken.»

«Wenn General Washington sie aufhalten kann.»

«Letzte Woche ist ihm das aber nicht gelungen, oder?» Die Briten, die vorsichtig von ihren Schiffen in der Chesapeake Bay aus vorgerückt waren, waren bei Brandywine Creek auf die Armee der Rebellen gestoßen. Und wieder einmal war General Washington ausmanövriert und geschlagen worden. Es war immer die gleiche Geschichte. Letzten Winter hatte Washington bei Trenton einen Sieg errungen. Tausend gefangene Hessen waren im Triumphzug durch die Stadt geführt worden, und dieser Anblick hatte bei den Patrioten die Hoffnung gestärkt, dass ihr General es endlich doch gelernt hatte, wie man Schlachten für sich entscheidet. Diese Hoffnung hatte noch bestanden, als die Patrioten den eigenen Truppen bei deren Ausrücken nach Brandywine zugejubelt hatten. Und dann, eine Woche später, hatten sie schweigend und niedergeschlagen zugesehen, wie Washingtons Truppen verwundet, müde und besiegt zurückgehumpelt waren.

Die Loyalisten waren begeistert gewesen, während die Patrioten in tiefe Verzweiflung verfallen waren. Martha und Jonathon gehörten zum Lager der Verzweifelten, auch wenn ihr Onkel Tory und Royalist war. Martha hatte einen Whig geheiratet, und Jonathon hatte mit lebhaftem Interesse die leidenschaftlichen Debatten in der Stadt verfolgt und sich schließlich auf die Seite der Rebellen geschlagen. Nun hatte es den Anschein, als würde seine Treue zur Sache der

Patrioten auf eine harte Probe gestellt, denn zum ersten Mal seit Ausbruch der Kämpfe rückten die Briten auf Philadelphia vor.

Martha beobachtete ihren Bruder dabei, wie er sich ausgiebig das rechte Bein massierte. «Tut es dir weh?»

«Ich bin länger als sonst gelaufen. Es war keine Zeit mehr, ein Pferd zu satteln.»

«Armer Jonathon.» Nur Martha durfte ihn bemitleiden, denn seit seiner Geburt war sie seine engste Freundin. Die Heirat hatte sie aus dem Elternhaus geführt. Dann war der Vater gestorben, und Jonathon musste seinem Onkel helfen, doch die tiefe Verbundenheit zwischen Bruder und Schwester hatte in keinem Moment nachgelassen. Jonathon war heute kein verkrüppelter Junge mehr, der Schutz brauchte, doch Martha konnte sich von dieser Sicht nicht lösen.

Eine Magd brachte den Tee. Jonathon saß am Fenster und blickte traurig auf die Dachziegel der Häuser. «Die letzte Nacht war entsetzlich. Ich hätte nie geglaubt, Menschen einmal so würdelos sehen zu müssen.»

Martha lächelte. «Du bist zu streng, Bruder.»

«Sie boten einen beschämenden Anblick!»

Martha zuckte mit den Schultern. «Ich denke, die Briten haben bei ihrer Flucht aus Boston einen ebenso beschämenden Anblick geboten.»

Jonathon lächelte sie kurz an, um ihr zu zeigen, dass er ihr für den Trost dankbar war. Dann lehnte er sich gegen die aufgezogenen Läden. «Glaubst du, dass wir noch gewinnen können?»

«Glaubst du vielleicht, ich besitze die Gabe des Hellsehens? Ich kenne dich nicht als Mann, der törichte Fragen stellt.»

Jonathon zuckte zusammen, nicht wegen neuer Schmerzen im Bein, sondern aus Ärger. «Ich kann den Gedanken einfach nicht ertragen, dass sie hier einmarschieren wollen! Und durch unsere Straßen spazieren! Sich in unseren Häusern breitmachen! Und unsere Mitbürger verhöhnen!»

«Falls sie überhaupt kommen.» Martha klang nicht gerade hoffnungsfroh, doch in diesen Zeiten blieb einem Patrioten kaum etwas anderes übrig, als nach jedem Strohhalm zu greifen. «Ich habe gehört, sie biegen vielleicht nach Süden ab und marschieren auf Baltimore zu.»

Jonathon schien das nicht gehört zu haben. Er starrte weiterhin auf die Dächer, die sich klar vor dem Himmel abzeichneten und somit einen neuen wolkenlosen Tag verhießen. «Ich könnte es nicht ertragen, hier zu bleiben und ihren Triumph mitverfolgen zu müssen!»

«Das wird sicher nicht einfach», stimmte seine Schwester zu.

Jonathon drehte sich zu ihr um: «Deshalb gehe ich fort.»

Martha schwieg zunächst. Ihr Bruder war eine dunkle Silhouette vor dem Fenster, aber sie brauchte sein Gesicht gar nicht zu sehen, um zu wissen, was für eine trotzige Miene er jetzt aufgesetzt hatte. «Du willst fort?»

«Bislang war ich von Nutzen.» Seine Stimme klang unvermittelt fieberhaft. «Ich bin ein guter Kaufmann und habe dem Kongress treu gedient. Ich habe die Armee mit Tierhäuten, Roheisen, Flintsteinen und Schwarzpulver beliefert. Aber jetzt kommen die Briten. Wenn wir jetzt Handel treiben wollen, dann dürfen wir das nur mit dem Feind. Damit hat meine Nützlichkeit ihr Ende gefunden. Wenn ich hier bleibe, muss ich britisches Gold nehmen und mit britischen Handelsleuten Geschäfte machen. Und das kann und will ich nicht!»

«Bist du zu stolz dafür?»

«Wenn du so willst, ja!»

Martha betrachtete die Silhouette ihres Bruders. «Und was willst du dann unternehmen?»

«Ich kann reiten!» Er klopfte auf das kranke Bein. «Zugegeben, mit dem Marschieren ist es bei mir nicht weit her, aber ich kann kämpfen wie ein Mann. Und alles, was ein Kavallerist können muss, ist kämpfen und reiten.» Er lächelte seine Schwester an. «Ich werde mich freiwillig melden.»

«Aha, du kannst also reiten», entgegnete sie ironisch. «Und was, wenn dir das Pferd unter dem Hintern

weggeschossen wird? Was willst du dann tun? Davonhumpeln?»

Jonathon lachte grimmig. «Wenn es sein muss, auch das!»

«Du bist ein Narr!» Sie erhob sich und lief ein paar Schritte durch das Zimmer. «Grundgütiger, Jonathon, was bist du für ein Narr!» Sie drehte sich zu ihm. «Oder steckt möglicherweise Caroline dahinter?» Jonathon antwortete nicht darauf. Martha wurde über sein Schweigen so wütend, dass sie ihn anfuhr: «Du kannst sie nicht heiraten!»

Jonathon lächelte. «So wie es aussieht, habe ich ihr noch keinen Antrag gemacht.»

Martha, die immer schon gefühlsbetonter gewesen war als ihr Bruder, spürte, wie ihre Wut anschwoll. «Kann sie lesen?»

«Fließend.»

«Du weißt hoffentlich, dass Ezra Woollard sie heiraten will?»

«Sie hat nein zu ihm gesagt.» Jonathon klang ganz gelassen. Diese Angewohnheit von ihm hatte schon viele Menschen irritiert, besonders wenn er auch bei den beleidigendsten Provokationen seine Fassung behielt und vernünftige und ruhige Antworten gab.

Martha hingegen musste, wenn die Wut sie gepackt hatte, Dampf ablassen, ohne sich darum zu scheren, ob sie damit mehr Schaden anrichtete als gutmachte. «Aber sie ist eine Krämerstochter! Sie lebt auf der anderen Seite des Flusses! Sie verkauft Gemüse!»

«In gewisser Weise bin ich doch auch so etwas wie ein Krämer», entgegnete Jonathon. «Doch um auf deine ursprüngliche Frage zurückzukommen, teure Schwester, Caroline hat mich davon abzubringen versucht, die Stadt zu verlassen. In diesem Punkt denkt sie wie du.»

«Das spricht für sie», gab Martha giftig zurück. «Bei allem, was recht ist, hast du denn noch nicht genug getan? Die Armee braucht vollständige Männer, keine Behinderten!»

Jonathon ließ sich auch davon nicht aus der Ruhe bringen. «Sie braucht Männer.»

«Ich lasse es nicht zu.» Martha marschierte zu ihm. «Wenn du in die Armee eintrittst und Soldat wirst, verlierst du dein Erbe, und alle Arbeit deines Vaters wird umsonst gewesen sein! Ezra Woollard wird die Firma übernehmen. Abel mag ihn. Und unser Onkel hat keinen Sohn, dem er alles vermachen kann! Und dazu wirst du es doch wohl nicht kommen lassen wollen, oder?»

«Ich möchte das, was du auch willst: Freiheit!»

«Gott stehe uns bei!» Sie blickte streng in seine dunklen, amüsierten Augen. «Es tut mir leid, dass ich dich einen Behinderten genannt habe.»

«Aber was, du hast doch recht. Ich humpele zur Belustigung der Kinder durch die Straßen. Und ich habe mich daran gewöhnt. Doch nun ist Schluss damit. Nun will ich Soldat werden.»

Martha setzte sich neben ihn. «Und wenn ich dir einen anderen, einen besseren Vorschlag mache, wie du die Briten bekämpfen kannst?»

«Schieß los.»

Martha zögerte einen Moment, so als suche sie nach den richtigen Worten, um ihren Bruder von seinem Vorhaben abzubringen: «Ich bleibe in dieser Stadt, weil sie mein Zuhause ist. Und auch das von Lydia. Und ich will es mir einfach nicht vorstellen, wie wir von einer Bande Rotröcke über das offene Land gejagt werden. Also ertrage ich ihre Besatzung, aber ich leiste auch Widerstand. Oh, ich werde mit ihnen reden, Jonathon, ich werde ihnen Wein und Musik bieten, und ich lache über ihre Scherze. Aber die ganze Zeit über werde ich die Ohren aufsperren. Und das kannst du auch. Wenn du mit den Briten Handel treibst, lernen sie dich bald kennen. Und fassen Vertrauen zu dir. Sie fangen an, dir Dinge zu erzählen. Und du siehst, was sich so auf den Kais tut. Welche Truppen hier eintreffen und wie stark sie sind. Solche und andere Dinge sind wichtig für unsere Streitkräfte, also werden wir sie ihnen erzählen und ihnen damit mehr dienen, als wenn wir ein Gewehr in der Hand hielten!»

«Vielleicht.»

«Nicht vielleicht, sondern ganz bestimmt!» Martha suchte nach weiteren Gründen, um Jonathon zum Bleiben zu bewegen, und in ihrer Verzweiflung brachte sie ein

Argument vor, das sie unter anderen Umständen entschieden abgelehnt hätte: «Caroline bleibt auch. Du könntest sie dann öfter sehen.»

Jonathon schwieg wieder. Er sah dem Rauch nach, der aus den Küchenkaminen nach oben trieb, und seufzte. «Wenn ich hier im warmen und gemütlichen Heim zurückbleibe, werde ich mir selbst nicht mehr ins Angesicht blicken können.»

«Niemand wird dir daraus einen Vorwurf machen.»

«Meinst du deswegen?» Er klopfte leicht auf sein rechtes Bein.

«Ja, deswegen.»

Er lächelte. «Aber du, Schwester, weißt genauso gut wie ich, dass ich fast alles kann, was andere Männer vermögen. Und wenn ein anderer Mann sein Erbe aufs Spiel setzen und kämpfen kann, dann kann ich das ebenso. Niemand würde mir einen Vorwurf daraus machen, wenn ich hier bliebe. Niemand, außer ich selbst!»

«Ach, du dummer Narr!» Martha blickte nach draußen. «Die Briten sind noch nicht da, und die Loyalisten feiern noch nicht ihren Sieg. Also kannst du doch noch etwas warten. Um mehr bitte ich dich doch gar nicht! Warte noch ein Weilchen!»

«Damit du mir mein Vorhaben ausreden kannst?»

«Damit ich dich davon überzeugen kann, dass du, wenn du bleibst, dem Feind mehr Schaden zufügen kannst, als

wenn du gehst.»

«Ich warte», entgegnete er. «Ich hatte ohnehin nicht vor, gleich aufzubrechen. Du hast also noch ausreichend Gelegenheit, mich zu bedrängen.»

«Es ist kein Bedrängen.» Martha schloss die Augen. «Ich habe meine Mutter, meinen Vater und meinen Mann verloren. Meinst du, ich möchte dich auch noch verlieren?»

«Gott hat mir bereits mein Teil zukommen lassen», sagte er bitter. «Ich kann mir nicht vorstellen, dass er noch Schlimmeres für mich vorgesehen hat.»

«Denkst du denn, du kannst ewig leben?», fragte Martha missbilligend.

«Ich denke», sagte Jonathon lächelnd, «dass ich noch eine Tasse Tee möchte.»

Und so wartete Philadelphia, die mutigste und beste Stadt an der amerikanischen Küste, auf den Trommelschlag fremder Truppen. Und die Rotröcke waren schon auf dem Weg.

Drei

«Bestrafung!» Die Stimme des Sergeant-Majors war drei Felder weit zu verstehen. «Achtung!»

Siebenhundert rechte Stiefel stampfen gleichzeitig auf dem trockenen Weideland auf, und dem folgte absolute Stille. Zehn Kompanien waren angetreten und bildeten drei Seiten eines Karrees. In jeder Kompanie standen die größten Männer an den Flanken und die kleinsten im Zentrum. Die

lange Reihe des Bataillons stieg und fiel, stieg und fiel wie bei einer wohlgetrimmten Hecke. Sergeants liefen mit ihren Stöcken hinter den Reihen auf und ab. Das Sonnenlicht spiegelte sich auf blankgeputzten Gürtelschnallen und Musketenläufen wider.

Der Himmel war wolkenlos, und der Tag hatte eine bedrückende, schwüle Hitze gebracht. Unter den dicken roten Wolljacken juckte den Soldaten die Haut, und Schweiß glänzte auf ihren Gesichtern.

Gegenüber dem angetretenen Bataillon, an der vierten Seite des Karrees, stand ein Dreigestell aus Stangen. Der Punkt, an dem die drei schrägstehenden Stangen sich trafen, erhob sich zweieinhalb Meter über den Boden. Auf den ersten Blick wirkte das Gebilde wie ein Dreibein, das darauf wartete, dass ein unförmiger schwarzer Kochtopf daran aufgehängt würde. Doch darunter hatte niemand ein Feuer entzündet. Stattdessen hing dort ein Soldat, den man bis auf die schmutzige Hose entkleidet hatte, an Händen und Fußgelenken gefesselt. Man hatte ein Brett aus einem Schuppen im nahe gelegenen Dorf gerissen und es an zwei der Stangen genagelt, sodass der Mann sich nicht bewegen konnte. Keine Lederschürze bedeckte seine Nieren, ein sicheres Anzeichen dafür, dass seine Offiziere ihn an diesem heißen amerikanischen Abend sterben lassen wollten.

Zwei Männer sahen aus sicherer Entfernung zu. Sie gehörten nicht zu den Einheiten, die dort angetreten waren,

und konnten sich deshalb zwanglos darüber unterhalten, dass ihnen das gleiche Schicksal blühen würde wie dem Mann, der dort an den Stangen hing. «Das Einzige, was er falsch gemacht hat», sagte der Gefreite Nathaniel Gilpin, «war, sich erwischen zu lassen.»

«Was er wirklich falsch gemacht hat», korrigierte ihn sein Zwillingsbruder, «war, davonzulaufen. Dumm wie Bohnenstroh!» Sam hatte die meisten Uniformteile ausgezogen und neben sich im Gras aufgehäuft. Im Augenblick löste er gerade die schwarzen Gamaschen von den Stiefeln. Wie der Soldat im Dreigestell hatte auch er seinen Oberkörper entblößt. Doch Sam brauchte keine Bestrafung zu befürchten. Nachdem er sich der Stiefel entledigt hatte, rollte er seine Hose hoch und watete in den kleinen Bach. Pfeifend fing er an, das Pferd von Captain Kelly abzureiben. Das Ross, das auf den Namen Cleo hörte, ließ es sich geduldig gefallen. Sam Gilpin war immer schon gut mit Tieren zurechtgekommen. Er behandele alle Lebewesen gut, pflegte seine Mutter zu sagen, und sei deshalb zu schade für die Armee. Doch Siebzehnjährige sind mit der Sturheit eigener Vorstellungen gesegnet, und so hatte Sam seiner Mutter das Herz gebrochen.

Sein Bruder Nate starrte wie gebannt auf die Szene, wo der Deserteur ausgepeitscht wurde. Trommeln schlugen den Takt, zu dem zwei Männer ihre Peitschen zweimal um den Kopf schwangen, bevor sie sie auf den Rücken des Soldaten

niedersausen ließen. Nate zuckte bei jedem Hieb zusammen. «Das muss furchtbar weh tun.»

«Natürlich tut es furchtbar weh! Das ist ja schließlich der Sinn der Sache, oder?» Sam achtete nicht weiter auf die Bestrafung. Er war froh, wieder an einem Pferd arbeiten zu können. Das erinnerte ihn an die Welt, die er zurückgelassen hatte, als er vor drei Jahren den roten Rock angezogen hatte. Er war jetzt zwanzig, groß und gerade gewachsen und hatte ein freundliches, intelligentes Gesicht. Sein Haar, das nun vom Mehl weiß gefärbt war, hatte normalerweise die Farbe von Gold. Und im Dienst band er es zu einem langen, steifen Zopf zurück. «Sieh einfach nicht hin!» Er rieb den Staub von den Flanken des Rosses und erfreute sich daran, wie der Glanz auf das Fell zurückkehrte. Viele Offizierspferde hatten die furchtbare Reise von New York nicht überlebt. Die Flotte hatte aus Gründen, die kein Soldat je begreifen würde, tagelang in der Dünung vor Anker gelegen, und die Hitze hatte alle Lebensmittel an Bord verdorben und das Wasser faulen lassen. Die Pferde waren darüber durchgedreht und hatten ihre Boxen zertreten und so gewütet, dass sie erschossen werden mussten. Diese Wochen hatten die Überlebenden zu anderen Menschen gemacht.

Sam berührte die lange Narbe am Schenkel des Rosses und bemerkte zu seiner Freude, dass das Tier nicht zusammenzuckte. Die Wunde schien gut zu verheilen. Eine Rebellenkugel war ihm bei Brandywine Creek ins Fleisch

gefahren. Sam hatte einen Brei aus altem Brot und Spinnweben gekocht und diesen auf der Wunde verrieben. Sein Mittel wirkte wunderbar. Er streichelte die Nüstern des Pferdes. «Du bist ein zähes altes Biest, nicht wahr, Cleo? Der Yankee, der dich erschießen kann, muss erst noch geboren werden, was?»

«O Gott!» Nate starrte auf das Blut, das auf die weiße Hose des Deserteurs floss. Der Mann zuckte und verdrehte sich, während die Peitschen ihn abwechselnd trafen. Nach jedem Hieb zogen die Bestrafer das Leder durch ihre beschmierten Finger, um es von Blut und Fleischfetzen zu reinigen. «Der arme Teufel.»

«Sieh besser nicht mehr hin!» Doch in eben diesem Moment spuckte der Mann den Lederknebel aus und gab einen schrillen, grässlichen Schrei von sich. Das Ross legte darüber die Ohren nach hinten, und Sam drehte sich trotz seines Widerwillens zu der Szene um. Männer aus anderen Bataillonen, die zu beiden Seiten der Landstraße biwakierten, zuckten bei diesem Verzweiflungsschrei zusammen. Sam lief ein Schauer über den Rücken. «Sie sollten ihn endlich mit einer Kugel erlösen.»

«Er hätte sich nicht erwischen lassen dürfen, nicht wahr?», sagte Nate.

«Er hätte vor allem gar nicht erst weglaufen sollen. Wer sich verdrückt, bittet ja geradezu darum, Schwierigkeiten zu bekommen.» Der Mann war ein Fahnenflüchtiger, den man

wieder eingefangen hatte. Desertation war in der Armee ein unverzeihliches Vergehen, das auf das Härteste bestraft wurde.

«Wenn ich es tue, dann aber richtig.» Nate grinste. Er war dunkler als sein Zwillingsbruder, aber beiden war ein pfiffiges Gesicht eigen. Große Jungs, die auf dem Land aufgewachsen waren, der Traum jedes Rekrutierungsoffiziers. Doch Nate hatte einen eigenen Traum. Er wollte abhauen. Er wollte weglaufen, weil er sich sicher war, dass irgendwo hinter dieser feuchtheißen Küstenebene das amerikanische Paradies liegen musste, wo das Getreide fast von selbst wuchs, wo die Apfelbäume so schwer mit Früchten beladen waren, dass die Äste unter der Last abbrachen, und wo Nate, sein wichtigster Grund, mit Maggie allein sein konnte. In Nates erträumtem amerikanischem Paradies gab es keinen Hunger, keinen Dienst für den Squire und keine Rotröcke; keine Sergeants, keine Auspeitschungen, keine Gamaschen, keine Ledergerten, keine Stockhiebe, keine Morgen voller Übelkeit und Erbrechen und keine Kinder, die in der Nacht weinten und schrien. Und vor allem keine Soldaten.

«Sie fassen dich ja doch.» Sam glaubte nicht an das Paradies seines Bruders. «Und dann peitschen sie dich so lange, bis sie das Fleisch von deinen Rippen gerissen haben. Sei doch nicht so ein verdammter Idiot, Nate.» Er sah seinen Bruder mit einer Mischung aus Liebe und Bitten an. Sie

hatten sich immer sehr nahe gestanden, und das war auch heute noch so. Sam konnte die Vorstellung nicht ertragen, dass sein Bruder sich selbst in Chaos und Schmerz stürzen würde. «Du darfst nicht einmal an so etwas denken!»

«Drei hätten eine bessere Chance als zwei, Sam.»

«Sie greifen dich auf, peitschen dich zu Tode, und ich darf dich beerdigen. Sei doch nicht so ein gottverdammter, hirnverbrannter Narr!» Sams Liebe zu Nate war so groß, dass er jetzt ernsthaft böse wurde. Er wandte sich verdrossen ab und fing an, die Mähne Cleos zu striegeln. Er dachte dabei an die große Freude, die er damals zu Hause empfunden hatte, wenn er dort die großen Pflugpferde versorgen durfte.

Drei junge Kühe, abgemagert und in einem jämmerlichen Zustand, wurden dreißig Meter weiter zum Bach getrieben. Den Tieren und ihren Metzgern folgte die Schar der Ehefrauen und Kinder der Bataillonssoldaten. Musketen wurden gespannt, angelegt und abgefeuert. Drei Schüsse krachten kurz und hart durch die schwüle Luft. Die drei Färsen zuckten und brachen schwer auf dem Gras zusammen. Ein Tier muhte noch kläglich, bis ein kräftiger Axthieb ihm das Rückgrat spaltete. Die Hufe der beiden anderen schlugen wild um sich, und die Metzger zogen ihre Messer aus den Scheiden. Blutfontänen spritzten in die Luft, und die Kinder lachten über diesen Anblick. Die Frauen hatten ihre eigenen Messer gezückt und krochen auf allen vieren wie Raubtiere heran, um ein Stück Fleisch zu

ergattern. Einer der Schlächter trat ihnen mit der bluttriefenden Axt entgegen, um sie zurückzutreiben. Eine alte Vettel knurrte ihn an. Der Geruch von frischem Blut machte Cleo unruhig, und Sam rümpfte die Nase.

«Heute Abend gibt es Rindfleisch.» Nate vergaß die Auspeitschung für einen Moment. «Ist mal ’ne Abwechslung zu dem ewigen Schweinefleisch. Dort drüben ist ja auch Maggie.»

«Lass sie in Frieden, Nate!»

«Was soll ich tun? Sie lässt mich ja nicht in Ruhe.» Nate sah den Metzgern bei der Arbeit zu. Sie schnitten gerade Leber und Nieren heraus und warfen sie in einen Holzeimer. Diese Delikatessen würden heute Abend in der Offiziersmesse serviert. «Sie schaut nach mir.»

«Um Himmels willen, Nate!» Sam führte das Pferd ein paar Schritte flussaufwärts, um seinen Bruder von der jungen Frau abzulenken und fortzubringen. Doch eine umgestürzte Weide versperrte ihm den Weg. Von den Feldlagern drang der Geruch neu entzündeter Feuer heran, und auf dem anderen Feld wurde die Auspeitschung fortgesetzt. Der Deserteur schrie nicht mehr. Man hatte ihn zu eintausend Schlägen mit der sechsschwänzigen Peitsche verurteilt. Eine Gruppe von Offizieren, deren Uniformen hell im Licht der Abendsonne strahlten, begab sich zu den Pferden, um von dort aus die Züchtigung verfolgen zu können.

Sam machte sich wieder an die Arbeit. Es gehörte zwar nicht zu seinen Aufgaben, Captain Kellys Pferd zu versorgen, aber alle Offiziere des Bataillons wussten, dass Sam Gilpin weit besser mit Pferden umzugehen verstand als ihre Burschen. Deshalb zahlten sie ihm gern einen Shilling, wenn er sich um ihre Reittiere kümmerte oder sie im Krankheitsfall versorgte. Sam wischte Cleos Augen und Nüstern mit einem feuchten Lappen ab. Dann hörte er das verräterische Platschen im Wasser.

«Nate!» Maggie lächelte nervös. Ihre Röcke schleiften durch den Bach. Das Wasser reflektierte das Licht der untergehenden Sonne und warf kleine helle Ringe auf das schmale, gebräunte Gesicht des Mädchens. Nate umarmte sie, und es schien ihm völlig gleich zu sein, ob ihn in diesem Moment jemand beobachtete oder nicht. Das Mädchen blickte über die Schulter ihres Liebsten und entdeckte seinen Zwillingsbruder. «Hallo, Sam.»

«Missis Scammell», grüßte Sam übertrieben formell zurück.

«Ich habe euch etwas mitgebracht.» Sie hielt ein blutiges Stück Ochsenschwanz in der Hand, reichte es aber nicht Nate, sondern Sam. Sam wusste, dass Maggie seinem Bruder die Idee zur Flucht in den Kopf gesetzt hatte. Und es war ihm auch klar, dass Maggie wusste, dass Nate nie ohne seinen Bruder davonlaufen würde. Daher gab sich Maggie viel Mühe, Sam dazu zu bewegen, sich ihnen anzuschließen.

Nur war Sam in der Armee nicht so unglücklich wie sein Bruder. Er hatte festgestellt, dass er so gut wie alle anderen in der Kompanie kämpfen konnte, er liebte den Umgang mit Pferden, und er sagte sich, wenn er sich nicht zu dumm anstellte, würde er auch den Bestrafungen entgehen.

Sam weigerte sich, den Ochsenschwanz entgegenzunehmen. «Gebt das lieber Eurem Mann, Maggie.»

«Ich habe ihn nie kirchlich geheiratet!», entgegnete sie heftig.

«Das war wohl auch nicht erforderlich, oder?» Sam wusste, dass diese Worte Scham in Nate hervorriefen, aber Sam war immer der Stärkere und Besonnenere von ihnen gewesen, und er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, nach seinem Bruder zu sehen. «Und nun geht wieder, Maggie! Oder wollt Ihr, dass man Nate auspeitscht? So wie dort!» Er zeigte auf das Stangengestell. «Nicht gerade ein hübscher Anblick, was?»

Aber Maggie sah nicht zu dem blutüberströmten Deserteur. Sie zog Nate hinter das Pferd, wo sie vor den Blicken aus dem Biwak verborgen waren. Fliegen summten vor Sams schweißnasser Brust, während die beiden Liebenden sich umarmten und Sam traurig ansahen, so als sei er der Einzige, der in der Lage war, ihnen ihre Träume zu erfüllen und sie aus der Armee ins Paradies zu führen.

Sam verstand Nates Sehnsucht. Die meisten Frauen, die im Tross dem Bataillon folgten, waren elende Weiber: von Krankheit entstellt, hässlich wie die Nacht, mit ungekämmtem, strähnigem Haar und faulen Zähnen. Maggie war das genaue Gegenteil. Ihr braunes Haar war zwar auch fettig, aber es umrahmte ein gescheites, ansprechendes Gesicht, das bei Männern viele Wünsche wach werden ließ. Sie sah immer so aus, dachte Sam, als würde sie jeden Moment in Tränen ausbrechen, und nur ein einziges freundliches oder liebevolles Wort reichte aus, Glück und Freude auf ihre Miene zu zaubern.

Und Sam wünschte ihr Glück, doch in New York hatte sie sich Sergeant Scammell als Beschützer ausgesucht, und der Unteroffizier war ein außerordentlich eifersüchtiger Mann. «Warum wartet Ihr nicht, bis er in der Schlacht fällt?», hatte Sam Maggie gefragt. «Dann könntet Ihr Nate auf ganz legale Weise ehelichen.»

«Ich will nach Hause», pflegte Maggie darauf zu antworten. Ihr Zuhause lag in Connecticut. Und wenn Maggie Nates Kopf mit ihren Träumen vom Paradies anfüllte, sprach sie von Connecticut, dem Land, in dem die Äpfel so dick wurden, dass daneben kaum noch Platz für die Blätter blieb, wo haufenweise fette Gänse nur darauf warteten, als Braten auf den Tisch zu kommen, und wo das Wasser so rein war wie ein Kristall. Maggie war aus diesem Paradies davongelaufen und nach New York gegangen, wo sie sich als

Hure für einen Shilling verdingt hatte. Ihr zweites Zuhause war die dortige Holy Town mit all ihren Bordellen gewesen. Und jetzt hatte sie Nate kennengelernt und wollte wieder nach Connecticut. «Dort bekommt jeder Siedler fünfzig Hektar Land zugewiesen», drängte sie. Der Ochsenschwanz hing an ihrem Gürtel, und das Blut, das von ihm tropfte, beschmutzte ihren Rock. «Fünfzig Hektar, zwei Sauen und einen Eber. Das haben sie versprochen!»

«Versprechen lassen sich leicht abgeben», entgegnete Sam.

«Doch, sie halten dieses Versprechen!» Sie hielt Nate fest und sah Sam mit großen, verletzt wirkenden Augen an. «Sie haben es schriftlich festgelegt, das heißt doch wohl etwas, oder?»

«Ihr könnt wirklich lesen?», gab Sam barsch zurück.

«Sie haben es versprochen!», erklärte Nate trotzig wie ein kleiner Junge.

Die Rebellen hatten tatsächlich jedem Mann, der die britische Armee verließ, Land und Schweine in Aussicht gestellt, aber Sam glaubte, das Land, das die Rebellen zu verschenken hatten, sei bestimmt wertlos. Und die Schweine, wenn sie denn überhaupt vorhanden waren, mussten die schwächsten und kränklichsten Tiere sein, die die anderen nicht mehr wollten. Er war auch der Ansicht, dass sich in Nates Paradies in den Apfelbäumen mehr Schlangen aufhielten, als es im Garten Eden der Fall

gewesen war. Deshalb wollte Sam nicht mit den beiden fort. «Wenn Ihr aber doch davonlaufen wollt», erklärte er und lehnte sich an die Flanke des Rosses, «dann stellt es richtig an! Brecht nicht mitten in der Nacht auf. Denn das ist zu wenig. Man wird Euch fangen, und dann endet Ihr so wie der arme Teufel dort!» Er zeigte zu dem Deserteur, der nun schlaff in seinen Fesseln hing. Sein Blut tropfte auf den Boden.

«Ich werde es richtig anstellen!», antwortete Nate düster.

«Du bist doch dumm wie Bohnenstroh. Du hast noch nie etwas richtig gemacht! Hast du dich um Kleidung gekümmert, oder willst du vielleicht in deiner roten Uniformjacke losrennen, Nate? In Uniform wirst du von der einen oder der anderen Seite aufgegriffen. Du brauchst für deine Flucht normale Kleidung, etwas Geld und eine Vorstellung davon, in welche Richtung und wohin du willst. Du musst zuerst einen Ort finden, an dem du dich zwei Tage verstecken kannst, bis die Reitertrupps die Suche nach dir aufgegeben haben oder woanders hingezogen sind. Hast du über das alles schon einmal nachgedacht? Sag es mir, Nate.»

«Du hast dir ja schon für mich den Kopf zerbrochen», entgegnete er widerborstig.

«Ja, aber ich will nicht fort», erklärte Sam bestimmt und tauchte dann die Bürste ins Wasser, um dem Pferd das Fell abzureiben.

«Na, das ist ja allerliebst!» Die Stimme gehörte einem großen Mann, der sich wie ein Dieb in der Nacht durch das Dickicht der Weiden geschlichen haben musste und sich nun auf dem Stamm des umgestürzten Baums zeigte. Breitbeinig stand er da, und sein Gesicht lag im Schatten seines silberbesetzten Dreispitzes. Er starrte auf Maggie und Nate. Er war ein starker Mann mit einer breiten Brust, einem flachen Bauch und einer peinlich genau gepflegten Uniform, auf der die Knöpfe so blank poliert waren, dass sie im Licht der Sonne funkelten. Er war auch ein gut aussehender Mann, dessen Erscheinung, Miene und Stimme andere Männer zusammenzucken ließ. «Die jungen Dinger verführen und ihr Herz brechen, seid ihr deswegen in die Armee eingetreten, Nate?» Ohne auf seine gewienerten Stiefel Rücksicht zu nehmen, sprang der Sergeant in den Bach und stapfte auf das Pärchen zu.

Maggie zog ihren Arm rasch aus Nates Armbeuge und hielt den Ochsenschwanz hoch, um so Sergeant Michael Scammell zu besänftigen: «Sieh nur, das habe ich für dich ergattert!»

«Fort mit dem Dreck!» Scammell schlug mit seinem silberbeschlagenen Stock nach dem Stück Fleisch. Es flog hoch durch die Luft und landete auf der anderen Seite des Baches im Gras. Er holte mit dem Stock noch einmal aus und ließ ihn an die Wange seiner Frau klatschen. «Nun verzieh dich, Maggie! Und warte auf mich! Ab!» Er brüllte

das letzte Wort, als würde er einem ganzen Bataillon einen Befehl erteilen.

Maggie war so über den Sergeant erschrocken, dass sie eilig davonstürzte.

Scammell sah ihr nach, dann wandte er sich an Nate. «Habt Ihr dafür irgendeine Erklärung, Private Gilpin?»

«Wir haben uns nur unterhalten, Sergeant.»

«Haltet Euer ungewaschenes Maul!» Der Stock flog wieder hoch und traf Nate am Kinn. «Wenn ich Euch in ihr rieche, Nate Gilpin, reiße ich Euch die Leber aus dem Leib und stopfe sie Euch in Euren verdammten Schlund! Habt Ihr mich verstanden?»

«Wir haben doch nur miteinander geredet!»

«Nur geredet, ein kleiner Plausch, was?» Scammell stürmte unerwartet vor, trat Nate mit einem Stiefel gegen die Fußgelenke und hieb ihm den Ellenbogen in den Nacken. Nate stürzte ins Wasser. Der Sergeant kannte keine Angst. Bei Brandywine hatte eine eingeschlossene Rebellen-Kompanie einen verzweifelten Ausbruch versucht. Scammell war höchstpersönlich mit Muskete und aufgepflanzten Bajonett gegen sie angestürmt. Sam erinnerte sich noch, mit welcher erbarmungslosen Entschiedenheit dieser Mann seine Feinde tötete.

Nun stand Scammell über Nate und drehte mit der Stockspitze das Gesicht des Gefreiten herum. «Seht Ihr das?» Ein blutroter Körper, dem die Haut in Fetzen vom

Rücken hing, wurde gerade von drei Männern davongetragen. Der Deserteur war den Peitschenschlägen erlegen. «Ihr sehr dort mit eigenen Augen, Gilpin, was passiert, wenn Ihr Eure Vorgesetzten verärgert!»

«Jawohl, Sergeant.»

Die Stockspitze hob Nates Gesicht an, bis er dem Sergeant in die harten, wissenden Augen blickte. «Ich werde Euch an ein Dreigestell binden und Euch höchstpersönlich durchpeitschen!» Scammell zischte ihm die Worte zu. «Wenn Ihr in Zukunft auch nur einmal einen Blick auf mein Weib werft, Private Gilpin, lasse ich Euch eine Prügelstrafe zukommen, die sich gewaschen hat, und ich werde Euch die Haut vom Rücken reißen! Habt Ihr mich verstanden?»

«Jawohl, Sergeant.»

«Die jungen Dinger mögen Euch, nicht wahr, hübscher Nate Gilpin?» Scammells Gesicht verzerrte sich vor Zorn, und er schlug den Stock ein-, zwei- und dreimal auf Nates Stirn und Wange, sodass dort die Haut aufplatzte. Dann trat er einen Schritt zurück. «Und nun steht auf und verzieht Euch!» Der große starke Mann war von Hass erfüllt.

Nate kroch aus dem Bach. Scammell wartete, bis er verschwunden war. Dann ließ er sich auf einem Ast des umgestürzten Baumes nieder. Er wischte das Blut von der Stockspitze. «Wollen die beiden davonlaufen, Sam?»

«Nicht, wenn ich sie daran hindern kann, Sergeant.»

«Danach habe ich, verdammt noch mal, nicht gefragt!» Sam sah den Sergeant an. Viele in der Kompanie hassten den großen, selbstgerechten Unteroffizier, doch Sam ließ sich von Scammell nicht einschüchtern. Er anerkannte die Tugenden des Sergeants, mit denen er zwar hart, aber effektiv die Kompanie in der Schlacht zusammenhielt und sie nach Kräften vor dem Schlimmsten bewahrte. Sam hatte auch festgestellt, wenn er Scammell furchtlos und absolut ehrlich gegenübertrat, wurde er von ihm fair behandelt. «Sie werden nicht weglaufen, Sergeant.»

«Sie müssten ja verdammt viel Stroh im Kopf haben.» Scammell schien das wirklich nicht fassen zu können. «Meinen die beiden denn, ich sei blind und würde nichts bemerken?»

Sam wollte ihm lieber nicht antworten, dass sein Bruder der Liebe verfallen sei und Verliebte fast immer nicht mehr klar im Kopf wären. «Nate ist geistig etwas zurückgeblieben, Sergeant. Aber er meint es im Grunde nicht böse.»

«Er hat aber vor, mir meine Hure zu nehmen!» Der Blick aus den Augen des Sergeants war höchst beunruhigend und ließ den Schluss zu, dass dieser große und starke Mann von einem Moment auf den anderen einen Wutanfall bekommen konnte. «Maggie ist eine Einshillinghure, aber sie ist meine Hure. Wenn jemand sie verkaufen will, Sam, dann werde ich das sein. Und nicht Euer Bruder.»

«Das habe ich ihm auch schon gesagt, Sergeant.» Sam hatte es gar nicht gefallen, als er zusehen musste, wie Scammell seinem Bruder das Gesicht zerschlagen hatte, aber wenn er Nate beigestanden hätte, hätte er sich kurz darauf am Dreigestell wiedergefunden, weil er einen Vorgesetzten tätlich angegriffen hatte. Das Zauberwort für das Überleben in der Armee hieß: auf der Hut sein. Sam nahm für sich in Anspruch, dieses Zauberwort gut zu beherrschen.

Scammell öffnete seine Tasche und zog ein Stück rote Wolle heraus. «Für Euch.»

Sam nahm den Stoff. Ein kleines Stück, etwa drei Zoll lang, engmaschig gewebt und hellrot gefärbt. «Was ist das?»

«Steckt es Euch an den Hut. Wir alle werden es tragen, Sam.» Er lachte. «Erinnert Ihr Euch an die vergangene Nacht, als wir die verfluchen Yankees im Schlaf überrascht haben? Diese Hundsfotte heulen und jammern jetzt, beklagen, wir wären unfair gewesen. Wir hätten sie vorher wecken und dann höflich anfragen sollen, ob wir sie ein bisschen umbringen dürfen. Nun, diese Unschuldslämmer von Bastarden haben geschworen, sich an uns zu rächen. Wir wollen ihnen entgegenkommen und ihnen zeigen, wohin sie zu zielen haben, Sam. Steckt Euch das Stück Stoff an den Hut, damit sie sehen können, dass wir es waren, die ihnen so übel mitgespielt haben. Sie sagen, wir seien

Mörder. Zeigen wir ihnen doch, dass wir stolz darauf sind. Diese Tölpel werden sich eines Besseren belehren lassen, wenn sie das nächste Mal unseren roten Hahn am Hut sehen, was?»

«Ich denke, das werden sie, Sergeant.» Sam fühlte sich eigenartig geehrt. Ihm kam das rote Wollbüschel wie ein Ehrenzeichen vor. Er warf es in seinen schwarzen Dreispitz, der neben ihm im Gras lag. «Ich nähe es heute Abend an, Sergeant.»

Scammell blieb auf dem Baum sitzen. «Ich habe Euch gestern Nacht beobachtet, Sam. Ihr habt Euch gut geschlagen.»

«Die Yankees waren doch noch am Schlafen», wehrte Sam in aller Bescheidenheit das Lob ab. Doch tief in seinem Innern erfreuten ihn die Worte des Sergeants. Er erhielt damit den Status eines hartgesottenen, verlässlichen Soldaten, eines Kämpfers jener kleinen Elite, die dank Sergeant Scammell das Herz der Kompanie bildete.

«Ihr seid ein guter Junge, Sam. Verderbt es Euch nicht mit mir.»

«Es mit Euch verderben, Sergeant?»

Scammell schöpfte mit der Hand etwas Wasser, führte sie zum Mund und trank. «Wenn Romeo und Julia sich verdrücken, Sam, könnte mir vielleicht die Idee kommen, dass Ihr die Schuld daran tragt, weil Ihr nicht sorgfältig genug auf Euren Bruder geachtet habt. Haben wir uns da

verstanden? Und das würde mich sehr betrüben. Also behaltet ihn im Auge, und dann bekommen wir beide auch keinen Streit.»

«Er wird keinen Ärger machen.»

«Andernfalls wird er das nicht überleben. Scammell stieg ans Ufer. «Wir sind Bloodybacks, Sam, und wir bleiben Bloodybacks, bis sie uns die Knochen zerschossen haben oder wir tot sind. Es gibt keinen anderen Weg, die Bloodybacks zu verlassen.» Er hob das Stück Ochsenschwanz vom Boden auf. «Wir haben einen Eid geleistet, Sam, und den erfüllen wir, bis sie uns die Blumen von unten betrachten lassen. Sagt das Eurem Bruder.» Er nickte kurz zum Abschied und marschierte dann zu den Biwaks davon.

Sam bürstete den Schwanz des Rosses ein letztes Mal aus und sprang dann in den Bach, um sich abzukühlen. Der Geruch von kochendem Essen vermischte sich mit dem Gestank von Tausenden ungewaschener Männer und Frauen. Diese Mixtur war Sam mittlerweile so vertraut, dass er sie gar nicht mehr wahrnahm. Er stellte fest, dass er sich auf das Abendessen freute, auf die Gespräche am Lagerfeuer und auf die Scherze mit seinen Kameraden. Er wusste, dass Nates versponnener Wunschtraum ihm dieses kleine Glück zerstören konnte.

Denn für einen Rotrock gab es kein Paradies. Nur die Armee, den Pulverqualm auf dem Schlachtfeld und den Stolz

darauf, ein rotes Büschel am Hut zu tragen, das vor aller Welt bezeugte, dass dieser Mann im Töten erfahren war. Sam hatte den Rock des Königs erhalten und als Gegenleistung ihm sein Leben gegeben. Sam wollte bis zum Tod ein Rotrock und verdammt stolz darauf sein.

Vier

Die Höhenzüge setzten sich bis zum Horizont fort. Alle waren dicht und dunkel bewaldet. Doch je weiter man blickte, desto heller wurden die Höhen, bis sie am westlichen Horizont mit dem Leuchten des blassen Himmels verschmolzen.

Zwischen den Höhen lagen Täler, in denen sich Bauernhöfe, Straßen und Dörfer ausbreiteten. Doch von diesem hohen Punkt aus wirkte das Land jungfräulich und unberührt. «Wie Britannien», sagte sich William, «als die Römer ins Land kamen.»

«Vielleicht nicht das allerglücklichste Bild, oder?», wagte Lord Robert Massedene einzuwenden. «Ihr erinnert Euch doch, Sir, die Römer haben Britannien wieder verlassen müssen.»

«In der Tat, das haben sie», antwortete Sir William geistesabwesend. Im Südwesten zeigte sich eine Rauchfahne am wolkenlosen Himmel, und die zog offenbar seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Der Ort war zu weit entfernt, als dass die Reiter hätten erkennen können, was dort verbrannt wurde. Ein Waldbrand? Ein Haus in

Flammen? Sie fürchteten, es könnte sich um etwas weitaus Schlimmeres handeln, doch keiner von ihnen hätte eine solche Befürchtung jemals laut ausgesprochen.

Die Reiter befanden sich auf einem kahlen Hügel. Unter ihnen, am Fuß des Hügels, lief eine Straße auf die Furt zu. Ein Pfad, den viele marschierende Männer in den Boden gedrückt hatten. Bataillon um Bataillon war müde und im immer gleichen Trott vorbeigezogen, um sich von ihren berittenen Offizieren zu der Stelle führen zu lassen, an der heute das Nachtlager aufgeschlagen wurde. Geschütze, deren blank geputzte Rohre jetzt staubbedeckt waren, wirbelten selbst neuen Staub auf, der sich dann auf den nachfolgenden Wagen der Marketender und der Pioniere niederließ. Die Weiber und Kinder der Soldaten, die dem Zug folgten, schlurften am Wegrand entlang. Der Tag war wieder unangenehm heiß gewesen, ein typischer amerikanischer Sommertag, und die Reiter auf dem Hügel wussten, wie sehr die Marschierenden in ihren dicken Uniformen schwitzten.

Ein Reiter in einer roten Jacke galoppierte über den Weg, scheuchte die Frauen und Männer im Tross beiseite, und als er die Offiziere auf dem Hügel entdeckte, wendete er sein Tier und jagte es den Hang hinauf. Die Hufe des Rosses warfen kleine Wolken von ausgetrocknetem Erdreich hoch.

Der Reiter, ein Captain, brachte sein schwitzendes Pferd neben Sir William zum Stehen. «Noch keine Nachricht, Sir!»

Sir William hatte angesichts der Eile des Captains gehofft, die Meldung zu erhalten, auf die er wartete. Doch nun, da sie ausgeblieben war, ließ er sich von seiner Enttäuschung nichts anmerken. «Ihr seht erhitzt aus, John.»

«Wir befinden uns in einem verdammt heißen Land, Sir. Gott allein weiß, warum wir um diesen unwirtlichen Ort kämpfen.»

«Zum Besten seiner Bewohner, nehme ich an.» Sir William sah wieder nach Südwesten und setzte seine fruchtlose Bemühung fort, die Ursache des Feuers zu erspähen.

Sir William war ein beleibter Mann, der schwer im Sattel saß. Er hatte ein raues, dunkles Gesicht, das so gar nicht zu den hellen Litzen und leuchtenden Epauletten seiner Rangabzeichen passte. Wer ihn zum ersten Mal sah, hielt ihn für oberflächlich und cholerisch, doch in Wahrheit war Major General Sir William Howe, der Oberkommandierende der Streitkräfte Seiner Majestät in Nordamerika, ein bedächtiger, ruhiger und freundlicher Mann. Als angenehmer Gesellschafter, den seine Freunde den gut gelaunten Billy nannten, konnte Sir William allerdings auch die Härte eines Gutsherrn an den Tag legen und sogar, was allerdings höchst selten vorkam, wütend werden, wenn er sich provoziert fühlte. «Die Jäger sind heute Morgen aufgebrochen, John?»

«Jawohl, Sir.» Captain John Andre, der Adjutant von General Grey, bestätigte, dass die Leichte Kavallerie-Einheit in die endlose Höhenzug-Landschaft, über der flimmernde

Hitze lag, aufgebrochen war, um nach dem Feind Ausschau zu halten.

«Ich vermute, bloßes Hinglotzen bringt uns auch nicht weiter.» Sir William schwang sich aus dem Sattel und stöhnte, als ein schmerzhafter Stich durch sein Rückgrat fuhr. Sein Vater hatte schon furchtbar an einem schlimmen Rücken gelitten, und Sir William glaubte, es würde ihm genauso ergehen. Doch zu seinem Glück verging der Schmerz rasch. «Möchtet Ihr mit uns speisen, John?»

«Aus diesem Grund habe ich mich so beeilt, Sir. Eure Tafel lässt die von General Grey mäßig und nichtig erscheinen.»

«Ich lasse heute nur gewöhnliche Kost auftragen, John, aber Ihr seid herzlich dazu eingeladen.» Sir William mochte den Captain und hätte ihn gern zu seinem Adjutanten gemacht, aber man wilderte als Oberbefehlshaber nicht im Gehege eines befreundeten Generals. Und dennoch war dieser Umstand höchst ärgerlich, denn nun, da die Armee weit auseinander gezogen über die Straßen Pennsylvanias vorrückte, statt massiert in der New Yorker Garnison zu sitzen, konnte er einen weiteren Adjutanten gut gebrauchen, um seine Befehle den einzelnen Truppenteilen schneller übermitteln zu können.

Während die anderen Reiter abstiegen und die Bediensteten Speisen und Wein zur Tafel trugen, spazierte Sir William an den Ostrand der Hügelkuppe und blickte über die sanften, rollenden Hügel und tiefen Wälder. Sie

erstreckten sich bis zu einer Flusslandschaft, die unter dem Hitzeflimmern nur schwach zu erkennen war. «Eine bemerkenswerte Landschaft», erklärte er fröhlich.

Captain Robert Massedene wusste, wie sehr der Oberkommandierende dieses Land liebte. Irgendeine Landkirche mit verrottenden Holzbrettern und eingefallenem Dach konnte Sir William in höchstes Entzücken versetzen, bloß weil sie frisch getüncht war und somit den Triumph von Fleiß über Feindseligkeit demonstrierte. Massedene wusste, wie nutzlos es wäre, seiner Meinung Ausdruck zu verleihen, dass diese Landschaft nicht ungewöhnlich und an verschiedenen anderen Orten der Erde ebenfalls anzutreffen sei. «Ja, sehr bemerkenswert, Sir.»

Sir William erspähte ein silbernes Aufblitzen auf der fernen Flussebene. Er vermutete, dass das Blitzen vom Delaware River stammte. «Sollten wir von diesem Punkt aus nicht in der Lage sein, Philadelphia zu sehen?»

«Es sei denn, wir sind am falschen Ort gelandet, Sir.» Lord Robert Massedene war zweiundzwanzig und der Sohn eines Freundes von Sir William. Er hatte sich mehr aus gesellschaftlicher Verpflichtung dem Major General als Adjutant zur Verfügung gestellt, doch Sir William hatte seine nicht ganz freiwillige Wahl nie bereut. Robert Massedene war nicht groß, aber stämmig, und sein rundes, jungenhaftes Gesicht zeigte oft ein ansteckendes und

unwiderstehliches Grinsen. Er war ein jüngerer Sohn, und nach dem Erstgeburtsrecht würde er nie den Reichtum der Familie erben. Deshalb hatte er sich dafür entschieden, seinen Lebensunterhalt mit dem Degen zu verdienen, der an einer silbernen Kette an seinem Gürtel hing.

«Die Stadt liegt mehr nach rechts, Sir.» John Andre gesellte sich zu den beiden Männern und zeigte auf die Stelle, wo Philadelphia hinter dem Dunst und einem dichten Wald verborgen lag.

Sir William blickte dorthin. «Musik», sagte er plötzlich. Und noch einmal: «Musik!»

Die beiden jungen Adjutanten, die den Oberkommandierenden ebenso liebten wie er sie, lächelten über den plötzlichen enthusiastischen Ausbruch ihres Vorgesetzten. «Möchtet Ihr, dass wir für Euch singen, Sir?», erkundigte sich Lord Robert scherzhaft.

«Nur wenn Ihr unbedingt darauf besteht, Robert. Ich dachte eigentlich mehr an Philadelphia.» Sir William drehte sich um, um festzustellen, wie weit die Bediensteten mit den Vorbereitungen an der Tafel gediehen waren. «Wir müssen mit Musik in die Stadt einziehen. Ich möchte glückliche Gesichter um mich sehen. Wie ein Funke in dunkler Zeit, einem Winter der Freude.» Sir William sprach mit einer Begeisterung, die in schroffem Gegensatz zu seiner sonstigen ruhigen, zurückhaltenden Art stand. Sir William war ein entfernter Vetter des Königs, doch er hasste die

Politik des Könighauses. Als die Rebellion ausgebrochen war, hatte er geschworen, nie gegen die Kolonisten zu kämpfen, die er so sehr schätzte. Eine deutliche Ebbe in der Kasse hatte Sir William zum Umdenken gezwungen. Er war dringend auf die Entlohnung für einen Oberkommandierenden angewiesen, um seine gewaltigen Schulden zu begleichen. Doch mehr noch als sein Amt als Oberkommandierender schätzte er seine Bestellung zum königlichen Friedensverhandler. Er sehnte sich nach dem Frieden und glaubte fest, dass der nach der Einnahme Philadelphias kommen würde.

John Andre lächelte. «Solange wir die beiden Flussforts nicht genommen haben, Sir, wird es in der Stadt wenig Anlass zur Freude geben.»

«Dann nehmen wir sie eben ein, John.» Sir William schien keine Schwierigkeiten darin zu sehen, die beiden Befestigungen der Rebellen einzunehmen, die die Seeseite Philadelphias schützten und britische Schiffe daran hindern würden, Nachschub in die Stadt zu bringen. «Unterhält man in Philadelphia eigentlich ein Theater?»

«Vor vier Jahren hatten sie noch eines, Sir, obwohl die Kirchen es damals schon schließen lassen wollten.»

«Wir könnten eine Wintersaison mit mehreren Aufführungen ins Leben rufen, meint Ihr nicht?»

«Ich denke, Sir, Ihr Stab würde Euch darauf hinweisen wollen», entgegnete John Andre mit einem listigen Grinsen,

«dass zuerst Mister Washington aufgeknüpft werden müsste, oder etwa nicht?»

«Mein Lord Cornwallis würde so etwas sicher zur Sprache bringen», entgegnete Sir William, der für Spott und Frotzelei immer zu haben war. «Doch selbst mein ehrenwerter Stellvertreter wird zugeben müssen, dass man eine solche Wildnis nicht erobern und besetzen kann. Seht doch selbst!» Er zeigte nach Westen auf das unendliche Auf und Ab der Höhenzüge, die sich bis zum Horizont erstreckten. «Diese Höhen müssen sich bis zum Ende der Welt fortsetzen! Nein, unsere einzige Chance besteht darin, die Rebellen davon zu überzeugen, dass sie vor uns keine Furcht zu haben brauchen. Absolut keine! Wir verführen sie mit Erfolg und blenden sie mit Großzügigkeit. Ist es nicht das, was Ihr selbst mir geraten habt?»

«Sir, ich hätte es nie mit so gewählten Worten ausdrücken können.» Andre war halber Schweizer und ein vornehmer und charmanter Mann, der genau wusste, wie er seine Vorgesetzten erheitern konnte. «Ah! Salmagundi! Und Brathuhn! Ich erkenne, dass der Hungertod uns heute nicht ereilen wird.»

Die Soldaten marschierten unten über die Straße, während oben auf dem Hügel Sir William und seine militärische Familie dinierten. Neben John Andre saßen drei weitere Adjutanten an der Tafel. Hinzu kamen Sir Williams hessischer Dolmetscher und sein Privatsekretär. Hamlet, der

Hund des Oberkommandierenden, bekam von allen ein paar Brocken ab. Er erhielt die besten Fleischstücke und Wasser mit einem Schuss Wein. Die Pferde taten sich am wenigen Gras auf dem Hügel gütlich, und die Bediensteten standen in Hörweite bereit, um einen Wunsch sofort zu erfüllen. Ein friedliches Bild, und nur die Damen fehlten, um der Szene häuslichen Charme zu verleihen. Doch die Freude an diesem Mahl wurde Sir William durch seine Besorgnis getrübt, und ständig suchte er den westlichen Himmel ab.

John Andre erkannte, was Sir William quälte, und er versuchte, ihn zu beruhigen: «Er wird noch heute eintreffen, Sir.»

«Das habt Ihr mir schon gestern versprochen, John.» Sir William hatte das Essen kaum angerührt. «Wenn Mister Washington davon wüsste, könnten wir es kaum wagen, gegen ihn in die Schlacht zu marschieren.»

«Wir besitzen noch genügend Munition für einen weiteren Sieg», erklärte Lord Massedene.

«Damit könnte Mister Washington sich den Luxus einer weiteren Niederlage gestatten, um danach einen um so triumphaleren Sieg zu erringen!» Sir William kraulte seinen Hund hinter den Ohren. «Oder sollte er nach der letzten Tracht Prügel, die er einstecken musste, die Lust am Krieg verloren haben?»

«Mister Washington», antwortete Andre, «ist wie ein Mann mit furchtbaren Kopfschmerzen, der ständig nach einer

Wand sucht, gegen die er mit seinem Schädel rennen kann. Nein, Sir, unser Freund wird sich wieder zeigen. Es drängt ihn danach, endlich militärischen Ruhm an seine Fahnen heften zu können.»

«Wenn er heute anrückt, bekommt er seinen Ruhm», brummte Sir William. «Wir sind wie ein Raubtier ohne Zähne und Krallen.»

Die Adjutanten lächelten über den Vergleich, obwohl er, so traurig das auch klingen mochte, beinahe der Wahrheit entsprach. Sir Williams Armee war zwar immer näher auf Philadelphia vorgerückt, hatte dabei aber fast ihren gesamten Vorrat an Musketenkugeln verschossen. Dabei war es nicht unbedingt die Schlacht gewesen, die so viele Patronen gekostet hatte, sondern die Angst der Soldaten. In jeder Nacht in diesem wilden und unbekannten Land wurden die Wachposten nervöser. Sie feuerten auf Phantome und weckten ganze Bataillone, die sich sofort in Formation aufstellten und Salve um Salve in die leere Nacht abgaben. Kein Befehl und keine Drohung hatten bisher vermocht, dieser Verschwendung Einhalt zu gebieten.

Eine sehr teure Verschwendung, denn jede einzelne Papierpatrone musste von England nach New York verschifft und von dort auf kleineren Schiffen in die Chesapeake Bay gebracht werden, wo Fuhrwerke sie aufluden und über die Straßen und Lehmwege beförderten. Patronen waren ihr Gewicht in Geld wert, und dennoch verfeuerte die Infanterie

sie in jeder Nacht in solchen Mengen, als stünde ein unbegrenzter Vorrat zur Verfügung. Ankündigungen, die Betreffenden auspeitschen zu lassen, hatten nichts gefruchtet, denn jeder Soldat in der Armee beteiligte sich reihum an dem nächtlichen Spektakel. Sir Williams einzige Hoffnung bestand darin, dass der Konvoi mit den Munitionswagen endlich eintreffen würde.

Der Konvoi war längst überfällig.

Die Wagenkolonne hatte sich in dieser geheimnisvollen Landschaft irgendwo in den dichten Wäldern verirrt. Die Queen's Rangers, das Jäger-Regiment, das sich aus Loyalisten zusammensetzte, also Männern, die in diesem unwegsamen Land aufgewachsen waren, hatten sich auf die Suche nach dem Konvoi gemacht. Sir William befürchtete jedoch, dass die Leichte Reiterei ebenso wie die Wagenkolonne in einen Hinterhalt geraten sein könnte. Er verschwieg diese Befürchtung, um das Schicksal nicht herauszufordern, obwohl jeder der hier versammelten Offiziere die gleiche Sorge hegte.

«Bei Paoli's Tavern sind wir ohne Munition ausgekommen, Sir», bemerkte John Andre lächelnd.

«Ich fürchte, die Yankees werden uns nicht immer mit schlafenden Wachtposten gefällig sein», entgegnete Sir William.

Thomas Evans, Sir Williams erster Diener, der aufgrund seiner herausragenden Position von seinem Herrn

weitreichende Freiheiten erhalten hatte, kam den Hügel herauf. «Wir sollten aufbrechen, Sir William.»

«Macht Ihr Euch etwa Sorgen um meine Sicherheit, Thomas?» Sir William drehte sich um, rief damit eine neue Schmerzwoge in seinem Rücken hervor und blickte den Hügel hinunter. Die Nachhut der Armee zog dort gerade vorüber. «Ihr dürft abräumen, Thomas, aber wir wollen noch ein paar Momente warten, bevor wir weiterziehen.»

Die Offiziere waren umsichtig genug, ihre Pferde zu besteigen und im Sattel zu warten. Jeder von ihnen wusste, warum der Oberkommandierende noch nicht fort wollte. Er hoffte, den Trost eines Anzeichens der Wagenkolonne zu finden. Er wollte sehen, wie die schweren Wagen, die bis unter die Plane mit Patronen beladen waren, irgendwo auftauchten. Es mochte nicht unbedingt zum Aufgabenbereich eines Oberkommandierenden gehören, auf etwas so Niederes wie einen Nachschubkonvoi zu warten, aber keiner wusste besser als er, was für verheerende Auswirkungen es haben würde, wenn die Wagen nicht bald eintrafen.

«Wir sollten wirklich gehen, Sir», erklärte Lord Massedene nervös. Der Armee konnte dort, wo sie sich gerade befand, wenig zustoßen. Doch wenn sie sich irgendwo niederließ und ein Lager aufschlug, kehrten die Rebellen auf mysteriöse Weise zurück, um das restliche Land wieder in Besitz zu nehmen.

«Nur noch eine Minute, Robert.» Sir William starrte wie gebannt auf die Stelle, an der die Straße im dichten Schatten der Bäume verschwand.

Und wo, wie aus dem Nichts, ein grün gekleideter Reiter auftauchte.

John Andres Hand fuhr instinktiv an den Griff seines Degens, und Tom Evans zog einen Kavallerie-Karabiner aus seiner Satteltasche. Major Zeigler, der Dolmetscher, schob sein Pferd zwischen den Oberkommandierenden und den fremden Reiter. Aber Sir William winkte den Hessen fort. «Ist schon in Ordnung, Otto, da kommt einer unserer Jäger.»

Johns Hand ließ den Degengriff los, und Evans' Karabiner wanderte in die Satteltasche zurück. Neue Grünuniformierte tauchten auf, allesamt Amerikaner, die für ihren König kämpften. Und hinter ihnen zeigten sich wunderbarerweise die ersten schweren Wagen, die die Queen's Rangers gesucht hatten. Sir Williams Gesicht, das bis eben von Sorge zerfurcht gewesen war, hellte sich augenblicklich auf. «Gott ist doch immer noch ein Engländer, nicht wahr?»

Doch die Freude währte nicht lange. Gott mochte Engländer sein, aber er hatte nur drei Wagen geschickt. Die Plane am dritten Fuhrwerk war angesengt. Die Wagen wurden von hessischen Truppen begleitet, die aussahen, als seien sie durch das Tal des Todes geschritten. Dies war nicht der Konvoi, auf den sie so lange gewartet hatten, sondern der kümmerliche Rest davon.

Ein englischer Offizier, der sein Pferd am Zügel führte, marschierte neben der hessischen Infanterie her. Er sah zu dem Hügel und entdeckte auf der Kuppe die hellen Uniformen des Armeestabes. Trotz seiner Müdigkeit und Erschöpfung, die selbst von Sir William und seinen Offizieren erkannt wurde, stieg er auf und gab seinem Ross die Sporen. Doch das Pferd war wohl noch mehr erledigt als er und konnte nur noch Schritt gehen.

Oben auf dem Hügel sprach niemand ein Wort. Der Offizier, der sich ihnen näherte, war ein Lieutenant. Sein ansprechendes Gesicht war unter einer Schicht von Schweiß und Pulverdreck verborgen. Als er den Dreispitz abnahm, um vor Sir William zu salutieren, zeigte er sein blondes Haar, das nun strähnig am Kopf klebte. Sein roter Uniformrock, an dessen Besätzen und Aufschlägen sich erkennen ließ, dass er einem einfachen Linienregiment angehörte, war mit Blut bespritzt und von Feuer angesengt. Neben den Stabsoffizieren mit ihren makellosen Uniformen, goldenen Achselschnüren und glänzenden Quasten wirkte der mitgenommene Lieutenant wie ein Mann aus einer anderen Welt.

«Lieutenant Vane, Sir», meldete er sich bei dem Oberkommandierenden.

«Wisst Ihr, wer ich bin?»

Vane nickte müde. «Jawohl, Sir.»

Sir William verging angesichts des geschrumpften Konvois die Freundlichkeit. «Seid Ihr etwa erschienen, Lieutenant Vane, um mir mitzuteilen, dass nur drei Wagen kommen?»

«Jawohl, Sir.»

Sir William ließ sich nur selten vor anderen zu Temperamentsausbrüchen hinreißen, doch angesichts der unbewegten Worte des Lieutenants drohte der Oberkommandierende die Beherrschung zu verlieren. «Was habt Ihr mit dem Rest angestellt?»

Vane verkrampfte sichtlich. «Ich habe gar nichts damit angestellt, Sir. Der Konvoi gehörte nicht zu meinem Kommando.»

Ein Stolz schwang in Vanes Stimme mit, die den ruhigen und respektvollen Worten aus seinem Mund eine besondere Note verliehen, wie sie sich kein gewöhnlicher Lieutenant einem Oberkommandierenden gegenüber herausnehmen durfte. Vane wischte sich mit dem Ärmel über die Stirn und verschmierte Schmauch und Schweiß in sein Haar. «Fünfzig Wagen haben den Head of Elk verlassen, Sir, aber schon zehn Meilen weiter gerieten sie in einen Hinterhalt. Die Rebellen haben die Eskorte von der Straße fort nach Norden gelockt und dann selbst aus Süden mit ihrer Kavallerie angegriffen.» Der Lieutenant klang plötzlich bitter. «Sie haben den Zugpferden die Knieflechsen durchgeschnitten und die Wagen in Brand gesetzt, Sir!»

Sir Williams Blick fuhr unwillkürlich zu der Rauchfahne am Horizont. Er versuchte sich die Szene vorzustellen: explodierende Fuhrwerke, schreiende Pferde und überall Blut und Schrecken auf einer Waldstraße. Dann holten ihn die Sorgen um die Krise ein, vor der er sich gefürchtet hatte. Wie sollte er ohne Munition kämpfen?

«Es waren nicht viele Rebellen», unterbrach Vane die Gedanken des Oberkommandierenden, «aber sobald ein Wagen brannte, sprang das Feuer auf den nächsten über und so weiter und so fort. So konnten wir leider nur drei retten.»

«Wir?» Sir William sah den Lieutenant fragend an.

«Mein Diener und ich, Sir.» Vane zeigte nach unten auf einen Rotrock, der am Fuß des Hangs wartete. Dann berichtete der Lieutenant trotz seiner Müdigkeit, wie er auf die Wagenkolonne gestoßen war. «Wir waren gerade auf dem Rückweg zur Armee, Sir, und man befahl uns, uns der Eskorte anzuschließen.»

«Wo befindet sich denn dann der Befehlshaber der Eskorte?», wollte Sir Williams wissen. «Sollte er nicht an Eurer Stelle hier stehen und Bericht erstatten?»

Der Lieutenant zuckte ansatzweise mit den Schultern und fuhr dann zögernd fort: «Major Woodward hielt es für ratsamer, zur Chesapeake Bay zurückzukehren, Sir.»

«Er hat …» Sir William schwieg, bis er die Fassung zurückgewonnen hatte. «Weiter, Vane.»

Der Lieutenant wirkte kurz verlegen. «Ich war der Ansicht, dass die Armee dringend Munitionsnachschub benötige, Sir, und sagte mir deshalb, es wäre am besten, die verbliebenen drei Wagen zur Truppe zu befördern. Die hessische Kompanie hat sich mir freiwillig angeschlossen.» Vane richtete sich gerade im Sattel auf. «Ich möchte an dieser Stelle die Hessen für ihre große Tapferkeit loben, Sir!»

Major Zeigler, der hessische Dolmetscher, strahlte angesichts solchen Lobes für seine Landsleute, während die anderen versammelten Offiziere den Lieutenant anstarrten und darüber rätselten, was der Mann ihnen wohl verschwieg. Ohne Zweifel hatte Vane mit Major Woodward heftig debattiert, und ebenso zweifelsfrei hatte er sich dem Befehl des Majors widersetzt, indem er darauf bestanden hatte, dass die Reste des Konvois zur Armee gebracht werden mussten, koste es, was es wolle. Und außer Frage stand natürlich, wie viel Tollkühnheit und Mut der Lieutenant dabei bewiesen hatte. Ein Lieutenant hatte einem Major getrotzt und dann mit einer kleinen Streitmacht die Wagen durch dunkle Wälder und vorbei an Bauernhöfen geführt, in denen Männer mit tödlichen Gewehren lauerten. Ein ganzes Bataillon wäre vonnöten gewesen, eine Wagenkolonne durch solches Terrain zu begleiten, und dieser einfache Lieutenant hatte es mit einer Handvoll Männer geschafft, weil ihm bewusst gewesen war, wie dringend die Armee Nachschub an Munition brauchte.

Und jetzt stand dieser Lieutenant Vane im heißen Sonnenlicht da, als würde er mit einem ernsten Tadel rechnen, während ihm der Schweiß über das Gesicht strömte und kleine Rinnsale in der Schicht aus Staub und Pulver schuf. «Es tut mir leid, dass es nur drei Wagen sind, Sir.»

«Ohne euch wäre kein einziger hier angelangt», entgegnete Sir William voller Wärme.

John Andre erkannte, dass die schwarzen Flecken in Vanes Gesicht vom explodierenden Pulver in der Zündpfanne einer Muskete stammen mussten. Kein Offizier bediente sich einer Muskete, es sei denn, ein außerordentlicher Notfall liege vor. Freundlich fragte er den Lieutenant: «Musstet Ihr Euch Eurer Haut wehren, um die Wagen hierherzubringen?»

«Jawohl.» Vane runzelte die Stirn, so als müsse er sich erst wieder an den Kampf erinnern. «Wir wurden gestern Abend überfallen, aber es war nichts Ernstes.»

«Nichts Ernstes?», erkundigte sich der Oberbefehlshaber.

«Sir, es waren bloß ein paar Halunken, die sich in den Bäumen versteckt hatten, Sir. Ich dachte bei mir, man sollte sie dort herunterholen, bevor sie herausfänden, wie schwach meine Truppe war.» Sir Williams Offiziere malten sich in Gedanken aus, wie Musketen und Flinten aus Baumkronen Feuer spuckten und die kleine Schar der Soldaten nur die Munitionswagen als Schutz besaßen. Vane sprach von dem Vorfall wie von einer Nebensächlichkeit. Doch gerade seine

Bescheidenheit ließ die Tat in einem noch eindrucksvolleren Licht erscheinen.

«Vane», begann Lord Massedene und betonte den Namen. «In North Hampshire gibt es doch eine Familie Vane, oder etwa nicht?»

«Das weiß ich leider nicht. Meine Familie war im Handel tätig.» Er machte das demütigende Eingeständnis, nicht von Stand zu sein, mit der vorhin schon deutlich hörbaren stolzen Note.

«War?», fragte Sir William freundlich.

Vane zögerte. «Mein Vater ist gestorben, Sir. Ich habe mein Erbteil dazu benutzt, mir ein Offizierspatent zu erwerben.»

Anscheinend keine sehr günstige Kapitalanlage. Vane war Mitte zwanzig, und ein Mann im gleichen Alter, der jedoch von Adel war, wäre längst zum Captain befördert gewesen. Es musste wohl so sein, dass Lieutenant Vane sich den Rang eines Captains nicht leisten konnte. Sein Pferd war alles andere als edel, und seine Uniform war verschlissen und alt. Aus eigener Kraft konnte er sich den Rang eines Hauptmanns nicht verschaffen, und als einfacher Kaufmannssohn durfte er nicht auf die Patronage hoffen, die ein junger Adliger von seiner Familie erhalten würde. So war Vane ein einfacher Lieutenant in einem einfachen Regiment, den nichts anderes erwartete als der mühsame und steinige Weg nach oben, den er ohne Protektion beschreiten musste. Doch in diesen beiden letzten Tagen hatte der

Kaufmannssohn bewiesen, dass er über mehr Tapferkeit verfügte als die meisten Armeeangehörigen.

«Wie lange seid Ihr schon in Amerika?» Sir William hatte sein Pferd in Bewegung gesetzt und zur großen Erleichterung seiner Adjutanten damit begonnen, den Hügel hinunterzureiten.

Vane folgte dem Oberbefehlshaber. «Seit Dezember, Sir.»

Sir William winkte ihm zu, zu seiner rechten Seite aufzuschließen. «Dann wart Ihr auch in Brandywine dabei?»

«Das war ich, Sir.» Vanes Stimme klang warm, während er sich an die jüngste Schlacht erinnerte, in der die Briten die Rebellen aus dem Weg vertrieben hatten, um ihren Vormarsch fortsetzen zu können. «Ich erhielt danach den Befehl, unsere Verwundeten zurück zu den Schiffen zu bringen. Ich fürchtete jedoch, durch diesen Einsatz würde ich die nächste Schlacht versäumen.»

Sir William lächelte über so viel Enthusiasmus. «Ihr seid wohl gerne Soldat, oder?»

«Ganz recht, Sir.»

«Ich bin froh, dass Ihr Euch für das Soldatensein und nicht das Kaufmannsgewerbe entschieden haben, Lieutenant. Bei meiner Ehre, ich bin wirklich froh darüber! Und drei Wagen sind besser als gar keiner.»

«Aber nicht so gut wie fünfzig, Sir.»

«Nein.» Der Oberbefehlshaber wurde dadurch wieder an seine Misere erinnert und schwieg, bis er und seine Begleiter

die Straße erreicht hatten und zu den drei Wagen ritten. Vanes Bursche trottete mit seiner Muskete müde durch die Dämmerung. Sir William lächelte den Lieutenant an. «Euer Diener mag Euch im Hauptquartier abholen. Nach dem Abendessen.»

«Gern, Sir.» Vane war vielleicht zu müde, um Überraschung darüber zu zeigen, zur Tafel des Oberbefehlshabers gebeten zu werden. Er erteilte seinem Burschen entsprechende Anordnungen und kehrte dann zu Sir William zurück, der gerade laut darüber nachdachte, wie man ohne Munition kämpfen sollte.

«Weitere Wagen werden kommen, Sir», sagte Major Zeigler.

«Vielleicht kommt Mister Washington vor ihnen.» Sir William trabte an den Resten des Konvois vorbei und bedachte dabei die hessischen Soldaten mit viel Lob. Die Soldaten sahen genauso schmutzig und erschöpft aus wie Vane. «Ich habe angedroht, jeden auspeitschen zu lassen, der ohne Befehl einen Schuss abgibt», klagte der Oberbefehlshaber, als er die drei Wagen hinter sich gebracht hatte, «aber das hat kaum Wirkung gezeigt. Auspeitschen und Stockschläge sind untaugliche Mittel.»

«Nur weil sie nicht hart genug durchgeführt werden.» Der Dolmetscher hatte zu Sir Williams rechter Seite aufgeschlossen.

Sir William verzog bei diesen Worten das Gesicht. Er drehte sich im Sattel um und suchte nach dem Lieutenant. Als er Vane dann die Frage stellte, rechnete er nicht mit einer ernsthaften Beantwortung, sondern wollte ihm das Gefühl geben, hier willkommen zu sein: «Wie würdet Ihr, Lieutenant, die Wachtposten dazu bewegen, keine Munition mehr zu verschwenden?»

«Ich würde die Offiziere des betreffenden Bataillons jede verschwendete Patrone aus der eigenen Tasche bezahlen lassen.»

«Guter Gott!» Sir William zügelte vor Begeisterung sein Pferd. «Ein hervorragender Einfall! Greif einem Offizier in den Geldbeutel, und du gewinnst seinen Gehorsam. Ist dem nicht so, mein Lord?»

Lord Robert Massedene stimmte dem unbedingt zu.

«Grundgütiger, Vane! Da habe ich nun so viele schlaue Adjutanten um mich versammelt, und keiner von ihnen ist auf …» Seine Stimme erstarb, und ein breites Lächeln trat auf seine Lippen, als ihm ein Gedanke kam, der auf seine Weise ebenso grandios war wie der des Lieutenants. «Ihr habt Euch eine Belohnung verdient, Vane.»

«Dafür, dass ich nur meine Pflicht getan habe, Sir?»

«Nun, nur selten wird die Pflicht so gut erfüllt.» Der Oberbefehlshaber war am glücklichsten, wenn er anderen eine Freude bereiten konnte. Das, was er Vane geben wollte, enthielt die unschätzbare wertvolle Patronage, an die ein

einfacher Offizier wie Vane normalerweise nie gelangen würde. «Ich überlege, ob ich Euch nicht zu meinem Adjutanten machen soll, Vane.»

Der Lieutenant war so überrascht, dass er nichts mehr zu sagen wusste. Die Reiter hatten angehalten, und Vane fand sich inmitten der militärischen Familie Sir Williams wieder, in die einzutreten er jetzt das Privileg haben sollte. Er starrte den Oberbefehlshaber nur mit großen Augen an, und endlich gelang es ihm, eine Antwort zu stammeln: «Aber Ihr kennt mich doch überhaupt nicht, Sir!»

«Ich weiß von Euch bereits, dass Ihr sehr tapfer seid! Und mir ist eben aufgefallen, dass Ihr um einen klugen Rat nicht verlegen seid! Was muss ich denn sonst noch von Euch wissen?»

Vane schien überwältigt zu sein. So viel Glück überstieg seine wildesten Karriereträume, und er kam aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Sir William war glücklich, als er die Miene seines neuen Adjutanten sah. «Im Grunde ist es keine große Sache, Vane. Und als Adjutant hat man größere Chancen als ein Gemeiner, auf dem Schlachtfeld zu sterben. Es ist doch so, nicht wahr, John?»

John Andre, der sich über die Verwirrung Vanes amüsierte, lächelte dem Lieutenant zu: «Willkommen in der Marmorrunde, Vane.»

«Die Marmorrunde?» Der Lieutenant sah den eleganten Captain verwirrt an.

«Euer Grab in der Westminster Abbey», erklärte Andre. «Denn nun betretet Ihr die Straße des Ruhms.»

«Das heißt natürlich, nur wenn Ihr zustimmt», fügte Lord Robert trocken hinzu.

Die Worte rissen den Lieutenant in die Wirklichkeit zurück. «Ich nehme an, Sir», bestätigte er dem Oberbefehlshaber, «und ich fühle mich mehr geehrt, als ich mit Worten auszudrücken vermag. Ich werde mein Bestes geben, Sir, um mich dieser Auszeichnung würdig zu erweisen.»

«Davon bin ich überzeugt.» Sir Williams Herz wurde von der Reaktion des neuen Adjutanten erwärmt. Er hatte ein Geschenk gemacht und dafür den rechten Dank erhalten. «Aber Lieutenant könnt Ihr natürlich nicht bleiben, Vane. Das geht nicht, nein, überhaupt nicht. Meine Colonels neigen dazu, einen Lieutenant nicht sonderlich ernst zu nehmen. Ich denke, ich werde heute Abend Eure Ernennung zum Captain bekanntgeben.»

«Sir!» Mehr brachte Vane nicht heraus. Beförderung, mehr Sold und Patronage – das alles widerfuhr ihm auf einer durchfurchten Straße, die von den Stiefeln Tausender Soldaten ausgetreten war.

«Und ich kann Euch natürlich auch nicht mehr Vane nennen. Auf welchen Namen seid Ihr getauft worden?»

«Christopher, Sir.»

«Christopher, hm …» Sir William betrachtete Vane. «Sollen wir Euch wirklich so nennen oder lieber Kit?»

«Kit wäre mir sehr recht, Sir.»

«Oder Kitten wie Kätzchen?», fügte Lord Robert mit einem schelmischen Funkeln in den Augen hinzu.

Vane drehte sich zu ihm um und sah dem Lord hart in die Augen. Für einen kurzen Moment breitete sich an diesem schwülen Tag frostige Kälte aus. «So hat man mich noch nie genannt, und so wird man mich auch nie nennen.»

Massedene sah den Blick in den Augen seines Gegenübers. «Ich wollte Euch damit nicht zu nahe treten, Captain Vane.»

«Können wir nun weiterreiten, Gentlemen?» Sir William hatte offenbar die Spannung zwischen den beiden Männern nicht mitbekommen. Er lächelte seinen Begleitern zu. Der Oberbefehlshaber mochte über zu wenig Munition für seine Truppen verfügen, aber Philadelphia lag zum Greifen nah, er hatte einen neuen Adjutanten, und er hegte die feste Hoffnung, dass in wenigen Wochen Frieden herrschen würde. Und deswegen war Sir William, der gut gelaunte Bill, in dieser Stunde ein glücklicher Mann.

Fünf

An dem Sonntag nach der Flucht der Patrioten aus Philadelphia las Reverend Donald MacTeague zum ersten Mal seit drei Jahren im Gottesdienst öffentlich das Gebet für seine Majestät den König vor. Martha Crowl, die im

Witwenschwarz zur Frühmesse erschienen war, erhob sich demonstrativ, als die ersten Worte des Gebets ausgesprochen wurden. Aller Augen richteten sich auf sie, als sie ihre Bibel, ihr Gesangbuch und ihren Sonnenschirm zusammenpackte und ihre kleine Tochter an die Hand nahm. Die Stimme des Reverend stockte. Einige Gemeindemitglieder warteten auf den Donnerruf von der Kanzel, doch der Priester schwieg auch noch, als Martha aus ihrer Reihe trat, die Tür laut hinter sich schloss und mit festen Schritten den Mittelgang hinunterging. Die sechsjährige Lydia, die offensichtlich großes Vergnügen an dem Widerstand ihrer Mutter hatte, lächelte ihrem Onkel Jonathon zu, der die Versuchung in sich spürte, seiner Schwester zu folgen.

Einige Momente später kam es zu einem weiteren Atemanhalten in der Kirche. MacTeague trug den Vers 15 im 24. Kapitel des Buches Josua vor: «Entscheidet euch heute, wem ihr dienen wollt!» Er legte eine kleine Pause ein, um festzustellen, ob seine Gemeindemitglieder dem Beispiel der Witwe Crowl folgen wollten. Doch niemand erhob sich, als er von den Segnungen kündete, die bei der Ankunft der Briten über die Stadt kommen würden: emsiges Treiben im Hafen, gefüllte Lagerhäuser, die Wiederkehr des guten englischen Geldes und Vertrauen und Zuversicht in Handel und Gewerbe. Dies, so fügte der Priester hinzu, seien die Gaben Gottes, die Er den Truppen des Königs mitgeben würde.

Nach der Messe beim Mittagsmahl in der Familie ließ Abel Becket seiner Empörung über Marthas Auszug freien Lauf. «Sie ist eine Schande für die ganze Familie!»

«Indem sie ihrer Ansicht treu bleibt?», wandte Jonathon ein.

«Wollt Ihr mir etwa widersprechen, junger Sir?» Abel hielt das Schneidemesser in der Hand und starrte seinen Neffen wütend an.

Jonathon hatte schon seit langem herausgefunden, dass der beste Weg, mit seinem Onkel und seiner Tante auszukommen, darin lag, gelassen zu bleiben und immer die Wahrheit zu sagen, die nicht bestritten werden konnte. Jonathon lebte als Mündel im Haus seines Onkels und hatte sich schon beizeiten vorgenommen, allen Unstimmigkeiten aus dem Weg zu gehen, die so viel Unglück über die anderen Familien in der Stadt brachten. Mit einem freundlichen Lächeln entgegnete er: «Ich habe doch nur eine Frage gestellt, Sir.»

Das Messer fuhr wieder in das Stück Bein vom Schwein. «Wenn sie der Ansicht ist, in der falschen Stadt zu leben, dann soll sie eben woanders hinziehen!»

«Oder zu den Presbyterianern in die Kirche gehen», erklärte Hannah Becket. «Da tummeln sich ja doch nur Rebellen! Ich habe gehört, sie wollen die Stadt in Brand stecken, bevor die Briten einmarschieren können!»

Eine Zeit wie diese war äußerst fruchtbar für Gerüchte aller Art, die meist aus der Unsicherheit der Bürger geboren wurden. Die Briten waren noch nicht nach Philadelphia gekommen, und es wurde berichtet, die Rebellenarmee habe immer noch vor, sich dem Vormarsch der Briten auf die Stadt in den Weg zu stellen. Die Loyalisten erwarteten allerdings kaum, dass George Washington dabei viel Erfolg beschieden sein würde. Der Nachricht vom Sieg der Briten bei Brandywine Creek war die vom Gemetzel bei Paoli's Tavern gefolgt. Die Bürger Philadelphias, die in den letzten Jahren Whigs an ihren Tischen hatten erdulden müssen, erzählten nun jedem, dass sie keinen Moment an der Rückkehr des britischen Rechts gezweifelt hätten.

«Wir danken dem Herrn», sagte Abel, als er die Schweinekeule zerlegt hatte.

Jonathon senkte wie sein Onkel den Kopf, während er dem gütigen und allmächtigen Gott für die Segnungen eines gedeckten Tisches und die Aussicht auf eine reiche Ernte dankte. Dann rief Abel Gottes Schutz und Segen auf seine Familie herab und bat darum, Er möge das segnen, was Er ihnen beschert hatte. Doch er schloss das Gebet nicht mit dem üblichen Amen, sondern fügte eine weitere Bitte hinzu: «Und wir flehen dich an, o Herr, gib Deiner königlichen Armee den Sieg, und wir erbitten Deinen Segen für deren Soldaten und Offiziere. Amen.»

«Amen», sagte Hannah Becket.

Schweigen senkte sich über den Tisch. Der Onkel und die Tante warteten auf Jonathons Amen, doch der junge Mann blieb stumm.

«Amen», sagte Abel noch einmal, so als hätte er den Trotz seines Mündels nicht bemerkt. Übergangslos erklärte er, das Wetter sei urplötzlich für diese Jahreszeit etwas zu kühl geworden.

«Das deutet auf einen harten Winter hin, daran kann es keinen Zweifel geben», entgegnete Hannah.

So war wiederum ein Konflikt umgangen worden, doch Abel fürchtete den Moment, an dem der Streit offen ausbrechen und seine Hoffnungen für die Zukunft seines Handelshauses empfindlich beeinträchtigen würde. Jonathon war sein einziger Erbe, aber er hatte den Verdacht, der Junge könne nicht der Tory-Partei anhängen. Abel Becket hingegen war ein in der Wolle gefärbter Loyalist. Für ihn war das Wort Freiheit von irgendwelchen Advokaten erfunden worden, um damit die Massen in Aufruhr zu versetzen. Und wenn die Ignoranz den Sieg davontragen sollte, wenn das Gesetz des Königs aus Amerika verbannt würde, wäre damit der Ruin der ganzen Küste eingeleitet. Denn wie sollten die dreizehn amerikanischen Kolonien, die am Rand der bekannten Welt lagen, hoffen, ohne Schutz einer stärkeren Macht Handel zu treiben?

Und Handel würde, nach Abels Überzeugung, Amerika einen größeren Segen einbringen als alle Parolen und

Losungen. Handel bedeutete Geld, und deswegen betete Abel für die Ankunft der Briten und die damit verbundene Öffnung der Seewege. Er war sogar in der Aussicht auf einen britischen Sieg ein gewisses Risiko eingegangen: In einem seiner Lagerhäuser hortete er Stapel geschnittenen schwarzen Walnussholzes, um es am Tag des Triumphes für gutes englisches Geld auf den Londoner Markt zu bringen. Die Schreiner Philadelphias hatten ihn angefleht, ihnen das Holz zu verkaufen, aber Abel Becket hatte ihre wertlosen Papierdollars, das Geld der Rebellen, zurückgewiesen. London war die Stadt, auf die es ankam, die Stadt, in der das Gold zu Hause war, und die Stadt, die Philadelphia in einen blühenden Ort zurückverwandeln konnte.

Doch wenn der Handel wieder Einzug in Philadelphia halten sollte, mussten erst die beiden Forts der Rebellen am Unteren Delaware eingenommen werden. Als Abel am nächsten Morgen auf seinem Kai stand, beobachtete er zwei große Schaluppen, deren graue Segel von einem steifen Nordwind aufgebläht wurden. Beide Schiffe waren mit leichten Kanonen bestückt, und auf den Decks zeigten sich Männer in Uniform. «Seht sie euch nur an!», rief Abel seinen Spott in den Wind. Eine Schaluppe hatte eine rote Flagge aufgezogen, auf die man den Baum der Freiheit aufgenäht hatte. Die anderen segelten unter der neuen Rebellenflagge, den roten und weißen Streifen mit dem blauen Viereck in

der linken oberen Ecke. «Das sieht ja so aus, als hätte man die Hose eines Clowns aufgezogen!», rief Abel.

Die Schaluppen kamen von den Forts. Das Schiff mit der gestreiften Flagge ließ sich vom Wind auf Abels Kai zutreiben.

«Kommen sie hierher? Kommen sie schon?» Ein Mann, der die Hände trichterförmig vor den Mund hielt, rief die Frage des Tages über das Wasser.

«Sie werden kommen!», brüllte Abel zurück.

Neben Abel kicherte Ezra Woollard, der sich in der Gegenwart seines Herrn stets speichelleckerisch betätigte. «Und Euch, Johnny Lyle, fegen sie vom Fluss!»

«Fahr zur Hölle, Ezra!», schrie Lyle zur Antwort und winkte verächtlich ab. Die Schaluppe segelte wieder gegen den Wind.

Becket sah dem Schiff nach. «Ihr sagtet, sie machen den Fluss unpassierbar?»

«Sie versenken bei Billings Island Kähne, Sir.»

«Wisst Ihr Genaueres?»

«Gewiss, sogar Karten habe ich.» Woollard folgte seinem Herrn ins Lagerhaus, vorbei an den Walnussholz-Stapeln und dem Leinsamen, der für Irland bestimmt war. Doch nichts konnte geliefert werden, solange die Briten ausblieben und die Forts von Rebellen besetzt waren.

In Abels Büro breitete Ezra die Pläne von den Verteidigungsanlagen der Rebellen auf dem Tisch aus. «Ich

dachte mir», erklärte er dazu, «das sollte in die Hände der Briten gelangen.»

«Da habt Ihr richtig gedacht.» Abels Zustimmung kam aus tiefstem Herzen.

«Sie stehen im Norden. Der Ritt dorthin dürfte nicht zu anstrengend sein.»

«Ich könnte Euch für eine Weile entbehren.» Becket stand an dem Fenster, von dem aus er die Water Street überblicken konnte. «Gott weiß, dass die Geschäfte erst wieder richtig laufen, wenn die Stadt befreit ist.»

Der Lagermeister lächelte. «Sir, ich habe nachgedacht und bin zu dem Schluss gelangt, dass ich vielleicht nicht der beste Bote wäre.»

Abel drehte sich zu ihm um. «Aber keiner kennt den Fluss so gut wie Ihr.»

«Ich könnte meine Kenntnisse niederschreiben, Sir. Nur leider bin ich kein gewandter Redner. Und die Briten sind schließlich Gentlemen, nicht wahr? Möglicherweise lehnen sie einen so gewöhnlichen Mann wie mich ab, Sir.»

Becket schenkte Woollard eines seiner seltenen Lächeln. «So einfach nun auch wieder nicht.»

«Aber ich habe keine Erfahrung im Umgang mit Gentlemen.» Woollard fiel die Selbstdemütigung nicht leicht, denn vor gar nicht so langer Zeit war er selbst in dieser Stadt ein freier Kaufmann gewesen. Er hatte sein

Glück mit Teer aus New Jersey gemacht, und manchmal ging selbst heute noch Schwefelgeruch von ihm aus.

Woollards Teerhandel, den er mit einer altersschwachen Schaluppe begonnen hatte, die die Teerfässer von New Jersey zu den Schiffswerften in Philadelphia befördert hatte, war mit der britischen Seeblockade zum Erliegen gekommen. Am Fluss wurden nicht genug Schiffe gebaut, und von den wenigen Reparaturen allein konnte er auch nicht leben. Abel Becket hatte Woollard vor dem Bankrott gerettet, seine Schulden bezahlt und den Mann als Lager- und Kaimeister eingestellt. Die Ausgaben hatten sich für Becket gelohnt, denn Woollard hatte nicht nur Erfahrung auf dem Gebiet des Handels, sondern verfügte auch über die Stärke und den Durchsetzungswillen, die man nur in einem so rauen Gewerbe wie dem seinen erlangte. Das runde Gesicht des Lagermeisters war voller Narben und Löcher. Er hatte struppiges Haar und große Körperkraft. Mit der Rettung Ezra Woollards vor dem Untergang hatte Abel Becket einen höchst fähigen Vorarbeiter gewonnen.

«Wollt Ihr etwa darauf hinaus», fragte Abel ihn jetzt, «dass ich höchstpersönlich zu den Briten reisen soll?»

«Ihr wäret sicher eine bedeutend bessere Wahl als ich, Sir, aber ich dachte weniger an Euch als vielmehr an Master Jonathon.»

«Aha.» Becket kehrte zum Tisch zurück und ließ sich daran nieder. Er blickte auf die Pläne mit den feindlichen

Befestigungsanlagen. «Ich fürchte, er gibt keinen guten Boten ab.»

«Ich habe gehört», bemerkte Ezra listig, «dass Reverend MacTeague gestern Josua vierundzwanzig, Vers fünfzehn gepredigt hat, oder etwa nicht?»

Becket sah mit seinen dunklen Augen zu seinem Lagermeister hoch. «Das hat er, ja.»

«Also sollte Master Jonathon sich nach dem Bibelwort richten und sich entscheiden.»

«Jonathon ist mein Neffe.» Abel trug seinen üblichen schwarzen Anzug, und in Verbindung mit dem altmodischen schwarzen Steenkirk-Tuch, das er sich um den Hals gebunden und dessen Spitzenenden er sorgfältig glatt gestrichen hatte, ging etwas Düsteres von ihm aus, was seinen Worten einen warnenden Unterton verlieh.

«Und mir steht es selbstredend nicht zu, mich in Familienangelegenheiten einzumischen», erklärte Woollard sogleich unterwürfig. «Andererseits kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Briten nach der Einnahme der Stadt in die Lage versetzt sind, nach eigenem Gutdünken die einen Familien Philadelphias zu belohnen, die anderen hingegen zu bestrafen. Sie bringen uns Handel und Wohlstand, doch sie werden mit den Kaufleuten keinen Handel betreiben, von deren Loyalität sie nicht felsenfest überzeugt sind.» Er legte eine kleine Pause ein, um seinem

Herrn Gelegenheit zu einem Einwand zu geben. Doch Becket schwieg.

«Und die Briten werden sicher bald in Erfahrung bringen, dass Master Jonathon kürzlich mitten in der Nacht achtzig Fass besten Schießpulvers aus der Stadt geschafft hat. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das den Briten gefallen wird, Sir.»

«Die Ware war bereits bezahlt und wurde ordnungsgemäß geliefert.»

«Sie wurde mit Papier bezahlt, nicht aber mit guter Münze.» Wieder legte der Lagermeister eine kleine Pause ein, und wie vorhin schwieg Becket auch jetzt. Woollard wusste jetzt, dass er die geheimen Befürchtungen seines Herrn aussprach. «Und bei allem Respekt, Sir, seine Schwester ist Euch keine große Hilfe. Es kommt mir ganz so vor, und ich hoffe, Ihr vergebt mir die Kühnheit meiner Worte, dass man Master Jonathon dazu bringen muss, seine Loyalität zur Krone unter Beweis zu stellen, Sir.»

Abel runzelte die Stirn. «Ich hege nicht den geringsten Zweifel, dass er genau das tun wird, sobald die rechte Zeit dafür gekommen ist.»

«Verzeiht, doch da habe ich anderes gehört.»

Woollard schwieg beziehungsreich. Becket konnte dem Drang nicht widerstehen, sich nach dem zu erkundigen, was sein Lagermeister gehört haben wollte. Doch er stellte die

Frage in zornigem Tonfall: «Habt Ihr die üblichen Hafengerüchte aufgeschnappt, Woollard?»

«Er soll Caroline Fisher den Hof machen.»

Becket legte die Stirn in noch tiefere Falten, doch dann wurde ihm klar, welches Motiv dahintersteckte, und er lächelte listig:

«Ist das nicht die junge Frau, die Ihr einmal heiraten wolltet?»

«Das war, bevor ich von ihren verrückten Ansichten erfuhr, Sir. Sie gehört zu den Rebellen, und zwar mit Leib und Seele! Nun geht mich das alles natürlich nichts an, Sir, und wenn Ihr es mir befehlt, schweige ich hinfort über dieses Thema, doch mir drängt sich der Verdacht auf, dass Caroline Fisher Master Jonathon zornig die Tür weisen wird, sobald er vor aller Welt seine Loyalität zur Krone unter Beweis gestellt hat.»

Abel gefiel diese Neuigkeit überhaupt nicht. Er stand wieder auf und wanderte rastlos zum Fenster. «Jonathon hat sie mir gegenüber nie erwähnt.»

«Das würde er auch nie wagen! Einer solchen Scham würde er sich nicht aussetzen wollen!»

Becket beobachtete zwei Karren, die unter seinem Fenster aneinander vorbeirollten. Der Kutscher des Fuhrwerks, das getrockneten Fisch geladen hatte, schlug mit der Peitsche nach einem Jungen, der sich eine freie Mahlzeit stibitzen wollte. «Jonathon ist noch jung», sagte Abel so leise, als

würde er mit sich selbst reden, «und es ist das Vorrecht der Jugend, mit gefährlichen Ansichten zu kokettieren. Aber in seinem Herzen ist Jonathon ein guter Junge.» Er wandte sich wieder an den Lagermeister. «Er ist als Kaufmann genauso talentiert wie Ihr oder ich, Woollard! Bei diesem Geschäft mit dem Drillichtuch, wie viel haben wir da verdient? Tausend Dollar, nicht wahr?» Becket lächelte. «Es liegt an seinem Bein. Die Leute haben Mitleid mit ihm und übersehen dabei, dass er ein gerissenerer Händler ist, als sie es je sein werden!»

«Deshalb dürfen wir ihn ja auch nicht verlieren, Sir. Wir dürfen nicht zulassen, dass Frauenzimmer wie Caroline Fisher und, bitte um Vergebung, Sir, Martha Crowl ihm Flausen in den Kopf setzen! Bringt ihn dazu, dass er sich entscheidet!» Woollard zeigte erregt auf die Pläne, die auf dem Tisch lagen. «Schickt ihn damit zu den Briten, Sir, und danach kann niemand mehr an seiner Loyalität einen Zweifel hegen.» Er hielt inne und bemerkte den Zweifel in Beckets Miene. Der Lagermeister wusste, dass sein Herr über die Möglichkeit nachdachte, dass Jonathon sich der Aufforderung widersetzen würde und damit der Zwist begänne, der so lange von der Familie ferngehalten worden war.

Woollard grinste. «Master Jonathon ist ganz bestimmt kein solcher Narr, dass er einen Streit vom Zaun bricht, der ihm das Brot gereicht.» Er versuchte, so überzeugend wie

möglich zu klingen. «Er ist ganz gewiss ein guter Junge. Man muss ihm nur dabei helfen, sich für das Rechte zu entscheiden.»

«Vielleicht.» Becket starrte immer noch aus dem Fenster. «Und Caroline Fisher?»

«Das ist ein Luder, Sir, wenn Ihr mir den Ausdruck nachseht. Sie braucht dringend ein paar Dutzend Stockhiebe. Nicht, dass es mich etwas anginge, Sir, aber es bricht mir das Herz, mit ansehen zu müssen, wir Ihr durch eine solche Dirne um die Früchte Eurer harten Arbeit gebracht werdet.» Er zuckte mit den Schultern. «Vergebt mir, Sir, dass ich das alles gesagt habe, doch es dürfte in unserem größten Interesse liegen, wenn die Briten uns wohlgesinnt sind. Und wenn Ihr mich nach Norden schickt, um die Pläne zu überbringen, werde ich keinen Moment zögern und mit Freuden zustimmen.»

«Nein!» Abel schien sich endlich zu einer Entscheidung durchgerungen zu haben. «Lasst sie hier.»

«Sir.» Woollard verbeugte sich und stieg dann die Stufen zum Kontor hinunter, wo die leeren Schreibtische beredtes Zeugnis davon ablegten, wie sehr der Handel in den letzten Jahren gelitten hatte. Drei Schreiber arbeiteten hier nur noch, wo früher die Federn von zwölfen auf Papier gekratzt hatten. Die Schreiber senkten die Köpfe und hielten den Atem an, bis der Vormann an ihnen vorüber war. Doch Woollard kümmerte sich heute nicht um sie. Seine

Gedanken kreisten vielmehr um das Schicksal eines Handelshauses, das er selbst besitzen wollte, und zu diesem Zweck, wenn auch aus den respektabelsten und ehrenhaftesten Gründen, musste der Krüppel zu einer Entscheidung gezwungen werden. Jonathon musste wählen, auf welcher Seite er stehen wollte.

Sechs

Gegenüber von Philadelphia, am Ostufer des Delaware, dehnte sich Marschland aus, das sich zu nicht sehr hohen sandigen Hügeln erhob, auf denen sich dichter Wald ausbreitete. Ein karges Land, und doch hatten Caleb und Anna Fisher es urbar gemacht.

Ihr Bauernhof lag südlich der Stelle, wo der Cooper River in den Delaware einmündet, und die Nähe zu der großen Stadt glich die Bescheidenheit der Ernte wieder aus. Auf dem großen und belebten Marktplatz mitten in Philadelphia verkaufte Caleb seine Melonen, Salatgurken, Kürbisse, Fruchtsäfte, Maulbeeren, Äpfel, Kirschen und Kastanien. Seine Frau verrührte Milch zu Butter, stellte Käse her und backte große Pasteten und Kuchen mit dicker Kruste, und das alles wurde ebenfalls zum Verkauf über den Fluss gebracht.

Der Lohn für ihre Mühen war ein festes Holzhaus, das allen Wettern standhielt und in dem es warm und gemütlich war. Das größte Zimmer war die Küche, von der ein kleines Wohnzimmer ausging, in dem Caleb an jedem Wintermorgen

in der Heiligen Schrift las. Sommers saß er auf der hinteren Veranda, um seine Andacht abzuhalten. In der Dachkammer waren zwei Schlafzimmer eingerichtet, und es gab noch einen Anbau für die schwarze Sklavenfamilie, die einzigen Hilfskräfte des Bauern bei seiner Arbeit. Die Nachbarn der Fishers hatten mitgeholfen, die große Scheune zu errichten, neben der ein Ahornwäldchen Schatten auf den Hof warf, auf dem Hühner pickten und scharrten. Der Bauernhof war kein Gut, nicht einmal ein besonders großer Hof, aber für Caleb und Anna war er alles, was sie sich nur wünschen konnten.

«Der Herr ist immer gut zu uns gewesen», pflegte Anna zu sagen, obwohl ihr doch drei Kinder gestorben waren. Ihr einziger verbliebener Sohn war großjährig geworden und hatte geheiratet. Und auch er war gestorben und mit ihm fast alle Mitglieder seiner Familie. Sie hatten in einem der furchtbaren Feuer ihr Leben verloren, die von Zeit zu Zeit die kleinen Holzhäuser am Stadtrand von Philadelphia heimsuchten. Nur ein Säugling hatte den Brand überlebt. Caleb und Anna hatten die Enkelin bei sich aufgenommen, und im Lauf der Jahre war sie ihnen so lieb und teuer geworden wie kein anderer Mensch auf der Welt. Anna vergaß sogar manchmal, dass nicht sie es gewesen war, die Caroline das Leben geschenkt hatte.

Nun gab es sowohl in den Flusssiedlungen in New Jersey als auch in Philadelphia Menschen, die behaupteten, das

Mädchen sei außer Rand und Band. Sie sagten, sie hätte schon viel früher verheiratet werden sollen. Caroline war jetzt achtzehn, vier Jahre über das heiratsfähige Alter hinaus. Doch die Großeltern drängten sie in keiner Weise dazu, vor den Traualtar zu treten. Sie hatten ihr sogar Verständnis und Unterstützung gegeben, als sie Woollards Heiratsantrag ausgeschlagen hatte, obwohl es damals den Eindruck hatte, als würde sein junges Frachtunternehmen großen Erfolg haben. Manche vermuteten, Caleb und Anna wollten ihre Enkelin nicht gehen lassen, weil sie dringend ihre Hilfe bei der Feldarbeit benötigten. Doch diejenigen, die die Fishers näher kannten, wussten, dass Caroline ihre eigenen Vorstellungen über die Eheschließung hatte. Sie würde heiraten, jawohl, aber erst, wenn sie den Richtigen gefunden hatte und der rechte Zeitpunkt gekommen war.

Caroline konnte sich nicht über einen Mangel an Kandidaten beklagen, denn ihr Äußeres bewegte viele Männer dazu, ihr nachzuschauen. Wenn das Sonnenlicht auf ihr goldenes Haar fiel, entstand damit ein ganz eigener Kontrast zu ihrer gebräunten Haut. Und aus dem Gesicht blickten zwei große blaue Augen, die den Anschein erweckten, dass Caroline sich nicht unterkriegen lassen würde. Sie konnte wie ein Junge reiten, so gut wie jede Magd eine Kuh melken und wie ein Fischer ein Flussboot steuern.

Mit diesem Boot wurde sie bekannt, denn als ihr Großvater immer älter wurde, wurde es zu Carolines Pflicht, die Erträge

des Hofes in die Stadt zu bringen. Eine blonde junge Frau, die mit so viel Können ein Segelschiff steuerte, musste ganz einfach die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit wecken. Wie alle Flussschiffer trug sie ein Messer am Gürtel, um verknotete und verworrene Seile aufzuschneiden. Doch von Carolines Miene ging etwas aus, das den Eindruck nährte, sie verstehe sich darauf, das Messer auch bei anderen Gelegenheiten einzusetzen.

Nicht alle Erträge gelangten auf den Markt. Caroline trug die besten Früchte und die schönsten Käse zu ihren besonderen Kunden, unter denen sich auch Martha Crowl befand. Und im Haus der Witwe war sie zum ersten Mal Jonathon begegnet. Zuerst hatte sie nur den Klumpfuß gesehen, der die Treppe herunterkam, und gleich war ihr Herz von Mitleid für den armen jungen Mann erfüllt gewesen. Er hatte sie humpelnd auf dem Weg zu den Kais begleitet, und im Gespräch hatten beide festgestellt, dass sie Waisen waren und Patrioten, die bei Loyalisten-Familien wohnten.

Carolines Großeltern waren dem König nicht so treu ergeben wie Abel Becket, für den die Sache eine Glaubensfrage war, in der er nie wanken würde. Anna Fisher konnte sich noch daran erinnern, wie sie vorm Auszug nach Amerika einmal den König gesehen hatte. «Was für ein großartiger Mann! Was für ein beeindruckender Mann!» Caleb hingegen erklärte, seine Frau habe nie und nimmer

den König gesehen, sondern nur einen vornehmen Adligen, der in seiner Kutsche durch ihr Dorf in Yorkshire gefahren war. Anna hingegen behauptete steif und fest, der König habe ihr sogar zugelächelt. Und dieses Lächeln habe sie dazu gebracht, ihm seit nunmehr sechzig Jahren die Treue zu halten. Für die Rebellion, so Anna, sei nur diese Bande von Rechtsverdrehern aus Philadelphia verantwortlich. «Ich habe in meinem Leben noch keinem Advokaten über den Weg getraut. Es waren Rechtsanwälte, die unseren Herrn und Erlöser ans Kreuz gebracht haben, und es waren Rechtsanwälte, die unserem guten König Charles den Kopf abgeschlagen haben. Alles, was Rechtsverdreher von jeher interessiert hat, war, sich möglichst schnell die Taschen zu füllen. Oder habt Ihr jemals einen armen Advokaten gesehen?»

Caleb hingegen glaubte, dass ein guter Christenmensch von einem König regiert werden sollte, und das sei genauso natürlich wie der Umstand, dass Land Wasser und ein Kalb Milch brauchte. Für ihn war die Rebellion eine Spinnerei, die die Verrückten in der Stadt sich ausgedacht hatten, und man brauche sich nicht ernsthaft damit auseinanderzusetzen.

Doch Caroline hatte nie einen König gesehen, und sie war oft genug in Philadelphia, um zu hören, worüber die Städter redeten. Ihr erschien die Rebellion richtig und gerecht. Sie war in den Kolonien geboren worden, und ihre Parteinahme

für die Patrioten war genauso selbstverständlich erfolgt, wie ihre Großeltern der altmodischen Loyalität anhingen. Zu dieser Parteinahme gesellte sich die Leidenschaftlichkeit der Jugend hinzu, die immer glaubt, man könne die Dinge zum Besseren wenden. Caleb und Anna tolerierten ihren Enthusiasmus, wussten sie doch, dass man eher die Hochflut des Delaware einzudämmen vermochte, als Caroline von einer einmal gefassten Meinung abzubringen. Und deshalb wollte Caroline, ebenso wie Jonathon, die Rebellen unterstützen.

Sie kannten sich jetzt seit einem Jahr und hatten sich immer in Philadelphia getroffen. Jonathon erwartete Caroline stets schon am Kai und beharrte darauf, ihr die schweren Körbe zum Markt zu tragen. Manchmal spazierten sie durch die Werften im Norden der Stadt, und er erzählte ihr dann, welche Schiffsbauer schlechtes Holz verwendeten und den Teer verdünnten. Aber sie sprachen auch über die Revolution, und Jonathon zählte ihr auf, welche Vorräte er in der vergangenen Woche für Washingtons Armee beschafft hatte, und dass Martha immer noch etwas Geld dazulegte, weil der Kongress nicht viel bezahlen konnte und der Onkel seine Geschäfte mit den Rebellen nicht bereuen würde. Und Caroline spürte sehr oft, dass dieser charmante, beredte und nicht unvermögende junge Mann ihr mit seinen Worten eigentlich gestehen wollte, dass er sie liebe. Warum sonst

sollte er die Beschwerden langer Spaziergänge mit ihr auf sich nehmen?

«Oho, einen Reichen hast du dir ausgesucht», neckte Anna manchmal ihre Enkelin.

«Er wird ein reicher Kaufmann.»

«Reichtum ist keine Schande, Kind.»

Caroline verzog das Gesicht. «Er wird in der Stadt leben wollen, nicht wahr?»

«Wenn dort das Geld zusammenströmt, ja. Und meistens strömt es in der Stadt zusammen.»

Einmal, als Abel und Hannah Becket gerade in der Kirche waren, hatte Jonathon Caroline durch das Haus geführt. Sie hatte den nicht aufdringlichen, aber unübersehbaren Reichtum der Familie erblickt und war darüber erschrocken. Der Tisch war für das Mittagsmahl hergerichtet, und Caroline hatte noch nie so viel Besteck gesehen oder so viel Geschirr, so viel Glas oder so viele von den Kerzen, die das Dutzend neun Dollar kosteten. «Wir bevorzugen Talglichter», erklärte sie trotzig.

«Wir auch, wenn wir oben sind.»

«Ich mache sie selbst», erklärte Caroline. «Alles daran, angefangen vom Schlachten des Schafs.»

«Das glaube ich nicht.»

Sie sah ihn herausfordernd an. «Sagt bloß, Ihr habt noch nie ein Schaf geschlachtet?»

«Grundgütiger, niemals!»

Caroline konnte sich nicht vorstellen, wie jemand so vollkommen ohne die Kenntnis der Notwendigkeiten des Bauernlebens sein konnte. Und insgeheim musste sie sich eingestehen, dass sie es sich auch nicht vorstellen konnte, in der Stadt zu leben.

Doch wenn es nach Jonathons Vorstellungen ging, und er konnte ebenso willensstark wie charmant sein, musste sie wohl doch in die Stadt ziehen. Er hatte noch nicht um ihre Hand angehalten, aber das würde er sicher bald tun. Caroline wusste nur noch nicht, welche Antwort sie ihm geben sollte. Sie gab vor sich selbst ja zu, dass sein Interesse an ihrer Person ihr durchaus schmeichelte, und sein lahmes Bein verlangte Rücksicht und Mitleid, aber Caroline fürchtete sich doch vor dem Moment, in dem er ihre Antwort hören wollte.

Dann, in der letzten Septemberwoche des Jahres 1777, es war ein Dienstagabend, besuchte Jonathon zum ersten Mal Carolines Haus.

Er erschien bei Sonnenuntergang. Zuerst beobachtete Caroline einen fremden Reiter, der über die Brücke am Cooper River trabte. Sie wusste nicht, dass es Jonathon war. Erst als er vor ihr sein Pferd anhielt, den Hut vom Kopf nahm, lächelte und fragte: «Betrachtet Ihr gerade den Sonnenuntergang?», erkannte sie ihn.

«Nein, ich überlege nur, welche Rinder wir behalten sollen.» Sie deutet auf die Kühe, die am Flussrand im

Marschland grasten. «Der Wind nimmt ihnen in diesem Jahr früh die Milch.» Sie sah hinauf in den Himmel. «Ein strenger Winter steht uns bevor.»

«Seid Ihr da sicher?»

«Ich weiß es.» Caroline erkannte, dass Jonathon hoch zu Ross gar nicht mehr wie ein Krüppel aussah. Der rechte Steigbügel war doppelt so groß wie der andere, um den Klumpfuß aufzunehmen. Er saß gerade und aufrecht im Sattel, und Caroline begriff jetzt, wie schwer ihm das Gehen fallen musste, wenn er es auf dem Rücken eines Pferdes doch so viel einfacher hatte. «Wollt Ihr Euer Pferd tränken?»

Sie kletterte unter dem Zaun hindurch und führte das Pferd zur Viehtränke neben dem Stall. Von hier aus konnte Caroline, wenn sie auf dem Schemel saß und beim Melken die warme Flanke der Kuh am Gesicht spürte, den wunderbaren Anblick der Stadt auf der anderen Seite des Flusses genießen. Im Hochsommer, wenn kein Lüftchen sich regte, zeichneten sich die Türme und Dächer Philadelphias so klar und deutlich auf der glatten Wasseroberfläche ab, als sei der Delaware ein Spiegel. Im Frühjahr gesellte sich zu den Ziegeln und Schindeln der Dächer das Grün der erblühenden Pappeln hinzu. Und im Winter verlieh der Schnee der Stadt eine leuchtend weiße Pracht. Und jetzt, im Übergang vom Sommer zum Herbst, ging ein goldenes Dämmerlicht von Philadelphia aus, das umso stärker wirkte, weil an den Kais keine Schiffsmasten zu sehen waren.

«Ihr seid einen langen Weg gekommen.» Sie wischte den Schweiß von den Flanken des Tieres.

Jonathon, der sich insgeheim wünschte, Caroline hätte etwas mehr Freude über seinen unerwarteten Besuch gezeigt, stieg aus dem Sattel. «Ich habe die Stadt heute Morgen um neun Uhr verlassen, später bei David Logans den Fluss überquert, und jetzt bin ich hier.»

Er hatte einen weiten Umweg gemacht. Zuerst war er nach Norden geritten, hatte dort den Delaware überquert und war dann die vielen Meilen bis zum New-Jersey-Ufer zurückgeritten. Caroline, die bei der harten Feldarbeit gelernt hatte, dass der ökonomischste Weg immer auch der beste ist, schüttelte verwundert den Kopf. «Was habt Ihr gegen die Fähre?»

«Ziemlich viel. Ich wollte nicht gesehen werden.»

«Von wem nicht?»

«Von jedem, der mich aufhalten könnte.» Jonathon wollte geheimnisvoll klingen, doch jetzt strahlte er sie an. «Und ich wollte Euch sehen. Können wir miteinander reden?»

Caroline führte ihn an den Fluss, wo eine kleine Grasbank lag, auf der man sich niederlassen konnte. Sie wirkte ein wenig wie betäubt, so als wüsste sie schon, worüber hier gesprochen werden sollte und welche Antwort von ihr verlangt würde. Und gleichzeitig kam das alles für sie viel zu überraschend. «Seid Ihr davongelaufen?», fragte sie ihn.

«Ich glaube nicht, dass das die exakte Beschreibung wäre. Man könnte sagen, ich bin ausgetrieben worden. Wie aus dem Garten Eden.» Er deutete über das leicht plätschernde Wasser zum Horizont hinter der Silhouette der Stadt, wo die Sonne gerade den westlichen Himmel mit einem Farbanstrich versah, der dunkelrot begann und sich allmählich in ein zartes Rosa verwandelte.

«Ausgetrieben?»

«Man trug mir auf, dies den Briten zu übergeben.» Er suchte in der Tasche an seinem Gürtel, zog ein paar zusammengefaltete Papiere heraus und zeigte sie Caroline. Während sie sie betrachtete, brach der Damm in ihm, und er erzählte seiner Liebsten alles. Berichtete davon, wie der Onkel Jonathons Loyalität angemahnt hatte, wie er sich nicht getraut habe, seine Weigerung dem Onkel offen ins Gesicht zu sagen, denn das wäre ihm nach so vielen Jahren der Fürsorge ungerecht erschienen. Jonathon brachte auch zur Sprache, wie sehr er sich immer schon vor diesem Moment gefürchtet hatte, in dem er mit dem Mann, der ihn bei sich aufgenommen hatte, brechen musste. Um einem furchtbaren Streit mit Onkel Abel aus dem Weg zu gehen, hatte er beschlossen, ihn in dem Glauben zu belassen, er würde gehorsam sein und die Pläne dem Feind in die Hände spielen.

Caroline dachte, dass Jonathon mehr Worte heraussprudelte als ein Wanderprediger. «Aber Ihr wollt sie

doch nicht ernsthaft aushändigen, oder?»

Zur Antwort nahm Jonathon ihr die Pläne aus der Hand und zerriss sie in kleine Fetzen. «Ich werde meinem Onkel schreiben und ihm mitteilen, dass ich ihm nicht gehorsam gewesen bin. Ich schätze, das ist ein recht feiger Weg, es ihm zu sagen, aber mir fällt im Moment keine bessere Möglichkeit ein.» Er warf die Fetzen in den Wind. «Da! Alle Mühen Woollards zunichtegemacht.»

«Woollard?»

«Ja, der ekelhafte Ezra!» Jonathon lachte laut. «Aber ich habe mich von ihnen allen losgesagt. Und ich hätte es dort keine Sekunde länger ausgehalten. Wie hätte ich es ertragen sollen, den Triumph der Briten mit ansehen zu müssen!» Er zitterte bei der bloßen Vorstellung. «Somit bleibt mir nur noch eines zu tun übrig: Ich werde gegen die Briten kämpfen!»

Caroline sah den Papierschnipseln nach, die von der leichten Brise auf den großen Glutofen zugetrieben wurden, der am westlichen Horizont sein Feuer entfachte.

«Was wird Euer Onkel unternehmen, wenn er es herausgefunden hat?»

«Ich nehme an, er wird sehr wütend werden.»

«Werdet Ihr Euer Erbteil verlieren?»

Jonathon lächelte. «Würde das etwas bedeuten?»

«Mir nicht. Aber vielleicht Euch?»

Und wieder setzte Jonathon zu einem Redeschwall an, der Caroline an eine Predigt von der Kanzel erinnerte. Doch nun fiel ihr auf, dass er eigentlich viel ehrlicher sprach. Den Advokaten und Politikern ging die Freiheit genauso leicht über die Lippen wie den Priestern die Aufforderung zum Bereuen und Bußetun. Doch wenn Jonathon von Freiheit sprach, berührte er nicht nur das Ohr, sondern auch das Herz seiner Zuhörer. Er war der festen Ansicht, dass die Briten eine korrupte und tyrannische Rasse seien, die die hehren Ideale ihrer Landsleute in Amerika hintergangen hätten. Und nun sei die Zeit gekommen, da die Patrioten diese Ideale mit der Waffe verteidigen mussten. Für Jonathon war dies kein Krieg um die Teesteuer von drei Pence oder eine andere Abgabe, sondern es ging um Gottes eigenes Land, in dem ehrliche Männer auf der alten Erde einen neuen Himmel errichten konnten. Es sollten keine Postenjäger mehr aus London kommen, die hier in großen Häusern lebten und aus den ehrlich arbeitenden Menschen ihre unverdienten Saläre herauspressten. Hier in Amerika sollten gute Menschen auf guter Erde leben, und was wäre angesichts eines solchen Ziels schon eine verlorene Erbschaft.

Caroline lauschte seinen ergreifenden Worten, doch da sie bodenständiger war als er und mit dem tagtäglichen Leben besser umzugehen verstand als mit Zielen und Idealen,

fragte sie, als er fertig war, ganz pragmatisch: «Und was wollt Ihr nach dem Verlust des Erbes anfangen?»

«Ich werde Bauer.» Jonathon zog sie damit natürlich auf und freute sich insgeheim, als er auf ihrer Miene ungläubiges Entsetzen sah. Er lachte. «Ich könnte Anwalt werden oder Politiker. Wenn wir nur frei sind, und wenn Ihr auf mich wartet, bis ich aus der Schlacht zurückgekehrt bin.»

Er hatte ganz ruhig gesprochen und doch auch mit tiefer Ernsthaftigkeit. Caroline hatte, gleich nachdem sie ihn in dem fremden Reitersmann erkannt hatte, gewusst, dass er kam, um von ihr eine Entscheidung zu hören. Sie hatte schon lange mit seiner Frage gerechnet, und jetzt überraschte es sie doch, dass er mit ihrem Tuch an der Lanze in den Krieg ziehen wollte. Sie spürte plötzlich großes Mitleid mit ihm. Wie sollte ein Krüppel in der rauen Welt von Musketenfeuer, Schwertern und Blut überleben?

«Ihr wollt, dass ich auf Euch warte?» Sie wollte mit der Frage Zeit gewinnen, um die richtige Antwort zu finden.

«Ich verlange damit mehr von Euch, als ich verdiene», antwortete er. Während Caroline nachdachte, blickte sie auf die schimmernden Widerspiegelungen auf dem Wasser. Jonathon sah sie an. Ihr Aussehen entsprach so gar nicht dem raffinierten und eleganten Schönheitsideal in der Stadt, wo man so viel Wert auf vornehme Blässe legte, dass der Fisher-Hof Zitronen, Gurken und Tomaten an die Stätten

verkaufen konnte, in denen man daraus Cremes und Salben herstellte, mit denen sich Haut bleichen ließ. Caroline war eine wildere und rauere Schönheit, und manche Männer mochten sie vielleicht geringschätzen, aber genau diese Schönheit war es auch, die Jonathons Herz versklavt hatte. «Es ist mehr, als ich verdiene», wiederholte er, «und dennoch wage ich es, Euch um mehr zu bitten, als nur auf mich zu warten.»

Caroline begriff sofort, auf was er hinauswollte, und sie wollte sich jetzt dieser Frage nicht stellen, nicht im letzten Glühen der untergehenden Sonne, in dem die Gefühle ohnehin höher und leichter flogen, als es dem Verstand guttat. Sie legte die Stirn in Falten: «Ihr solltet gar nicht erst fortgehen …»

«Ich kann nicht länger bleiben.»

Caroline drehte sich zu ihm um und sah ihn ernst an. «Gott hat Euch andere Gaben verliehen. Könnt Ihr einen ganzen Tag lang im Sattel sitzen? Habt Ihr ausreichend Kraft dazu?»

«Ich habe es heute bewiesen.»

«Ihr seid Schritt geritten. Doch stellt Euch vor, Ihr müsst galoppieren, Euch dabei drehen und beugen und auch noch mit einer Waffe kämpfen!»

Jonathon blieb stur. «Ich vermag alles zu tun, was ich mir vorgenommen habe. Gott hat mir Kraft geschenkt, und die wird für mich genug sein!»

«Ich bete darum.» Caroline blickte wieder auf die dunkle und geheimnisvolle Silhouette der Stadt, die nur von Kirchtürmen und der hohen Spitze des State House unterbrochen wurde, wo die Anwälte die Unabhängigkeitserklärung aufgesetzt hatten. Und wo etliche von diesen Anwälten, die noch jung genug zum Kämpfen gewesen waren, erklärt hatten, sie hätten jetzt genug für die Revolution getan, um sich dann mit ihren Papieren auf ihre Landhäuser zurückzuziehen. Und Jonathon wollte in all seiner Leidenschaft dorthin reiten, wohin sie sich nicht gewagt hatten.

Sie sah ihn wieder an. «Habt Ihr Euch ausreichend mit Reiseproviant versorgt?»

«Den kaufe ich mir unterwegs.»

«Ich werde Euch etwas zusammenpacken.» Sie floh in das Praktische. «Und Ihr könnt heute Nacht hier schlafen. In der Küche steht ein Feldbett für Gäste.»

Jonathon spürte, dass sie der Antwort auswich. Sanft nahm er ihre Rechte in seine Hand. «Es macht mir nichts aus, wo ich mich zur Ruhe lege, aber es ist mir sehr wichtig, ob Ihr auf mich warten werdet.»

Caroline wusste, dass sie die große Frage einstweilen umschifft hatte. Jetzt durfte sie ihm nicht die Antwort auf die kleinere Frage verweigern. Sie nickte. «Ich werde warten.» Kaum hatte sie die Antwort ausgesprochen, erkannte sie, dass er damit glaubte, auch die Zustimmung zur anderen

Frage erhalten zu haben. Denn die Freude auf seinem Gesicht strahlte ebenso groß wie der Glutball am westlichen Horizont. Er nahm sie plötzlich in die Arme, drückte sein Gesicht an ihr Haar und hielt sie so fest, als wolle er sie nie mehr loslassen. «Ich werde warten», sagte sie noch einmal, doch diesmal nicht, weil es von ihr verlangt wurde, sondern weil ihr eigener freier und ungezähmter Wille sie dazu bewegte.

Während jenseits des Flusses die ersten Lichter der Stadt sanft und gelb hinter den Fenstern aufleuchteten und sich auf dem breiten, dahineilenden Strom widerspiegelten, während in Philadelphia das Leben in den vornehmen Kaufmannshäusern und auch in den Hütten der einfachen Menschen seinen gewohnten Gang ging, kam es Jonathon so vor, als sei er soeben aus der Finsternis ins Licht gelangt, als habe er aus den Tiefen der Verwirrung die wunderbaren Höhen erfüllter Liebe erklimmen dürfen. Er war Patriot, und er würde für sein Land gegen die Bloodybacks und ihre hessischen Söldner streiten, und er würde für diese junge Frau kämpfen, deren Liebe er erringen und auf ewig behalten wollte.

Jonathon hatte endlich dem Handel Lebewohl gesagt und war zum Rebellen geworden.

Sieben

Das abendliche Antreten der Kompanie fand auf einer zertrampelten Wiese am Waldrand statt. Nicht weit davon

lag das Biwak, in dem die Männer die Nacht verbringen würden. Sergeant Scammell hielt eine Ansprache vor der Leichten Kompanie, die sich im Wesentlichen aus Ermahnungen zusammensetzte. «Hört zu, was euer Onkel Scammell zu sagen hat, und wagt es ja nicht, zu lachen oder bloß die Miene zu verziehen, sonst reiße ich euch den Arsch auf!» Er marschierte bedrohlich auf die erste Reihe zu. «Wir sind knapp mit Munition. Deshalb dürft ihr eure verdammten Musketen nicht abfeuern. Habt ihr das kapiert? Ihr dürft eure Gewehre nur abfeuern, wenn ihr den ausdrücklichen Befehl dazu erhaltet. Und zwar nicht von einem Corporal, sondern von mir! Wenn einer von euch Kröten ohne verdammten Befehl einen Schuss abgibt, peitsche ich ihm höchstpersönlich die Haut vom Rücken!» Die Männer merkten ihrem Sergeant deutlich an, dass er diesen Befehl für blanken Blödsinn hielt, aber seine Strenge und seine Drohungen brachten die Rotröcke dazu, nervös zu nicken. Der Sergeant wirbelte herum und zeigte auf Corporal Dale, der unter seinem Kommando heute Nacht eine der Wachpatrouillen anführen sollte. «Was dürft ihr auf keinen Fall tun, Corporal?»

«Schießen.»

«Außer …»

«Außer Ihr gebt uns den ausdrücklichen Befehl dazu, Sergeant!»

«Braver Junge. Wenn euch ein Rebell über den Weg läuft, dann klopft ihr ihm höflich aufs blöde Haupt und erklärt ihm, er möge sich gefälligst woanders herumdrücken. Das ist alles verdammt irrsinnig, aber so geht es in der verdammten Armee nun einmal zu. Und was ich eben gesagt habe, gilt für jeden Einzelnen von euch!» Er starrte die anderen Männer in der Kompanie mit funkelnden Augen an, die wie Sam heute Nacht keine Wache schieben mussten. «Hände weg von den Musketen, sonst bekommt ihr die Peitsche zu schmecken! Wachtposten zu mir!»

Die Posten trotteten verdrossen zu Scammell, um sich von ihm auf den bebauten Feldern vor dem Wald einteilen zu lassen. Die Männer, die nicht Wache halten mussten, zogen sich in das Biwak zurück und hockten sich um die Feuer. Sie tranken ihre Ration Rum und blickten voller Neid auf das kleine feste Haus, in dem die Flüchtlinge aus dem nicht weit entfernten Dorf Germantown untergebracht worden waren. «Da sind Frauen drin!» Liam Shaughnessy, ein dürrer Mann, der in der letzten Woche Blut gehustet hatte, boxte Sam gegen den Arm. «Soll ich eine für dich festhalten, Sam?»

«Ist schon in Ordnung, Liam. Ich komme zurecht.»

«Nate kommt auch zurecht, was, Junge?» Shaughnessy lachte hässlich und musste danach furchtbar husten. Er spuckte den Auswurf ins Feuer und grinste dann Nate an. «Der alte Scammy schiebt heute Nacht Wache. Du solltest die Gelegenheit mit Maggie ausnutzen.»

«Was weißt du denn schon, Liam?» Nate mochte es nicht, wenn die Kameraden so von ihm und Maggie redeten.

Shaughnessy grinste hämisch. «Nun, ich weiß, dass Scammy sie letzte Nacht dem Colonel verkauft hat. Für zwei Shilling, Nate!»

Nate wollte sich auf Shaughnessy stürzen, aber Sam stieß seinen Bruder zurück. «Haltet die Klappe! Alle beide!»

«Ich trete diesem irischen Schweinehund sonstwohin!» Nate drängte vergeblich gegen Sams Arm, der ihn festhielt. Shaughnessy hatte sein Bajonett in die Hand genommen und hielt es so, als wolle er Nates Angriff provozieren.

«Um Himmels willen, regt euch ab!» Sam sah seinen Bruder streng an. «Du machst schon so genug Ärger!»

«Sie ist doch nur eine Dirne», höhnte der Ire, «und in Philada warten eine Menge Dirnen auf uns, was?» Wie die meisten Soldaten war er nicht in der Lage, den Namen der Stadt richtig auszusprechen, und die meisten kümmerten sich auch nicht darum. «Am Marktplatz steht ein Hurenhaus, das nur auf unseren Besuch wartet, Sam!» Die Freuden, die Philadelphia bereithalten musste, belebten die Hoffnungen und Phantasien der Soldaten und waren Hauptgesprächsthema an den Lagerfeuern. In der Kompanie ging man allgemein davon aus, dass alle Träume eines Infanteristen dort in Erfüllung gehen sollten: eine warme und trockene Unterkunft, genug zu essen und zu trinken

und ausreichend Weiber, sodass jeder einmal drankommen würde.

Sam warf ein Stück Holz ins Feuer. Ein unberechenbarer Windstoß kam auf und blies ihm Rauch ins Gesicht. Sam hustete und sagte dann: «Wenn wir jemals nach Philadelphia gelangen ...»

«Oh, das werden wir.» Shaughnessy lachte. «Und dort küssen wir die hübschen Frauen, o ja, das tun wir!»

Sam warf einen Blick auf das Haus mit den Flüchtlingen. Kaum größer als der Hof seiner Eltern, dachte er, wo er seine Mutter zum letzten Mal gesehen hatte. Er erinnerte sich schmerzlich daran, wie stolz sie immer auf ihre Jungs gewesen war. «Er ist so flink», hatte sie immer über Sam gesagt. Doch als die Zwillinge im Alter von sieben Jahren als Stalljungen in die Dienste des Squire getreten waren, hatte der erste Kutscher über Sam erklärt, bei dem Knaben müssten die Zügel unter den Ringen angebracht werden. Nur sture Pferde, die ausschlugen und auch sonst ungehorsam waren, bekamen die Zügel unter den Ringen angebracht, damit das Beißstück tiefer ins Maul des Tieres eindrang und Schmerzen erzeugte. Nate erweckte nie den Eindruck, dass man ihn so an die Kandare nehmen musste. Nate hatte immer zu seinem Zwillingsbruder aufgesehen und ihn als Führer akzeptiert. Nur einmal nicht, an jenem Tag vor drei Jahren, als Nate die Soldaten in ihren roten Röcken gesehen hatte, wie sie hinter dem Trommler

hermarschiert waren. Die glänzenden, schmucken Jacken hatten ihm die Sinne verwirrt, und er war nur zu bereitwillig auf die Versprechungen des Rekrutierungsoffiziers hereingefallen. Bis dahin war Nate stets der Schüchternere und Zurückhaltendere von beiden gewesen. Und heute, zum zweiten Mal in seinem Leben, doch jetzt in einem fremden Land im trüben Licht der hereinbrechenden Dämmerung, musste man Nate wiederum das Beißstück tiefer ins Maul schieben.

Nate musste an die Kandare genommen werden, weil er seinen Traum von der Flucht immer noch nicht aufgegeben hatte. «Ein Corporal aus Captain Courtneys Kompanie soll heute davongelaufen sein. Sie haben ihn noch nicht erwischt.»

«Wenn er es schlau anstellt, kriegen sie ihn auch nicht.» Liam bohrte zwischen seinen Zähnen nach einer Rindfleischfaser.

«Sie kriegen sie doch fast alle», wandte Sam ein.

«Quatsch!», entgegnete Nate wütend. «Das bekommen wir doch nur erzählt, nicht wahr? Sie wollen, dass wir Angst davor haben! Die meisten Fahnenflüchtigen rennen zu den Yankees. Dort gibt es mehr Sold und keine Auspeitschungen!» Er klang so leidenschaftlich wie ein Methodistenprediger auf der Jagd nach zu errettenden Seelen. «Und bei denen muss man nicht sein Leben lang in der Armee Dienst tun! Man muss nicht einmal Soldat

werden, wenn man keine Lust dazu hat! Man braucht sich nur das Stück Land zu nehmen, das sie einem geben!»

«Wer sagt denn das?» Sam schüttelte den Kopf.

«Das ist eine Tatsache. Jeder weiß das!»

Die Nacht kam. Überall verriet die Armee ihre Anwesenheit mit den Lagerfeuern, die auf dem schwarzen Land wie Sterne leuchteten. Regen setzte ein. Die Tropfen zischten auf dem glimmenden Holz und trommelten auf die Dreispitze, die mittlerweile alle von dem roten Büschel geziert wurden. Das stolze und trotzige Symbol der Männer, die an dem Gemetzel bei Paoli's Tavern teilgenommen hatten. Ein Hund erschien schnüffelnd an Sams Feuer und wurde von einem Soldaten mit einem Fußtritt verjagt. Irgendwo fing ein Kind an zu schreien und wurde mit einer Ohrfeige zum Schweigen gebracht. Die Kavalleriepferde wieherten weit fort. Die Feldposten, die sich vor der Strafe fürchteten, wenn sie einen Schuss abgäben, hockten still am dunklen Rand des Lagers.

«Und wenn die Yankees verlieren», der Ire entzündete mit einem glimmenden Zweig aus dem Feuer seine Tonpfeife, «greifen sich unsere Leute alle Deserteure und knüpfen sie auf. Nein danke, Nate. Das ist die Sache einfach nicht wert, nein, ist sie nicht.»

«Ich verschwinde trotzdem», erwiderte Nate stur.

«Du redest doch bloß immer nur davon», höhnte Liam, «aber tun tust du es nie.»

«Doch, das werde ich.» Nate konnte das Paradies nicht vergessen, das Maggie ihm hinter dem Horizont verheißen hatte. «Und du wirst dir ein Loch in den Bauch ärgern. Während ich mit einer hübschen Maid mein Land bestelle, marschierst du irgendwo durch die Gegend und schwitzt dich zu Tode.»

«Ich werde gern selbst die Peitsche schwingen, wenn sie dich eingefangen haben», sagte Shaughnessy und grinste.

Nate achtete nicht auf den Iren, sondern wandte sich an seinen Bruder: «Würdest du mich auspeitschen, wenn ich Fahnenflucht begangen hätte?»

«Ich würde dir den blöden Schädel abschlagen, du dummer Narr», antwortete Sam in aller Gelassenheit.

«Mir ist es ernst, Sam.» Nate sah seinen Bruder fragend an. «Würdest du?»

Sam rieb sich über das Gesicht. «Ich habe gesagt, ich würde nach dir sehen, Bruder, und genau das werde ich tun. Bleib du hübsch bei mir, dann gibt es auch keine Auspeitschung.» Er betrachtete seinen Bruder und entdeckte, wie unglücklich Nate war. «Himmel noch mal, Nate! Liam hat recht. Zu Hunderten warten die Dirnen in Philadelphia auf uns. Nur auf uns! Jeder sagt das. Und die Dirnen sind auf unserer Seite! Sie wollen, dass wir in die Stadt kommen!»

«Es geht mir nur um Maggie», entgegnete Nate.

«Vergiss sie!» Sam war es müde, seinen Bruder am Zügel zu halten. Er blickte in eine andere Richtung und entdeckte einen jungen Amerikaner, noch halb ein Kind, der nervös um das Bataillonslager herumschlich. Shaughnessy, der ihn ebenfalls entdeckt hatte, vermutete, dass der Junge Nahrungsmittel stehlen wollte, und rief ihm eine harte Drohung zu.

Der Jugendliche fuhr erschrocken zurück. Er trug eine verschlissene braune Hose, einen abgetragenen, zerrissenen Mantel und einen sonderbaren Hut mit breiter Krempe. Eine altmodische Pistole ragte aus dem Strick, den er sich als Gürtel umgebunden hatte. Er gab ein paar wilde Handzeichen zu den Lagerfeuern, mit denen er wohl mitteilen wollte, dass er sich lediglich auf dem Heimweg in sein Dorf befand.

«Willst du etwas von uns?» Sam klang, wie es von einem Soldaten verlangt wurde, ziemlich knurrig, doch seine Stimme war wesentlich freundlicher als die des Iren. Der Junge wirkte erleichtert, trat näher heran und sagte dann: «Die Kanonen.»

«Du willst die Geschütze sehen?»

«Ja.» Er deutete mit einer Kopfbewegung zu dem kleinen Haus. «Ich komme von dort.» Er schien mit dieser Auskunft das Misstrauen der Rotröcke dämpfen zu wollen.

Sam zeigte zum Dorf. «Die Kanonen stehen dort auf dem Marktplatz, mein Junge. Sei vorsichtig und höflich. Du willst

doch wohl nicht, dass ein nervöser Wachtposten dir den Kopf abschießt, oder?»

Der Knabe, der voller Neugier erschienen war, um nachzusehen, was das für merkwürdige rot gekleidete Männer waren, die heute hier angekommen waren, nickte dankbar. Auch wenn der Soldat nicht übermäßig freundlich geklungen hatte, so hatte er ihn doch auch nicht gleich davongejagt. Er grinste und lief dann unsicher los und mied es, den ruhenden Rotröcken an den Feuern zu nahe zu geraten. In Captain Phillips Kompanie brach plötzlich eine Schlägerei aus. Zwei betrunkene Soldaten schlugen aufeinander ein, während ihre Kameraden einen Ring um sie bildeten und sie johlend anfeuerten. Der Anblick machte den Jungen nervös, und er blieb stehen, weil er nicht wusste, ob es ratsam wäre, jetzt weiterzugehen.

Sam lehnte sich zurück und achtete nicht auf den Regen. «Was willst du denn tun?», fragte er seinen Bruder, «wenn die Rebellion niedergeschlagen ist und unsere Soldaten nach den Deserteuren suchen?»

«Das Land ist groß.» Nate vollführte eine weite Geste mit dem Arm. «Sie können nicht überall nachsehen, Sam. Und hier kann man sein Auskommen finden. Das Land ist fruchtbar. Und hier gibt es keine gottverdammten Offiziere. Und keine Sergeants.»

«Captain Kelly ist doch in Ordnung», wandte Sam ein. «Und mit Scammy kann man auch zurechtkommen, solange

man ihm nicht in die Quere gerät.» Am jenseitigen Ende des Lagers wurde eine Muskete abgefeuert. Ein zweiter Schuss folgte. «Mist, Nate, ich will nicht, dass man dich aufhängt oder füsiliert.»

Nate senkte die Stimme, sodass nur noch sein Bruder ihn hören konnte: «Maggie hat Bauernkleidung besorgt, so wie du es geraten hast. Sie hat auch ein paar Nahrungsmittel und Geld beiseitegeschafft. Wir verschwinden, Sam, wir haben es fest vor.»

«Sei kein Dummkopf.»

«Wir wollen es tun, noch in dieser Woche.» Nate klang fest entschlossen. «Hast du selbst es nicht gesagt? Normale Kleidung, etwas Geld und sich zwei Tage lang vor der verdammten Kavallerie verborgen halten – was, um alles in der Welt, geht denn da vor?» Er drehte sich herum und starrte nach Norden. Trotz des Befehls, wegen des Munitionsmangels keine Schüsse abzugeben, feuerten dort wieder einige Musketen. Sergeant Scammells Gebrüll ertönte von dort, doch jetzt gaben die Musketen eine krachende Salve ab.

«Die Mistkerle sind hier!» Liam Shaughnessy sprang auf die Füße und lief zu dem Stapel von Musketen. Andere Männer, die von den Schüssen geweckt worden waren, krochen aus ihren Nachtlagern und suchten ihre Waffen.

Weitere Musketen krachten entlang der Linie der Wachtposten. Flammenzungen schlugen am Rand des

Lagers in den dunklen Wald. Jemand stieß einen Freudenschrei aus. Nun wurde auch aus dem Lager selbst geschossen. Dies war eine wunderbare Medizin gegen die Langeweile, eine Gelegenheit, der man nicht widerstehen konnte. Die Soldaten standen im Licht der Lagerfeuer, zogen die Abzüge durch und luden rasch ihre Gewehre nach.

Der amerikanische Junge begriff nicht, was um ihn herum vor sich ging. Er stand hilflos da, während ringsumher aufgeregte Männer durcheinanderliefen, um die Dunkelheit der Nacht mit ihren Schüssen aufzuhellen.

«Feuer einstellen! Feuer sofort einstellen!», brüllten Sergeants, aber die Schüsse waren viel zu ansteckend für die anderen Soldaten. Überall im Lager blitzten Musketen auf, und dieser Bazillus breitete sich auf die benachbarten Bataillone aus. Die Posten entlang der Linie gingen fluchend in Deckung, als die schweren Bleikugeln von hinten heransausten und neben und über ihnen durch das Laub krachten.

«Feuer einstellen! Feuer einstellen!», schrie ein Offizier, der urplötzlich hinter Sam auftauchte.

Sergeant Derrick, der zweite Sergeant der Leichten Kompanie, schlug mit seinem Stock die Muskete eines Mannes nach unten und wiederholte das bei einem weiteren Soldaten. «Feuer einstellen! Feuer einstellen!»

Allmählich erstarb das Gewehrfeuer. Hier und da krachte noch ein Schuss, doch die Offiziere und Sergeants, die jetzt

alle auf den Beinen waren, brachten nach und nach Ordnung in die Truppe und trieben sie an die Lagerfeuer zurück. Andere Offiziere ritten erregt aus dem Dorf herüber und wollten wissen, welche Posten das Feuer eröffnet hätten und auf wessen Befehl hin.

Ein Mann von Corporal Dale hatte zuerst geschossen, und das ohne ausdrücklichen Befehl. Sergeant Scammell, der wachhabende Sergeant, stürmte zurück ins Lager und brüllte dort mit einer Stimme, die laut genug war, um noch im Nachbarlager gehört zu werden, dass Männer aus einem anderen Bataillon das Feuer eröffnet hätten.

Lieutenant-Colonel Elliott, dessen Gesicht vom Gelage am Abend noch stark gerötet war, wusste, dass alle Offiziere des Bataillons für diesen Vorfall eine Geldstrafe zu erwarten hatten. Außerdem würde man den verantwortlichen Sergeant degradieren und die Übeltäter und den Wachtposten ausprügeln lassen. Elliott machte es nicht viel aus, dass die Männer den Stock zu schmecken bekommen würden, aber er sorgte sich um einen seiner besten Sergeants und um seine Börse. Er zog Scammell beiseite, und die beiden Männer steckten die Köpfe zusammen.

«Jetzt kriegt er sein Fett weg», bemerkte Liam Shaughnessy.

«Es heißt, jeder Sergeant, dessen Männer ohne Befehl schießen, verliert seine Streifen!» Nate lachte. «Stellt euch

nur Scammy vor, wenn er wieder bei uns in Reih und Glied stehen muss!»

Das Gelächter verebbte, als der Sergeant sich umdrehte und mit grimmiger Miene auf die Kompanie zumarschierte. «Verschwindet in eure Nachtlager, ihr Abschaum! Und stellt die Musketen wieder zusammen!» Sein wütendes Gesicht suchte nach einem Opfer, an dem er seinen Unmut auslassen konnte. Er entdeckte den amerikanischen Jungen, der angesichts des Gebrülls verständnislos grinste. «Du da! Was machst du hier?» Scammell zeigte mit der Metallspitze seines Stocks auf den Knaben.

Dem Jungen schien es die Sprache verschlagen zu haben, und so antwortete Sam, der sich am allgemeinen Feuern nicht beteiligt hatte, für ihn: «Er wollte unsere Artillerie sehen, Sergeant!»

Verblüffenderweise lächelte Scammell jetzt. «Die Artillerie also. Du willst dir unsere Kanonen anschauen, ja, mein Junge?»

«Jawohl, Sir.» Der Knabe nickte.

«Warum hast da das denn nicht gleich gesagt? Dann komm mit, Junge. Ich zeige sie dir. Und was zu essen kriegst du auch. Du bist doch bestimmt hungrig, oder?»

«Das bin ich.» Der Knabe, der fünfzehn oder sechzehn Jahre zählte, lächelte angesichts der unerwarteten Freundlichkeit des grimmigen Mannes verlegen.

«Wie heißt du denn, mein Junge?»

«James, Sir.»

«Dann komm mit mir, Jimmy. Wir haben hier ein paar selten zu sehende große Kanonen.»

Sam sah den beiden nach und vermutete, dass man den unglücklichen Knaben dazu bewegen würde, in eines der Loyalisten-Regimenter einzutreten. Und warum auch nicht, dachte Sam. Warum sollten die Amerikaner nicht selbst zu den Waffen greifen, um mit ihren Unruhestiftern fertigzuwerden?

Als sich die allgemeine Erregung gelegt hatte, kroch Sam in den Schutz seines Biwaks, legte den Kopf auf seinen Hut und schloss die Augen.

Er wachte in dem nasskalten, silbergrauen Zwielicht vor Sonnenaufgang auf. Das Wecksignal war noch nicht ertönt, doch schon bewegten sich Gestalten durch das Halbdunkel. Frauen, die die Feuer wieder anzündeten, die Trompetenjungen, die sich den Schlaf aus den Augen rieben. Sam gähnte und versuchte wieder einzuschlafen, aber kaum hatte er die Lider erneut gesenkt, als schrille Trompetenstöße die Luft zerrissen. Sergeant Derrick, ein beleibter und leutseliger Mann, erschien in voller Uniform und eilte gut gelaunt durch die Nachtlager. «Auf mit euch, ihr Bastarde! Auf, auf und den neuen Tag begrüßen! Sam! Nate! Euch zwei brauche ich! Bringt Äxte mit! Nicht so lahmarschig!»

Derrick wollte Nutzholz schlagen. Sam kam diese Tätigkeit sinnlos vor, solange auf den Feldern ringsum noch genügend Gatter standen, die man abreißen konnte. Doch der Sergeant bestand darauf, und so folgten die Brüder mit geschulterten Äxten dem Mann zu dem im Nebel liegenden Wald, wo das Morgengrauen den Schatten merkwürdige Silhouetten verlieh. «Macht Maggie eurem Bruder immer noch Scherereien, Sam?», fragte Derrick.

«Sie ist wie die Krätze, Sergeant.»

Derrick lachte. «Das ist mir vielleicht ein Früchtchen. Ich habe Scammy mehr als einmal erklärt, er solle sich solchen Ärger nicht aufladen. Aber man muss zugeben, dass sie verdammt hübsch ist. Da kann ein Mann schon mal eifersüchtig werden. Ich hatte auch einmal so ein Weib im Schlepptau.» Er zuckte mit den Schultern und schob die Muskete in eine bequemere Lage, als sie das taufeuchte Unterholz am Waldrand erreichten. «Sieht hier nicht nach Rebellen aus», bemerkte er fröhlich, doch man merkte ihm seine Nervosität deutlich an. Er spannte den Hahn seines Gewehrs, und der Sperrhaken rastete unnatürlich laut ein.

«Sollen wir hier anfangen, Sergeant?», erkundigte sich Sam und zeigte auf eine Birke, die direkt am Waldrand stand.

«Nein, zu feucht.» Derricks Blick wanderte an den Stämmen entlang. «Dort drüben, Jungs.» Er schritt vorsichtig wie ein Wilderer, der sich vor einer Bärenfalle fürchtet, am

Unterholz entlang. Es kam Sam so vor, als hielte der Sergeant nach etwas anderem als geeignetem Nutzholz Ausschau. Und nach ein paar Schritten schien er es gefunden zu haben. «Ach du liebe Güte! Seht euch das an!»

Sam musste über die Schulter seines Bruders blicken, um zu erkennen, was die unerwartete Erleichterung des Sergeants ausgelöst hatte.

Ein Toter lag da im hohen Gras. Ein Jüngling in einem zerrissenen Mantel und einer viel zu großen Hose, die er mit einem Stück zerfasertem Seil zusammengebunden hatte. Ein verbeulter Hut mit breitem Rand lag einen Meter hinter dem Jungen, und neben seiner ausgestreckten Hand lag eine Pistole. Tautropfen nisteten im langen Haar des jungen Mannes, und in seiner dürren Kehle war ein rotes Loch mit gezacktem Rand.

Es war der Junge, der sich in der vergangenen Nacht so schüchtern Sams Lagerfeuer genähert hatte. Derselbe Junge, der sich nur die großen Kanonen ansehen wollte. «Ein Yankee-Doodle-Dandy», sagte Derrick leise. «Und einer mit einer Kugel im Schlund.»

Trotz des grauen Lichts erkannte Sam, dass die Pistole des Jungen keinen Hahn hatte, und die Stahlbänder, die den Lauf und den Schaft zusammenhielten, waren rostig und lose. Aus dieser Waffe konnte kein Schuss mehr abgegeben werden. Die Pistole erinnerte mehr an das Spielzeug eines Heranwachsenden, der sich für Soldaten interessierte.

«Das ist kein Rebell», erklärte Nate wütend.

«Na, na, woher wollt Ihr das wissen?» Derrick grinste freundlich, aber Nate wollte darauf nicht eingehen.

«Er hieß James. Und er war letzte Nacht mit Sergeant Scammell zusammen. Er war vorher bei uns und hat mit uns gesprochen. Bevor die Schießerei losging.»

Der Sergeant stellte sich ganz dicht vor Nate und sah ihm ernst ins Gesicht. «Hört, Nate. Das ist ein Rebell. Er wurde in der vergangenen Nacht erschossen, als er das Feuer auf einen unserer Wachtposten eröffnete. Genauso hat es sich abgespielt, Private Gilpin, und deswegen wird keinem von unseren Kameraden die Haut vom Rücken geprügelt, verliert keiner unserer Sergeants seine Streifen und muss keiner unserer Lamettaträger eine Geldstrafe entrichten. Geht das in euren Schädel?»

«Aber …»

Derrick schlug Nate hart ins Gesicht. «Habt Ihr mich nicht richtig verstanden, Sohn? Das war ein Rebell. Er hat sich in feindseliger Absicht an unser Lager herangeschlichen, und unser verdammter Wachtposten hat in dieser Situation genau das Richtige getan. Oder verspürt Ihr Appetit auf ein paar Fußtritte? Möchtet Ihr vielleicht, dass die Sergeants sich näher mit Euch befassen?»

Sam sah auf den Jungen. Er lag seltsam friedlich da, hatte die Hände zu Fäusten geballt und die Beine leicht angezogen. Nur die Schnur, die er sich um den Bauch

gebunden hatte, wirkte störend. Eine Fliege krabbelte auf das blutige Loch zu. Sam vermutete, dass Scammell ihn mit seinem Bajonett erstochen und dann in der Wunde herumgebohrt hatte, um ihr das Aussehen eines Einschussloches zu verleihen. Blut war auf die zerlumpte Jacke und in das hohe Gras geflossen. «Er war kein Rebell, Sergeant.» Sam klang zögernd, so ganz anders als die leidenschaftlichen Anschuldigungen, die sein Bruder hervorgestoßen hatte.

Derrick drehte sich zu Sam um: «Natürlich war er kein gottverdammter Rebell. Ich weiß das. Ihr wisst das, und Nate weiß das. Aber deswegen braucht die verwünschte Armee es ja nicht zu wissen!» Er starrte die Brüder finster an. Sam begriff. Scammell hatte gesehen, wie er und Nate sich nach der Schießerei mit dem Jungen unterhalten hatten. Deshalb war es ihm wichtig, dass die beiden ihren Mund hielten. Die Sergeants hatten Derrick, der unter den Männer am beliebtesten war, aufgetragen, sich mit den Gilpin-Brüdern zu arrangieren. «Die dummen Tölpel hatten den ausdrücklichen Befehl, nicht zu schießen», fuhr der Sergeant fort. «Aber wenn man uns angegriffen hat, kann man uns keinen Vorwurf machen, oder? Und hier, bitte schön, liegt der Feind, der uns letzte Nacht angegriffen hat!»

Doch Nate blieb stur. Anscheinend glaubte er, wenn Scammell vor allen anderen degradiert und gedemütigt

würde, müsste er Maggie freigeben, und Nate und sie könnten endlich verschwinden. «Ich habe mit dem Jungen gesprochen», entgegnete Nate erbittert. «Und Sam hat auch mit ihm gesprochen. Ist es nicht so, Bruder?»

Sam schwieg.

Nate sah ihn bittend an. «Sam?»

Sam hob die Schultern. «Er könnte doch ebenso gut ein Spion gewesen sein, der uns auskundschaften wollte, oder?» Sam begriff im selben Moment, dass er genau die falschen Worte gewählt hatte. In den Augen seines Bruders deckte er einen Mord. Doch Sam trug jetzt das rote Büschel am Hut, das ihn als Elitesoldaten auswies, die bei der Taverne den Feind mit bloßen Bajonetten besiegt hatten. Sam hatte dafür Scammells Anerkennung erhalten, und die wollte er so bald nicht wieder verlieren. Davon ganz abgesehen, was galt das Wort von Nate und Sam, gewöhnlichen Soldaten, gegen die Aussagen von Sergeants und Offizieren, bei dieser jämmerlichen Leiche handele es sich um einen Rebellen?

Derrick grinste, als er Sams Antwort hörte. Dann stapfte er zum Feldrand und winkte dort den Posten zu. Er drehte sich zu Nate um. «Ihr habt gehört, was Euer Bruder gesagt hat. Der Junge war ein Rebell.»

Nate bückte sich, hob den verbeulten Hut auf und legte ihn auf das Gesicht des Jungen. «Er war doch noch ein Kind. Nie, niemals war James ein Rebell.»

«Reißt Euch zusammen, Mann, er war doch nur ein Yankee! Sie lächeln uns ins Gesicht, und wenn wir ihnen den Rücken zukehren, erschießen sie uns!»

Derrick packte Nate an der Schulter und riss ihn so hart herum, dass der Private sein Gleichgewicht verlor und neben dem Toten ins Gras fiel. Der Sergeant beugte sich über ihn. «Ein Wort aus Eurem Mund, Nate, und ich erzähle Scammy, dass Ihr letzte Nacht mit Maggie im Heu wart. Das versteht Ihr doch wohl endlich, oder? Ihr beiden habt über den Sergeant gelacht und es miteinander getrieben. Dafür zieht er Euch bei lebendigem Leib die Haut ab, Nate! Er prügelt Euch mit seinem Gürtel windelweich!» Der Sergeant stieß mit dem Musketenlauf die Leiche an. «Er war ein Rebell, Nate, und wenn wir es dabei belassen, kommt niemand von uns zu Schaden. Keine öffentliche Prügelstrafe, keine Degradierungen, keine Geldstrafen. Alle sind dann glücklich und zufrieden.» Er lachte plötzlich laut. «Bis auf die Mutter dieses Tropfes natürlich. Aber sie wird ihn kaum vermissen. Die verdammten Yankee-Weiber werfen ja wie die Karnickel! Und jetzt steht auf, Sohn!»

Die Offiziere des Bataillons erschienen an der Stelle. Später folgte ein Offizier des Stabes auf einem großen schwarzen Ross. Sie zertrampelten das Gras und das Unterholz rund um die Leiche und blickten triumphierend auf den Toten. Sergeant Scammell, dessen Kinn noch von der Rasur glänzte, verkündete, dass dieser Tote Beweis

genug für einen Angriff auf die Postenkette sei und die Wachtposten alles Recht gehabt hätten, das Feuer zu erwidern.

«Bitte!», rechtfertigte sich Lieutenant-Colonel Elliott vor dem Stabsoffizier.

«Da habt Ihr verdammtes Glück gehabt, Elliott!» Der Stabsoffizier wollte die Waffe des Jungen sehen, und Scammell reichte ihm die untaugliche Pistole.

«Sie wurde leider bei dem Gefecht beschädigt», erklärte Sergeant Derrick treuherzig.

Für einen kurzen, selbstmörderischen Moment verspürte Sam das dringende Bedürfnis, vorzutreten und auszusagen, dass der Junge unschuldig sei und sich bei ihm und seinem Bruder befunden habe, als die ersten Schüsse abgefeuert worden waren. Schon schob sich sein rechter Fuß vor, doch da bemerkte er Scammells Blick. Die Augen des Sergeants waren hart wie Stein und versprachen fürchterliche Rache. Sam führte die Bewegung nicht zu Ende aus.

Der Stabsoffizier drehte die Waffe in seinen Händen und betrachtete lange die verrosteten Ringe, die klar und deutlich belegten, dass aus dieser Waffe seit Monaten kein Schuss mehr abgefeuert worden war. Schließlich lächelte er. «Verdammt gefährliche Burschen, diese Yankees.» Er warf die kaputte Pistole weit ins Unterholz. «Also ein bewaffneter Rebell», erklärte er dann und setzte so den Schlussstrich unter die Angelegenheit.

«Gute Schützen und wachsame Männer», strahlte der Lieutenant-Colonel. «Meint Ihr nicht auch, Sir?»

«Ich meine, Ihr habt Euren Hals gerettet, Elliott. Ich werde dem General Meldung machen.» Der Stabsoffizier zog sein Pferd herum und galoppierte davon.

Die Offiziere murmelten und lachten erleichtert. Elliott nickte Scammell zu. «Begrabt ihn, bevor seine verwünschte Mutter ihn findet. Und Ihr habt Eure Sache gut gemacht, Sergeant.»

«Vielen Dank, Sir.»

Als der Knabe später in einem flachen Grab am Waldrand lag, schüttelte Nate den Kopf. «Du bist ein Schweinehund, Sam. Er war doch noch ein Kind, das weißt du genau.»

«Und es war unser Wort gegen das von Scammy, Derrick und dem Lieutenant-Colonel! Vielleicht sehnst du dich nach einem zerfetzten Rücken, Nate, ich nicht!»

«Es war Mord», beharrte Nate. «Eiskalter Mord.» Er starrte seinen Zwillingsbruder voller Entsetzen an. «Kannst du etwa nach Hause gehen und deiner Mutter ins Angesicht sagen, was hier geschehen ist und wie du dich verhalten hast? Könntest du das?»

«Sei doch nicht ein so entsetzlicher Narr!» Doch damit war die Sache für Sam noch lange nicht abgetan. Nachdem sie den Jungen beerdigt und sein Grab mit altem Laub vom Boden getarnt hatten, hatte Sam bemerkt, wie Scammell Derrick heimlich ein paar Münzen zugesteckt hatte.

Natürlich war hier ein Mord begangen worden, dem ein Unschuldiger zum Opfer gefallen war. Aber dies war eben die Armee, und mit Nates Übergewissenhaftigkeit ließen sich keine Kriege gewinnen. Selbstverständlich hatte Nate recht, und Sam fragte sich, warum hier Recht und Unrecht so verwischten wie die Konturen hinter dem Nebel, der noch auf den Wiesen und Weiden lag. «Tut mir leid», sagte er leise und ehrlich betroffen.

Nate legte ihm einen Arm um die Schulter. Zum allerersten Mal sah es so aus, als sei Nate der Stärkere von beiden. «Du solltest abhauen, Sam», erklärte Nate besorgt, «bevor sie dich ganz verbogen haben.»

«Ich lasse mich nicht verbiegen!»

«Doch, bald bist du wie Scammy. Du solltest davonlaufen, bevor sie dich verdreht haben. Komm mit Maggie und mir!»

Sam gab ihm keine Antwort. Er konnte dazu nichts mehr sagen und nichts mehr tun. Er war ein Rotrock.

Acht

Die Briten kamen. Das war jetzt sicher. George Washingtons Armee, die versucht hatte, sich zwischen die Rotröcke und Philadelphia zu schieben, war ausmanövriert worden und stand nun im Abseits. Nichts konnte mehr den Vormarsch der Briten auf die Stadt aufhalten. Ein Bote war gekommen, der erste Rotrock in den Straßen Philadelphias, der die Bürger aufforderte, bis zur Ankunft der Truppen in ihren Häusern zu bleiben. Die Botschaft, die vom britischen

Oberkommandierenden stammte, hatte die Ladys der Stadt in Angst und Schrecken versetzt. Wenn General Howe es für geboten hielt, alle ehrlichen Bürger der Stadt aufzufordern, in den Häusern zu bleiben, welche grauenvollen Gefahren mochten dann auf Philadelphia zukommen?

Die vorangegangenen vierundzwanzig Stunden waren in der Tat fürchterlich gewesen. Immer wieder verbreiteten sich Gerüchte, Brandstifter schlichen mit Fässern voller Teer und anderen brennbaren Materialien durch die Stadt. Es hieß, sobald die Briten gesichtet würden, wollten sie überall im Ort Feuer legen, um so den rebellischen Amerikanern den Stolz zu belassen, dass ihre wunderbare Hauptstadt nie vom Feind eingenommen worden sei.

Um die Brandstiftungen zu verhindern, bildeten die Loyalisten Wachtrupps, die durch Philadelphia patrouillierten. Abel Becket und Ezra Woollard führten einen solchen Trupp an. Sie spähten in die dunklen, leeren Ecken der Lagerhäuser hinter der Water Street und brachen die Türen verlassener Patriotenhäuser auf, um in den Kellern nach Brandsätzen zu forschen. Doch weder ein Brandstifter noch ein Fass Teer wurden gefunden. Nur in der Nacht hatten zwei Betrunkene lauthals verkündet, sie seien mit Zunder und Stahl bewaffnet. Man hatte das rumselige Paar aufgegriffen und in das neue Gefängnis in der Walnut Street gesperrt.

Der Morgen des Tages, an dem die Briten kommen sollten, begann mit einer nassfeuchten Dämmerung. Doch rasch teilten sich die Wolken, Sonnenlicht färbte den Fluss rot. Die Loyalisten interpretierten das als Symbol der Hoffnung. Schon früh versammelte sich trotz der Aufforderung, in den Häusern zu bleiben, alles Volk auf den Straßen. Die Menge reichte von den Northern Liberties bis zum Stadtzentrum. Es wurde rasch klar, dass die Briten nicht nur von ein paar hartnäckigen Loyalisten in der Hauptstadt der Rebellen willkommen geheißen würden.

Loyalisten aus Jersey überquerten mit Fähren den Fluss, und mitten unter ihnen befand sich eine Schaluppe, auf deren Heck eine Frau stand. Caroline Fisher war unterwegs nach Philadelphia, doch nicht, um den Rotröcken zuzujubeln. Das schwache Sonnenlicht warf noch lange Schatten, als sie das Boot am Kai vertäute und hinaufstieg. Der Kaimeister, der ihr sonst beim Anlegen half, fehlte heute. Vermutlich war er mit den anderen in die Second Street gezogen. Um dem Gedränge der Menge zu entgehen, wandte Caroline sich nach Süden, lief an den Docks entlang und bog dann in die schmale Gasse am Dock Creek ein.

«Hel» rief jemand hinter ihr. Caroline, die es gewohnt war, dass ihr hinterhergerufen wurde, ignorierte den Mann. «Heda!» Diesmal klang die Stimme dringender. Schwere Fußschritte ertönten, und Caroline drehte sich um.

Ezra Woollard lief auf sie zu. Er grinste und hatte so miserabel geschnittene Kleider an, als wäre er ein Quäker. Er blieb vor ihr stehen, grinste immer noch und frage: «Na, auch unterwegs, um die Ankunft der Rotröcke mitzuerleben?»

Carolines Gesicht zeigte deutlich Abscheu für den Mann, der ihr früher den Hof gemacht hatte. «Es gab eine Zeit, da hättet Ihr eher auf sie geschossen, Ezra!»

«Vielleicht tue ich das ja noch.» Er war vom Rennen noch ganz außer Atem. «Aber die Loyalität eines Mannes setzt sich aus mehr zusammen als nur dem, was man auf seinem Gesicht lesen kann.» Wenn Woollard hoffte, durch eine solche Bemerkung Carolines Neugier zu erwecken, scheiterte er kläglich damit.

Woollard lächelte. «Ist lange her, was, junge Lady?»

«Ich habe die Tage nicht gezählt.»

«Da hattet Ihr auch wenig Gelegenheit zu, was? Ihr wart viel zu beschäftigt mit Master Jonathon, nicht wahr?» Der Mann lachte laut, als er das kurze Aufflammen von Ärger in ihren Augen erkannte. «Er ist doch am letzten Sabbat zu Euch gekommen, oder etwa nicht?»

«Ich glaube nicht, dass ich mich vor Euch rechtfertigen …»

«Aber, aber, Mädchen», unterbrach er sie. «Davie Logan hat es mir erzählt. Der Krüppel hat den Fluss zweimal überquert, und wohin sonst hätte er sich wenden sollen? Wo steckt er denn eigentlich zur Zeit?»

Caroline trug keinen Hut, und ihr Haar hob sich hell vom dunklen Schatten des Lagerhauses ab, der bis auf den Fluss fiel. Sie warf einen Blick zur Seite, doch Woollard stand so dicht vor ihr, dass sie sich nur gegen die Ziegelsteinwand pressen konnte. Sie starrte ihn trotzig an. «Er ist losgeritten, um den Briten Eure Botschaft zu überbringen, Ezra. All Eure wunderbaren Pläne. Ich weiß, wem Eure Loyalität gehört!»

«Ihr wisst gar nichts, junge Lady.» Woollard zeigte weder Überraschung noch Enttäuschung darüber, dass Caroline von seinem Verrat wusste. Er trat noch ein Stück näher an sie heran und schüttelte den Kopf. «Jonathon ist nie bei den Briten angelangt, verdammt noch mal, oder?»

«Flucht nicht in meiner Gegenwart, Ezra!»

«Und erteilt Ihr mir keine Lektion, Mädchen!» Woollard war nichts mehr von der kriecherischen Unterwürfigkeit anzumerken, die er bei Abel Becket an den Tag legte. Ezra konnte auch sehr hart sein, und offenbar war er jetzt fest entschlossen, herauszufinden, was aus Jonathon geworden war. Fünf Tage waren vergangen, seit der junge Herr aus der Stadt geritten war, und in diesen fünf Tagen hatte man nichts mehr von ihm gehört. Woollard war überzeugt davon, dass man längst etwas vernommen haben würde, wenn Jonathon tatsächlich zu den Rotröcken geritten wäre, wie sein Onkel es ihm aufgetragen hatte. Da aber über Jonathons weiteres Schicksal nichts bekannt geworden war,

hatte Woollard Caroline aufgelauert, um von ihr die Wahrheit zu erfahren. «Er ist zu General Washington, nicht wahr?»

«Was geht das Euch an, Ezra?»

Er lächelte breit. «Wenn er abgehauen ist, steht ein Platz frei, der besetzt werden will. Sein Onkel ist in die Jahre gekommen, ist längst nicht mehr der junge Mann, der er einmal gewesen ist. Und wenn nun Jonathon ihm nicht nachfolgt, wer weiß …» Er ließ den Rest der Frage unausgesprochen. «Nun sagt mir schon, wo Jonathon steckt!»

«Ich habe Euch alles mitgeteilt, was ich weiß.» Caroline duckte sich unter seinem mächtigen Arm hindurch. Doch der Riese zog sie am Rücken zurück. An diesem Morgen wartete Abel Becket mit anderen prominenten Handelsmännern vor dem State House darauf, dass die Stadt den Briten übergeben wurde. Woollard wäre gern zu ihm geeilt, um ihm einige wichtige Neuigkeiten mitzuteilen. Abel Becket sollte erfahren, dass Jonathon seinen Anteil am Geschäft leichtfertig verwirkt hatte. Wie dumm, dass Caroline, die nach Woollards Überzeugung Bescheid wissen musste, sich so trotzig und stur anstellte.

Der Lagerverwalter drückte sie mit der Linken an die Wand und holte mit der Rechten aus, als wolle er sie schlagen. Das Wasser des Flüsschens schwappte hinter ihm ans Ufer und trug seinen Unrat zwischen den verdreckten Vorsprüngen hindurch, auf denen unzählige tote Ratten lagen. «Ich will

wissen, wo Jonathon steckt. Ihr wisst es. Also sagt es mir, Mädchen, sonst führe ich Euch noch heute Morgen vor den Magistrat. Dann werden wir ja sehen, wie Euch ein Aufenthalt im Zuchthaus gefällt.»

«Im Zuchthaus!» Caroline war empört.

«Aus meinem Lagerhaus sind einige Meter Hambro-Futterrohr abhandengekommen. Könnte doch sein, dass ich sie auf Eurer Schaluppe entdecke. Wem wird der Magistrat eher glauben, Euch oder mir?»

Caroline wollte seinen harten Arm fortschieben, doch nach wenigen Sekunden gab sie auf, lehnte sich an die Wand und seufzte. «Glaubt Ihr wirklich, ein so verkrüppelter Mann wie Jonathon könne kämpfen?»

Woollard runzelte die Stirn. «Nun gut, wenn er nicht zur Rebellenarmee geritten ist, wo steckt er dann?»

Caroline zuckte resigniert mit den Schultern. «In Frankfort.»

«Frankfort?» Woollards Überraschung ging in ein kurzes heftiges Keuchen über, als er einen scharfen Schmerz im linken Arm verspürte. Er zog rasch den Arm zurück, der wie Feuer brannte, und Caroline stach erneut mit dem Messer zu. Diesmal zielte sie nach seinen Augen. Doch Ezra duckte sich und wich der Klinge aus. Caroline konnte der Versuchung nicht widerstehen und stieß den schwankenden Mann, der mit den Armen ruderte, in die Dreckbrühe des Flüsschens. Wasser spritzte hoch, Woollard verlor seinen

Hut, und Carolines lautes Lachen hallte von den hohen dunklen Wänden wider.

Nun durfte sie keine Zeit mehr verlieren. Caroline überquerte die Zugbrücke über der Front Street und eilte an der City Tavern vorbei, die mit Flaggenschmuck bedeckt war, um die Rotröcke willkommen zu heißen. Die Menge, der sie entgehen wollte, blockierte immer wieder ihren Weg. Und jetzt konnte sie in der Ferne auch schon ein dumpfes Schlagen hören. Ein rhythmisches Geräusch, das den Himmel zum Beben brachte. Und dann über dem Trommeln die Musik anderer Instrumente. Eine Kapelle spielte *God Save the King*.

Caroline warf einen nervösen Blick über die Schultern, weil sie fürchtete, von einer schlammbedeckten Gestalt verfolgt zu werden. Doch von Ezra Woollard war nichts zu sehen. Sie musste wieder lachen, als ihr ins Gedächtnis kam, wie fassungslos der Mann bei seinem Sturz dreingeschaut hatte. Dann kämpfte sie sich durch die dichte Menschentraube, die sich vor der Christ Church versammelt hatte.

«Zurück mit Euch, Mädchen!», fuhr jemand sie an. Im nächsten Moment ertönte aus vielen Kehlen ein lauter Jubelschrei. Caroline, die immer noch einen Weg durch diese Menge suchte, sah den ersten Reiter einer ganzen Gruppe. Amerikaner. Bürger Philadelphias, die den Briten entgegengeeilt waren, um sie in die Stadt zu führen.

Nun waren die Briten also doch gekommen. Sie stampften und marschierten in breiter Reihe zwischen den Häuserfronten hindurch und wurden begeistert empfangen. Mehrere Militärkapellen spielten auf, Offizierspferde vollführten elegante halbe Schwenke, und ihre Reiter zogen ihre mit Federbüschen verzierten Dreispitze vor den hübschesten Damen der Stadt. Als sich ein gut aussehender junger Offizier, anscheinend der schönste Mann in der ganzen Armee, vor einer blonden Frau verbeugte, die an einem Fenster im ersten Stock stand, lachte die Menge und jubelte begeistert. Jemand rief «Gott segne den König!», und dieser Ruf pflanzte sich durch die ganze Second Street fort, die am heutigen Tag einem Meer britischer Fahnen glich.

Ein General mit goldenen Achselschnüren erschien, umringt von seinen Adjutanten. Die Menschen an den Straßenrändern tuschelten einander seinen Namen zu. Lord Cornwallis, ausgesandt von General Howe, um die Stadt Philadelphia für die Krone in Besitz zu nehmen. Caroline erinnerte er an einen anmaßenden Eroberer, der in die Hauptstadt des Gegners einreitet.

Dann legte sich Schweigen über die Menge, als eine Kompanie Grenadiere im Stechschritt vorbeimarschierte. An ihrer Spitze war ein Sergeant, der einen großen schwarzen Bären an einer silbernen Kette führte. Hin und wieder zog er an der Kette, und der Bär stellte sich auf seine Hinterbeine und schlug mit den Vordertatzen durch die Luft. Hinter dem

effektheischenden Maskottchen folgten die Soldaten mit den spitzen Grenadiermützen, an deren Vorderseite ein Messingschild angebracht war. Jedes Gesicht wurde von einem großen, dichten Schnurrbart geziert, dessen Spitzen mit Wachs nach oben gedreht waren. Ihre gelben Westen trugen silberne Knöpfe, und silberne Schnüre hingen von den Schultern ihren dunkelblauen Jacken. Kurzschwerter mit goldenen Griffen hingen an weißen Lederriemen von ihren Gürteln. Die Schulterriemen ihrer Gewehre waren scharlachrot gefärbt und die Waffen selbst mit Messing beschlagen. Kräftige Beine in weißen Hosen und schwarzen Gamaschenstiefeln erhoben sich grotesk und krachten dann mit den Sohlen auf den Lehmboden.

«Hessen!», sagte jemand neben Caroline, und ein Zischen ging durch die Menge. Die großen Grenadiere wirkten wie Dämonen. Ihnen folgte eine Kapelle, die einen düsteren Marsch spielte. Caroline war sehr erschrocken vom Anblick der Hünen. Sie versuchte, sich mit der Erinnerung an die Hessen zu beruhigen, die bei Trenton gefangen genommen worden waren. Doch das half nichts gegen den furchteinflößenden Eindruck, den diese Männer mit den Schnurrbärten verbreiteten. Sie wirkten so gewaltig und unbesiegbar. Ihr Marschtritt ließ die Straße erzittern, und Caroline dachte voller Besorgnis an die Freiwilligen, aus denen General Washingtons Armee bestand. Welche Chancen hätte Jonathon im Gefecht mit solchen

Kampfmaschinen? Denn Caroline trug einen Brief bei sich, in dem er ihr mitteilte, dass er sich freiwillig bei den Rebellen gemeldet hätte.

Hinter den Grenadieren ritt auf schmutzigen Pferden eine Schwadron der Queen’s Rangers heran, die aus amerikanischen Loyalisten in der einfachen grünen Uniform der Hessen mit den schwarzen Dreispitzen und den Abzeichen in der Form einer Kohlenpfanne aufgestellt worden waren. Einige dieser Männer erkannten in der Menge Verwandte wieder. Sie lachten, winkten und warfen den Frauen Kusshände zu.

Noch lauterer Jubel ertönte, als eine Gruppe britischer Kavallerie-Offiziere folgte, die Husarenpelze, reich verzierte Säbeltaschen und Litzen, Knöpfe und Schnüre aus feinstem Gold trugen. Selbst Caroline musste sich widerwillig eingestehen, nie zuvor etwas so Prächtiges gesehen zu haben.

«Gott schütze den König!», rief die blonde Frau am Fenster im ersten Stock. Und wieder pflanzte sich der Ruf durch die ganze Straße fort. Diesmal mit einer Macht, dass die Tauben erschrocken von den Dächern aufstiegen.

Caroline erinnerte sich jetzt daran, wie die Menge noch vor wenigen Wochen General Washingtons Armee ähnlich stürmisch empfangen hatte, als sie durch die Stadt zog, um die Soldaten zu bekämpfen, die jetzt hier einzogen. Doch heute kam ihr der Jubel lauter vor, und dieser Gedanke

beschämte sie. Sie zog sich zurück, um diesen Zug möglichst bald aus ihrem Gedächtnis zu verbannen. Aber ein lautes Rasseln, Rumpeln und Dröhnen ließ sie innehalten. Sie drehte sich wieder zur Straße um. Die großen Kanonen wurden gerade über den Lehmboden gezogen. Tödliche Maschinen aus Holz, Eisen und Messing mit enormen Rädern, die hinter sich Dreckklumpen hoch in die Luft warfen. An ihren Lafetten hingen Eimer und zusammengerollte Ketten. Die Mündungen der Rohre waren schwarz gefärbt, zum Beweis dafür, dass man diese Geschütze abgefeuert hatte. Und sie hatten getötet, wie Caroline sich sagte. Sie hatte plötzlich große Angst um Jonathon. Wie sollte ein so sanfter junger Mann in einer Welt überleben, in der solche monströsen Kanonen regierten? Und gleichzeitig war sie stolz auf ihn, dass ihr Tränen in die Augen traten.

Jetzt ertönten Überraschungsrufe zu ihrer Rechten. Sie sah hin und erwartete ein neues Wunder der britischen Armee. Doch stattdessen erblickte sie etwas, das ihr mehr als alles Vorangegangene einen kalten Schauer über den Rücken jagte. Der Tross der Armee zog in die Stadt, und die Bürger Philadelphias verfielen in Schweigen und wandten die Gesichter ab.

Frauen mit tückischen Augen stapften neben den Marketenderwagen her, die hoch mit dreckigen Bündeln beladen waren. Grinsende, ungewaschene Kinder blickten

frech in die Menge. Eine zahnlose alte Vettel, die auf dem Bock eines der Wagen hockte, kicherte gackernd, als sie die besser gekleideten Bürger Philadelphias sah. Eine Frau säugte ihr Baby an der bloßliegenden Brust. Ein anderes Weib, so fett wie ein Fass, watschelte mitten auf der Second Street einher und äffte die Offiziere nach, indem sie nach links und rechts winkte. Sie hatte sich einen Strick um den Bauch gebunden, an dessen anderem Ende eine Ziege lief. Und sie bildeten nur die Spitze, denn hinter ihr wurde eine bunt zusammengewürfelte Herde zottiger und heruntergekommener Rinder, Ziegen, Schafe und Schweine von ungepflegten Burschen mit langen Stöcken vorangetrieben. Eine Frau mit blutenden und nässenden offenen Wunden im Gesicht humpelte hinterher, und ihr folgte eine frech lachende Negerin, die nichts von der Unterwürfigkeit an den Tag legte, die die braven Bürger der Stadt von einem Mitglied der niederen Rasse erwartet hätte. Als ob ein Zirkus nach Philadelphia gekommen wäre, ein Zirkus der Bettler, der Abschaum der Elendsviertel, der sich hier aufführte, als habe er die Stadt erobert. Die Weiber und Kinder wurden von Rotröcken eskortiert, die in regelmäßigen Abständen an den Außenseiten des Zugs mitmarschierten. Die Bürger auf den Straßen fragten sich bang, was wohl geschehen würde, wenn dieser Pöbelhaufen auf Philadelphia losgelassen würde.

Erst als dieser traurige Tross vorbei war und die Musik der Kapellen nur noch leise aus der Chestnut Street ertönte, konnte Caroline die Straße überqueren und die Market Street hinuntereilen. Sie verschwand in einer schmalen Gasse, schlich in einen Hinterhof und rannte die Steinstufen zu einer Kellerküche hinab. Jenny, die schwarze Magd Marthas, sah sie überrascht an. «Aber heute ist doch gar kein Markttag, Miss Caroline!»

Caroline öffnete ihre Tasche und zog einen zerdrückten, versiegelten Brief heraus. «Dieses Schreiben ist für Missis Crowl bestimmt, Jenny. Es ist sehr wichtig.»

Die Magd wischte sich die Hände an der Schürze ab. «Was für ein Tag! Habt Ihr den Radau gehört, den die Soldaten veranstaltet haben?»

«Ich habe gesehen, wie sie eingezogen sind.»

«Das wird der armen Missis das Herz brechen.» Jenny nahm den Brief entgegen. «Wollt Ihr warten, Miss Fisher? Im Pott ist noch etwas Tee.»

Caroline wartete in der Küche, während die Magd das Schreiben zu ihrer Herrin brachte. Kurz darauf kehrte sie zurück und teilte Caroline mit, dass Missis Crowl sie in ihrem Salon zu sehen wünsche. «Oben, die erste Tür, die Ihr seht», erklärte Jenny. Dann bemerkte sie, wie angespannt die junge Frau war, und sagte: «An einem Tag wie heute freut sie sich über Eure Gesellschaft.»

Als Caroline das elegante und reich möblierte Zimmer betrat, entdeckte sie, dass die Witwe Crowl bereits Gesellschaft hatte. Reverend Donald MacTeague, der eine Teetasse in der dicken Hand hielt, drehte sich überrascht um, als Caroline in der Tür stand. Solche Frauenzimmer sollten nicht in die Salons der besseren Gesellschaft eingeladen werden, dachte er. Aber die Witwe Crowl hatte immer schon ein etwas ungewöhnliches Verhalten an den Tag gelegt, und der Reverend war viel zu sehr Gentleman, um darüber eine Bemerkung zu machen. Er erhob sich und befreite sich so auf sanfte Weise von der sechsjährigen Lydia, die ihm auf den Schoß klettern wollte. «Das ist doch Miss Fisher, nicht wahr?»

«Die bin ich, Sir.»

«Ich habe stets mit höchstem Genuss die Pasteten Eurer Großmutter verspeist, wirklich köstlich! Habt Ihr den Einzug der Legionen verfolgt?»

«Das habe ich.»

«Was für ein glücklicher Tag! Was für ein Tag der Freude!» MacTeague ließ sich wieder nieder. Dann kippte er die Tasse, um den letzten Rest Tee zu sich zu nehmen. Er lächelte der ärmlich gekleideten jungen Frau gütig zu und musste sich eingestehen, dass sie auf ganz eigentümliche Weise, wie man sie nur in den ärmeren Schichten fand, hübsch war. «Ich sagte mir, ich biete der Witwe Crowl an einem Tag wie diesem meinen Beistand an.» Damit hatte er Caroline den Grund seines Hierseins erklärt. Er verbeugte sich vor Martha, um ihr seinen Respekt zu erweisen. Die Witwe trug ein Kleid aus lilafarbener Seide mit breitem Reifrock. Sie saß am Fenster und hielt den ungeöffneten Brief in der Hand. Ihr Haar war kunstvoll zu einer Turmfrisur gesteckt und wurde von seidenen Bändern verziert. Sie sah aus, als wollte sie einen Ball besuchen, nicht aber wie eine Patriotin, die den Verlust der Hauptstadt beweinte.

«Der ehrwürdige Reverend sorgt sich», erklärte Martha, «dass die racheerfüllten Briten mich festnehmen oder gar füsilieren könnten. In diesem Fall würde er nämlich meiner Kirchenstuhlrente verlustig gehen.»

«Ihr scherzt, teure Lady!» Der Vorwurf hatte den Reverend sichtlich getroffen. «Ich bin aus der Verpflichtung eines Christenmenschen und aus keinem anderen Grund gekommen!»

Lydia war zum Fenster getreten und sah ihre Mutter aufgeregt an. «Ist das ein Hummer?»

«Ja, mein Liebes. Gekocht sind sie am besten zu genießen.» Martha blickte aus dem Fenster und entdeckte einen einsamen Rotrock, der durch die Straße spazierte und sich die hohen Häuser anschaute. Martha seufzte. «So muss es damals in Rom gewesen sein, als die Goten in die Stadt einfielen. Oder waren es die Wandalen? Oder die Hunnen?»

«Aber ganz im Gegenteil!» Der Reverend stellte die Tasse auf den Unterteller. «Dieser Tag ähnelt mehr der Wiedereroberung Roms von den Barbaren. Mit diesem Tag kehren Autorität und Gesetz nach Philadelphia zurück, und ich bin darüber auf das höchste beglückt.»

«Noch mehr Hummer!» Lydia schien der Ausdruck zu gefallen. «Wir sollten sie alle kochen.»

MacTeague lächelte schmerzlich. Caroline, die sich in der Pracht und Eleganz des Raums unbehaglich fühlte und der der ölig salbadernde Priester zuwider war, blieb an der Tür stehen. Martha forderte sie mit einer, wie es Caroline vorkam, trotzigen Geste auf, sich auf dem Sofa neben dem Kamin niederzulassen.

MacTeague gab sich alle Mühe, die erlahmende Konversation in Gang zu halten, und sagte zu Caroline: «Ihr habt also die Aufforderung, heute in den Häusern zu bleiben, sträflich missachtet, Miss Fisher.»

«Ja, Sir.»

«Mir kam sie ohnehin als ungeheuerliche Aufforderung vor, auch wenn sie sicher nur unserem Schutz und Besten dienen sollte. Von unseren Freunden droht uns keine Gefahr, und ganz gewiss haben ein vaterloses Kind und eine verwitwete Lady nichts von ihnen zu befürchten.» Er hob seine Hand über Lydias Kopf, um sie zu segnen.

«Es sind ja auch nicht viele gekommen», platzte es aus Caroline heraus.

«Nicht viele wovon, mein Kind?», wollte der Reverend wissen.

«Von den Briten. Und den Hessen.»

MacTeague lächelte. «Sie haben natürlich nicht ihre gesamte Streitmacht in die Stadt geschickt, Gott bewahre! Soweit ich gehört habe, bleibt die Masse der Armee in Germantown. Mister Washington treibt sich im Norden herum, deshalb will Sir William seine Flanke schützen. Unsere Gebete begleiten ihn.»

«Eure vielleicht», entgegnete Martha. «Die meinen ganz sicher nicht.»

«Teure Missis Crowl!», murmelte der Priester. Dann drehte er seinen Stuhl, um einen besseren Blick auf die Straße zu

haben, wo gerade eine Gruppe elegant gekleideter Offiziere vorbeischlenderte, als befänden sie sich auf der Strand in London. «Es hat ganz den Anschein, dass uns keine Gefahr droht. Darf ich annehmen, dass meine Beistandspflichten nun nicht mehr benötigt werden?»

«Ihr seid in allen Ehren entlassen, Reverend», bedankte sich Martha mit einem leisen Lächeln.

MacTeague erhob sich. «Wir mögen in einigen Fragen irdischer Natur nicht immer einer Meinung sein, werte Lady, doch ich weiß, dass die höheren Dinge davon nie betroffen sein werden.» Er verbeugte sich tief vor Martha und danach nur in einer Andeutung vor Caroline. «Wenn Ihr mich braucht, zögert nicht, mich zu rufen! Ich wünsche Euch einen guten Tag, meine Damen.»

«Er will sich bei den Besatzern beliebt machen», erklärte Martha, als der Priester gegangen war. «Ich glaube fast, unser Reverend sieht sich schon als der erste Bischof von Philadelphia.» Martha klang äußert giftig. Dann betrachtete sie kritisch Caroline, die sie bis jetzt stets nur kurz gesehen hatte, wenn sie unten in der Küche Obst und Gemüse anlieferte. Ihre Miene ließ keinen Rückschluss darauf zu, ob Caroline die Prüfung bestanden hatte oder nicht. Sie wandte den Blick ab und beschäftigte sich mit dem Brief. «Der Handschrift nach zu schließen dürfte das von Jonathon stammen, oder?»

«Ja, Ma’am, ich habe das Schreiben heute Morgen erhalten.»

Martha schnitt den Brief mit einem Messer mit Elfenbeingriff auf und entfaltete ihn. Sie las sehr lange die Zeilen ihres Bruders.

Caroline wartete geduldig. Lydia hatte das Interesse daran verloren, die eigenartig gekleideten Männer auf der Straße zu beobachten. Sie lief zu Caroline und starrte ihr ins Gesicht. Caroline lächelte nervös, und diese Geste reichte dem Mädchen als Einladung, neben sie auf das Sofa zu klettern.

Martha legte den Brief auf einen Tisch. «Hat Jonathon Euch auch geschrieben?»

«Ja, Ma’am.»

Martha seufzte. «Er hätte sich nicht freiwillig melden sollen.»

«Nein, das hätte er nicht tun dürfen.»

«Gibt es denn in Amerika nicht genug Männer mit zwei gesunden Beinen, die in die Schlacht ziehen können? Warum muss Jonathon sich da opfern?» Sie hatte die Worte wütend hervorgestoßen, doch kaum hatte sie sie gesagt, schüttelte sie traurig und reuevoll den Kopf. «Wie dem auch sei, ich muss stolz auf ihn sein.»

«Ich denke, das solltet Ihr», pflichtete Caroline ihr bei.

«Onkel Jonathon?» Lydia hatte den Namen gehört und hoffte nun, etwas Neues von dem verschwundenen Onkel zu

hören.

«Er ist jetzt bei den Soldaten, Liebes», erklärte Martha. In dem Brief stand, dass Jonathon einem Colonel der Kavallerie, Jackson Weiler, als Adjutant zugeteilt worden war. Wie Jonathon weiter ausführte, habe er diese Stellung weniger einer seiner Mannestugenden zu verdanken als vielmehr dem Umstand, dass er mit einem guten Pferd, Sattel und Zaumzeug zur Rebellenarmee gestoßen war. Martha versuchte ihrer Tochter zu erklären, was ein Adjutant war. Als ihre Bemühungen fruchtlos blieben, schickte sie Lydia hinunter zu Jenny in die Küche. «Ich muss jetzt etwas mit Miss Fisher bereden, mein Schatz.»

Als die beiden Frauen allein waren, fühlte Caroline sich noch unbehaglicher. Martha nahm den Brief vom Tisch. «Jonathon schreibt, dass er Euch zu ehelichen gedenkt.»

«Ja, Ma'am.» Caroline fröstelte innerlich. Die Witwe hatte nicht so geklungen, als wäre ihr diese Vorstellung angenehm.

«Wenn er das wirklich beabsichtigt», fuhr Martha mit gekränkter Stimme fort, «dann, im Namen des Herrn, hört endlich auf damit, mich Ma'am zu nennen! Ich komme mir dabei uralt vor.»

«Tut mir leid.»

«Akzeptiert.» Die Witwe studierte ihre künftige Schwägerin noch einmal. «Ich muss zugeben, mein armer

Bruder hat einen Blick für eine bestimmte Art von Schönheit. Wollt Ihr ihn denn auch ehelichen?»

Caroline zuckte mit den Schultern. «Ich habe ihm versprochen, auf ihn zu warten.»

«Das beantwortet meine Frage nicht.» Martha erhob sich und rauschte wie eine seidene Wolke zum Sofa. «Wollt Ihr ihn zum Mann nehmen?»

Caroline ging diese Frage zu weit. Sie verteidigt sich mit einer störrischen Miene. «Ich weiß, dass seine Familie mich nicht haben will.»

Martha lächelte amüsiert. «Wie, um alles in der Welt, kommt Ihr denn auf so etwas?»

Caroline zeigte auf ihre dicken, schweren Röcke und zog an ihrer blauen Drillichjacke. Angesichts des Luxus in diesem Salon und der Vornehmheit von Marthas Garderobe wirkte Caroline ärmlich und unscheinbar. Ihre Gesten sagten mehr als alle Worte aus.

Martha drehte Caroline den Rücken zu. «Die Familie meines verstorbenen Mannes war ganz und gar gegen mich eingestellt. Ich war ihr nicht reich genug, doch bei Gott, ich habe eine hübsche Mitgift mit in die Ehe gebracht. Thomas sollte irgendein blasses, rückgratloses junges Ding aus Virginia heiraten, die achttausend Morgen Landes einer Tabakplantage als Mitgift erhalten sollte. Thomas' Familie hätte am liebsten eine englische Braut mit englischem Land gesehen und war höchstens zu dem Zugeständnis bereit,

eine reiche Virginierin zu akzeptieren. Aber ich, ich war ihnen bei weitem nicht passend. Mich hielten sie für ein sehr schlechtes Geschäft.»

Caroline wusste nicht so recht, warum Missis Crowl ihr das erzählte. «Doch Euer Gemahl hat sich dem Wunsch seiner Eltern widersetzt?»

«Ja, das hat er getan», entgegnete Martha etwas zu scharf. «Ich weiß nicht, ob das ein weiser Entschluss von ihm war. Denn wir beide waren wohl doch nicht füreinander bestimmt. Ich war für ihn zu willensstark. Ich nehme an, Ihr verfügt ebenfalls über einen starken Willen?»

Caroline schwieg. Martha, die sich auf dem Weg zum Fenster befunden hatte, blieb stehen und drehte sich zu ihr um. «Ich habe Thomas wegen seines Geldes geheiratet. Ich wollte reich sein, versteht Ihr? Ich wollte nicht, dass mich jemals wieder jemand für ein schlechtes Geschäft halten würde. Habt Ihr aus ähnlichen Gründen vor, Jonathon zu heiraten?»

«*Er* will *mich* ehelichen!»

«Und Jonathon hat so eine Art an sich, mit der er immer alles bekommt, was er möchte. Es liegt an seinem Bein. Damit erpresst er alles und jeden.» Martha lachte leise. «Das Soldatsein wird ihm nicht gefallen.»

Dieser unerwartete Themenwechsel versetzte Caroline in Verlegenheit. «Das denke ich auch.»

«In vielerlei Hinsicht ähnelt er mir», fuhr Martha fort, so als habe Caroline nichts gesagt. «Er braucht Halt und Trost. Er ist daran gewöhnt, und ich schätze, dass er das auch verdient hat. Es ist sicher nicht erfreulich, immerzu einen Klumpfuß hinter sich herschleifen zu müssen. Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass er das Stadtleben aufgibt, um Farmer zu werden. Ihr etwa?»

«Nein.»

«Aber dabei seht Ihr, verzeiht mir bitte, nicht so aus, als wäret Ihr in der Stadt zu Hause.»

Caroline sagte sich, dass sie lieber in einer stinkenden Gasse Ezra Woollard mit einem Messer entgegentreten wollte, als sich weiter diesen Nadelstichen der Witwe auszusetzen. Sie beschloss, diese Befragung mit Kühnheit zu beenden: «Ihr wollt damit sicher sagen, wir sollten nicht heiraten, oder?»

«Ich wäre niemals so impertinent!», erwiderte Martha, obwohl sie doch ihrem Bruder genau das geraten hatte. «Heiratet Ihr, wen immer Ihr wollt, und Jonathon wird die zur Frau nehmen, die ihm die liebste ist. Ich glaube nicht an die Freiheit, Miss Fisher, um sie meinem Bruder zu verweigern. Aber seit dem Tag seiner Geburt bin ich für ihn immer so etwas wie eine Mutter gewesen. Deshalb mag man mir das bisschen Neugier nachsehen, die mich befällt, wenn ich der jungen Frau gegenüberstehe, die er zum Altar führen will.»

«Natürlich.» Caroline war verwirrt und fühlte sich elend. Sie hatte den Eindruck, für eine Ehe beschuldigt zu werden, die Jonathon mit viel mehr Enthusiasmus ansteuerte als sie selbst.

Martha blickte hart auf einen berittenen britischen Offizier hinunter, der auf der anderen Straßenseite mit einem Mädchen sprach. «Ich stelle mich Eurer Vermählung nicht in den Weg», erklärte sie mit einer Stimme, als fühle sie sich uralt. «Denn wenn ich solches täte, würde ich damit Jonathon wirklich verlieren, nicht wahr?»

«Das weiß ich nicht.» Caroline sagte sich, dass eine halb unwillig gegebene Zustimmung immer noch besser war als eine direkte Ablehnung.

«Und ich habe noch einen Grund, Eure Freundschaft zu suchen.» Martha starrte immer noch auf den Offizier hinab, der weiterhin mit dem Mädchen flirtete. «Ich könnte mir vorstellen, dass es nicht einfach sein dürfte, Männern in General Washingtons Armee Briefe zukommen zu lassen, nun, da Reverend MacTeagues Freunde eingetroffen sind, oder?»

Wieder war Caroline vom abrupten Themenwechsel überrascht. Doch zumindest glaubte sie sich diesem Punkt eher gewachsen als den vorangegangenen. «Das denke ich auch.»

Martha drehte sich zu ihr um. «Ihr wohnt doch auf der anderen Seite des Flusses, da dürftet Ihr es etwas einfacher

haben.»

«Das nehme ich an. Solange die Briten keine Truppen an Garrison’s Point stationieren.»

«Warum sollten sie?», entgegnete Martha mit der typischen Arroganz eines Bewohners von Philadelphia. Denn solche gingen davon aus, dass es im benachbarten New Jersey nichts gäbe, was eine Eroberung wert wäre. «Könntet Ihr auch mehr als nur Briefe überbringen?»

«Was denn zum Beispiel?» Caroline runzelte die Stirn.

Martha sammelte sich, bevor sie antwortete: «Ich wüsste gern, ob Ihr General Washingtons Armee gewisse Informationen übermitteln könnt? Informationen, die mir zu Ohren kommen und die ich für wichtig genug erachte, um sie weiterzugeben.»

Zum ersten Mal, seit sie den Salon betreten hatte, lächelte Caroline. «Ich wäre erfreut, so etwas tun zu dürfen.»

«Aus diesem Grunde bin ich in der Stadt geblieben. Natürlich wollte ich auch diese Dinge hier schützen.» Sie deutete mit einer nachlässigen Handbewegung auf das Silber, die vergoldeten Spiegel und die Gemälde. «Ich vermag mehr für unsere Sache zu tun, wenn ich Nachrichten aus Philadelphia schicke, statt aus der Stadt zu fliehen. Und Ihr könnt mir dabei helfen.»

«Das würde ich sehr gern.»

«Dann, teure Caroline, dürft ihr Euch als willkommenen Gast in meinem Haus betrachten. Immerhin seid Ihr ja meine

Schwägerin in spe.» Martha lächelte und streckte beide Hände aus. Caroline, die über diesen neuerlichen Wandel im Auftreten der Witwe erst recht verblüfft war, zögerte einen Moment, bevor sie sich erhob und beide Hände ergriff. Zu ihrer großen Verwunderung erhielt sie von Martha auch noch einen Kuss auf die Wange. «Mach ihn bitte nicht unglücklich», flüsterte sie eindringlich.

«Das werde ich nicht.»

«Und ich bin ganz gewiss nicht deine Feindin.» Martha zog Caroline ans Fenster. «Wir haben schon genug Feinde in der Stadt, da dürfen wir uns nicht auch noch untereinander streiten.» Als Martha noch einmal auf den Offizier hinabstarrte, flossen Tränen über ihr Gesicht. Sie weinte, weil der Feind jetzt da war und die Zukunft recht düster wirkte.

«Was für eine Schande», sagte sie, «wie sehr ich mich schäme.» Denn Philadelphia hatte, ohne dass seine Bürger auch nur einen Schuss auf den Feind abgegeben hatten, den Eroberern die Tore weit geöffnet und sie voller Speichelleckerei willkommen geheißen.

Neun

Captain John Andre, ein eleganter und anspruchsvoller Mann, stand am Fenster des Farmhauses in Germantown, in dem Sir William Howes Hauptquartier untergebracht war. Er betrachtete die Rotröcke, die auf den Weiden rings um das Haus kampierten. Die Soldaten hatten bei ihrer Suche nach

Brennholz und Komfort eine traurige Verheerung in dem einstmals blühenden Obstgarten angerichtet. Andre dachte daran, dass Armeen eine moderne Plage waren. Eine Pest, die der Teufel ausgesandt hatte. Eine Sammelstelle der Hoffnungslosen, der Gescheiterten und der anderen Wesen, die niemand mehr haben wollte. Ein Volk von zahnlosen, pockennarbigen Männern, die mit ihren elenden, zerlumpten Weibern und völlig verdreckten Kindern über das Land zogen und Tod und Zerstörung brachten. König Georgs Armee. «Soldaten sind so unwürdige Geschöpfe», murmelte er.

Christopher Vane, der jüngste Adjutant des Generals, hörte die Bemerkung und lächelte. «Seid ihr in die Armee eingetreten, um dem Abhilfe zu schaffen, John?»

«Ich bin in den Dienst des Königs getreten, um eine unglückliche Liebe zu vergessen. Die meisten von uns ziehen aus diesem Grund einen Waffenrock an. Wir sind eine Armee von Verzweifelten, die kokette und herzlose Frauenzimmer dorthin getrieben haben.» Andre begab sich zu der Kommode, in der die Karaffen Sir Williams aufbewahrt wurden. Auf seinem Weg dorthin bedachte er Vanes Geschäftigkeit am großen Tisch mit einem Blick übertriebenen Entsetzens. «Warum müsst Ihr so hart arbeiten, Kit? Ihr lasst uns andere wie träge Müßiggänger aussehen.»

Vane lächelte nur, sagte aber nichts. Er hielt die anderen Adjutanten manchmal tatsächlich für herumlungernde Prätorianer, für Vornehmtuer, die mit einer Überfülle an Privilegien ausgestattet waren, die glaubten, alles zu wissen, und entsprechend hochnäsig auftraten. Doch diese Meinung behielt er wohlweislich für sich, wollte er sich doch mit aller Kraft der Freundlichkeit als würdig erweisen, die Howe ihm erwiesen hatte. Selbst jetzt, zwei Wochen nach seiner Beförderung, konnte Vane es gelegentlich immer noch nicht fassen, Captain geworden zu sein. Und um sich seinem Wohltäter dankbar zu erweisen, arbeitete kein Adjutant in diesen trüben und kühlen Tagen des beginnenden Herbstes härter als Vane. Zu seinem großen Vergnügen stellte er fest, dass er als Adjutant des Oberbefehlshabers den Respekt der anderen Offiziere genoss. Regimentskommandeure, die vor Wochen noch Vanes Anwesenheit mit Geringschätzung zur Kenntnis genommen hätten, suchten nun seine Bekanntschaft, um durch ihn von Sir William den einen oder anderen Vorteil zu erhalten.

Die Soldaten verhielten sich ebenso träge wie die Stabsoffiziere. Lord Cornwallis, der stellvertretende Oberbefehlshaber, war mit einer relativ kleinen Truppe nach Philadelphia geschickt worden, um die Stadt einzunehmen. Die Masse der Armee lagerte rund um Germantown, um alle Zugänge zur Stadt zu bewachen. Allgemein wurde angenommen, dass Washington, den der Verlust seiner

Hauptstadt besonders schmerzlich getroffen haben musste, den Versuch unternehmen würde, Philadelphia zurückzuerobern. Doch andere, darunter auch John Andre, vertraten die Ansicht, dass Washington gar nichts unternehmen würde. «Warum sollte er um Philadelphia kämpfen wollen?», sagte Andre. «Er braucht doch nicht mehr zu tun, als einer anderen Stadt den Titel der Rebellenhauptstadt zu verleihen. Philadelphia zählt für sich genommen doch gar nichts!»

«Immerhin ist es die größte Stadt Amerikas», wandte Vane ein.

«Philadelphia ist kleiner als Bristol», entgegnete Andre gereizt. «Ein Ort mit viel zu vielen Kirchen und viel zu wenigen Schenken. Obwohl meine Gastgeber darauf bestehen, die Stadt sei das neue Jerusalem. Es erschien mir als grob und unhöflich, ihnen die Augen zu öffnen und sie eines Besseren zu belehren.»

«Wart Ihr denn schon dort?», fragte Vane überrascht.

«Vor dem Krieg, ja. Unser lieber Billy hat große Pläne für die Stadt, aber bei allem, was recht ist, ich kann mir nicht vorstellen, dass den Rebellen das Herz schwer geworden ist, bloß weil wir Philadelphia eingenommen haben.» Andre hatte sich beim Reden ein Glas Rum eingeschenkt. Er blickte jetzt über Vanes Schulter und erschrak sofort zutiefst. Der neue Captain arbeitete gerade an der Buchführung, besser gesagt den Aufstellungen über die Ausgaben des

Hauptquartiers für Pferde, Verpflegung, Unterkunft und anderen Notwendigkeiten. «Um Himmels willen», mahnte Andre, «seid bloß nicht zu gründlich!»

«Weil Sir William Geld in die eigene Tasche wandern lässt?» Vane lächelte. «Ich nehme an, jeder gute General tut so etwas. Ich tue hier nicht mehr, als diese Beträge ein wenig gründlicher in der Bilanz zu verbergen.»

«Grundgütiger!» Andre starrte den Mann mit widerwilliger Bewunderung an. «Ihr seid sehr ambitioniert.»

«Was soll daran falsch sein?»

«Man sollte es sich nie zu deutlich anmerken lassen.»

Vane zuckte mit den Schultern. «Mein Vater hat den größten Teil seines Vermögens verloren, bevor er starb. Meine Familie ist im Niedergang begriffen. Also liegt meine einzige Hoffnung darauf, im Leben voranzukommen, in harter Arbeit.» Er bereute die Worte, kaum dass er sie ausgesprochen hatte. Er hatte einem Mann sein Innerstes offenbart, der sich eines Tages als sein Rivale erweisen mochte. Auch wenn Andre, der oft und gern das Hauptquartier besuchte, sich bislang als der netteste unter den arroganten jungen Offizieren erwiesen hatte, die seit zwei Wochen Vanes Welt bestimmten. Andre war es gewesen, der ihm Sir Williams Spitznamen Billy verraten hatte. Und jetzt klärte er ihn darüber auf, dass Billy noch viel mehr Geld brauchte, weil seine amerikanische Mätresse ziemliche hohe Ansprüche stelle. «Lizzy wird hier eintreffen,

sobald es in der Stadt sicher ist. Und dann werdet Ihr Billy überhaupt nicht mehr zu Gesicht bekommen. Er ist ihr mit Haut und Haaren verfallen.»

«Ist sie denn so schön?»

«Schöner als ein Engel. Und intelligent dazu. Eine höchst unfaire Kombination. Ihr Gatte wurde mit einem besonderen und langwierigen Auftrag nach New York geschickt.»

«Ist Billy verheiratet?»

Andre glaubte, in Vanes Frage einen Unterton der Prüderie vernommen zu haben. «Nicht, solange er in Amerika weilt.»

«Aha.» Vane schloss das Rechnungsbuch, als draußen auf dem Flur Schritte ertönten. Es war Dämmerung, die Zeit, in der die Adjutanten nach ihrem ausgiebigen Abendessen gern zusammenkamen, um im Gedankenaustausch zu verdauen. Alle bis auf Vane langweilten sich hier fürchterlich und waren über den Umstand verdrossen, auf dem Land bleiben zu müssen, während vor ihren Augen die Verlockungen und Lustbarkeiten der Stadt warteten. Lord Robert Massedene trat ein, eilte gleich auf die Kommode zu, grüßte die Anwesenden und bot Vane dann ein Glas Claret an. «Ich habe mir Euer neues Pferd angesehen, Vane. Ein schönes Tier.»

«Er ist sehr schnell.» Zu Vanes Pflichten gehörte es, zwei Pferde zu halten. Er hatte sich nach der Beförderung Geld geliehen und einen prächtigen schwarzen Hengst mit drei weißen Läufen und einer weißen Blesse erworben. Und Vane

hatte sich noch mehr Geld borgen müssen, um die neue Uniform mit den goldenen Litzen zu bezahlen.

«Man sieht ihm an, wie flink er ist», bestätigte Massedene, «er kommt mir jedoch noch ein wenig jung vor, oder?»

Vane hatte den Eindruck, in die Ecke gedrängt zu werden und sich verteidigen zu müssen, so als würde der Lord mit seiner Kritik an dem Hengst in Wahrheit Vane attackieren wollen. «Was meint Ihr mit zu jung?»

«Er hat noch keine Schlachterfahrung», erklärte Massedene. «Beim ersten Kanonenschuss bekommt er das große Zittern, Vane. Verlasst Euch im Kampf lieber auf Euer altes Ross, und sucht Euch einen guten Pferdepfleger, der den Hengst trainiert. Ein guter Rat von mir.»

Der Umstand, sich von dem Lord eine Ratschlag erteilen lassen zu müssen, irritierte Vane, und das umso mehr, als Massedene recht hatte. Der Hengst war nervös, und Vane hatte nicht vor, auf ihm in die Schlacht zu reiten; so lange nicht, bis das Tier dazu trainiert war. Deswegen empfand er Massedenes unterschwellige Unterstellung, er habe das noch nicht erkannt, als unerträgliche Bevormundung. Vane mochte den jungen Lord nicht. Es verdross ihn, dass ein Jüngerer mühelos Karriere machen konnte, und das allein aufgrund seiner vornehmeren Geburt, während Vane, der sich selbst als viel fähiger ansah, um jedes Vorankommen hart kämpfen musste.

Zu dieser Ablehnung kam der Umstand hinzu, dass die beiden Männer in nahezu jedem Aspekt des Krieges gegensätzlicher Meinung waren. Lord Robert Massedene wünschte sich, wie auch John Andre, nichts lieber als das Ende der Rebellion. Und es war ihm ganz gleich, wie dieses Ende erreicht würde. Hauptsache, der Friede würde endlich einkehren. Vane hingegen vertrat im Verein mit dem hessischen Verbindungsoffizier Zeigler die Ansicht, dass der Rebellengeist in Amerika nur mit einem militärischen Sieg ausgelöscht werden konnte.

Die Debatte darüber fand heute Abend ihre Fortsetzung. Major Zeigler, der erst spät in der Runde erschien, meldete Sir William, ein Schulmeister aus einer der Deutschensiedlungen in Pennsylvanien sei zu den Hessen gekommen und habe berichtet, die Rebellen träfen Vorbereitungen zu einem Angriff am nächsten Morgen. Sie wollten nach den Worten des Schulmeisters die ganze Nacht durch marschieren und bei Morgengrauen über die Briten herfallen.

Lord Massedene winkte gelangweilt ab. «Washington wird es nicht wagen, uns anzugreifen. Noch eine Niederlage, und seine Männer desertieren zu Tausenden.»

«Ich fürchte, da irrt Ihr.» Vane war am meisten über seinen Widerspruch überrascht. Bislang hatte er bei solchen Debatten lieber still zugehört, als aktiv an ihnen teilzunehmen.

Massedene hielt eine Karaffe mit Portwein in der Hand, wartete einen Moment und zuckte dann mit den Schultern. «Spannt uns nicht auf die Folter, Vane.»

«Wenn unsere Berichte der Wahrheit entsprechen», entgegnete Vane und bemühte sich, seine Abscheu vor dem stupsnasigen Massedene verborgen zu halten, «dann ist uns die Rebellenarmee zum ersten Mal zahlenmäßig überlegen. Ich denke, das wäre ein guter Grund für Washington, einen Angriff zu wagen.»

«Aha, die Berichte!» Sir William, der der Runde der jungen Männer vorsaß, gluckste. «Wir erhielten einmal einen sehr zuverlässigen Bericht über die Heerscharen des Himmels. Sie wurden dabei beobachtet, wie sie sich auf einen Berggipfel in Massachusetts hinabließen. Es hieß auch, sie hätten goldene Flügel und Musketen, Kit, ich bin mir nie sicher, was ich von Berichten halten soll.»

Vane war sich nicht sicher, ob der General ihn damit zurechtweisen wollte. Er beschloss, seinen Standpunkt zu verteidigen. «Ich bin immer noch der Ansicht, Sir, dass Washington angreifen wird. Er braucht dringend einen Sieg, um die Moral seiner Truppe wieder aufzurichten.»

«So wie letztes Jahr bei Trenton», sagte Andre zu Zeigler, der wie alle Hessen noch nicht deren Niederlage bei Trenton verwunden hatte.

«Sie haben uns überrascht!», wehrte sich der Verbindungsoffizier. «Wir waren betrunken. Jeder Deutsche

betrinkt sich zu Weihnachten!»

Sir William lächelte. «Zumindest kann er uns hier nicht auf diese Weise überraschen.» Der General hatte umfangreiche Vorsichtsmaßnahmen getroffen und war sich deshalb seiner Sache ziemlich sicher. Die Wachtposten waren verdoppelt worden, und dank der Ankunft der drei Munitionswagen durften die Wachen nun nach eigenem Gutdünken und straffrei in der Nacht herumballern. Sir William kraulte zufrieden seinen Hund hinter den Ohren.

John Andre rückte eine Kerze in ihrem Ständer zurecht. «Ich widerspreche euch nur höchst ungern, Sir, aber ich bin auch der Ansicht, dass Mister Washington die Schlacht suchen muss. *Pour encourager les crapauds.*»

«Wann immer Ihr ins Französische verfallt, John, unterstelle ich Euch, etwas Ungehöriges von Euch zu geben», entgegnete Sir William.

«Er wird kämpfen wollen, um die Franzosen zum Kriegseintritt zu bewegen, Sir.»

Der General schüttelte den Kopf. «Ich bezweifle ja nicht, dass die Franzosen uns liebend gern eine schmähliche Niederlage zufügen würden, John, aber warum sollte ihr König Louis so etwas wie Republikanertum unterstützen wollen?»

«Und warum sollten die Franzosen sich noch einmal blutige Nasen holen wollen?», wandte Zeigler ein.

«Weil die Franzosen über ein kurzes Gedächtnis verfügen», entgegnete Andre fröhlich. «Jede Niederlage bestärkt sie in dem Glauben an ihre eigene Unbesiegbarkeit. Ein Charakterzug, den sie mit Mister Washington teilen.»

Andre erhielt dafür viel zustimmendes Lächeln und Nicken. Zeigler fügte hinzu, dass die Franzosen erst dann in den Krieg eingreifen würden, wenn der für ihre Seite schon so gut wie gewonnen sei, und die Rebellen hätten nicht die geringste Aussicht auf einen Sieg. Washington habe seine Hauptstadt verloren, und in absehbarer Zeit hätte General Burgoyne Neu-England vom Rest der amerikanischen Besitzungen abgeschnitten, sodass die Rebellion jämmerlich ersticken würde.

«Aber die bloße Drohung einer französischen Intervention könnte London zu einem Friedensschluss bewegen», wandte Andre ein.

«Oder von der Notwendigkeit eines raschen Sieges überzeugen», sagte Vane.

«Nur Frieden.» Der General lächelte seinen neuen Adjutanten an. «Wir können keinen militärischen Sieg erringen, Kit. Jedermann weiß das. Unsere Truppen sind nur hier, um die Rebellen an den Verhandlungstisch zu zwingen.»

Vane starrte den General in höchster Verwunderung an. «Wir sollen sie nicht militärisch besiegen können, Sir?»

«Macht nicht ein so unglückliches Gesicht! Selbstverständlich können wir nicht gewinnen! Mein lieber Kit, wir mussten Boston aufgeben, um genügend Kräfte für die Einnahme von Philadelphia zusammenzubekommen. Es braucht fünftausend Mann, um eine Stadt zu besetzen, und es braucht noch einmal so viele, um in der Umgegend dieses Ortes zu fouragieren, um ausreichend Lebensmittel und so weiter heranzuschaffen. Mit unserer Armee können wir also drei, höchstens vier Städte halten. Vier Städte in diesem riesigen wilden Land. Und damit nicht genug, müssen wir auch Kanada und Florida halten. Du lieber Himmel, wie soll das alles zu schaffen sein? Wir brauchten mindestens einhunderttausend Mann, um die Rebellion militärisch zu beenden. Und wer soll das bezahlen? Glaubt Ihr, das House of Commons bewilligt dem König neue Steuern? Nie und nimmer, das kann ich Euch versichern, zumindest so lange nicht, wie ich dort Sitz und Stimme habe.»

Die anderen Adjutanten grinsten, als sie das Entsetzen auf Vanes Gesicht bemerkten. «Versteht Ihr jetzt, Kit», sagte Andre und beugte sich über den Tisch, um Vanes Glas aufzufüllen, «dass die Kolonisten, wenn sie nur dahinterkommen, am Verhandlungstisch alles verlangen können?»

«Bis auf ihre Unabhängigkeit», fügte Massedene hinzu.

Sir William sah Vane immer noch an. «Mein lieber junger Freund, ich fürchte, Ihr müsst die mathematische Logik des

Krieges akzeptieren. Unsere Armee ist viel zu klein, um einen ganzen Kontinent zu erobern.»

«Krieg lässt sich nicht auf Mathematik beschränken!» Vane geriet angesichts solchen Defätismus in Fahrt, und der Portwein tat ein Übriges, sein Blut in Wallung zu bringen. «Krieg dreht sich um Männer und Moral, um Wetter und den rechten Geist! Gott, Sir, wir sind Briten! Wir sind die besten gottverdammten Piraten, die die Welt je gesehen hat. Was machen wir uns da Gedanken um die Franzosen? Um ein Volk, das aus lauter Tanzmeistern besteht? Und was scheren uns die Befindlichkeiten der Kolonisten? Ohne uns gäbe es diese Kolonien hier gar nicht! Diese Rebellen sind wie unartige Kinder, die mit ihrer Erzieherin streiten!»

«Hört, hört!», brach Zeigler die Stille, die Vanes leidenschaftlichen Worten folgte. «Schlagen wir ein paar Schädel ein und machen wir ein paar Kinder zu Waisen. Das wird den Rebellen die Grillen austreiben!»

Allgemeines Gelächter brach über solch bombastische Worte aus. Sir William fragte sich, ob Washington ähnlich kriegslüsterne Ratgeber zur Seite standen. Der Hesse verlangte dann, die Worte des Schulmeisters ernst zu nehmen. Massedene erinnerte im Anschluss daran den General, dass sie vor zwei Tagen von einem Metzger eine ähnliche Warnung erhalten hatten, die sich jedoch im Nachhinein als falsch erwiesen habe. Sir William beendete die Debatte schließlich mit dem Hinweis auf seine feste

Überzeugung, dass die Kavalleriepatrouillen eine gegnerische Armee, die durch die Nacht marschierte, entdecken würden. «Deshalb wollen wir dem nervösen Geschwätz eines Schulmeisterleins keine weitere Beachtung schenken», schloss er, «und uns lieber einer Partie Whist widmen.»

Neue Flaschen wurden entkorkt, und die Kerzen brannten bis auf kleine Stümpfe herab, ehe Vane die Treppe zu der Wäschekammer hinaufstolperte, die er sich mit Major Zeigler als Unterkunft teilte. Leibschmerzen weckten ihn vor Sonnenaufgang und trieben ihn hinaus in den Garten, wo er sich unter einen Quittenbaum hockte, der von dichtem Nebel umgeben war. Weiße Schwaden trieben um das Haus und vermischten sich mit dem Grau der Dämmerung. Ein Koch pfiff in der Küche, und vom Seitenweg erklang das anheimelnde Klappern der Wasserkübel.

«Sir! Sir! Seid Ihr hier, Sir?» Private Smithers, der Bursche Vanes, dem das angenehme Leben im Hauptquartier sehr gefiel, rief nach ihm.

«Schweigt, Grobian! Ich ringe hier mit dem Tode!» In diesem Moment fiel Vane auf, wie ruhig der frühe Morgen war. Kein Musketenkrachen störte die Stille. Verdammt seien alle Schulmeister.

«Eier, Sir?» Smithers kam um die Ecke und grinste, als er seinen Herrn sah. «Zwei Eier zum Frühstück, Sir? Ich habe sie einem der Kanoniere abgekauft.»

«Der sie natürlich gestohlen hat, Narr! Doch trotzdem, seid bedankt.» Christopher Vane, der ein großer Freund von Frühstückseiern war, überwand das Ekelgefühl davor, das der reichliche Alkoholgenuss des vergangenen Abends in ihm auslöste. «Bratet sie mir. Vielleicht weckt das meine Lebensgeister wieder.»

Das Knattern einer Musketensalve ertönte gedämpft vom Nebel im Norden. Vane konnte nicht schätzen, wie weit das Gewehrfeuer entfernt war, aber als nach ein paar Sekunden nichts mehr zu hören war, sagte er sich, dass die Wachtposten ihre Gewehrläufe auf die rascheste zweckdienliche Weise gereinigt hatten. Er erhob sich, knöpfte seine Hose zu und stöhnte, als ein stechender Schmerz durch seinen Kopf fuhr. Er erinnerte sich an die endlose Reihe von Portweinflaschen am gestrigen Abend und fragte sich, ob er je einen mäßigen Umgang mit Alkohol erlernen würde.

Sir Williams Diener erschien mit einem gefüllten Kammertopf im Garten. «Guten Morgen, Sir!»

Vane wusste, dass ein so fröhlicher Gruß von Tom Evans bedeutete, dass er endgültig in die militärische Familie des Generals aufgenommen war. Er stöhnte dramatisch und entgegnete: «Es ist alles andere als ein guter Morgen, Evans!»

«Es wird Euch bedeutend besser gehen, nachdem Ihr ein Gläschen Rum geleert habt, Sir.» Evans kippte den Topf auf

der Wiese aus und runzelte die Stirn, als eine neue Salve ertönte. «Sie sind ein wenig ausgelassen heute Morgen, nicht wahr?»

«Das liegt am Nebel. Er macht den Männern Angst.»

Hamlet, Sir Williams Hund, tauchte schwanzwedelnd aus dem Nebel auf und bellte, um Vanes Aufmerksamkeit zu erhaschen. Dann machte er sich wieder auf den Weg, um die interessanten neuen Gerüche dieses Gartens zu erkunden.

Vane trat an die Pumpe, betätigte den Schwengel und ließ sich kaltes Wasser über das Gesicht laufen. Das Knattern der Musketen erstarb, lebte jedoch kurz danach wieder auf; diesmal in einer Lautstärke, als käme ein Gewitter vom Himmel. Vane richtete sich auf und blickte hilflos nach Norden. Wassertropfen fielen von seinem Gesicht. Er konnte kaum die Bäume in dreißig Metern Entfernung erkennen.

«Kit! Kit!», rief Sir William von einem Fenster im oberen Stockwerk.

«Sir!» Vane rannte ins Haus zurück. «Smithers! Lasst die Eier! Sattelt mir das Pferd!» Er eilte in seine Kammer, zog sich die Jacke über und legte den Gürtel mit dem Degen an. Er konnte seine Pistole nicht finden und fluchte laut vor sich hin, während er die Laken auf dem Boden durchwühlte. Endlich fand er die Waffe in einem Schaftstiefel. Otto Zeigler starrte ihn verständnislos an. «Was ist denn los?»

«Entweder haben die Wachtposten den Verstand verloren, oder wir werden tatsächlich angegriffen. Wo ist mein Hut?

Kruzifix noch mal! Mein Hut!»

«Hier.» Der Major hatte ihn als Kopfkissen benutzt.

Vane setzte sich den Dreispitz auf, sauste durch die Tür und stieß draußen mit Sir William zusammen, der sich beim Treppensteigen den Degengurt umband. Ein Bote war bereits mit dreckverschmiertem Gesicht erschienen. Der General wirkte in dieser Situation eigentümlich ruhig. Er brachte Vane mit einer erhobenen Hand zum Stehen und sagte: «Reitet zum Außenposten nach Beggarstown und macht Euch dort ein Bild von der Lage. Ich stoße später zu Euch.»

«Jawohl, Sir.»

Smithers war noch damit beschäftigt, den Sattelgurt an Vanes Ross festzuziehen. Er verschränkte die Finger ineinander, damit sein Herr darauftreten und aufsitzen konnte. «Befehle, Sir?»

«Ich muss nach Beggarstown. Bringt mir etwas zu essen, ganz gleich, was.»

Lord Robert rannte mit offener Jacke und dem Hut in der Hand zu den Ställen. «Ihr hattet recht!», rief er, doch Vane blieb keine Zeit mehr, ihm darauf zu antworten. Er drehte am Zügel den Kopf des Pferdes in Richtung der langen, mit Pappeln bestandenen Allee und gab dem Tier die Sporen. Die großen Hufe des Rosses warfen Dreckklumpen hoch, und etliche Rotröcke beeilten sich, dem Reiter aus dem Weg zu gehen.

Vane zog auf der Skippack Road an den Zügeln und wandte sich dann nach Norden. Auf dem Marktplatz wimmelte es von Soldaten, die verwirrt waren und nicht wussten, was zu tun sei. Vane rief ihnen schon von weitem zu, ihm Platz zu machen, und galoppierte weiter über die Landstraße in den dichter werdenden Nebel hinein.

Er passierte Chew House, das nördliche Ende des britischen Lagers, und eilte auf das mittlerweile endlose Musketenfeuer zu, das von der verdoppelten Postenkette ertönte. Er suchte in der Westentasche nach seiner Uhr und musste feststellen, dass sie nicht da war. Er fluchte und schätzte, dass es jetzt etwa fünf Uhr sein musste. Ein Hund schoss aus dem Vorgarten von Meeting House und schnappte nach den Hinterläufen seines Rosses. Im nächsten Moment flog unerwartet eine Musketenkugel aus dem Nebel und haarscharf an Vanes Gesicht vorbei. Ein verwundeter Rotrock, dem eine Kugel ein großes Loch in den Oberschenkel gerissen hatte, kroch auf der Straße davon. Das erste Anzeichen einer Schlacht.

Vane ritt an zwei weiteren Verwundeten vorbei, die sich mit Mühe und Not in Sicherheit bringen wollten. Zu seiner Rechten sah er eine Kompanie Rotröcke, die vor einem kleinen Wald in Stellung gegangen war. Er verließ die Straße, setzte über einen mit Wasser gefüllten Graben und ritt hinter die Kompanie. Die Männer standen in drei Reihen da. Soldat neben Soldat, wie bei einem Schachspiel.

«Feuer!», rief ihr Captain. Eine Salve trug Rauch und Feuer in den Nebel. Der stechende Gestank von verbranntem Pulver drang in Vanes Nase. «Was geht hier vor?»

«Plänkler der Rebellen, Sir!», antwortete der Sergeant in der hintersten Reihe. Der Captain gab Befehl um Befehl, tat das in aller Ruhe, als befände er sich daheim auf dem Exerzierplatz. Die Männer luden, stopften, gossen Pulver auf die Pfannen – ein aus vielen Schritten bestehender Vorgang, bis die nächste Reihe bereit war zu feuern. Die Männer trugen rote Büschel an den Hüten. Das wies sie als eine der Leichten Kompanien aus, die vor zwei Wochen an dem Massaker bei Paoli's Tavern teilgenommen hatten.

«Welche Rebellen! Wo stehen sie?» Vanes Frage wurde im nächsten Moment beantwortet, als etliche Bleikugeln in die britischen Reihen fuhren. Ein Corporal schrie laut und ging zu Boden. Ein anderer hatte plötzlich ein Loch in der Stirn und kippte wie ein gefällter Baum nach hinten.

«Aufschließen! Aufschließen!» Der Sergeant hatte keine Zeit mehr, Vane Auskunft zu geben.

«Legt an!», rief der Captain. «Feuer!»

Eine weitere britische Kompanie war entlang der Straße ausgeschwärmt. Die Männer dort gaben keine Salven ab, sondern schossen kniend auf jedes Ziel, das sie erspähten. Vane drehte sein Pferd und ritt auf die Straße zurück.

Der Nebel erschwerte ihm seine Arbeit sehr. Als Adjutant des Generals war es seine Aufgabe, die Lage zu erkunden

und seinen Vorgesetzten davon in Kenntnis zu setzen. Deshalb ritt er an den vordersten britischen Truppen vorbei auf den Feind zu. Er wusste nicht, wie nahe er an die Rebellen heran musste, aber er war fest entschlossen, Sir William zufriedenzustellen und vielleicht noch etwas mehr zu tun. Captain Vane, der aus der gesichtslosen Masse seines Regiments herausgepickt worden war, wollte sich als der beste Adjutant erweisen, den ein General sich nur wünschen konnte.

Er ritt Schritt, war aber bereit, das Tier sofort herumzudrehen und ihm die Sporen in die Seiten zu stoßen. Er spürte, wie sein Ross vor Furcht zitterte. Es hatte die Ohren nach vorn gestellt und fuhr bei jeder Kugel zusammen, die durch den feuchten grauen Nebel heransauste. Vane fragte sich, ob das Pferd seine Angst spüren mochte, doch dann sagte er sich, allein der Umstand, dass er sich selbst eine solche Frage stellte, bewies, dass er keine Furcht empfand. Wieder überkam ihn die ruhige Freude auf die Schlacht wie damals bei Brandywine. Er fühlte sich tapfer und unsterblich. Dann kam ein plötzlicher Wind auf und zerteilte kurz die Nebelschwaden vor ihm. Durch diese Lücke sah er die braunen Uniformen der Rebellen. Diese Männer standen nicht in Reih und Glied da. Dann hatte Vane für einen kurzen Moment den flüchtigen Eindruck, lange Kolonnen zu erkennen, die hinter einer bunten Fahne hermarschierten.

Im nächsten Augenblick drang das Getöse der Schlacht an seine Ohren. Eine Kugel fuhr rechts neben dem Ross in den Boden, und eine weitere verfehlte ihn nur knapp. Er riss das Pferd herum, trieb es an und ließ sich von ihm davontragen. Spottrufe der Rebellen verfolgten ihn. Doch Vane hatte seine Aufgabe erledigt und den Feind gesehen. Er galoppierte an der ausgeschwärmten britischen Kompanie vorbei und entdeckte einen Trupp Berittener, der sich ihm näherte. Es waren die anderen Adjutanten des Generals. «Wo ist Sir William?», rief Vane sie an.

«Dort drüben!» Ein Dragoner-Major zeigte in die Richtung, wo die Leichte Kompanie am Waldrand stand, und Vane bog dorthin ab. Die Einheit hatte sich auseinandergezogen, denn als fester Block bot sie den Gegnern ein zu leichtes Ziel. Doch mittlerweile fegte ein solcher Kugelhagel aus dem dicken, rauchgeschwängerten Nebel, dass die Kompanie Schritt für Schritt zurückwich und Schutz zwischen den Bäumen suchte.

«In Formation! In Formation!», brüllte Sir William, der jetzt hinter seinen Rotröcken auftauchte und einen seltenen Anflug von Ärger zeigte. «Das ist doch nur eine Vorauseinheit! Wir rennen nicht vor Aufklärern davon! Zurück ins Glied! Captain, bringt bitte Eure Männer dazu, sich zu formieren. Ich möchte jetzt etwas britische Festigkeit sehen!»

Sir William sah Vane und winkte ihm zu, als eine Kanonenkugel von den Rebellen heranflog und in den Wipfel über dem Kopf des Oberkommandierenden fuhr. Zweige, Blätter und Holzsplitter regneten auf ihn nieder, während sein Pferd scheute und auskeilte. Die nächste Kanonenkugel rauschte heran und riss einem Infanteristen die Brust auf. Seine Rippen traten so deutlich und weiß zu Tage, als hätte ein Metzger sie mit einem Filetiermesser bloßgelegt.

«Das sind nicht nur ein paar Aufklärer, Sir! Das ist die Hauptmacht des Gegners, in die Formation zurück!», schrie Vane seinem Vorgesetzten zu, der, völlig mit Laub bedeckt, versuchte, sein Pferd zur Ruhe zu bringen. «Ich habe sie gesehen, Sir. Sie marschieren direkt die Straße herunter!» Musketenkugeln pfiffen um sie herum, rissen Stücke aus den Baumrinden, prallten dumpf in den Waldboden oder jaulten als Querschläger weiter.

«Zurück!», befahl Sir William dem Captain, dem er vor einer Minute noch aufgetragen hatte, sich nicht von einer Vorauseinheit in die Flucht schlagen zu lassen. «Zurück! Gebt Euren Flanken Bescheid. Stellt Euch mit Euren Männern am Meeting House auf!»

«Ihr müsst fort von hier, Sir!» Vane griff nach dem Zügel von Howes Pferd, aber der General ließ das nicht zu. Er starrte in das Halblicht und in den Nebel, während die Leichte Kompanie sich rasch, aber geordnet zurückzog.

«Mein Gott, Kit, das ist es!» Sir William wirkte eigentümlich erleichtert, als die ersten Rebellen in den Schwaden sichtbar wurden. Ihre Bajonette blitzten hell im allerersten Licht, noch heller als die weißen Papierstreifen, die sie sich alle an die Hüte gesteckt hatten. Sir William, der alles Amerikanische liebte, zeigte sich vom Anblick des heranrückenden Feindes beeindruckt. «Sie marschieren prachtvoll auf uns zu, was, Kit? Verdammt prachtvoll! Sehen sie nicht so aus, wie eine Armee aussehen sollte»

Vane versuchte, sich zwischen den General und den Feind zu bringen, doch Sir William bestand darauf, dass er ihm nicht die freie Sicht versperrte. Vane hielt es schließlich nicht mehr aus und drehte das Pferd des Generals am Zügel herum. «Zurück, Sir! Ich bitte Euch inständig!»

Die Außenlinie der Briten befand sich nun auf breiter Front auf dem Rückzug. Die Verwundeten wurden ins Dorf getragen oder geschleppt, und die Toten ließ man dort liegen, wo sie zu Boden gesunken waren. Zu beiden Seiten der Straße wehten die Fahnen der Rebellen, und hinter ihnen rückten die Soldaten mit blanken Bajonetten vor.

Howe ließ sich endlich von Vane abdrängen. «Ich lasse Musgroves Regiment antreten, um diese Kerle aufzuhalten. Ihr schließt Euch den Männern dort an. Aber behaltet mir die Flanken im Auge.» Er boxte Vane leicht an den Arm. «Ich wünsche Euch einen freudigen Tag, Kit.»

«Und was habt Ihr vor, Sir?»

Sir William lächelte nur und ritt davon. Sie kamen an einem einzelnen Reiter vorbei, der sich auf den Feind zubewegte und strahlte, als er Vane entdeckte.

«Frühstück, Sir?» Smithers ritt auf Vanes neuem Hengst, dem jungen Rappen mit der leuchtend hellen Blesse. Der Bursche reichte seinem Herrn zwei Scheiben Brot, zwischen die er die Spiegeleier gelegt hatte. «Früh…», begann er und konnte das Wort nicht zu Ende aussprechen, denn eine im Nebel blind abgefeuerte Kanonenkugel der Rebellen trennte ihm so sauber den Kopf ab, als wäre ein Scharfrichter mit seinem Schwert zugange gewesen. Eben noch hatte Smithers fröhlich gegrinst, und im nächsten Moment waren dort, wo sich einmal sein Kopf befunden hatte, nur noch eine Blutfontäne und ein weißer Knochenstumpf zu sehen.

Smithers' Gehirn spritzte in Vanes Gesicht, und das belegte Brot fiel auf den Boden. Die Blutfontäne ging auf die weiße Hose des Captains nieder. Dann kippte der kopflose Körper dort in den Dreck, wo die Eier alles gelb gefärbt hatten. Der nervöse Hengst, den der Pulvergeruch und das Krachen der Kugeln zusätzlich ängstigten, stellte sich auf die Hinterläufe. Seine Augen waren weiß, und er fletschte die Zähne.

«Grundgütiger!» Vane starrte wie vom Donner gerührt auf den kopflosen Körper seines Burschen. «Peter? Peter?» Er hatte den dringenden, wenn auch unsinnigen Wunsch, abzusteigen und den Toten in die Arme zu nehmen. Doch da

bemerkte er, dass der Rappe in vollem Galopp auf die Nebelbank zuraste. Vane dachte an das viele Geld, das er sich für den Hengst hatte borgen müssen. Er drehte sein Ross, um dem in Panik geratenen Hengst nachzusetzen. Dann ertönte hinter ihm und viel zu nah Triumphgeschrei der Rebellen. Er wendete das Pferd noch einmal und eilte zurück in die Sicherheit der eigenen Linien. Verflucht und verwünscht. Der Verlust des Rappen wurmte ihn sehr, stimmte ihn wütend und verführte ihn fast zur Raserei, wenn er daran dachte, dass irgendein verflixter Rebell den Hengst einfangen mochte. Er drehte sich im Reiten um, wischte sich das Geschmiere aus den Augen und sah nichts als die Gesichter der Feinde. Sie jubelten jetzt schon, obwohl sie doch nur vorrückten. Dann schwebte eine Nebelschwade zwischen sie und den Captain.

Der Feind war im frühen Morgengrauen aufgetaucht, und zwischen ihm und Philadelphia stand nur eine verwirrte Truppe, die noch nicht so recht wusste, wie ihr geschah. Mister Washington erhielt seine Schlacht.

Zehn

Martha Crowl erwachte vom leisen Prasseln brennender Scheite und einem tiefen, entfernten Rhythmus, der die kühle Luft durchdrang. Die Geräusche einer Schlacht vor den Toren der Stadt. Das Prasseln der Scheite war in Wahrheit das Salvenfeuer der Musketen, und der tiefere Rhythmus stammte von den schweren Geschützen. Martha

zog sich eine wollene Robe über und lief hinunter in die Küche.

Jenny schüttelte den Kopf. Keiner aus dem Gesinde habe irgendwelche Neuigkeiten gehört. Nur ein Stalljunge meinte aufgeschnappt zu haben, dass die Briten die Forts am Fluss angriffen.

«Aber im Norden stehen keine Forts», widersprach Martha. «Und der Schlachtlärm kommt eindeutig aus dem Norden, oder nicht?»

Sie ging zur Haustür, öffnete sie und entdeckte, dass alle Nachbarn vor den Häusern standen und den fernen Geräuschen lauschten. Eine Abteilung Kavallerie, Bestandteil der Stadtgarnison, galoppierte die Fifth Street entlang, und eine lange Kolonne von Rotröcken marschierte auf der Fourth Street. Die Briten zogen nach Norden, und das war Beweis genug für eine bedrohliche Lage. Bedrohlich genug für Sir William, alle verfügbaren Reserven zusammenzurufen.

Dieser Gedanke stimmte Martha glücklich. Sie kehrte ins Haus zurück und nahm mit ihrer Tochter das Frühstück ein. Lydia wollte wissen, ob das endlose Knattern und Rumsen zu bedeuten habe, dass die Hummer gebraten würden. Martha tat so, als habe sie die Frage falsch verstanden, und mahnte ihre Tochter, lieber in ihrer Fibel zu lesen, als solche Sachen zu fragen. Die Leseübung wurde von einem heftigen Klopfen an der Tür unterbrochen. Die Witwe zuckte zusammen und

glaubte, die Briten stünden vor ihrem Haus, um eine prominente Patriotin zu verhaften.

Doch es war nur ihr Onkel, Abel Becket. Sein Gesicht war weiß vor Zorn und stand damit in deutlichem Kontrast zu Abels gewohnter schwarzer Kleidung. Jenny führte ihn in den Salon. Ohne sich mit dem Grüßen aufzuhalten, schleuderte er seiner Nichte einen Brief in den Schoß. «Du wusstest davon, nicht wahr?»

«Guten Morgen, lieber Onkel. Begrüße unseren Gast, Lydia.» Lydia machte artig einen Knicks. «Guten Morgen, Großonkel.»

Angesichts der unschuldigen Höflichkeit des Kindes fasste sich Abel Becket wieder. «Guten Morgen, mein Kind. Hast du schon deine Gebete gesprochen?»

«Ja, Sir.» Lydia, der man papierne Schleifchen in das lange schwarze Haar gebunden hatte, lächelte ihren Großonkel an. «Ich habe darum gebetet, dass die Hummer in den Topf wandern.»

«Wie bitte?»

«Achte nicht darauf», warf Martha rasch ein. «Möchtest du etwas Tee, Onkel?»

Abel lehnte ab und verlangte stattdessen, mit seiner Nichte unter vier Augen zu sprechen. Dann wartete er ungeduldig, bis Jenny gekommen war, um das Mädchen mit in die Küche zu nehmen. «Wusstest du davon?», fragte Abel

ärgerlich, als Lydia mit ihrem Buch und ihrer Stoffpuppe gegangen war.

Martha sagte zunächst nichts und goss Tee in ihre Tasse. Sie trug ein Morgenkleid und auf dem dunklen Haar ein Spitzenhäubchen. Sie ließ sich Zeit mit der Handhabung von Wasserkessel und Teesieb, um sich zu wappnen und zur Ruhe zu bringen. Der Onkel war zwar nicht verantwortlich für sie, und sie hatte auch nie unter seinem Dach gelebt, aber sein Zorn beängstigte sie. «Wenn du wissen willst, ob ich erfahren habe, was mein Bruder getan hat, so lautet die Antwort ja. Hat er dir geschrieben? Ich habe es ihm geraten.»

Ihre ruhigen Worte schienen ihn zu verwirren, denn er nahm den Brief, zerdrückte ihn und trat ans Fenster, das zum Takt der donnernden Kanonen vibrierte. «Er mag dein Bruder sein, aber er ist nicht länger mein Neffe!»

Martha zuckte mit den Schultern, als würde sie das nicht weiter bekümmern.

Becket warf das Schreiben auf den Boden. «Lies es!»

«Onkel, ich glaube, ich kenne den Inhalt. Bist du dir ganz sicher, dass du keinen Tee willst? Die Teeblätter wurden durch die britische Blockade geschmuggelt und haben dadurch eine zusätzliche pikante Würze.»

Abel ging nicht auf ihre Provokation ein. «Jonathon teilt mir mit, Nichte, dass er nach reiflicher Überlegung zu dem Schluss gekommen ist, keine andere Wahl als die zu haben,

für die Verräter zu kämpfen! Er schlägt mir außerdem vor, ihm sein Erbteil auszubezahlen und dir zu geben!» Er legte eine kleine Pause ein, um die Ungeheuerlichkeit dieses Ansinnens zu unterstreichen. «Ich werde ihm selbstverständlich darauf nicht antworten. Doch dir bleibt das unbenommen. Martha, du teilst ihm mit, dass er ein Verräter ist und alle seine Rechte verwirkt hat. Und dass ich einem Verräter kein Geld geben werde. Er erhält kein Erbe mehr!»

«Das Gesetz sieht das vielleicht etwas anders», wandte sie vorsichtig ein.

«Glaubst du wirklich», entgegnete er und geriet dabei immer mehr in Wut, «dass das Gesetz einem Rebellen vergeben wird? Dass es ihm, falls er überhaupt überlebt, Verzeihung gewähren wird?»

Martha spürte, wie tief verletzt der Mann war. Abel war immer so stolz auf Jonathons kaufmännisches Geschick gewesen. Es musste ihn sehr getroffen haben, jetzt von seinem Nachfolger so – wie er es sah – schmählich im Stich gelassen worden zu sein. «Wenn die Revolution den Sieg davonträgt», erklärte Martha ruhig, «wird das Gesetz vielleicht den Loyalisten nicht vergeben.»

«Wenn die Revolution den Sieg davonträgt!» Aus Abels Mund klangen diese Worte wie etwas Anstößiges. «Und wenn sie obsiegt, Martha, in was für einer Art Land werden wir dann leben? Hast du jemals darüber nachgedacht? Hast

du bei all deinem glühenden Eifer auch nur einen Moment lang überlegt, welche Verheerung diese Staatsmann spielenden Advokaten über uns bringen werden?»

«Sie geben uns die Freiheit, oder?»

«Freiheit!» Das Wort versetzte Abel in Rage. «Waren wir denn so unfrei, bevor die Rebellen für Unruhe sorgten? Und wie viele Lagerhäuser vermag die Freiheit zu füllen? Wir konnten hier immer ehrliches und gutes Geld verdienen. Wir haben schöne Farmen, gute Straßen und feste Stadthäuser gebaut. Warst du denn wirklich unfrei, als du in dieses Haus hier gezogen bist? Dieses Haus wurde durch Hände Arbeit errichtet, nicht aber durch einen Haufen hehrer Worte. Und was wird aus unserem Geschäft, wenn England uns nicht mehr will? Meinst du, Frankreich öffnet uns seine Märkte? Oder Spanien? Müssen wir uns um deiner Freiheit willen solchen papistischen Staaten verdingen?»

Martha fragte sich, was diesen Mann, der einst ein gewandter und freundlicher Gentleman gewesen war, in einen fanatischen Parteigänger verwandelt hatte. «Es gab eine Zeit», entgegnete sie, «da hast du genauso eifrig auf die Rechte der Kolonisten gepocht wie jeder andere hier auch. Du hast Protestschreiben unterzeichnet, du hast dich geweigert, mit Tee zu handeln, und du hast am Marsch zum Palast des Gouverneurs teilgenommen. Doch heute bist du ins andere Lager übergewechselt. Ganz ehrlich, lieber Onkel, ich verstehe deinen Sinneswechsel nicht.» Martha hatte sich

zurückgehalten. Sie hätte ihm auch schlimmere Dinge vorwerfen können. Dass er zum Beispiel während der Rebellenherrschaft in Philadelphia die Armee der Patrioten mit Nachschub versorgt und dafür auch deren Geld akzeptiert hatte. Oder dass er nie den Mut anderer Loyalisten an den Tag gelegt hatte, die für die Äußerung ihrer Ansichten ins Gefängnis gesperrt worden waren. «Warum willst du für einen fremden König deinen Ruin riskieren?»

Abel starrte seine Nichte an, als zweifle er an ihrem Verstand. «Du verstehst überhaupt nichts», erwiderte er dann. «Absolut nichts! Ich habe gegen die Handelsbeschränkungen protestiert und würde das auch sofort wieder tun. Aber mir würde es im Traum nicht einfallen, für die utopische Schwärmerei namens Unabhängigkeit zu kämpfen! Leben ist Arbeit. Wir schuften, um Essen auf dem Tisch und ein Dach über dem Kopf zu haben. Wir leben, wir arbeiten, und wir beten zu Gott!» Er klang immer noch erregt. «Ich weiß mehr über diese Welt als du. Ich kenne die Briten. In London gibt es viel Verderbtheit und Sünde, weiß Gott, aber dort leben auch gottesfürchtige Männer und Kaufleute, die nicht nur Philadelphia, sondern jede Stadt im Amerika kaufen könnten! Sollen wir als ihre Konkurrenz auftreten? Sollen wir, aus einer Laune der Eifersucht heraus, dafür aller Autorität trotzen?» Er deutete nach Norden, wo die Kanonen donnerten. «Dir und

deinesgleichen haben Narren die Sinne vernebelt, die glauben, mit dem Tod junger Männer ließe sich ein Wahlrecht erwerben! Ein Wahlrecht für was? Um den Advokaten die Taschen zu füllen?»

«Möglicherweise, um uns die Freiheit zu geben», hielt Martha dagegen.

«Ach was, du bist in deinem ganzen Leben noch nie unfrei gewesen! Freiheit kommt von Wohlstand, Mädchen, und von – nichts anderem! Und Wohlstand wird durch Handel erreicht. Der Handel nährt dich, kleidet dich, bewahrt dich und deine Tochter davor, in den Elendsvierteln leben zu müssen, und schenkt dir den Luxus, für den du nie arbeiten musstest. Und Handel bedeutet für uns hier London!»

«Und um mit London Handel treiben zu können, müssen wir auch von London regiert werden?», entgegnete sie trocken.

«Wenn London nicht mehr mit uns Handel treiben will, bleibt von uns nichts mehr übrig. Sind wir weniger als gar nichts. Herrgott noch mal, warum willst du das nicht begreifen?»

Martha verstand, wenn auch etwas ganz anderes. Mit der eigentümlichen Klarsicht, die jüngere Menschen angesichts der Schwächen Älterer haben, wurde ihr bewusst, dass der einstmals so selbstsichere und starke Abel Becket schreckliche Angst hatte. Er hatte sich der Fahne des Königs verschrieben, und angesichts des Kanonendonners musste

er einen Sieg der Rebellen befürchten. «Armer Onkel, ich werde ein gutes Wort für dich einlegen, wenn deine Freunde heute eine Niederlage erleiden.»

«Ich brauche dein Mitgefühl nicht!» Ihre Freundlichkeit machte ihn wehrlos. Er bückte sich und hob den Brief vom Teppich auf. «Ich erbitte von dir nicht mehr als Treue zur Familie. Ich wünsche, dass du deinem Bruder einen Brief schreibst und ihn darin beschwörst, von seinem Wahn abzulassen. Teil ihm mit, dass er einer Narretei aufgesessen sei, es aber für ihn nicht zu spät zur Umkehr ist. Er hört auf dich.»

«Nicht immer.» Martha bemerkte, dass der Zorn des Onkels erheblich abgeebbt war. «Er nimmt nicht jeden Rat an, den ich ihm gebe, Onkel. Zum Beispiel habe ich ihm gesagt, er soll nicht das Fisher-Mädchen heiraten. Doch genau das scheint er sich in den Kopf gesetzt zu haben.»

Die Reaktion des Onkels zeigte, dass Jonathon ihm noch nichts von seinen Heiratsplänen mitgeteilt hatte. «Diese Dirne!», explodierte er.

Martha bereute schon, dass sie das Gespräch darauf gebracht hatte. «So hat er es mir gesagt.»

«Das ist doch hirnverbrannt! Er hat gefälligst ein Mädchen mit gehöriger Mitgift zu heiraten!» Becket lief ärgerlich auf und ab. «Die Fisher hat doch nichts!»

«Ich habe sie bereits kennengelernt, und ich kann dir versichern, dass sie weder eine Dirne noch eine Schlampe

ist.» Martha kam ein neuer Gedanke, und sie runzelte die Stirn. «Hat Ezra Woollard ihre Schaluppe versenkt?»

Auf diese Frage war der Onkel nicht vorbereitet gewesen, aber seine Miene zeigte eindeutig, dass er nichts von dem Vorfall wusste.

«An dem Tag, an dem die Briten in die Stadt gekommen sind», erklärte Martha, «hat jemand große Steine in Caroline Fishers Boot geworfen. Und zwar mit voller Wucht vom Kai aus. Die Schaluppe ist mehrfach leckgeschlagen und gesunken. Caroline ist fest davon überzeugt, dass Ezra das auf dem Gewissen hat.»

«Blanker Unsinn.»

«Das Boot ist aber gesunken, und ich habe ihr ein neues gekauft.»

«Dann bist du dümmer, als ich dachte. Glaubst du denn, man könne Geld wie alte Knochen aus dem Fenster werfen?»

«Wie sollte ich denn einen Brief an Jonathon befördern lassen», Martha lächelte süßlich, «wenn niemand ihn über den Fluss bringen kann?»

«Also wirst du ihm schreiben.» Abel legte den Brief auf den Tisch mit den Intarsien. «Er hört auf dich. Schreib ihm und fordere ihn auf, unverzüglich zurückzukehren. Auf der Stelle zurückzukehren! Andernfalls ist er aus der Familie verstoßen und hat alle Hoffnung auf ein Erbteil verwirkt. Wirst du ihm das schreiben?»

«Wenn er an den Sieg der Rebellen glaubt», antwortete sie, «wird er solche Drohungen kaum ernst nehmen.»

«Dann schreib ihm, dass der Sieg das Land zugrunde richten wird. Und welche Zukunft mag ein verkrüppelter junger Mann in einem solchen Land haben?» Abel zeigte auf das Fenster, das unter einer Neuauflage der Kanonade erbebte. «Hast du deinen Bruder in dem Bewusstsein geschickt, für eine verlorene Sache sterben zu müssen?»

«Jonathon ist aus eigenem Antrieb gegangen, weil er an die Gerechtigkeit der Rebellion glaubt.»

«Er ist einer Pest zum Opfer gefallen, werte Nichte. Törichte Frauen haben ihm mit ihrem Geschwätz das Gehirn verklebt. Fordere ihn zur Rückkehr auf! Fordere ihn auf, von diesem Wahnsinn abzulassen! Dann werde ich ihm vergeben. Das heißt, nur dann, wenn er unverzüglich nach Hause kommt. Ich habe nämlich nicht vor, die Früchte meiner harten Arbeit mit einem Rebellen zu teilen. Und ganz gewiss werde ich es nicht zulassen, dass der gute Name meiner Familie von einem Rebellenfreund in den Schmutz getreten wird!»

«Meinst du damit auch mich?», fragte Martha freundlich.

«Du bist eine Frau, und man kann eine Frau nicht für ihre Grillen zur Verantwortung ziehen. Doch zum Punkt, Nichte. Wirst du deinem Bruder schreiben?»

Martha nahm den zerknüllten Brief vom Tisch, strich ihn glatt und reichte ihn dann Abel. «Du musst ihm schon selbst

mitteilen, was du zu sagen hast, denn ich werde das nicht für dich tun. Ich halte es nicht für klug von Jonathon, mit der Waffe in der Hand kämpfen zu wollen, aber ich kann ihn guten Gewissens nicht dazu bewegen, einer Sache abzuschwören, an die ich selbst glaube, mag das in deinen Augen auch noch so grillig oder launenhaft sein.» Sie hielt kurz inne und fuhr dann leiser fort: «Schreib den Brief, Onkel, und ich verspreche dir, dass ich ihn Jonathon zustellen werde.»

Abel machte keine Anstalten, den Brief entgegenzunehmen. «Du willst also nicht dabei mithelfen, ihn von seinem Wahn abzubringen?»

«Wie könnte ich, wenn ich selbst daran leide?»

«Dann bist du in meinen Augen für seinen Untergang verantwortlich. Einen schönen Tag noch, Nichte.» Becket packte seinen Hut. «Ich bezweifle, dass uns in Zukunft irgendein Ereignis zusammenführen wird.» Er schlug hinter sich die Tür zu und ließ die frühere gegenseitige Zuneigung zerschmettert zurück. Von nun an waren Martha und er Feinde.

Martha setzte sich wieder ans Fenster und versuchte, aus dem dumpfen Kanonendonner herauszuhören, welche Seite die Oberhand hatte. Sie lauschte lange und grämte sich um ihre Familie, die ähnlich wie das Land von einem Bürgerkrieg zerrissen wurde.

Elf

An diesem Morgen wurde Sam von knatterndem Feuer geweckt, gefolgt von dem Gebrüll der Sergeants, die durch die Biwaks liefen. Niemand wusste, was geschehen war, aber allen wurde bald klar, dass hier mehr im Gange war als bloßes Schießen einiger übernervöser Wachtposten. Und kurz darauf erbebte der Boden vom Dröhnen der großen Kanonen.

Den Rotröcken blieb keine Zeit zum Frühstück. Alle rannten durcheinander, jeder suchte seinen Gürtel und seine Stiefel, und wie durch ein Wunder füllten sich die Reihen und Glieder. Einige Frauen aus dem Gefolge eilten zu den Männern, um ihnen Brotstücke und Rumflaschen zu bringen. Kleine Kinder weinten, weil der Kanonendonner sie erschreckte.

Maggie tauchte vor der Kompanie auf. «Nate steht dort drüben, Täubchen!», rief Corporal Dale ihr zu, um die Soldaten zum Lachen zu bringen. Doch Sergeant Scammell besprach gerade etwas mit Captain Kelly und kriegte von der Provokation nichts mit.

Die junge Frau lächelte Nate schüchtern an, ging aber nicht auf ihn zu. Sie hielt ein in ein Tuch gewickeltes Bündel in der Hand, das Scammell, der jetzt auf dem Weg zu seiner Kompanie war, ihr wegriss.

Nate beobachtete seinen Feind, beugte sich dann zu seinem Bruder und flüsterte: «Heute laufen wir davon.»

Sam sah Nate verwundert an. «Eine verdammte Schlacht ist im Gange. Sei doch nicht noch dümmer als sonst!»

«Maggie verbirgt sich in den Wäldern. Ich folge ihr, sobald die Gelegenheit günstig ist. Inmitten einer Schlacht kann man leicht fliehen, denn niemand behält den Überblick.»

«Wenn Scammy heute fällt, gehört Maggie dir doch», erwiderte Sam.

«Die Yankees können Scammy nicht umbringen.»

«Irgendwen werden sie aber treffen. Bei dem Spektakel, das sie veranstalten.»

Ein Stabsoffizier ritt vorüber. Dann wurde eine Vielzahl Befehle gerufen, und das Bataillon wandte sich nach Norden. Jede Kompanie bildete eine eigene Marschkolonne, die hintereinander über den aufgeweichten Weg im Nebel verschwanden. Das Stakkato des Musketenfeuers zur Linken Sams wollte und wollte nicht aufhören. Er versuchte abzuschätzen, was sich inmitten der Schwaden tun mochte, gelangte jedoch zu keinem Ergebnis.

Das Bataillon erreichte eine Weide, auf der zwei leichte Feldgeschütze der berittenen Artillerie in Stellung gegangen waren. Als die Kompanien stehen blieben und einen Schwenk nach vorn vollzogen, wurden beide Kanonen abgefeuert. Der Rückschlag trieb ihre Lafetten in den Boden. Obwohl die Kanonenkugeln keine Antwort aus dem Norden erhielten, spannten die Kanoniere die Geschütze an. Sie

schienen nicht neugierig darauf zu sein, ob sie etwas getroffen hatten, und trieben die Pferde zum Lager zurück.

Captain Kelly ritt vor und blieb fünfzehn Schritte vor seiner Kompanie stehen. «Laden!», befahl er mit leiser, fast freundlicher Stimme. Sam zog eine der dicken, in Papier gewickelten Patronen aus dem Gurt und biss die Spitze ab. Das schwarze Pulver knirschte an seinen Zähnen und schmeckte salzig. Er schüttete eine Prise Pulver auf die Pfanne am Schloss, setzte das Zündhütchen darüber und stellte das Gewehr dann mit dem Kolben nach unten auf den Boden. Er goss das restliche Pulver in den Lauf, schob das zerknüllte Papier der Patrone hinterher und spuckte dann die Kugel in die Mündung. Nun zog er den langen Ladestock mit der Messingspitze aus der Verankerung am Lauf und stieß ihn hart hinein, um Kugel, Papier und Pulver im Laderaum zusammenzupressen. Danach schob er den Ladestock in die Aufhängung zurück und hielt die Muskete zur Inspektion vor sich. Pulverkrümel klebten an seinen Lippen.

Sergeant Scammell, der im Angesicht der kommenden Schlacht einen auf wölfische Weise zufriedenen Eindruck machte, rieb mit dem Daumen über Sams Flintstein, zog an der Pfanne und bewegte sich dann weiter zu Nate. «Ihr werdet doch ein Auge auf Euren Bruder halten, Sam?» Er sah dabei Nate an.

«Jawohl, Sergeant.»

«Wir wollen unseren kleinen Liebhaber doch nicht gern verlieren, oder?»

Scammell lachte und stellte sich vor den nächsten Rotrock. Fähnrich Trumbull, mit dreizehn der jüngste Offizier des Bataillons, schritt jetzt die Kompanie ab. «Hoffen wir, dass wir die Bajonette einsetzen können, was, Sergeant?»

«Das hoffe ich auch, Sir. Es geht doch nichts über das Seitengewehr, Sir!» Scammell salutierte übertrieben vor dem jungen Fähnrich und schwang seinen Hut, dass er Trumbull fast am Bein traf. Der Fähnrich schien nicht zu bemerken, dass er hier gefoppt wurde. Die Männer grinsten.

Captain Kellys Stute harnte dampfenden Urin auf die Wiese. Der Offizier starrte mürrisch in den Nebel und schüttete sich eine Prise Schnupftabak auf den rechten Daumen. Sam hörte das Abfeuern der großen Geschütze, aber er konnte nicht feststellen, wo die Kanonen standen und welche Seite sie abgefeuert hatte. Der Captain nieste.

«Wir haben alles besprochen», flüsterte Nate. «Maggie hat nämlich einen Platz gefunden, an dem wir uns verstecken können.»

«Du bist ein unglaublicher Tropf!»

«Nein, ich werde die Stelle finden. Und du kommst mit, Sam!»

Sam drehte sich zu seinem Bruder um. «Ich will aber nicht mit euch, Nate. Mir gefällt es bei der Armee gar nicht so schlecht. Und es gibt Schlimmeres, als Soldat zu sein.»

«Wir befinden uns hier nicht auf einer gottverdammten Kirchweih!», rief Sergeant Derrick, der hinter der Kompanie stand. «Also haltet eure verfluchten Zungen still!»

Ein weiterer Stabsoffizier galoppierte wie eine Erscheinung auf einem grauen Pferd am Bataillon entlang und verschwand kurz darauf auf der anderen Seite im Nebel.

«Rühren!», befahl Kelly. Er zog seine Taschenuhr heraus, öffnete den Deckel und gähnte ausgiebig.

Lieutenant-Colonel Elliott trabte zu dem Captain, und die beiden Offiziere steckten die Köpfe zusammen. Ihr plötzlicher Heiterkeitsausbruch hatte eine beruhigende Wirkung auf Sam. Nur wenn etwas Großes bevorstand, zeigten sich alle Offiziere des Bataillons. Die meiste Zeit blieben die Soldaten ihren Sergeants überlassen. Nun waren schon zwei Offiziere anwesend, und das deutete darauf hin, dass es bald losgehen würde. Kelly war ein guter Captain, dem die Männer gerne folgten. Er sparte nicht mit Lob und war immer bereit, einem Rotrock zu glauben, auch wenn der Anschein gegen ihn sprach.

«Was geht da vor, Sergeant?», rief ein Infanterist mit Namen George Cullen. Er war einer von Scammells Saufkumpanen. «Glaubt Ihr vielleicht, Mister Washington wäre eigens hierher geeilt, um es mir mitzuteilen, George? Wie um alles in der Welt soll ich wissen, was los ist?»

Sam borgte sich von Liam Shaughnessy einen Schleifstein und schärfte damit die Spitze seines Bajonetts. Er fühlte sich

gut. Und er glaubte, dass er sich das rote Büschel am Hut, das er mit so viel Stolz trug, redlich verdient hatte. Früher, bei den Schlachten vor New York und bei Brandywine, hatte er Angst vor dem Feind gehabt. Doch jetzt war er der Ansicht, dass die Yankees mehr Angst vor ihm haben mussten. Natürlich war er nicht frei von Furcht. Keine Tapferkeit konnte einen Mann davor bewahren, von einer Kanonenkugel oder einem gutgezielten Musketengeschoss getroffen zu werden. Doch Sam glaubte, dass seine Chancen nicht schlecht standen, das Ende dieses Tages zu erleben. Immerhin trug er das rote Büschel. Rings um ihn herum ertönten die üblichen Scherze und lösten entlang der Reihen Gelächter aus. Ein Mann in der Nachbarkompanie, der an einem Kater litt, beugte sich plötzlich vor und übergab sich. Etwas weiter stand ein Mann, der unkontrolliert zitterte. Doch Sam fühlte sich gut. Sam fühlte sich wie ein Soldat.

Elliott drehte sich auf dem Pferd um. «Was werdet ihr mit ihnen machen, Jungs?»

«Sie umbringen!» Kein Chor, nur ein paar Antworten von hier und da.

Elliott legte eine Hand hinter das Ohr: «Ich kann euch nicht verstehen!»

«Wir bringen die Bastarde um, Sir!», brüllte Scammell. Die Männer bei ihm jubelten ihm erst zu und nahmen den Ruf dann auf.

Elliott lachte über ihren Kampfgeist. «Das sind Rebellen, Jungs, unartige Buben, die eine Strafe verdient haben. Ihr werdet ihnen diese Lektion erteilen. Ihr werdet ihnen heute zeigen, wie richtige Soldaten kämpfen! Ihr kämpft für den König! Für unseren guten König George und für diese Farben hier!» Der Lieutenant-Colonel zeigte auf die seidene Bataillonsfahne, die gerade aus dem Lederetui gezogen worden war und jetzt entrollt wurde. Der Anblick der Fahne ließ die Männer erneut in Jubel ausbrechen, und ein Gefühl der Sicherheit erfüllte Sam plötzlich angesichts der Kameradschaft der anderen. Er vergaß Nates Plan, zu desertieren, denn diese Rotröcke waren unbesiegbar. Er betete darum, dass der Feind endlich aus dem Nebel kommen würde, damit die Bloodybacks ihnen beweisen konnten, dass auf Gottes verdammtem Erdenrund keine Infanteristen besser im Abschlachten ihrer Gegner waren.

Sams Kampfgeist brannte, seine Muskete war geladen, und er war ein Rotrock, der nicht besiegt werden konnte. Sam war für die Schlacht bereit.

Jubel brandete rechts von Jonathon auf. Die Begeisterung kam von einem Regiment Virginier, die von ihrem Colonel gerade angefeuert wurden. Sie kämpften für die Freiheit, rief der Regimentskommandeur, und dafür, in England eine Menge Frauen zu Witwen zu machen. Am heutigen Tage würden sie die hochnäsigen Engländer demütigen. Heute

würden sie die Gecken und Stutzer wie die Hasen abknallen, und sie würden die roten Hüpfer bis an die Küste treiben, damit sie in aller Scham auf die Heimatinsel fliehen mussten. «Denn wer seid ihr?», brüllte der Colonel.

«Amerikaner! Amerikaner!»

«Deshalb bringt die Bastarde um! Bringt die Bastarde um!» Die Männer Virginias nahmen den Ruf auf und wiederholten ihn wieder und wieder. Ein Schlachtruf, der den Nebel selbst herausforderte.

Jonathon fühlte sich verloren und verwirrt, erregt und erschrocken. Seine Fähigkeiten als Kaufmann halfen ihm hier, bei seiner ersten Schlacht, rein gar nichts. Er war sich auch noch nicht ganz sicher, ob es überhaupt zu einer Schlacht kommen würde, obwohl Colonel Jackson Weiler, an dessen Seite Jonathon ritt, erklärt hatte, es gäbe ein Gefecht. Und die anderen Offiziere unterhielten sich aufgeregt über den Großangriff, den General Washington an diesem Tage durchführen wollte. Zum ersten Mal war die Kontinental-Armee, verstärkt durch die Milizen der Staaten, stärker als die Streitmacht der Briten. Die Patrioten rückten in vier großen Phalanxen vor, um die Linien der Briten zu durchstoßen. Weller hatte gesagt, die Feinde wüssten nicht, woher die Amerikaner angreifen würden. Sobald General Howe glaubte, er habe die Hauptstoßrichtung der Rebellen erkannt, würde eine andere Phalanx auf einer anderen Straße vorrücken, und so hätte man binnen Stunden die

Hummer eingefangen und gekocht, um sie General Washington als ganz besondere Delikatesse aufzutischen.

«Wir werden siegen, Johnny!», hatte der Colonel voller Zuversicht erklärt, und Jonathon hatte sich davon überzeugen lassen. Doch jetzt, hier im Nebel, wusste er nicht mehr, wo vorne und hinten war.

Colonel Wellers Kavallerie hatte die Aufgabe, die Verbindung zwischen den beiden östlichen Kolonnen der Amerikaner aufrechtzuerhalten. Deshalb ritten die Männer ständig zwischen beiden Blöcken hin und her. Doch der Nebel machte die in der Theorie simple Aufgabe zu einem schrecklichen Unterfangen. Die beiden Kolonnen befanden sich im Augenblick nicht mehr in Bewegung. Irgendwo wurde allerdings gekämpft. Jonathon hörte Gewehrfeuer, aus dem Osten, wie es ihm schien. Ein großes Grollen, das seinen Herzschlag beschleunigte und seine Kehle ausdörrte. Er stellte sich vor, wie eine große Kugel aus dem gezogenen Rohr einer riesigen Kanone seinen bereits verkrüppelten Körper vollends zerschmetterte.

«Habt Ihr alles behalten, was ich Euch beigebracht habe?» Sergeant Spring ritt neben Jonathon und klopfte leicht auf den gezogenen Kavalleriesäbel des Adjutanten.

«Ich denke schon, Sergeant.»

Spring war eine Vaternatur, ein Pferdekenner und außerdem Methodistenprediger. Er hasste die Flüche des Colonels, verabscheute den übermäßigen Alkoholgenuss des

Colonels und betete inständig darum, die Hurerei des Colonels möge dem Mann vergeben werden. Doch ansonsten folgte er dem Colonel mit einer Loyalität, die ihresgleichen suchte. Von Sergeant Spring hieß es, er habe bei einem Geplänkel nach der Schlacht bei Brandywine sechs Rotröcke erledigt. «Und für jeden Einzelnen von ihnen habt Ihr ein Gebet gesprochen, was, Spring?», pflegte der Colonel ihn gerne aufzuziehen.

«Sie waren Kinder des Herrn, Sir, auch wenn es sich dabei um Engländer handelte.»

«Sie sind nicht mehr wert als Froschlaich oder Schweine-Nachgeburt», entgegnete Weiler dann. «Und bei jedem von ihnen, der fällt, wird es mir etwas wohler ums Herz.»

Nun, an der Schwelle zur Schlacht, steckte der Sergeant sein Neues Testament in die Tasche und lächelte Jonathon an. «Seid Ihr bereit?»

«Ja», log Jonathon. Er verriet Spring nicht, dass sein Mund ausgetrocknet war, dass sein Magen wie Feuer brannte und die Muskeln in seinem gesunden Bein unkontrolliert zuckten. Seine Uniform war verschmutzt und feucht und klebte am Körper. Die Haut an den Innenseiten seiner Oberschenkel war nach einem langen Nachtritt aufgeraut und brannte höllisch. Er hätte sich am liebsten erbrochen, und er hatte das dringende Bedürfnis, sich in die Büsche zu schlagen, doch ansonsten hielt er sich aufrecht und blieb wachsam.

Der Sergeant, der schon viele junge Männer erlebt hatte, die zum ersten Mal in die Schlacht zogen, bewunderte den Mut Jonathons. Er beugte sich zu ihm hinüber und nahm den Säbel in seine Hand. «Setzt die Schneide ein, mein Sohn, nicht die Spitze. Schlagt oder hackt mit der Länge der Seite, aber stecht nicht wie mit einer Lanze zu, und lasst Euer Ross den Rest der Arbeit erledigen.»

Jonathon war froh um die Wiederholung des Unterrichts. «Ja, Sergeant.»

«Und legt nicht Euer Gewicht in den rechten Steigbügel. Ihr wollt doch nicht aus dem Sattel fallen, bloß weil Ihr Euch zu weit vorgebeugt habt.» Ein gut gemeinter Rat, der Jonathons verkrüppeltes Bein berücksichtigte. «Und wenn Ihr einen Feind nicht einholen könnt, wendet Euch einem anderen zu.»

«Das werde ich.»

Spring lächelte und gab ihm den Säbel zurück. «Und passt gut auf, dass Ihr Eurem Pferd nicht die Ohren abschlagt.»

«Ja, Sergeant.» Jonathon wurde in diesem Moment von großer Angst erfasst, genau das könnte ihm widerfahren. Er fühlte sich schuldig wegen des Pferdes und fragte sich, ob man ihn unter die Anklage stellen würde, es von seinem Onkel gestohlen zu haben. Colonel Weiler hatte ihm dazu erklärt, Pferdediebstahl sei nur ein minderes Vergehen in einem Krieg, in dem es darum gehe, ein ganzes Land einem Tyrannen zu entreißen.

Und am heutigen Tag wollte Jonathon mit Gottes Hilfe diesem Tyrannen einen Schlag versetzen. Sein Schlachtruf würde nicht ‹Freiheit› sein, er wollte den Namen seiner Liebsten hinausschreien. Caroline hatte ihm einen Brief geschrieben, den er auf das Peinlichste nach Anzeichen ihrer Zuneigung durchforstet hatte. In den letzten Zeilen hatte er das ersehnte Wort gefunden. Sie versprach ihm dort noch einmal, auf seine Rückkehr zu warten. Darum wollte Jonathon heute für sie in die Schlacht reiten. Der Gedanke an sie gab ihm die Kraft, die Unbilden im Leben eines Kavalleristen zu vergessen.

Nie zuvor hatte Jonathon so hart gearbeitet, sich so wund geritten, so wenig geschlafen und sich so glücklich gefühlt. In Philadelphia hatte sich sein Bein immer als Hindernis erwiesen, doch hier in der Armee schien sich niemand darum zu kümmern. Wenn er etwas länger brauchte, um zu den Linien seiner Einheit zu gelangen, bedachte man ihn mit freundlichem Spott, aber niemand nannte ihn einen Krüppel, und er war noch nie von einem Kameraden gefragt worden, warum er sich freiwillig gemeldet hatte. Man akzeptierte ihn, und heute wollte er sich dieser Freundlichkeit würdig erweisen, indem er den Patrioten bewies, dass ein verwöhnter junger Mann aus der Stadt genauso gut kämpfen konnte wie jeder andere.

«Johnny!», rief der Colonel. Seine Umrisse schälten sich aus dem Nebel hervor.

«Sir?»

«Wisst Ihr, wo die Bande von Forrest steht?»

«Ja, Sir.»

«Dann wisst Ihr mehr als die meisten hier.» Weiler kritzelte mit einem Stück Holzkohle etwas auf ein Stück Papier. «Das sind Milizen, also sollten wir davon ausgehen, dass die verdammten Halunken nicht lesen können. Ungebildetes Bauernvolk, ja, das sind sie. Aber sagt ihnen nicht, dass ich sie so bezeichnet habe.» Er drehte den Zettel um und schrieb auf der Rückseite weiter.

Jonathon wartete. Seine Bewunderung für den Colonel war in den letzten Tagen noch gestiegen. Weiler war ein großer Mann, übertraf darin sogar Ezra Woollard, und hatte ein narbenreiches Gesicht und eine knirschende Stimme. Er war oft übellaunig, und die Soldaten fürchteten sich sehr davor, bei ihm in Ungnade zu fallen. Gerüchten zufolge war der Colonel früher ein Tunichtgut und Glücksspieler gewesen, bis er in der Rebellion ein Ventil für seine rastlose Energie gefunden hatte. Heute trug er ein braunes Lederwams und die rote Leibbinde, die ihn als Colonel auswies. Der breitkrempige Hut legte Schatten auf sein verlebtes Gesicht. Er hatte wie alle anderen auch ein Stück weißen Papiers ins Hutband gesteckt, das Glückszeichen der Patrioten für den heutigen Tag. Endlich hatte er alles notiert und reichte Jonathon den Zettel. «Wenn Forrest des Lesens unkundig ist, so teilt ihm mit, er soll vorrücken. Erst die Höhe hinauf und

dann ins Tal abbiegen. Sobald Ihr den Befehl übermittelt habt, kehrt Ihr hierher zurück.»

«Jawohl, Sir.»

«Und, Johnny …»

«Sir?»

«Ich möchte Euch heute an meiner Seite wissen. Wenn ein guter Mann neben mir steht, fühle ich mich besser.»

Jonathon, der sich den ganzen Morgen über nichts anderes als Sorgen gemacht hatte, musste jetzt herzhaft lachen. «Jawohl, Sir!» Er wendete den Rotschimmel und trabte nach Westen. Hinter ihm begannen die Pfeifer eines Rebellen-Regiments, die alte Jakobiten-Weise ‹White Cockade› zu spielen, ein Spottlied auf den englischen König. Dann ertönte der Schlachtruf der Virginier, und das Regiment rückte vor.

Jonathon ritt durch den Nebel und war fest entschlossen, sich an diesem Tag der Schlacht als ganzer Mann zu erweisen, der das Mädchen wert war, das auf seine Rückkehr wartete. Er würde fechten, er würde seine Furcht überwinden, und er würde der gerechten Sache einen guten Dienst erweisen. Nicht mit der Spitze seines Degens, sondern mit der Schneide. An diesem Tag würde Jonathon, sofern der Herr ihm gnädig war, die gottgefällige Freiheit verteidigen und zum Soldaten werden.

Zwölf

Gerade als Sam anfing zu befürchten, sein Bataillon müsse bis in alle Ewigkeit untätig im weißen, entmutigenden Nebel stehen, drehte sich Lieutenant-Colonel Elliott im Sattel um und gab Captain Kelly mit seinem rechten Arm ein Zeichen. Kelly riss seinen Säbel aus der Scheide. «Leichte Kompanie! Ausschwärmen und hundert Schritte vorrücken!»

Die Kompanie zog sich auseinander. Ihr stand die Ehre zu, sich in vorderster Linie dem Feind zu stellen. Die Männer verteilten sich und hatten die Aufgabe, als eine Art Schutzschild für die restlichen neun Kompanien zu wirken. Die Leichte Kompanie gab keine Salven ab, sondern beabsichtigte, den anrückenden Gegner mit gezielten Schüssen in Unruhe zu versetzen. Die Rebellen würden natürlich versuchen, ihrerseits leichte Truppen nach vorn zu werfen, um die britischen Plänkler auszuschalten. Doch als Sam, Nate und die anderen durch den Nebel marschierten, war weit und breit kein Yankee zu sehen.

«Das Ganze halt!», rief der Captain, der mit der Kompanie geritten war. Fähnrich Trumbull, der ihm zu Fuß folgte, wiederholte mit seiner quäkigen, brüchigen Kinderstimme den Befehl.

Sam kniete. Zehn Schritte weiter befand sich der nächste Soldat. Hinter jedem in der ersten Reihe stand ein Stück zurück der Partner des jeweiligen Infanteristen. Bei Sam war das Nate, der vorrücken würde, sobald Sam seine Muskete abgefeuert hatte. Sam zog sich dann hinter Nate zurück, um

sein Gewehr zu laden. Und so würden sie einander wieder und wieder abwechseln. Die neun anderen Kompanien warteten unsichtbar im Nebel und würden später in der Schlacht nicht ausschwärmen, sondern bei der Lineartaktik bleiben, das heißt, in Gliedern zu drei engen Reihen aufmarschieren und Salvenfeuer geben.

Captain Kelly ritt an der Plänklerlinie entlang und grinste Sam zu. «Ein scheußlicher Morgen für eine Schlacht, was, Sam?»

«Ja, Sir.»

Sie unterhielten sich eine Weile über Pferde und anderes. Sie schwatzten so ungezwungen, als befänden sie sich bei einer Treibjagd in England und warteten darauf, dass die Hundemeute losgelassen wurde, um einen Fuchs aus seinem Bau zu scheuchen. Nichts regte sich im Nebel vor ihnen. «Dann viel Glück und passt auf Euch auf.» Der Captain nickte Sam zu und wandte sein Ross dann nach Westen, wo immer noch das Getöse der Schlacht zu hören war.

«Wir stehen am falschen Platz», brummte Liam Shaughnessy, der zur Linken von Sam in der ersten Reihe kniete.

«Haltet die Augen offen und die Klappe geschlossen!», brüllte Scammell.

Der Fähnrich spazierte vor der Kompanie, hieb mit seinem Säbel giftigen Efeu ab und blieb vor Sam stehen. «Ihr seid Gilpin, nicht wahr?»

«Ja, Sir.»

«Fein, sehr gut.» Trumbull lief weiter zur rechten Flanke, wo der Boden sanft zu einem bewaldeten Tal abfiel, das unter dem Nebel verborgen lag. Die Uniform war dem Fähnrich zu groß, und er hatte den Gürtel zu stramm angezogen. Er wirkte wie ein kleiner Junge, der die Sachen seines älteren Bruders auftragen muss.

«Wir stehen am falschen Platz», beschwerte sich Liam wieder. «Wir sollten im Westen sein und den Mistkerlen Saures geben.» Er deutete mit einer Kopfbewegung nach links, wo das Dorf und das Musketenfeuer hinter den Nebelschwaden lagen.

«Wir sollten besser zu Hause sein», sagte Nate. «Wann hat einer von euch zum letzten Mal einen Schluck richtiges Ale zu trinken bekommen? Das hiesige Bier schmeckt wie Pferdepisse!»

«Du musst es ja wissen, Nate, gerade du musst es wissen!», lästerte Shaughnessy.

Sam blickte in den träge dahintreibenden weißen Nebel. Er stellte die Muskete aufrecht hin und hielt sich wie ein Schäfer an seinem Stab an ihr fest. Er griff nach der Bajonettscheide und stellte fest, dass sie genau dort hing, wo sie zu hängen hatte. Dann steckte er die Finger in die oberste Jackentasche und fand dort seine Glückskugel. Sie war mittlerweile reichlich abgegriffen. Auf Long Island hatte sie ihn dort getroffen, wo die beiden Brustgurte sich

überkreuzten, und war, ohne Schaden anzurichten, zu Boden gefallen. Er hatte sie aufgehoben und trug sie seitdem bei sich. Er dachte kurz an die Schlacht bei New York zurück und erinnerte sich dann an Brandywine. Beide Male hatten sie im hellen Tageslicht gekämpft, nicht aber im nicht weichen wollenden Nebel, der alles so finster machte wie neulich bei Paoli's Tavern. Sam wünschte sich, einige Batterien Artillerie stünden bei dem Bataillon. Bei Brandywine hatten die britischen Geschütze Tod und Verderben in die feindlichen Reihen gespuckt.

«Alles in Ordnung mit dir?», fragte Nate.

«Du bist ja noch da», erwiderte Sam grinsend.

«Aber nicht mehr lange.»

«Sei kein Dummkopf, Nate. Ich werde dich vermissen.»

«Dann komm doch mit mir.»

Der junge Fähnrich vertrieb sich die Zeit mit einem Massaker, das er im wilden Efeu anrichtete. Wahrscheinlich stellte er sich dabei vor, wie er den Feind vernichtete und sich unsterblichen Ruhm erwarb. Er hoffte wohl, in seiner zu großen Uniform furchteinflößend zu wirken. Aber angesichts des schon äußerlich beeindruckenden Sergeants Scammell kam er sich etwas klein und nichtig vor. Er hackte wieder in einen Busch und blickte hinab in das Tal. Dort entdeckte er zwischen den nassen Blättern braununiformierte Männer, die Gewehre mit Bajonetten hielten. Und alle hatten weiße Flecke an ihren Hüten. Trumbull starrte einen Moment lang

ungläubig dorthin und fragte sich, ob er wach sei oder träume. «Sir!», rief er mit sich überschlagender Stimme. Er drehte sich zu Captain Kelly, der nur als Silhouette im Nebel zu erkennen war. «Sir?»

Niemand in der Kompanie hörte ihn. Die Männer blickten stur geradeaus, während an ihrer rechten Flanke Soldaten in braunen Uniformen und mit Papierstreifen an den Hüten losstürmten.

«Sir!» Der dritte Ruf des Fähnrichs klang wie ein verzweifeltes Kreischen.

«Rechts schwenkt, marsch!» Scammells Ruf rief ein warmes Gefühl der Erregung in Sams Brust hervor. Und jetzt sah er auch den Feind, der unvermittelt aus dem Tal stürmte.

«Feuer!» Sam hob die Muskete, zielte und drückte ab. Der messingbesetzte Kolben versetzte ihm einen Schlag gegen die Schulter, den so genannten Mulitritt, und glühende Pulverkörner brannten auf seiner Wange.

«Zu mir!» Scammell war wie stets in einer Schlacht von übermenschlicher Ruhe. Die Leichte Kompanie wurde überraschend angegriffen und ausmanövriert, doch für den Sergeant schien das nicht mehr zu sein als eine lästige Fliege, die er verscheuchen musste. Trumbull riss seinen Säbel hoch. Die Waffe wurde beiseite geschlagen, und ein sehr großer Rebell stieß ihm sein Bajonett in den Leib. Der Junge schrie, dann bohrte sich ein anderes Seitengewehr in seinen Hals. Dann wimmelte es von Amerikanern, die es

anscheinend nicht abwarten konnten, die ungeschützte Flanke der Briten anzugreifen.

«Zurück!» Der Captain ritt zur rechten Flanke und zeigte nach hinten, wo die restlichen neun Kompanien des Bataillons standen und den Feind mit einem vernichtenden Kugelregen empfangen würden. «Auf! Auf!» Der Trompeter stand ganz allein im Nebel und blies zum Rückzug.

Eine Kugel traf Cleo. Die Stute schrie, und Blutschaum troff aus ihrem Maul. Kelly löste die Füße aus den Steigbügeln, als das Pferd sich drehte und schließlich stürzte.

Nate packte Sam am Arm und zog ihn zurück. «Jetzt, lauf!»

«Bewegt euch!», rief Scammell immer noch gefasst der Leichten Kompanie zu. Doch die Schreie der Rebellen übertönten ihn. In Sams Ohren klangen sie wie das Geheul von Dämonen. Er rannte zurück zum Bataillon und sorgte sich, weil er nicht dazu gekommen war, seine Muskete wieder zu laden. Dann endlich war er im Nebel, und dort stand das Bataillon wie eine feste rote Mauer, die von tausend Stellen gleichzeitig Feuer spuckte. Die Salve ließ Sam für kurze Zeit taub werden.

«Jesus!», rief Nate, der unversehrt geblieben war. Die Vorhut der Amerikaner vermengte sich mit den britischen Plänklern vor dem Bataillon. Sam geriet in Panik und lief so weit wie möglich davon. Einmal glaubte er, Scammell hinter

sich zu hören, aber aller Mut hatte ihn bei diesem Kampf Mann gegen Mann verlassen. Er vernahm das Rasseln von Ladestöcken in Gewehrläufen, die Schreie der Verwundeten und den Ruf eines amerikanischen Offiziers, dass diese Briten rote Büschel an den Hüten trugen. Sam war vom feindlichen Angriff versprengt worden. Er fand nicht zu seinem Bataillon zurück und lief blindlings herum.

Wieder krachte hinter ihm eine Salve. Sam entdeckte vor sich ein Gatter. Er warf sich dahinter in Deckung, auch wenn die Pfähle ihm nicht viel Schutz boten, und machte sich eilig daran, sein Gewehr zu laden. Weitere Männer der Leichten Kompanie, die ebenfalls von ihrer Einheit abgeschnitten worden waren, erschienen an dem Holzzaun und taten es Sam gleich. Liam Shaughnessy war unter ihnen. Er fluchte und spuckte Blut. Nate grinste nervös, als er seinen Bruder sah, und Sergeant Derrick verfluchte keuchend die allgemeine Verwirrung.

Corporal Dale führte ein halbes Dutzend Infanteristen zum Gatter. «Kelly ist gefallen. Sie haben ihn mit ihren Bajonetten durchbohrt», verkündete Derrick.

Sam spuckte die Kugel in die Mündung und rammte den Ladestock in den Lauf. Als er den Hahn spannte, riss er sich den Finger auf. Er hörte, wie zwischen beiden Seiten Salven ausgetauscht wurden, und er vernahm die grässlichen Schreie der Verwundeten.

Alles war so furchtbar schnell gegangen. Sam hatte die Rebellen im Nebel gesehen und sich darauf vorbereitet, so gegen sie zu kämpfen, wie man es ihm beigebracht hatte. Doch da hatte der Trompeter zum Rückzug zum Bataillon geblasen. Und es war alles ganz anders gekommen. Die Amerikaner waren plötzlich über ihnen gewesen, und Sam hatte sich allein und isoliert auf einem Schlachtfeld wiedergefunden, auf dem man Freund und Feind kaum voneinander unterscheiden konnte. Captain Kellys Pferd, das Sam immer so gern gepflegt und gestriegelt hatte, lag in Todeszuckungen am Boden. Und überall Männer, die verbluteten und starben.

«Schöner Mist, was, Sam?», bemerkte Sergeant Derrick. Seine weit aufgerissenen Augen verrieten, wie viel Angst er hatte. «Was sollen wir jetzt tun?»

«Diese verdammten Büschel abnehmen!» Derrick riss sich den Hut vom Kopf und entfernte die rote Wolle. «Ihr alle macht das, los! Ich lasse mich nicht gern wegen ein paar Wollfäden abschlachten! Runter damit!»

Die Männer, die furchtsam hinter dem Gatter kauerten, beeilten sich, diesen Befehl zu befolgen. Sam rupfte die Wolle, auf die er so stolz gewesen war, aus dem Hutband und warf sie auf die Weide. «Recht so, Jungs!» Er wirkte nun, als er keine Büschel mehr entdecken konnte, deutlich ruhiger. «Wir warten jetzt, bis diese Yankee-Bastarde weiter

vorrücken. Dann umrunden wir die rechte Flanke und suchen das Bataillon.»

«Da hinten! Da!» Corporal Dale zeigte voller Panik nach Norden.

Sam drehte sich im Liegen herum und entdeckte neue braungekleidete Männer im Nebel. Der Feind hatte eine neue Plänklerlinie gebildet, die rechts vom ersten Angriffspunkt vorrückte. Sam kniete sich hin und legte die Muskete an, als er zu seiner Rechten Hufgedonner vernahm. Berittene galoppierten auf sie zu.

«Lauft!», brüllte Sergeant Derrick entsetzt.

«Feuer!», brüllte Sam ebenso laut. «Feuer! Feuer! Feuer!»

Sechs Rotröcke befolgten instinktiv Sams Kommando. Die Männer bildeten eine krumme Linie, hoben ihre Musketen an die Schultern und drückten ab. Glimmende Pulverkörner flogen Sam vom Steinschloss ins rechte Auge. Rauch stieg auf, und durch diesen Vorhang von dunklem Pulverdampf und weißem Nebel sah er, wie ein Kavallerist die Arme hochriss, zusammensackte und dann seitlich aus dem Sattel kippte. Ein Trompetenstoß ertönte, Hufe donnerten wie die Pauken der Hölle, und blitzende helle Kavalleriesäbel schnitten durch die Rotröcke.

«Weg hier!» Liam, der zehn Meter von Sam entfernt war, sprang auf und spurtete los. Doch Sam zog seinen Bruder am Arm und zerrte ihn nach rechts. Die Pferde flogen vorbei. Es waren nicht mehr als eine Handvoll Reiter, doch die

hatten ausgereicht, die versprengten britischen Plänkler wie eine Schafherde auseinanderzutreiben.

Sam rollte weg von den Hufen. Er sprang hoch, glitt aus und wurde dadurch davor bewahrt, sein Leben zu verlieren. Ein Säbel sauste um Haaresbreite über seinen Kopf hinweg. Sam krabbelte fort und hörte hinter sich das grässliche, dumpfe Geräusch einer Säbelklinge, die ihr Ziel gefunden hat. «Nate!»

«Ich bin hier!» Nate lag auf dem Bauch und bedeckte den Kopf mit seinen Händen.

«Mutter!» Das gestöhnte Wort kam von Sergeant Derrick, der zu Boden sank. Blut strömte aus einer klaffenden Wunde an seiner Schulter. Sein Stöhnen verwandelte sich in Kreischen, als eine rasiermesserscharfe Säbelschneide ihm den Bauch aufschlitzte.

Immer noch wurden Salven ausgetauscht, und der Trupp Reiter brachte sich rasch vor den Musketenkugeln in Sicherheit. Im Norden marschierte das zweite Rebellen-Bataillon heran. Männer lösten sich mit aufgepflanzten Bajonetten von den Flanken und stürmten auf die Briten zu.

«Nicht!», flehte Nate und riss eine Hand hoch, um den Bajonettstoß abzuwehren.

«Aufstehen!», knurrte der Rebell. Er hatte ein schmales, sonnenverbranntes Gesicht, das Sam so hart wie getrocknetes Leder erschien.

Sam und Nate erhoben sich. Weitere Überlebende der Leichten Kompanie wurden gefangen genommen. Man nahm den Briten die Waffen, die Munition, die Nahrungsmittel und alles andere ab, was sich für die Rebellen als nützlich erweisen konnte.

«Vorwärts!» Der Amerikaner mit dem Ledergesicht stieß Sam die Seitengewehrspitze in die Rippen. «Bewegt euch, Hunde!»

Sam stolperte über die Weide. Hinter ihm stimmten die Yankees ihr Schlachtgeschrei an. Dem folgte eine gewaltige Salve, und dann befahl ein amerikanischer Offizier mit der Stimmgewalt eines Erzengels den Angriff. Sam konnte nichts dagegen tun. Er war jetzt Kriegsgefangener. Sam zitterte. Die Rebellen schienen nervös zu sein und behielten die ganze Zeit über den Finger am Abzug. Sam beeilte sich, jeden ihrer Befehle zu befolgen. Drüben lag der tote Sergeant Derrick. Die Eingeweide hatten sich auf den Boden ergossen, und seine Schulter war blutbedeckt. Ein Stück weiter lag Liam Shaughnessy. Er blutete aus einer Bauchwunde, keuchte, stöhnte und starb. Der Geruch von Blut lag schwer wie Rauch über der Weide.

«Hinsetzen, Bastarde!»

Die Yankees hatten zehn Männer der Leichten Kompanie gefangen genommen. Alle zehn hockten sich sofort hin. Das Feuergefecht hielt noch ein paar Augenblicke an und setzte dann aus. Mehrere Rufe ertönten, Verwundete schrien, und

Befehle wurden gebrüllt. Ein Mann rief wieder und wieder nach Jesus, bis seine Stimme abrupt erstarb. Kurz darauf senkte sich eine merkwürdige Stille über das Weideland. Dann tauchten aus dem Nebel, geschlagen und entmutigt, weitere gefangene Rotröcke auf, die zu Sams Gruppe getrieben wurden.

«Grundgütiger!» Nate konnte es nicht fassen, dass so viele Briten in die Hände des Feindes gefallen waren. Die Neuankömmlinge berichteten, dass sie gegen das Erste Bataillon der Amerikaner gekämpft hätten und dann vom Angriff des Zweiten an der linken Flanke überrascht worden seien. Das Bataillon hatte sich vor dem Flankenangriff zurückgezogen, doch dabei hatten die Rebellen sechzig Gefangene nehmen können. Man hatte ihnen alles abgenommen und ihnen dann befohlen, die Stiefel auszuziehen.

Ein Dutzend Amerikaner blieb bei den Gefangenen zurück. Die Rebellen befahlen den Rotröcken grinsend und Tabak kauend, die Verwundeten zu bergen und die Toten zu einem Haufen zusammenzulegen. Sergeant Derricks Eingeweide wurden auf eine Uniformjacke geschaufelt und fortgebracht. Liam Shaughnessy zuckte wie ein Fisch an einem Angelhaken und regte sich danach nicht mehr.

Ein amerikanischer Offizier mit einer roten Schärpe schritt zwischen den Gefangenen umher. Er hatte den Säbel gezogen und sah jedem Rotrock streng ins Gesicht, so als

suche er nach jemand Bestimmtem. Sein eigenes Gesicht wirkte hart wie wettergegerbtes Holz. Er blieb vor Sam und Nate stehen: «Ihr beide! Zieht eure Stiefel an und kommt mit!»

Die Brüder hatten keine Ahnung, warum er gerade sie ausgewählt hatte. Sie folgten dem Offizier fünfzig Meter weit die Straße hinauf, an deren Rändern die Amerikaner ihre Verwundeten aufgereiht hatten. Ein Mann atmete blutige Blasen aus. Er würde es nicht mehr lange machen. Ein anderer, dem eine Kugel in den Unterleib gefahren war, wippte auf den Fußballen vor und zurück und weinte leise vor sich hin. Ein dritter, der Kavalleriestiefel trug und dessen Scheide leer war, lag mit bleichem Gesicht im Gras. Sein Atem ging kurz und keuchend. Sein rechter Oberschenkel war eine einzige blutige Masse. Man hatte das Bein mit einem Strick unterhalb des Unterleibs abgebunden.

«Seht nach ihm», befahl der amerikanische Offizier. «Wenn das Bein wieder zu bluten anfängt, zieht ihr das Seil fester an.»

«Jawohl, Sir.» Bis jetzt hatte Sam geglaubt, der Yankee wolle ihn und seinen Bruder mit dem Säbel erschlagen.

«Haltet ihn warm. Wenn er Wasser will, gebt ihm welches.» Er ließ eine Feldflasche neben dem Verwundeten ins Gras fallen. Dann schritt er zu einem Pferd, das er hinter den Verwundeten an ein Gatter angebunden hatte. Er schwang sich mit großer Behändigkeit in den Sattel. «Ich bin bald

zurück. Ihr haltet ihn am Leben, ihr Mistkerle, sonst nagele ich euch ans Kreuz. Habt ihr mich verstanden?»

«Jawohl, Sir», antwortete Sam. Als der Offizier davonpreschte, nahm er den Amerikaner in Augenschein. Der junge Mann konnte kaum älter als er selbst sein. Er hatte ein schmales, blasses und ansprechendes Gesicht. Sein schwarzes Haar war lang. Er versuchte sich aufzurichten, aber der Schmerz war zu groß.

«Ist schon in Ordnung», beruhigte Sam ihn. «Alles ist in Ordnung.» Sam kannte sich sehr gut mit kranken Pferden aus, und nun würde sich erweisen, ob diese Fähigkeit auch bei Menschen etwas nutzte. Der Kavallerist sah ihn zunächst, als er die rote Uniform erkannte, entsetzt an, beruhigte sich dann aber.

«Kommt», sagte Sam, «ich ziehe Euch vorsichtig hoch. Ganz sachte.» Er half dem jungen Mann auf und lehnte ihn an einen Gatterpfahl. Sofort eilte ein amerikanischer Wächter herbei, stellte mit einem kurzen Blick fest, dass hier nichts Schlimmes im Gange war, und wandte sich wieder ab, um die Masse der Gefangenen im Auge zu behalten.

Sam goss Wasser über seine Rechte und rieb sie dann über das Gesicht des Amerikaners. Es kam ihm in diesem Moment nicht eigenartig vor, einen feindlichen Verwundeten zu versorgen. «Bald seid Ihr wieder so gut wie neu», tröstete Sam ihn. «Ihr habt nur ein Loch von einer Kugel im Bein.» Der Kavallerist lächelte matt. «Mein erstes Loch.»

«Ich bin noch nie von einer Kugel getroffen worden», sagte Sam. «Und wie es jetzt den Anschein hat, komme ich auch nicht mehr in den Genuss dieses Vergnügens.»

«Meine erste Schlacht», sagte der Mann leise.

Der Verwundete mit den Blasen vor dem Mund würgte plötzlich und drehte den Kopf zur Seite. Ein Sturzbach von Blut ergoss sich aus seinem Rachen. Er war tot. Der Verwundete neben ihm war bewusstlos und stöhnte leise. Sams Amerikaner liefen vor Schmerzen Tränen über die Wangen.

«Nun aber!» Sam wischte ihm die Tränen aus dem Gesicht. «Ihr wollt doch wohl nicht vor einem Engländer weinen!»

«Hummer!»

«Hummer?»

«So nennen wir euch. Hummer.» Der Atem des Jungen ging jetzt etwas leichter. Sam bemerkte, aus was für einem guten Tuch die Uniform des Kavalleristen gefertigt war. Die Jacke aus feinster Wolle, das Hemd aus Leinen und der Gürtel aus dickem, edlen Leder.

«Seid Ihr ein Offizier?», fragte Sam.

«Ich glaube nicht.»

«Das sollte man aber wissen.»

«Ich war Adjutant.»

«Dann muss ich wohl ‹Sir› zu Euch sagen.» Sam hoffte, den jungen Mann weiterhin bei Laune halten zu können.

«Jonathon», sagte er. «Ich heiße Jonathon Becket.»

«Genauso wie der Erzbischof, was?»

«Er wurde ermordet», antwortete Jonathon leise.

«Nun werdet nicht sentimental», entgegnete Sam. «Ich heiße Sam, und das ist Nate. Wir sind Zwillinge. Ich bin ein wenig früher auf die Welt gekommen und habe den ganzen Verstand abgekriegt.» Sam war plötzlich sehr froh. Das war nicht der Reiter, den seine Kugel vorhin getroffen hatte. Jonathon war in der allgemeinen Verwirrung von einem anderen Schützen getroffen worden. «Ihr seid nicht so schlimm dran», beruhigte Sam ihn. «Gut, das Bein ist ein bisschen aufgerissen, aber der Knochen ist heil geblieben.»

«Er ist unser Doktor.» Nate grinste. «Sam ist in die Armee eingetreten, weil er den Anblick von Blut nicht ertragen kann.»

Jonathon lachte, zuckte aber gleich vor Schmerz zusammen. «Es tut weh, Sam, so furchtbar weh.»

«Ihr solltet nicht zu den Soldaten gehen, wenn Ihr keinen Spaß vertragen könnt.» Ein alter Spruch, der unter den Soldaten kursierte. Aber er tat hier seine Wirkung. Jonathon öffnete die Augen wieder und lächelte.

«Bald seid Ihr wieder ganz gesund.» Sam betrachtete die Beinwunde und entdeckte, dass die Gliedmaße unter dem Loch verdreht war und der verwachsene Fuß in einem grotesken Stiefel steckte. Gott stehe den Rebellen bei, dachte Sam, wenn sie jetzt schon Lahme in die Schlacht

schicken müssen. «Ich habe schon wesentlich schlimmere Wunden gesehen», sagte er.

«Ja, bei Pferden», scherzte Nate.

«Ich habe einmal ein Pferd zusammengeflickt, das sich an einem Pfahl aufgespießt hatte», erklärte Sam. «Und nach einem Monat konnte es schon wieder an einem Rennen teilnehmen. Und Euch Yankee bringe ich auch wieder hoch.» Er bemerkte, wie der junge Mann zitterte, und zog seine dicke Wolljacke, den Rotrock, aus und legte sie über die Brust des Feindes, um ihn zu wärmen.

«Meine erste Schlacht», sagte Jonathon noch einmal. Er machte den Eindruck, als ob er gleich wieder in Tränen ausbrechen wollte. Nicht wegen der Schmerzen, sondern wegen der Scham, bei seinem ersten Gefecht schon gleich am Anfang ausgefallen zu sein.

«Ihr werdet noch weitere Schlachten erleben.»

«Nicht, wenn sie mir das Bein abschneiden.»

«Was redet Ihr denn da für ein dummes Zeug? Die Wunde ist doch nichts!» Sam musste ihn noch einmal ablenken. «Jetzt weiß ich, dass Ihr ein Offizier seid. Die regen sich nämlich über jeden kleinen Kratzer auf!» Er wusste, dass die Beinwunde alles andere als ein kleiner Kratzer war. Doch er spürte, dass der verwundete Gegner dringend Zuspruch brauchte und mit verzweifelter Hoffnung an jedem seiner Worte hing.

Jonathon versuchte zu lachen. «War ja vorher schon nicht gerade ein mustergültiges Bein.»

Sam lächelte. «Gott hat es Euch gegeben, Yankee, also solltet Ihr auch versuchen, damit zurechtzukommen. Ihr werdet wieder kämpfen, Johnny. Ich bringe Euch wieder hoch und lasse Euch in die Schlacht ziehen, auch wenn Ihr für die verdammte falsche Seite streitet. Ich verspreche es Euch!»

Sam hatte ein Versprechen abgegeben, während rings um ihn herum die Rebellenarmee durch Pulverdampf und Nebel marschierte.

Dreizehn

Captain Christopher Vane glaubte mittlerweile, dass Gott Großes mit ihm vorhatte. Warum sonst hätte Er ihn die ersten fünf Stunden dieses Gemetzels überleben lassen sollen, in denen Vane Dinge gesehen hatte, wie sie sonst nur in seinen Albträumen vorkamen?

Er hatte beobachtet, wie die vorrückenden Rebellen die sich zurückziehende Leichte Infanterie überrannt hatten. Entlang der Hauptstraße von Germantown hatten die Yankees unter jenen, die ein rotes Büschel am Hut trugen, keine Gefangenen gemacht. Die Erinnerung an das Massaker bei Paoli’s Tavern war noch zu frisch. Rotröcke waren zerhackt, erschossen und von Bajonetten durchbohrt worden. Vane hatte das Weiße im Auge des Gegners gesehen, hatte den Atem der Rebellen in seinem Nacken gespürt, hatte neben sich gehört, wie die Spitzen von

Seitengewehren an menschlichen Knochen entlangschabten. Er war Zeuge gewesen, wie ein Rotrock um Gnade gefleht und der Rebell den Briten mit solcher Wucht an einen Baumstamm gespießt hatte, dass das Seitengewehr dabei verbogen wurde. Vane hatte sich auf seiner Stute durchgekämpft, hatte links und rechts mit seinem Säbel amerikanische Schädel gespalten. Und wie durch ein Wunder war es ihm gelungen, den wütend nachsetzenden Rebellen zu entkommen. Die Wucht des amerikanischen Angriffs reichte aus, die Rebellen bis nach Philadelphia zu tragen.

Eine Musketenkugel hatte ihm den Rockschoß aufgerissen, eine andere war gegen die lederverstärkte Schulter geprallt und hatte dort die Epaulette zerfetzt, und eine dritte hatte ihm den Handrücken zerfurcht. Vane blieb bei der weichenden Leichten Infanterie und gehorchte damit dem Befehl Sir Williams. Zweimal hatte er mit dem Säbel Bajonette abgewehrt. Beim zweiten Mal hatte er nachgeschlagen und dem Gegner ein Auge ausgestochen. Der Mann hatte sich im Kreis gedreht und die Hände vor das Gesicht gerissen. Mit seinen Pistolen hatte er zwei Yankees erschossen. Die Welt war für ihn zu einem kleinen Kreis von Nebel geworden, in dem Männer keuchten, schrien, stachen, schossen und starben. Die Zeit war ein Chaos, jeder Moment brachte eine neue Herausforderung, und jede überstandene Gefahr war ein Sieg.

«Kommt hierher, Sir, hierher!», rief ihn ein Mann von der Seite an. «Verdammt, Sir, beeilt Euch!»

Vane drehte sich im Sattel und entdeckte zu seiner Verblüffung ein britisches Bataillon, das in Reih und Glied dastand. Die erste Reihe der Musketen zielte auf sein Pferd. Er gab seinem Ross die Sporen und galoppierte zur Flanke der Formation. Gerade noch rechtzeitig vor der ersten Salve.

«Wer seid Ihr?», rief er einen Lieutenant an.

«Vierzigstes Regiment zu Fuß, Sir!»

Das Regiment, dem Sir William den Befehl erteilt hatte, den Angriff der Rebellen aufzufangen. Vane spürte eine grimmige Freude, als Peloton um Peloton des Bataillons im tödlichen Rhythmus seine Salve abgab. Nicht mehr die ganze Linie schoss gleichzeitig, sondern die Halbkompanien oder Pelotons feuerten nacheinander, von rechts nach links. So spuckte die ganze Linie einen endlosen Kugelregen aus. Die Infanteristen luden und feuerten ihre Musketen mit der Präzision einer seelenlosen Maschine. Die einzigen kleinen Störungen in diesem Mechanismus ergaben sich dann, wenn ein Rotrock getroffen umfiel.

«Aufschließen! Aufschließen!», brüllten die Sergeants, und die Soldaten aus der hinteren Reihe füllten mit einem scheuen Blick auf den jeweiligen Verwundeten die Lücke auf, um gleich in den Rhythmus einzufallen. Die Verwundeten wurden nach hinten gezogen oder nach vorn geworfen.

Die erste Reihe kniete auf dem rechten Knie. Die zweite Reihe stand dahinter und hielt den linken Fuß hart am rechten des davor befindlichen Knienden. Die dritte Reihe stellte den rechten Stiefel hinter den linken des Mannes in der mittleren Reihe.

Die Musketen pumpten unaufhörlich Rauch in den Nebel, durch den die siegestrunkenen Amerikaner angriffen. Sie mussten für ihre Tollkühnheit einen furchtbaren Preis bezahlen. Hier rückten die Rebellen nicht gegen Leichte Infanterie vor, die sich zu einer Plänklerlinie aufgelöst hatte, sondern gegen einen bestens gedrillten Block, der im Rhythmus des Todes so viele Kugeln ausspucken konnte, dass sich die ganze Lehmstraße rot färbte.

«Aufschließen! Aufschließen!» Ein Sergeant zog einen verwundeten Rotrock aus dem Glied und warf ihn nach hinten. Ein Trommler ließ seine Stöcke fallen und eilte zu dem Verblutenden.

Die Bataillonsfahne mit den reich verzierten Rändern wurde von Kugeln zerfetzt. Sergeants, die Hellebarden mit breiten Blättern hielten, bewachten die kostbaren Fahnen. «Halt!», rief der Colonel. «Gut gemacht! Gebt jetzt Ruhe, Jungs!» Er ritt in die Lücke zwischen zwei Halbkompanien und blickte in das Gemisch von Nebel und Rauch. «Feuer einstellen! Laden!»

Das Bataillon schwieg. Die Männer, die ihre Muskete gerade abgefeuert hatten, bissen Papierpatronen auf und

stießen den Ladestock in den Lauf. Aus dem Nebel flogen immer noch feindliche Kugeln heran. Weitere Rotröcke brachen zusammen. Doch das 40. Regiment hatte seine Aufgabe erfüllt. Der Angriff der Rebellen war aufgehalten worden. Der Colonel ignorierte die Kugeln, die auf seine goldbesetzte Uniform abgegeben wurden, und zog seinen Säbel. «Bajonette aufpflanzen!»

«Bajonette aufpflanzen!», wiederholten die Sergeants den Befehl.

Die Amerikaner hatten sich in den Nebel zurückgezogen, um ihre Reihen neu zu formieren. Nun waren sie wieder bereit und stürmten mit frischem Kampfesmut ein zweitesmal heran. Vane hörte sie schon, bevor er sie sehen konnte. Er hörte ihre Schlachtrufe und das Stampfen ihrer Stiefel, bis sie aus den Schwaden brachen. Ihre Reihen waren nicht so dicht geschlossen wie die der Rotröcke, doch ihre Seitengewehre wirkten nichtsdestotrotz ebenso tödlich.

«Wartet!», rief der Colonel. «Wartet, meine Söhne!»

Die Schreie der Amerikaner steigerten sich zu einem Heulen voller Blutdurst und Hass. Vane befürchtete schon, der Colonel gebe zu spät das Kommando zum Feuern. Doch da senkte der Regimentskommandeur seinen Säbel. «Feuer!»

Siebenhundert Musketen krachten gleichzeitig und brachen dem Angriff des Yankees das Rückgrat. Vane sah, wie die Rebellen wie von der Sense umgemäht fielen. «Erste

Reihe auf!» Der Colonel stand jetzt in seinen Steigbügeln und hielt den Säbel hoch in die Luft. «Bataillon rückt vor. Achtung!» Er zeigte mit dem Säbel nach vorn. «Marsch!»

Die glänzenden Hellebarden senkten sich, und die Rotröcke marschierten los. Nicht wie die mehr oder weniger ungeordnet laufende Menge der Rebellen, sondern mit wuchtiger und todbringender Effizienz. Verwundete Yankees wurden mit dem Seitengewehr zum Schweigen gebracht. Kein einziger Rotrock rief den Schlachtruf. Sie alle marschierten schweigend voran, und nicht ein Mann fiel aus der Reihe. Die überlebenden Amerikaner wollten es mit diesem Block nicht auf ein Kräftemessen ankommen lassen und zogen sich rasch in alle Richtungen zurück.

«Halt! Laden! Erste Reihe, hinknien! Wartet auf den Befehl!» Der Colonel wartete, bis die Ladestöcke ihre Arbeit getan hatten. Sein Säbel fuhr hoch. «Nur die hintere Reihe!» Der Säbel senkte sich. «Feuer!» Eine weitere Salve fuhr in den bereits in Auflösung begriffenen Verband der Yankees.

Das 40. Regiment zeigte hier, wozu eine disziplinierte Linien-Infanterie imstande war. Doch das reichte noch nicht aus, den Feind zu schlagen. Der Colonel ritt zur rechten Flanke und entdeckte dort den Adjutanten des Generals. «Ihr seid doch Kit Vane, nicht wahr?»

«Ja, Sir.»

«Freut Ihr Euch, zum Adjutanten befördert worden zu sein?»

Vane lachte. «Ja, Sir.»

Colonel Musgrave sah zu, wie die Reihen ihre Musketen nachluden. «Die Hunde wollen es an meiner linken Flanke noch einmal probieren. Vielleicht greifen sie dort an, vielleicht manövrieren sie uns aus. Und ich kann nichts dagegen tun.» Er starrte in das undurchdringliche Weißgrau. «Diese verdammten Yankees sticht heute Morgen ganz schön der Hafer, was?»

Vane lächelte. «In der Tat, Sir.»

«Also werde ich mich einbuddeln.» Musgrave zeigte auf ein festes Haus hinter ihm. «Ich packe es mit meinen Jungs voll und fordere die Yankees höflich auf, uns dort herauszuholen. Hättet Ihr die Güte, das Sir William auszurichten?»

«Aber natürlich, Sir.»

Der Colonel mit der korrekt sitzenden weißen Perücke und dem untadeligen Zopf blickte nach Norden. «Ich schätze, das hier ist ihre Hauptstoßrichtung, Vane. Ich könnte schwören, ich hätte den fetten George gesehen. Eine hässliche Gestalt, dieser Washington. Hockt auf dem Pferd wie eine schwangere Fischverkäuferin. Aber er hat Bravour, das muss man ihm lassen.» Musgrave zog die Schnupftabakdose aus der Westentasche und bot dem Adjutanten eine Prise an. «Ich denke, nach dieser Lektion werden sie ihre Kanonen nach vorn bringen, meint Ihr nicht

auch? Deshalb halte ich das Haus für die beste Lösung. Schickt uns Ersatz, wenn das möglich ist.»

«Selbstverständlich, Sir.» Vane lehnte die Prise dankend ab und sah dann nach hinten. «Glaubt Ihr, sie stehen schon in unserem Rücken?»

«Davon sollten wir ausgehen. Euch erwartet ein interessanter Ritt, Vane. Tod und Ruhm, was? Viel Glück.» Musgrave lachte grimmig, bevor er mit den Händen einen Trichter vor dem Mund bildete. «Linke Flanke schwenkt nach hinten!» Er schüttelte den Kopf. Eine Bewegung, die von Stolz kündete. «Sind gute Männer, Vane. Es sind die besten. Aber nun ist es höchste Zeit, sie in Sicherheit zu bringen. Richtet Sir William meine Empfehlungen aus.»

«Jawohl, Sir.»

«Sagt ihm, er schuldet mir eine Pipe Portwein, wenn die Vierziger den heutigen Tag überleben.» Musgrave wollte sich nicht vor den Rebellen zurückziehen, sondern sich mit seinen Männern im Haus verschanzen. Natürlich lief er damit Gefahr, eingeschlossen und Mann für Mann niedergemacht zu werden. Möglich auch, dass man ihn dazu zwingen konnte, sich zu ergeben. Oder aber er würde am Ende als der Colonel dastehen, der den fast schon siegreichen Feind zum Stehen gebracht hatte.

Eine halbe Meile hinter diesem Haus wartete der Oberkommandierende im Zentrum seiner Verteidigungslinie, die am Südrand von Germantown stand. Er spielte mit seiner

Taschenuhr und warf immer wieder einen irritierten Blick auf den Nebel, der heute einfach nicht weichen wollte. Sir William fragte sich, ob Mister Washington ebenso wie er über das Wetter verärgert war. Dann kam ihm der irrationale Gedanke, dass es den Amerikanern vielleicht durch Gebete oder etwas anderes gelungen war, den Nebel zum Verbündeten zu gewinnen. Die Amerikaner hielten sehr viel vom Beten. Das viele Beten gehörte zu den wenigen Eigenschaften, die Sir William nicht an ihnen schätzte. Es hatte ihn amüsiert, als Vane einmal frech bemerkt hatte, dass ihm bei einem Volk, das so viel Wert auf die Vernunft legte, das viele Beten recht unlogisch erschiene.

John Andre galoppierte auf seinem Pferd, von dem Schaum tropfte, aus dem Nebel. Als er General Howe entdeckte, zügelte er sein Tier und brachte es vor dem Oberkommandierenden zum Stehen. «Die besten Empfehlungen von General Grey, Sir! Luken's Mill befindet sich immer noch in Eurer Hand.»

«Dem Himmel sei Dank.»

«Aber er braucht Verstärkung, Sir. Die Außenposten haben erhebliche Verluste erlitten. General Grey hat Elliots Bataillon in die Schlacht geworfen, doch auch das hat einen hohen Blutzoll entrichten müssen.»

«Möge Gott ihnen beistehen», entgegnete Howe und begriff im selben Moment, dass er jetzt schon, wie seine Gegner, auf das Beten verfiel.

Und Gebete waren dringend erforderlich, wenn Sir Williams Befürchtungen zutrafen und die Schlacht bereits verloren war. Wenn er die einzelnen Schlachtabschnitte zu einem Gesamtbild zusammenfügte, sah es für die Briten nicht rosig aus. Amerikanische Kolonnen rückten auf mindestens drei Straßen vor, und der Nebel ließ eine genaue Aufklärung weiterhin nicht zu. Der General musste jeden Moment damit rechnen, dass er umzingelt war und hinter ihm das Feuer eröffnet wurde.

Obwohl er sich einmal geschworen hatte, nie einen Vernichtungsfeldzug gegen die Amerikaner zu führen, so war er doch auch nicht bereit, ihnen kampflos das Feld zu überlassen. Der Gegner mochte im Moment die Initiative ergriffen haben, doch Sir William wollte es ihm nicht zu leicht machen. Er entschied, dass die Flanken irgendwie durchhalten mussten. Die rechte Flanke war vom Angriff der Rebellen ziemlich angeschlagen und rief dringend nach Ersatztruppen, doch die konnte der Oberbefehlshaber ihnen nicht schicken. Die Schlacht würde sich im Zentrum entscheiden, und deshalb wollte Sir William das Zentrum verstärken. Er konnte nur hoffen, dass der Durchbruch der Rebellen nicht erfolgte, bevor er dort genügend Kräfte massiert hatte, die dem amerikanischen Ansturm standhielten, um danach zum Gegenangriff überzugehen. Howe wartete dringend auf das Eintreffen der Garnison in Philadelphia und zog die Reserven von den Flanken ab. Er

bemerkte die besorgten Gesichter seines Stabs. Um die Adjutanten zu beruhigen, drehte er sich nach seinem Diener um. «Evans?»

«Sir?»

«Ist Hamlet in Sicherheit?»

Evans, der auf einem der Ersatzpferde des Generals saß, hielt den Hund seines Herrn hoch. «Das möchte ich meinen, Sir.»

«Gut der Mann. Solange Hamlet sich in Sicherheit befindet, können wir nicht verlieren, was?» Die Männer lachten gezwungen. Vor Howe war eine Batterie Artillerie in Stellung gegangen. Die Rohre, die auf die unter Nebelschwaden liegende Hauptstraße gerichtet waren, schwiegen noch, während davor eine Einheit Rotröcke den Nebel nach feindlichen Plänklern und Heckenschützen durchkämmte. Plötzlich tauchte inmitten dieser Szene ein Reiter auf, der sein Pferd vorantrieb, als wollte er ein Hindernisrennen gewinnen. Das Ross hatte weiße Augen und die Zähne entblößt. Die Briten begrüßten ihn mit lauten Hurras, und John Andre, der in den Steigbügeln stand, lachte plötzlich laut: «Grundgütiger, er muss einen höllischen Spaß haben!»

«Ist das Vane?»

«Das ist unser Kit, Sir!»

Der Captain, dem der Hut schief auf dem Kopf saß und dem eine Kugel die Epaulette von einer Schulter gerissen

hatte, zügelte sein Pferd. Er verbeugte sich nach links und rechts vor den Rotröcken, die ihm mit neuen Hurrarufen dankten. Dann riss er sich mit strahlendem Gesicht den Hut vom Kopf und rief dem Oberbefehlshaber zu: «Noch einmal guten Morgen, Sir! Die Rebellen haben Musgrave aus dem Weg geschoben!»

«Sind sie also schon so weit?»

«Musgrave glaubt, den Hauptangriff der Amerikaner vor sich zu haben. Und er ist ziemlich sicher, Mister Washington unter den Angreifern entdeckt zu haben.»

«Unser furchtloser George hält sich gern dort auf, wo am meisten los ist, nicht wahr?» Diese eine Meldung war von enormer Wichtigkeit für Sir William, denn sie bestätigte seine Vermutung, dass der Kampf um das Dorf die Schlacht entscheiden würde. Nur hatte er noch lange nicht genügend Männer dorthin geschickt, um den Rebellen begegnen zu können. «Was hat Musgrave gemacht?»

Vane drehte sich im Sattel und zeigte auf den kleinen Ort. «Er hat sich in einem großen Haus verschanzt, Sir.»

«Sie werden einfach an ihm vorbeimarschieren», erklärte Howe düster, denn er hatte sich darauf verlassen, dass die Vierziger den gegnerischen Angriff aufhalten würden. «Hat Musgrave sie überhaupt stören können?»

«Für eine Weile hat er für sie zu einem heißen Tanz aufgespielt, Sir!»

«Wir können nur darauf hoffen, dass sie mindestens eine Stunde brauchen, um ihre Kräfte wieder zu ordnen.» Eine magere Hoffnung, um darauf einen Sieg zu gründen. Doch mehr hatte der Oberbefehlshaber im Augenblick nicht.

Vane, der den ganzen Morgen gefochten und keinen Moment Ruhe gefunden hatte, sehnte sich nach einer Anerkennung seiner Leistung durch Sir William. Er glaubte schon, dass das Lob jetzt folgen musste, als der Oberbefehlshaber seine blutbespritzte Uniform zu bemerken schien, doch bevor Howe ein Wort äußern konnte, flog eine verirrte Musketenkugel zwischen den Köpfen der beiden Männer hindurch. Sir William runzelte ärgerlich die Stirn, so als umkreise ihn eine Wespe, und drehte sich dann nach hinten, weil dort ein Schmerzensschrei ertönte. Die Kugel hatte Evans getroffen. Sie hatte ihn nur gestreift, doch in seinem Schrecken hatte er Hamlet losgelassen. Der Hund rannte nun mit lautem und fröhlichem Gebell auf den Feind zu.

«Haltet ihn zurück!», brüllte der Oberbefehlshaber.

Etliche Kanoniere und Infanteristen sprangen los, um den Hund einzufangen. Doch Hamlet wich ihnen geschickt aus und verschwand im Nebel.

«Himmel, Arsch und Wolkenbruch! Könnt Ihr denn nichts richtig machen?» Sir William zog wütend an den Zügeln. «Gott verdammt, Evans!»

«Es tut mir sehr leid, Sir.» Der Diener rieb sich die verwundete Schulter.

«Bei allen Teufeln, Ihr seid ein Nichtsnutz!» Der ungewohnte Temperamentsausbruch des Generals ließ die Männer verstummen. Er hatte den Hund von seiner Mätresse aus Boston als Geschenk erhalten, und der Verlust traf ihn hart. Und er sah das Verschwinden Hamlets als schlechtes Omen an, weil er eben noch gescherzt hatte, solange der Hund in Sicherheit sei, sei noch nichts verloren. Soldaten waren von Natur aus abergläubisch, und Sir Williams dumme Bemerkung war geeignet, nun ein Desaster heraufzubeschwören. Vane, der den General noch nie so erlebt hatte, war zuerst furchtbar entsetzt. Dann fragte er sich, ob Howes Zorn sich nur auf den Verlust des Hundes richtete oder ob er nicht viel mehr von dem Wissen um die Schwäche der eigenen Truppe genährt wurde.

Sir William brütete hinter den Kanonen vor sich hin, und die Adjutanten blieben in einigem Abstand zurück. John Andre betrachtete Vanes Hose. «Seid Ihr schwer getroffen worden?»

«Das ist das Blut eines anderen», entgegnete Vane knapp und musste in diesem Moment an den Tod seines Burschen und den Verlust seines neuen Hengstes denken. «Billy veranstaltet einen Riesenaufstand wegen seines Köters, und ich habe mein Ersatzpferd verloren!», entfuhr es ihm. «Hundert Guineen sind im Nebel draufgegangen!»

«Das tut mir leid.» Andre stieg hinter den Geschützprotzen ab.

«Hundert Guineen! Ich hätte den verwünschten Klepper nie kaufen dürfen! Und meine Uhr ist auch fort!»

Andre konnte sich ein Grinsen kaum verkneifen. Die Briten standen kurz davor, eine Schlacht und damit vielleicht die dreizehn Kolonien zu verlieren, und Vane erregte sich über ein Ross und eine Uhr. Dann bemerkte er, dass Vane über sein Grinsen verletzt war, und er bereute seine Regung augenblicklich. «Es tut mir leid, Kit, ehrlich.»

«Nicht so leid wie mir! Und das Frühstück ist mir auch entgangen!»

«Beim letzten Punkt können wir Abhilfe schaffen.» Die Kanoniere hatten einen Kessel Linseneintopf mit reichlich gepökeltem Schweinefleisch auf eine Protze gestellt. Gegen Andres Silber erlaubten sie den beiden Offizieren gern, sich an dem lauwarmen Gericht zu stärken. Irgendwo im Westen marschierten Truppen durch den Nebel. Briten, die zu dem Punkt eilten, an dem der Feind mit aller Macht angreifen würde. Hufgetrappel ertönte hinter Vane und Andre. Sie drehten sich um und entdeckten einen dreckbeschmierten Lord Robert Massedene, der aus dem Nebel galoppierte.

Seine Lordschaft erstattete Sir William kurz Bericht und gesellte sich dann zu seinen Kameraden. Er stieg steifbeinig vom Pferd. «Wir haben jeden verfügbaren Mann aus der

Stadt mitgebracht. Gott allein weiß, ob wir rechtzeitig gekommen sind. Oh, ist das dort etwas zu essen?»

Andre verbeugte sich vor dem Lord. «Guten Morgen, Robert.»

«Morgen, John.» Massedene nickte Vane kurz zu. «Ihr seht aus, Vane, als hättet Ihr Euch auf einem Schlachtfeld herumgetrieben.»

Vanes Antwort ging in einem gewaltigen Getöse unter, das unvermittelt von Norden kam. Geschütze und Musketen hatten sich zu einem höllischen Crescendo vereinigt. Ein fürchterlicher Kampf musste dort toben, doch der Nebel verbarg, wer starb und wer auf dem Vormarsch war.

Massedene blickte in den Nebel, aus dem der Schlachtenlärm ertönte. «Grundgütiger, steht es so schlimm?»

«Ich fürchte, Mister Washington hat uns auf dem falschen Fuß erwischt», erklärte Andre ganz sachlich. «Ich denke, die Lage wird ein wenig verzweifelt.»

«Wie viele sind es?» Der Lord starrte intensiv nach Norden.

«Das weiß allein der Himmel.» Vane, der sich fest vorgenommen hatte, vor Massedene kein Anzeichen von Sorge oder Furcht zu zeigen, imitierte Andres Unbekümmertheit. «Sie sind so zahlreich wie die Penny-Huren vor einem Kasernentor.»

«Ich kenne mich mit solchen Orten nicht aus», entgegnete Robert, «aber ich denke, ich kann mir aus Eurer

Beschreibung ein Bild machen.»

Vane wusste, dass der Adlige ihm wieder einmal eine Abfuhr erteilt hatte. Er wandte sich ärgerlich ab und entdeckte am Himmel die Sonne. Der Nebel löste sich endlich auf. Die Rebellen hielten den Ausgang des Krieges in ihren schmauchbedeckten Händen.

Und der so sehr verachtete Mister Washington brauchte nur noch zuzugreifen.

Vierzehn

Ein Pferd, dem die leeren Steigbügel gegen die Seite schlugen, trottete in aller Ruhe aus dem Nebel.

Ein junger schwarzer Hengst mit einer auffälligen weißen Blesse und drei weißen Unterläufen. Es betrachtete kurz die Gefangenen, schüttelte Kopf und Mähne und trabte weiter. Einer der Wächter brüllte etwas und rannte auf den Rappen zu. Das Tier wich ihm ohne Mühe aus. Andere Wachen wurden auf den wertvollen Hengst aufmerksam und sprangen auf, um ihn einzufangen. Sam kamen die Männer vor wie Kinder, die lärmend Nachlaufen spielten.

«Virginier», erklärte Jonathon. Er grinste, als es dem Pferd zu viel wurde und es im gestreckten Galopp im Nebel entschwand und so den unbeholfenen Verfolgern entwischte. «Ich stamme aus Philadelphia.»

Die verdrossenen Wächter, die sich um eine hübsche Beute betrogen sahen, kehrten zu den Gefangenen zurück. Der Verwundete, dem eine Kugel im Unterleib steckte, lag

jetzt auf der Seite. Blut drang durch seine Hosenbeine. «Für den kann ich nichts mehr tun», sagte Nate hilflos. Immer noch knatterte das Gefecht der Musketen aus dem Nebel. Die Gefangenen hockten schweigend im Gras.

«Seid Ihr aus London?», fragte Jonathon Sam.

«Nein.»

«Es gab eine Zeit, da träumte ich von nichts anderem, als nach London zu gehen.»

«Bin nie dort gewesen», sagte Sam. «Wollte immer mal hin, hab es aber nie geschafft.» Jonathon drehte den Kopf und starrte Sam an, so als könnte er es nicht fassen, dass ein Engländer nie seine Hauptstadt besucht hatte. Sam zuckte mit den Schultern. «Ist ein weiter Weg von meinem Heimatdorf.» Er fragte sich, wie viel Zeit verstreichen würde, bis er seine Heimat wieder sehen durfte, wenn er überhaupt jemals zurückgelangte. Er musste an die schrecklichen Geschichten denken, die die Rotröcke sich an den Lagerfeuern erzählten. Geschichten über fürchterliche Gefangenenlager, in denen Briten verhungern mussten oder wie die Fliegen am Fieber oder der roten Ruhr starben. «Was wird nun aus uns?»

«Weiß ich nicht.» Jonathon lächelte bedauernd. «Ich bin erst seit elf Tagen in der Armee.»

«Das war klug von Euch», entgegnete Nate nicht unfreundlich.

Sam drehte den Kopf, als im Süden das Gefecht aufflammte und kurz darauf auch im Westen geschossen wurde. Man konnte noch immer nichts erkennen, aber wenigstens verzog sich langsam der Nebel. Er entdeckte den Rappen, der mit erhobenem Haupt siebzig Meter weiter stand. Sam vermutete, dass das Tier verängstigt war und Trost suchte. Dann schwebte eine neue Nebelschwade träge heran und verbarg das Ross.

«Jesus!» Ein Schmerzstoß jagte durch Jonathons Bauch. Er legte sich anders hin. Sam hatte die Wunde mit dem zerrissenen Hemd eines Toten verbunden und die Aderpresse gelockert. Jonathon spürte das Pochen des zerrissenen Fleisches und flüsterte: «Ich werde das Bein verlieren.»

Sam ärgerte sich über solche Schwarzmalerei. «Nein, Ihr werdet bald wieder tanzen!»

Jonathon wollte darüber lachen, doch der Schmerz ließ das nicht zu. «Sehe ich vielleicht aus wie jemand, der früher viel getanzt hat?»

«Was ist denn schon so schlimm daran, ein wenig zu hinken?» Sam betrachtete den Klumpfuß. «War das immer so?»

Jonathon fühlte sich merkwürdig berührt von Sams Art, den behinderten Fuß als eine Selbstverständlichkeit hinzunehmen. «Von Geburt an.»

«Könnte sich ganz nützlich erweisen, wenn man es den Leuten besorgen will, die man nicht leiden kann.» Sam bemerkte, dass der junge Mann immer noch sehr unter den Schmerzen litt. Weil Sam nichts Besseres zur Verfügung stand, öffnete er die Feldflasche. «Jammerschade, dass es kein Ale ist, was? Ich vermisse das Ale sehr, das gute dicke Gebräu.»

Jonathon suchte nach Ablenkung von seiner Verwundung. «Fahrt doch fort.»

Und so erzählte Sam von seiner Heimat. Von Parson Harvey, der mit seiner Donnerbüchse Krähen vom Kirchturm zu schießen pflegte. Vom Klang des Jagdhorns, der im Winter über kalte Felder wehte. Vom Pflugmontag, an dem in der Gemeindehalle ein großes Fest abgehalten wurde.

«Habt Ihr eine Schule besucht?», fragte Jonathon.

«Parsons Frau hat uns das Alphabet beigebracht, aber nicht viel mehr.» Sam hatte die wichtigen Dinge des Lebens von seinem Vater gelernt. Wie man ein Pferd beschlägt. Wie man den Bau eines Fuchses verstopft, sodass der Bewohner, wenn er mit gefülltem Bauch an einem frostigen Januarmorgen zurückkehrt, dort nicht mehr hineinkann und so zur Beute für die Jagdgesellschaft wird. Wie man eine Stahlfalle erkennt, die im Fasanenwald ausgelegt ist, um Wilderer zu fangen. Wie man einen Fasanenhahn mit einem Wurfstock erlegt. Wie man Leimruten auslegt, um Singvögel zu fangen, die auf dem Londoner Markt gutes Geld bringen.

Wie man aus einem Wurf Welpen den Terrier herausfindet, der sich später als bester Rattenfänger erweisen wird. «Ich hatte einen tollen Terrier», sagte Sam, «der fing schneller, als das Auge folgen konnte, ein Dutzend Ratten.»

«Und wie steht es mit den Mädchen?», wollte Jonathon wissen.

«Der Terrier hat sich nichts aus Mädchen gemacht», sagte Sam grinsend. «Aber wir hatten eine Menge junger Mädchen. In den lauen Sommernächten. Draußen in den Getreidefeldern.» Seine Stimme klang traurig und war von Heimweh angefüllt.

«Warum seid Ihr überhaupt in die Armee gegangen?»

«Mein blöder Bruder hat mich dazu gebracht.» Sam boxte Nate an die Schulter. Er erinnerte sich, wie Nate aufgeregt nach Hause gekommen war und von dem Gold berichtete, das die Armee Rekruten bot. «Der Sergeant hat es mir gezeigt!», war es aus Nate hervorgesprudelt. «Echte Guineen. Ich habe sogar in eine gebissen. Und schon nach einem Jahr kann man Offizier werden. Ein Captain war dabei, in einer glänzenden Uniform. Der sagte, noch vor einem Jahr habe er auf einer Farm gearbeitet. Und der Sergeant hat das bestätigt!»

Sam und Nate waren damals siebzehn gewesen. Mit der Begeisterungsfähigkeit der Jugend waren sie davon überzeugt gewesen, bald viel Gold in den Händen zu halten. Sam hatte sich schon in einer prächtigen roten Uniform

voller silberner Schnüre und Arm in Arm mit einer Schönen auf dem Marktplatz-Spaziergang gesehen. Eine solche Zukunft war ihnen ungleich erstrebenswerter erschienen als die Arbeit in den Pferdeställen, wo im Winter die Steine von einer Eisschicht bedeckt waren und es im Sommer vor Fliegen nur so wimmelte.

«Dieser dumme Tölpel hat mich dazu verleitet», erklärte Sam nachdenklich Jonathon. Nate hatte ihn dazu überredet, und gemeinsam waren die Zwillinge in die Stadt geeilt, um dort festzustellen, dass der Shilling, den sie erhielten, für Schuhwerk, Bürsten, Strümpfe und Mehl für die Perücke draufging. «Das hat ganz schön weh getan!» Sam lachte.

«Was meint Ihr?»

«Das Haar.» Sam drehte den Kopf, um dem Amerikaner den stramm gebundenen Zopf zu zeigen, der steif von seinem Hinterkopf hing. «Erst muss man es lang wachsen lassen, dann ziehen sie es einem nach hinten. Bei Gott, wie fest sie ziehen! Man kann nicht einmal die Augen schließen, so stramm reißen sie die Haare nach hinten. Dann schmieren sie das Haar mit Talg ein, drehen es um ein Stück Leder und streuen tüchtig Mehl darüber. Und das Ergebnis nennen sie den ‹Queue›.»

«Es gibt auch noch andere Namen dafür», warf Nate grinsend ein und brachte Jonathon damit zum Lachen.

«Aber am allerschlimmsten war der Stehkragen», fuhr Nate mit dem Stolz eines Mannes fort, der unsägliche Härten

überstanden hat. Er tippte auf den steifen Lederkragen. «Am Anfang reißt der einem am Hals die Haut auf.» Als Erstes hatten sie lernen müssen, gerade zu stehen, während der Stehkragen zwei blutige Striemen unter dem Kinn hervorrief, die sich allmählich in weißes Narbengewebe verwandelten. Danach lernten sie den kniehohen Marschtritt mit dem festen Aufsetzen der Stiefel. Dann, wie man die große, klobige Muskete lädt und abfeuert. Und schließlich, wie man auf dem Schlachtfeld in Reih und Glied steht und die Befehle befolgt, während rings um einen herum der Tod seine Ernte einfährt.

Sie schliefen zu zweit in einem Bett, der Kopf des einen an den Füßen des anderen. Und in der Nacht erschienen die Ratten und knabberten an den Queues. Sie aßen den Brei, den der König ihnen gewährte. Sie wurden mit dem Stock geprügelt, ausgepeitscht und bei jeder Gelegenheit angebrüllt. Sie trugen ihren kargen Sold in die Ale-Schenken, die ein Mann, der auf seinen Ruf achtete, nie betreten würde. Und sie mussten sich mit den Huren begnügen, die kein anderer mehr anrührte. Und die ganze Zeit über wussten sie, dass es nie anders werden würde, es sei denn, sie wurden in der Schlacht verwundet oder getötet. Sam hatte seiner Mutter das Herz gebrochen. Wenn er nicht so ein Narr gewesen wäre, hatte seine Mutter gesagt, wenn er nur einmal gründlich nachgedacht hätte, hätte er der Oberkutscher des Squires werden und einen

schönen weiten Radmantel tragen können. Doch stattdessen hätte er alles aus einer unreifen Laune heraus weggeworfen. Jetzt zuckte Sam nur noch mit den Schultern. «Warum seid Ihr denn in die Armee eingetreten?», fragte er Jonathon.

«Weil ich unserer Seite zum Sieg verhelfen wollte. Und weil die Tyrannen in London vorhaben, uns zu versklaven!»

«Ihr seid genauso ein Dummkopf wie er!» Sam zeigte auf seinen Bruder. «Niemand will Euch versklaven. Ich habe noch nie einen solchen Unsinn gehört. Sklaven! Dabei seid Ihr diejenigen, die Sklaven halten, nicht aber wir. Bei uns in England findet Ihr keine livrierten Farbigen und erst recht keine weißen Sklaven. Warum sollte es uns danach gelüsten, Euch zu versklaven? Das ist wohl das Dümmste, was ich je gehört habe!»

«Du solltest dich aufmachen und das George Washington mitteilen», frotzelte Nate. «Er würde dann wahrscheinlich sofort die Waffen senken. Was weißt du denn schon von hoher Politik, Sam?»

«Ich bin Engländer, und ich bin verdammt stolz darauf!»

«Ich bin auch Engländer», murmelte Nate, «und trotzdem haue ich ab.» Er warf einen kurzen Blick auf die Wächter, die sich langweilten und auf dem Boden zusammenhockten.

«Nicht», entgegnete Sam. Er konnte die Vorstellung nicht ertragen, seinen Bruder zu verlieren. «Bitte, Nate.»

«Maggie, Sam, es geht um Maggie. Ich habe es ihr versprochen. Sie wartet auf mich, und ich gehe zu ihr, ob dir

das nun passt oder nicht! Auf jeden Fall ist das tausendmal besser, als hier als Gefangener herumzusitzen.»

«Ihr wollt desertieren?», erkundigte sich Jonathon, der das Gespräch mitverfolgt hatte.

Nate grinste. «Ich plane, teurer guter Yankee, mich in Amerika niederzulassen. Mein königstreuer Bruder hier wird nervös, wenn er davon hört, aber nicht ich. Nathaniel Gilpin hat die Nase gestrichen voll von König Georges Armee. Und wenn du mich fragst, Sam, dann sollten wir beide uns nun in aller Form unseres roten Rocks entledigen und die Beine in die Hand nehmen.»

Jonathon lachte. «Das solltet Ihr!»

«Nun, Sam?»

«Und Ihr würdet dafür Freiheit gewinnen!», erklärte Jonathon mit der Leidenschaft eines jugendlichen Revolutionärs.

«Ich habe schon alle Freiheit, die ich will», entgegnete Sam im Widerspruch zu den Äußerungen, die er eben gemacht hatte. «Und er hier hat kein Interesse an der Freiheit, sonst würde er sich nicht gleich in die Fesseln eines Weibes begeben wollen!»

«Ein Yankee-Mädchen», erklärte Nate Jonathon voller Enthusiasmus. «Sie wartet in dem Dickicht dahinten. Und sie ist bildhübsch!»

«Das ist die meine auch», schwärmte Jonathon. «Sie heißt Caroline.»

Im Süden wurde eine Salve abgegeben, dort wo die Virginier-Regimenter hinmarschiert waren. Die Salven gingen ineinander über, bis das Getöse auf eine erbittert geführte Schlacht schließen ließ. Irgendwo im Westen brannte ein Haus. Die Flammen zeichneten sich blass im Nebel ab.

Der Rappe kehrte vorsichtig zu ihnen zurück. «Wenn Ihr mich auf das Pferd dort hebt», sagte Jonathon, «komme ich mit Euch. Ich kann Euch zumindest unbeschadet durch unsere Linien bringen.»

Das Pferd stand vierzig Schritte von ihnen entfernt und zitterte. Seine Nüstern waren gebläht, und es erweckte auch sonst den Eindruck, dass es bei der geringsten Störung davonrennen würde.

Nate sah seinen Bruder eindringlich an. «Du könntest ihn einfangen, Sam.» Er wandte sich an den Amerikaner. «Er kann bei Pferden Wunder vollbringen. Ich bin bei den Rössern nicht halb so gut wie er.» Er drehte sich wieder zu Sam um. «Du kannst es! Nun tu es!»

«Nur damit du fliehen kannst?» Sam wehrte unwillig ab.

«Sam, bitte!» Nate klang sehr ernst. «Ich kann es nicht länger aushalten, Sam. Scammy wird sie zu Tode prügeln! Und ich brauche sie doch so sehr. Ich will mit ihr zusammen sein! Und sie wartet dort drüben auf mich.» Er zeigte in den Nebel, wo die Bäume schemenhaft aufragten. «Ich werde sie dort finden!»

«Ich werde euch helfen!», erklärte Jonathon in aller Entschiedenheit. «Ich brauche dafür nur ein Pferd.»

Sam starrte seinen Bruder an: «Nate …»

«Es geht um mein Leben, Sam!», entgegnete Nate wütend. «Wir beide sind nicht aneinandergekettet. Du kannst ja gern weiterhin Soldat spielen! Von mir aus kannst du der gottverdammt beste Infanterist werden, den es je gegeben hat, aber lass mich tun, was ich will!» Tränen standen Nate in den Augen. «Bitte, Sam!»

Sam zögerte. Jonathon schlug seine Jacke zurück und zeigte den Brüdern eine gefüllte Börse, die an Schnüren am Gürtel hing. «Ich brauche ein Pferd. Ich bezahle euch dafür, wenn ihr es mir einfangt.»

«Ich dachte, Ihr wärt furchtbar verwundet», entgegnete Sam.

«Ich mag zwar nicht gehen können, aber reiten kann ich immer noch», antwortete der junge Amerikaner trotzig. «Bitte, Sam.»

«Ihr beide seid verrückt», brummte Sam. Aber er erhob sich und schlich unbemerkt von den Wachen am Gatter entlang. «Brauchst du Hilfe?», fragte Nate.

«Nicht bei Pferden», gab Sam giftig zurück.

Er schritt langsam und vorsichtig auf den Rappen zu. Die Muskeln des verängstigten Tiers zuckten unter dem glänzenden Fell. Sam erkannte jetzt, was für ein prächtiges

und wertvolles Ross vor ihm stand. Es musste einem Offizier gehört haben, der dafür ein kleines Vermögen bezahlt hatte.

«Ganz ruhig, mein Junge, ganz ruhig.» Sam blieb zwanzig Schritte vor dem Hengst stehen. Rechts unten in der Ecke des dunkelblauen Satteltuchs war das Monogramm des Königs eingestickt. «Alles in Ordnung, mein Junge. Du brauchst keine Angst zu haben. Nur Sam kommt zu dir.» Sam redete beruhigend auf das Tier ein und ging dabei weiter auf es zu. Es stellte die Ohren auf und stampfte mit dem Vorderhuf auf den Boden. «So einen Prachtburschen wie dich habe ich seit Jahren nicht mehr gesehen. Braver Junge, guter Junge, ganz ruhig. Brav.» Er rupfte ein Büschel Gras vom Boden und hielt es dem Rappen hin. Er blieb still stehen und gab dem Tier Gelegenheit, ihn zu beschnüffeln. «Braver Junge, guter Junge.» Das Pferd kam langsam auf Sam zu. Er hob vorsichtig die Hand, bis er einen Ring des Zaumzeugs fassen konnte. Er hielt ihn fest und reichte mit der anderen das Gras. «Ganz ruhig, ganz ruhig.»

Er beruhigte den Hengst und rieb ihm so lange die Flanken, bis das Tier sich wieder beruhigt hatte. Es hatte sich im Nebel verirrt und um sich herum nur Musketenknattern und Kanonendonner vernommen. «Alles ist gut, mein Junge. Mal sehen, was du alles kannst, ja?» Sam legte die Linke um den Sattelknauf und zog sich daran hoch, bis er auf dem Rücken des Rosses saß. Das Tier zitterte wieder, aber Sam wusste, wie er es zu behandeln hatte.

«Braver Junge, guter Junge.» Er stieß ihm nicht übertrieben fest die Stiefelabsätze in die Seiten, und der Hengst trabte los.

Es erschien Sam so, als sei die Schlacht lauter geworden, als habe sie nur darauf gewartet, dass er das Pferd bestieg. Nach ein paar Sekunden hatte Sam jedoch alles andere vergessen. Das Vergnügen, auf einem so wundervollen Tier zu reiten, war einfach zu groß.

«Sam!», schrie Nate. Die Wachen hatten Sam jetzt bemerkt. Einer von ihnen hob eine Muskete an die Schulter. Doch er war zu weit entfernt, um Aussicht zu haben, mit der Kugel zu treffen. Sam trat fester in die Seiten. Er konnte jetzt zu den eigenen Linien zurückreiten. Er konnte Nates irrsinniges Vorhaben vergessen und dorthin zurückkehren, wo er hingehörte. Kein Gefangenenlager. Er brauchte nur nach Süden zu reiten, um in den warmen Schoß des Bataillons zurückzufinden.

Er drehte das Pferd nach Süden.

Etwas Wunderbares tauchte aus dem Nebel auf.

Rotröcke.

Breite Reihen von Rotröcken, die hinter ihren Fahnen dorthin zurückmarschierten, wo sie vorher die Niederlage hatten schmecken müssen.

Voraus bewegten sich die Plänkler. Sam erkannte unter ihnen Sergeant Scammell. Er grinste. Nun wurden auch die anderen Gefangenen auf ihre Retter aufmerksam. Sie

erhoben sich und jubelten, während ihre Wächter das Weite suchten.

«Sam!», schrie Nate in höchster Verzweiflung.

«Du bist zu spät!», entgegnete Sam. Er stand in den Steigbügeln und winkte dem anrückenden Bataillon zu. Die Plänkler schossen auf die fliehenden Rebellen. Ein Amerikaner sprang in die Luft, fiel auf die Knie zurück und lag dann flach. Dann ertönte das schrille Pfeifen eines Dudelsacks, ein furchteinflößendes Geräusch, das davon kündete, dass an der Flanke ein Highlander-Regiment heranmarschierte.

«Sam!» Nate stand am Gatter und wedelte in höchster Verzweiflung seinem Bruder zu, ihm das Pferd zu bringen.

«Wir haben gesiegt, Nate!», erhielt er von Sam zur Antwort. «Wir haben gewonnen, verdammt noch mal!»

Sergeant Scammell winkte jetzt auch und rief Sam etwas zu, was dieser nicht verstehen konnte. Der Anblick des verhassten Rivalen ließ Nate durchdrehen und davonrennen. Er lief nach Norden, weg von den Rotröcken, eilte auf die Freiheit zu, die in den Wochen seit der Landung der Truppen in der Chesapeake Bay seine Gedanken beherrscht hatte.

«Nate!», schrie Sam ihm nach.

Aber der Bruder floh. Er hatte kurz die Freiheit geschmeckt und wollte mehr davon. Im Laufen riss er sich den Rotrock vom Leib und warf ihn weit fort, so als bringe ihn das rascher ans Ziel.

«Private Gilpin, bleibt stehen!», rief Scammell, der die Plänkler anführte, Nate hinterher.

Doch Nate stampfte in seinen mit Erdreich verklebten Stiefeln weiter fort.

Der Sergeant spannte den Hahn seiner Muskete. Er legte den Kolben an die Schulter und zielte auf den Fahnenflüchtigen.

«Die Waffe runter!» Jonathon Becket, der fünfzehn Meter entfernt lag, richtete seine Pistole auf Scammell.

Der Sergeant fürchtete keinen verwundeten Rebellenjungen. «Halt!», brüllte er.

«Sergeant!», schrie Sam ihn an.

Scammell drückte ab.

Der Hahn schlug auf den Zündstein. Ein Funke flog auf das Pulver in der Pfanne, und aus dem Lauf stoben eine Kugel und eine schwarze Wolke.

Sam sah, wie die Flamme aus der Mündung schlug. Er schrie, sprang und gestikulierte, aber Nate bog schon den Rücken durch, und in der Mitte seines Rückgrats breitete sich ein roter Fleck auf dem schmutzigen grauen Hemd aus.

«Sam!» Ein Schrei von höchster Verzweiflung. Nate war auf die Knie gefallen, versuchte aber immer noch voranzukommen.

Scammell hatte auf eine Entfernung von dreißig Metern geschossen. Für eine Muskete ein recht weites Ziel. Fünfzehn Meter waren für eine Pistole keine Entfernung,

aber Jonathons Hand hatte so sehr gezittert, dass die Kugel nicht einmal in die Nähe des Sergeants kam. Scammell marschierte nun zu dem Verwundeten, starrte ihn erbarmungslos an und trat ihm dann mit dem Stiefelabsatz in die Beinwunde. Jonathon schrie.

Nate lag zuckend auf dem Bauch. Blut tränkte sein Hemd. Seine Finger suchten nach einem Halt, und er drehte langsam den Kopf. «Sam?»

«Nate!»

Sam war zu seinem Zwillingsbruder geritten. Er zog die Zügel an und glitt aus dem Sattel. Er ließ das Pferd laufen. Loyalisten-Kavallerie zeigte sich auf der Straße voraus und auf der Weide, aber Sam bemerkte sie nicht. Er hatte nur Augen für seinen Bruder.

«Sam.» Nate weinte. Aus dem Schluchzen wurde schmerzerfülltes Stöhnen, aus dem Sam das Wort «Mutter» herauszuhören glaubte. Er hob Nate an, drehte ihn sanft und legte den Kopf des Bruders in seinen Schoß. «Nate?»

Er hörte ihn nicht mehr. Nate drückte noch einmal den Rücken durch und ähnelte einem Mann, den man ans Rad geflochten hat. Ein furchtbarer Schrei gellte durch den Nebel, bevor Blut durch die Luftröhre heraufquoll und den Laut erstickte. Sam hielt seinen Bruder in den Armen, als könnte er Leben und Kraft in den Körper zurückbringen. Als der Schrei endete, spürte er den Ruck, der durch den Leib Nates ging.

Blut strömte wie Wasser aus seinem Mund, und seine Augen wurden glasig. Die Finger der Linken verkrümmten sich. Er war tot.

«Nate?», fragte Sam leise und dann noch einmal lauter: «Nate?»

Nates Kopf fiel nach hinten. Das Blut aus seinem Mund strömte in die Haare. «Nate?»

Ein Schatten legte sich über Sam. Sergeant Scammell hielt den Rappen am Zügel. Er stand jetzt über Sam und blickte hinunter auf den Toten. «Er war fahnenflüchtig, Sam.»

«Ihr habt ihn ermordet.»

«Er wollte desertieren!», verteidigte sich der Sergeant barsch. «Nun macht Euch wieder klar, bevor ich in Euch auch einen Fahnenflüchtigen sehen muss, Sam Gilpin!»

Sam legte den Kopf seines Bruders sanft auf den Boden. Er streichelte ihm über die Wange und spürte das klebrige Blut. Dann erhob er sich. «Ihr habt ihn ermordet.»

«Er wollte fliehen!»

«Ihr habt ihn ermordet!»

Scammell starrte Sam mit kalten Augen an. «Vorsicht, Sam!»

«Bastard!»

Der Sergeant holte aus, um Vernunft in Sam hineinzuprügeln. Doch Sams Welt war zerbrochen. Nichts war mehr so wie früher. «Bastard!» Er schlug Scammell

wuchtig die Faust ins Gesicht. Der Sergeant taumelte zurück und ließ die Zügel los.

Sam nahm die Leinen in die Hand. Scammell bemühte sich, die bajonettbewehrte Muskete von der Schulter zu reißen. Sam trat dem Mann in den Bauch und stieg dann auf den Rappen.

Furchtbare Wut, Tränen und Kummer erfüllten Sam. Er hörte Rufe und sah wie durch einen Vorhang rote Jacken, Flaggen und Rauch vor sich. Als das Gesicht des toten Nate vor seinem geistigen Auge auftauchte, trieb er den Hengst voran.

Das Pferd trug Sam fort vom Rauch und den Rotröcken. Scammell brüllte ihm wutentbrannt hinterher, aber Sam hörte ihn nicht mehr. Nate war tot, und alle Soldaten und Reiter des Königs waren für ihn unwichtig geworden. Aber er war noch ein Rotrock, und sein Bruder mit den Träumen vom Paradies hinter den Hügeln war tot. Sam ritt ins Nirgendwo und ließ seinen Tränen freien Lauf.

Fünfzehn

Kapellen spielten auf. Der Nebel war eine Kakophonie von Trommeln und Blasinstrumenten, Schellenbäumen und Flöten, begleitet vom Kanonendonner und untermalt vom endlosen Musketenknattern.

Das Getöse tat Sir William in den Ohren weh, während er darauf wartete, dass sich sein Untergang auf der Hauptstraße des Dorfes zeigte. Die amerikanischen Plänkler,

die Vorboten des britischen Untergangs, tauchten immer zahlreicher auf. Doch Sekunde um Sekunde verstrich, ohne dass die Rebellenkolonnen mit ihren wehenden Fahnen auftauchten. Geschütze krachten, aber keine Kanonenkugel flog auf Sir William zu. Fast konnte man annehmen, dass George Washingtons Streitkräfte im Nebel ihren Privatkrieg führten.

«Man sollte glauben …» Sir William unterbrach sich und sprach die Hoffnung auf einen möglichen Sieg nicht aus. Nicht noch einmal wollte er die Vorsehung beschwören.

Der Nebel lichtete sich weiter und offenbarte jetzt ein chaotisches Gewimmel. Verwundete krochen zurück und suchten nach Hilfe. Die Toten lagen dort, wo sie niedergesunken waren. Und die Lebenden hatten den Blick von Männern in den Augen, die darauf warteten, dass ihr Los in der Todeslotterie gezogen wurde. Doch am Rande des Chaos standen die Truppen bereit, die den Gegenangriff führen sollten. Howe sah auf seine Uhr, klappte den Deckel zu und nickte. «Die Hunde sollen von der Kette gelassen werden.»

Die Fahnen von drei Regimentern flogen hoch. Offiziere beruhigten ihre Pferde, und Sergeants atmeten tief ein, um für das Brüllen gerüstet zu sein. «Achtung! Sturmlauf!»

Stöcke flogen auf neugespannte Trommeln hinab. Der Angriff begann mit voller Macht. Trompeten trieben ihn voran. Berittene Artillerie schützte seine Flanken. Und die

großen seidenen Vierecke mit den gefransten Rändern führten die Männer in den Hexenkessel, in dem sich die Hauptstreitmacht der Rebellen befand.

George Washington hatte den Sieg schon in der Hand gehalten, ihn dann aber entgleiten lassen.

Im Zentrum des Schlachtfelds, wo die Amerikaner Howes Verteidigungslinien hätten durchbrechen können, hatte sich nicht viel getan. Washington hatte sich stattdessen darauf versteift, das Haus zu stürmen, in dem Musgraves Vierziger lagen. Kanonenkugeln der Rebellen prallten gegen das Mauerwerk und wurden mit Hurra-Rufen und Musketenfeuer beantwortet. Die Toten lagen im Garten bereits übereinander, und unter ihnen war kein einziger Rotrock.

Außerhalb des Dorfes, wo Verstärkungen heranrückten, kam es im Nebel zu einem furchtbaren Missverständnis. Zwei Rebellen-Regimenter, die einander für Feinde hielten, beschossen sich gegenseitig. Sie fügten einander große Verluste zu, während an ihrer Flanke der britische Gegenangriff unbehelligt begann.

Mörderische Salven zerrissen die Reihen der Amerikaner. Der britische Angriff schob sich wuchtig voran. Ohne Befehle von ihren Offizieren, allein und geschlagen, wichen die Rebellen immer weiter, und bald wurde aus ihrem Rückzug eine ungezügelte Flucht.

Gott trug an diesem Tag einen roten Rock.

Das amerikanische Zentrum war dem Sieg so nahe gewesen, doch jetzt brach es zusammen. Der rechte Flügel der Rebellen war gegen eine von Hessen besetzte Schlucht geprallt und nicht durchgebrochen. Der linke Flügel der Amerikaner war am weitesten vorgestoßen. Sie hatten das britische Lager erobert und waren dort hängen geblieben. Die Rebellen waren viel zu erpicht darauf, das Lager zu plündern. Die Offiziere bemühten sich, die Männer zum Weitermarschieren zu bewegen, und fragten sich, wo denn die Unterstützung vom Zentrum oder rechten Flügel blieb. Und die erfolgte nie. Die Virginier saßen im britischen Lager fest.

Captain Vane ritt dorthin und erreichte die aufmarschierten Reihen der Briten. Ein Major bot ihm eine Flasche Brandy an und zeigte auf die Zelte des Lagers, die überall aus den Gärten und Feldern ragten. «Voll von Virginiern», erklärte er frohgemut. Eine Kugel, die ein Heckenschütze abgegeben hatte, sauste an den beiden Offizieren vorbei. Der Major gewährte dem Feind nicht die Genugtuung, den Schuss wahrgenommen zu haben. «Sie sitzen in der Falle.»

«Wieso?»

«Wir haben zwei Bataillone hochgeschickt, die jetzt in ihrem Rücken stehen. Noch zehn Minuten, Kit, und sie werden sich ergeben.» Der Major hob die Flasche, als wollte

er einen Toast ausbringen. «Ich garantiere Euch einen wundervollen Tag!»

«In der Tat, das wird er!» Vane spürte in sich den Rausch des nahen Sieges, als die Rotröcke das Feuer auf den Lagerrand eröffneten. Die Bleikugeln fuhren in Zeltbahnen und Torfwände, und sie wirbelten glimmende Holzkohle von den Feuern hoch, die am Morgen verlassen worden waren. Die Virginier, die so tief in die britischen Linien vorgedrungen waren, saßen jetzt eingepfercht auf einem kleinen Stück Land fest, in das der Feind unaufhörlich Blei pumpte. Die Rotröcke und Hessen hatten pulvergeschwärzte Gesichter, und sie zogen die schwarzen Lippen zurück, um die Zähne zu entblößen, während sie schossen und vorrückten. Sie luden, feuerten und luden wieder, rissen sich an den Flintsteinen die Finger auf und zogen einen immer engeren Kreis um die Virginier. Die Amerikaner leisteten Widerstand, hatten jedoch keine Chance, gegen die Briten eine feste Linie zu bilden.

Das Gefecht endete, als die hessischen Kanonen keine Kugeln, sondern Kartätschen abfeuerten. Dichte Rauchwolken zogen über das Feldlager, durchsetzt von Torf, Leinwand, Holz und menschlichen Körperteilen. Dann brüllte jemand aus dem Qualm, die Deutschen sollten das Feuer einstellen.

Die Kanonen, die bei jedem Abschuss fünf Meter weit zurückgerollt waren, schwiegen. Der Rauch, dick und fett

und angefüllt mit dem Gestank von Blut, zog mit dem vergehenden Nebel ab. Bei den Rebellen winkte ein Mann heftig mit einem zerrissenen weißen Hemd.

«Ich schätze, das hat gereicht», erklärte der Major gutgelaunt. «Wollt Ihr mich begleiten, Kit?»

Sie ritten mit gezogenen Säbeln los. Von allen Seiten näherten sich britische Offiziere dem Rebellen-Regiment. Der Colonel der Virginier, der umzingelt, geschlagen und von den Verstärkungen, die sein General ihm versprochen hatte, im Stich gelassen worden war, half seinen Offizieren, die Regimentsfahne in kleine Stücke zu zerreißen und in einem der Lagerfeuer zu verbrennen. Einige seiner Männer weinten beschämt. Andere schleuderten ihre Musketen zu Boden und zertraten sie, damit aus diesen Waffen kein Schuss mehr auf einen Patrioten abgegeben werden konnte. Andere standen nur fassungslos da, und die Verwundeten lagen leidend und blutend auf der Erde.

«Captain Vane!» Ein hessischer Colonel erkannte Sir Williams neuen Adjutanten und ritt auf ihn zu. «Freut Euch mit mir!»

«Das tue ich ganz gewiss!» Vane schüttelte dem Colonel die Hand. Die ersten Rotröcke und Hessen durchsuchten im Siegesrausch Jacken und Beutel der Rebellen nach Geldmünzen, Rum, Nahrungsmitteln und anderem Wertvollen. Vane sah ihnen eine Weile zu und bemerkte dann die amerikanischen Offiziere, die ihre Säbel

bereithielten, um sie dem Feind auszuhändigen und sich damit zu ergeben. Vane gefiel dieser Anblick, auch wenn er, vielleicht besser als jeder andere hier, wusste, wie knapp die Entscheidung gewesen war. Wenn Washington nicht so grobe Fehler unterlaufen wären, hätten es jetzt leicht die britischen Offiziere sein können, die den Amerikanern ihre Säbel mit dem Griff voran reichten.

Diese schreckliche Vorstellung bewegte Vane dazu, sein Pferd in Bewegung zu setzen. Er ritt durch die Reihen der Gedemütigten und Geschlagenen. Weit voraus im Norden verfolgten andere britische Bataillone den fliehenden Feind. Vane gab dem Ross die Sporen und genoss die frische Luft, die nicht nach Pulver und Blut roch. Die Hufe des Tieres donnerten über den Boden. Zu seiner Linken, halb verdeckt vom nicht ganz gewichenen Nebel, brannte ein Haus.

Das Land war übersät mit den traurigen Überresten der Schlacht. Musketen, fallen gelassen im Gras. Leichen, allein oder zu einem Haufen getürmt. Die meisten von ihnen hatten die Hände geballt. Ein Verwundeter, der die Hände an eine tropfende Bauchwunde presste, stolperte nach Süden. Ein Pferd, das sich ein Bein gebrochen hatte, versuchte vergeblich aufzustehen und schrie schrill, als eine Frau heraneilte und ihm die Kehle aufschlitzte. Während das Tier verendete, machte sich die Frau mit der Hilfe zweier kleiner Kinder daran, den wertvollen Sattel zu lösen. Andere Frauen aus dem Tross eilten heran und zückten ihre Messer,

um unter den Toten und Sterbenden aufzuräumen. Die Kinder spähten die Männer aus, die zu schwer verwundet waren, um Widerstand leisten zu können. Die Frauen kannten keinen Unterschied zwischen Briten und Amerikanern. Überall Schreie. Das Geräusch eines Schlachtfelds nach dem Sieg.

Musketenfeuer im sich auflösenden Nebel. Vane sah Rebellen, die vor Briten flohen. Weit hinten im Osten grün uniformierte Reiter: Loyalisten auf der Old York Road, die den fliehenden Rebellen den Weg abschneiden und sie mit ihren Säbeln niedermachen wollten. Hurra-Rufe von Norden. Vane entdeckte dort eine Gruppe britischer Gefangener, die sich über ihre Befreiung freuten.

Und dann entdeckte Vane seinen Hengst!

Ein Mann in einem weißen Hemd ritt den Rappen, zügelte ihn vor einem Sterbenden und glitt aus dem Sattel. Er hielt den Verblutenden in den Armen, und ein anderer Rotrock hielt das Pferd fest.

Christopher Vane konnte sein Glück nicht fassen. Er schrie und brüllte, war aber noch zu weit entfernt, um von den Männern gehört zu werden. Er würde natürlich dem Finder eine Belohnung zahlen müssen, aber das war immer noch besser, als den Rappen ganz zu verlieren. Er trat dem Pferd in die Seiten, doch das Tier war so erschöpft, dass es nur im Trab laufen konnte.

Dann sah Vane, wie der Mann im weißen Hemd dem Rotrock am Hengst ins Gesicht schlug, aufsaß und nach Norden galoppierte.

Sein erschöpftes Tier würde den Rappen nie einholen. Vane schrie sich die Lunge aus dem Hals, und dann kam seine Rettung. Aus dem Wald auf der anderen Seite der Straße brachen die Loyalisten-Husaren, die hinter den Rebellen her waren. Ihre Säbel waren gezückt. Ein Rebell drehte sich um die eigene Achse und hielt die Hände an den blutenden Kopf. Andere flehten um Gnade, doch kein Krieg wird so grausam geführt wie der zwischen Landsleuten. Die Husaren kannten keinen Pardon. Sechs Loyalisten setzten über das Gatter, um den Rebellen den Weg abzuschneiden.

Der junge Mann, der den Hengst ritt, wandte sich von den Husaren ab. Vane musste ihm zubilligen, ein hervorragender Reiter zu sein. Der Mann näherte sich dem Gatter, doch das Pferd scheute davor, und so erhielt Vane Gelegenheit, Boden zu gewinnen. Er trieb sein Pferd zu einer letzten Anstrengung an, setzte über das Gatter und ritt so ruhig auf den Rappen zu, als begegne er auf einer englischen Straße einem Bekannten. Er beugte sich vor und nahm die Zügel des Hengstes in die Hand.

Das Ross erkannte seinen Stallgefährten, wieherte und senkte den Kopf. Die beiden Tiere rieben ihre Nüstern aneinander. Vane sah vor sich einen sympathisch wirkenden jungen Mann, in dessen Augen der Schrecken der Schlacht

zu lesen stand. «Einen guten Nachmittag wünsche ich», sagte der Captain. «Ich glaube zumindest, dass wir Nachmittag haben. Irgendein Schuft hat mir meine Uhr gestohlen. Vielleicht habe ich sie auch verloren. Seid Ihr Engländer?»

«Sir?» Sam schüttelte den Kopf, als sei er eben aus einem Traum erwacht. «Jawohl, Sir.»

Vane streichelte dem Hengst über die Ohren. «Mein Pferd. Ich möchte Euch meinen Dank erweisen. Ich nehme an, Ihr wollt eine Belohnung?»

«Euer Pferd?»

Vane erkannte, dass der junge Mann sehr durcheinander war, so als habe er zu dicht neben einer Kanone gestanden, als die gerade abgefeuert wurde. «Ich kann ihn mir eigentlich gar nicht leisten», fuhr der Captain im Plauderton fort, «aber ich sagte mir, er kann vielleicht ein oder zwei Rennen für mich gewinnen. Ich sollte ihn nicht mit der Stute hier in einen Stall stecken, aber irgendwie kam es mir wie eine Schande vor, ihn kastrieren zu lassen, meint Ihr nicht auch?»

Sam drehte sich nach hinten und starrte zu seinem toten Bruder. Die letzten Rebellen starben unter den Säbelhieben der Loyalisten. Ein Husar lachte laut und dröhnend.

«Er heißt Hector», sagte Vane. «Kein sehr hübscher Name, aber der Mann, dem er vorher gehörte, hatte keinen Funken Phantasie. Wie lautet denn Euer Name?»

«Mein Name?» Sam hatte noch nicht begriffen, dass er das Pferd wieder verloren hatte. «Sam, Sir. Sam Gilpin.»

«Das hört sich nach einem englischen Namen an.» Und er hat auch ein englisches Gesicht, dachte Vane. Ein hübsches englisches Gesicht. Nicht die schroffen, groben und zahnlosen Züge, die man so oft sah. Ein typisch sächsisches Gesicht, das alle Schönheit Englands aufwies. Der Captain fragte sich, wie so ein Junge dazu kam, sich für die Armee rekrutieren zu lassen. «Ihr seid ein hervorragender Reiter, Private Gilpin. Hector hat ziemlich viel Feuer, nicht wahr?»

«Ja, Sir.» Sam starrte immer noch zu Nate hinüber. Seine Augen waren gerötet, und die Tränen hatten Spuren im Schwarz auf dem Gesicht hinterlassen.

«Gilpin! Runter von dem verdammten Pferd!» Scammell, der hinter Sam hergerannt war, zog seinen Hut vor dem Offizier, sah aber nur Sam an. «Vom Pferd, Bastard!»

«Sir?» Sam sah den Stabsoffizier fragend an, ehe er sich dem Sergeant zuwandte. «Ihr habt ihn umgebracht, ihr Mörder!»

«Und Ihr habt mich geschlagen, Bastard! Und dafür bekommt Ihr den Stock zu schmecken, Sam Gilpin!»

«Er war mein Bruder!» Sams Schrei war angefüllt mit Hoffnungslosigkeit und Kummer.

Scammell packte Sams Bein, stieß und schob daran, bis der junge Mann aus dem Sattel fiel. «Bastard!», brüllte der Sergeant und trat den Liegenden mehrmals. Vane, der noch

immer halb an ein Wunder glaubte, das ihm seinen Rappen zurückgebracht hatte, verließ die beiden Männer und führte den Hengst zu der Gruppe Berittener zurück.

Lieutenant-Colonel Elliott bot Vane eine Flasche Rum an. Die Männer tauschten Neuigkeiten aus, und erleichtertes Lachen ertönte entlang der Straße. Ein Highlander-Regiment marschierte über das Weideland nach Norden. In einem Dorf im Westen donnerten Kanonen, die fliehende Amerikaner beschossen.

«Ihr seht ganz so aus, Vane, als hättet Ihr mittendrin gesteckt», bemerkte Elliott.

Vane blickte auf das getrocknete Blut auf seiner Hose. Die Ereignisse des Morgens kamen ihm weit, weit entfernt vor. «Es ist das Blut meines Burschen, Sir. Der Kerl hatte sehr schlechte Manieren, mich im Sterben derart zu bekleckern.»

«Konnte er wenigstens kochen?»

«Nicht besonders.»

«Dann bedauert seinen Verlust nicht. Man findet immer einen Burschen, der kochen kann.» Elliott blickte nach Norden. «Bei Gott, die Musik der Yankees wurde abrupt beendet.»

«Das finde ich auch.» Ein Schrei ertönte von der Straße. Vane sah, dass dort ein amerikanischer Gefangener hochgerissen wurde. Der Mann war ein Krüppel und verwundet. Er konnte nicht auf seinen Füßen stehen. Ein

britischer Lieutenant befahl, aus zwei Jacken und zwei Musketen eine Bahre zu fertigen.

Ein neuer Schrei brachte Vane dazu, zurückzublicken. Der englische Junge in dem weißen Hemd, der seinen Rappen gerettet hatte, wurde von dem wutschnaubenden Sergeant gegen das Gatter gepresst. Vane runzelte die Stirn. «Der junge Mann dort, Sam Gilpin, taugt der was?»

Elliott verhehlte nicht, dass er diese Frage befremdlich fand. Doch er sagte sich, dass man einen Adjutanten Sir Williams nicht verspotten durfte. «Er versteht sich sehr gut auf Pferde. Der Himmel allein mag wissen, warum er nicht zur Kavallerie gegangen ist.»

«Oder warum er überhaupt Soldat wurde», entgegnete Vane. «Er scheint mit seinem Sergeant etwas über Kreuz zu liegen.»

Der Lieutenant-Colonel lächelte. «Es ist niemandem angeraten, sich mit Scammell anzulegen.»

«Ihr habt mich geschlagen, Sam Gilpin!», schrie der Sergeant dem Private ins Gesicht. «Mich geschlagen! Ich binde Euch an das Dreigestell und lasse Euch so lange durchprügeln, bis Eure Rippen blank poliert sind!»

Sam starrte unbeeindruckt zurück. «Ihr habt ihn erschossen!»

«Er wollte fliehen! Und Ihr habt ihn nicht aufgehalten! Dafür lasse ich Euch Bastard gleich noch einmal

durchprügeln!» Scammell schlug Sam ins Gesicht, und noch einmal und ein drittes Mal.

«Das reicht!», rief eine scharfe, autoritätsgewohnte Stimme hinter dem Sergeant. Scammell drehte sich um und erblickte den fremden Offizier, der Sams Flucht aufgehalten hatte.

«Sir?» Der Sergeant nahm Habtachtstellung ein.

Vane war sich jetzt nicht mehr sicher, warum er vor einem Moment Elliott um die Erlaubnis gebeten hatte, eingreifen zu dürfen. Vielleicht weil er Gilpin auf dem Rücken des Hengstes gesehen hatte. Vielleicht weil er durch den Sieg euphorisch gestimmt war. Wie auch immer, er hielt jetzt Sam Gilpins Schicksal in der Hand. «Wolltet Ihr desertieren, Gilpin?»

«Der Bastard wollte davonrennen, Sir!», entgegnete Scammell.

«Ich habe Euch nicht gefragt, Sergeant, oder?»

«Nein, Sir!» Alle Wut, die Scammell auf die Offiziere verspürte, steckte in diesen beiden Worten.

«Nun?» Der Captain sah Sam fragend an.

«Er hat meinen Bruder umgebracht, Sir!»

«Danach habe ich nicht gefragt.» Vane klang sehr hart. «Wolltet Ihr desertieren oder nicht?»

«Nein, Sir!» In Wahrheit wusste Sam selbst nicht, was er eigentlich gewollt hatte. Er hatte nur in seinem Zorn nicht mehr weiter gewusst.

«Er ist ein verdammter Lügner, Sir!» Sam hatte Scammell ins Gesicht geschlagen, eine Schmähung, die der Sergeant ihm nie verzeihen würde. Er fürchtete jetzt, dass die Einmischung des Captains Sam vor der gerechten Strafe bewahren würde. Alles in ihm drängte danach, so etwas nicht zuzulassen. «Er ist ein dreckiger Lügner, Sir, und er wird an den Dreifuß gebunden!»

Vane hatte schon den vorangegangenen Zornesausbruch Scammells gehört. Er gab der Versuchung nach, ihm einen Denkzettel zu verabreichen. «Ihr dürft meinen Burschen nicht schlagen. Nicht ohne meine Erlaubnis, Sergeant!»

«Euer Bursche, Sir?» Scammell klang so missbilligend, wie er sich vor dem Stabsoffizier herauszunehmen wagte.

Vane tat so, als habe er die Unverschämtheit des Mannes gar nicht wahrgenommen. «Vielen Dank, dass Ihr ihn mir überlasst.» Damit wandte er sich an Sam. «Könnt Ihr kochen, Sam Gilpin?»

Sam starrte den blutbespritzten Captain verständnislos an.

«Ob Ihr kochen könnt?»

«Kochen, Sir? Nein, Sir!»

«Aber das könnt Ihr lernen, oder? Und reiten könnt Ihr sowieso.» Er warf ihm die Zügel des Hengstes zu. «Folgt mir.»

Sam sah den Mann nur ungläubig an.

«Nun?» Vane gefiel sich darin, Gott zu spielen. So wie Sir William ihn herausgepickt hatte, setzte er jetzt seine Autorität als Stabsoffizier ein, um diesen Gefreiten zu retten. «Oder wollt Ihr lieber den Stock spüren?»

Sam trieb den Rappen an und eilte dem eigenartigen Offizier hinterher, ehe der seine Meinung ändern konnte. Bevor er in den Sattel stieg, holte er die Jacke, die von Jonathons Körper gefallen war. Er warf seinem Bruder einen letzten Blick zu, drehte sich aber rasch wieder von ihm fort, als er sah, wie zwei Rotröcke alle Kleidungsstücke von Nate entfernten, um ihn ins Massengrab werfen zu können. Alle Gefallenen wurden nackt ausgezogen, und trotzdem konnte Sam diesen Anblick jetzt nicht ertragen. Er hätte gern noch ein Gebet gesprochen, doch dazu blieb ihm keine Zeit, denn sein neuer Herr erwies sich als recht ungeduldig. «Los, Mann», brummte der Captain, «ich sterbe vor Hungert»

Sergeant Scammell konnte nichts dagegen tun. Die Briten hatten die Schlacht gewonnen, und Sam war vor einer furchtbaren Strafe bewahrt worden. Mister Washington hatte die Schlacht gewollt, Sir William hatte sie gewonnen, und Sam hatte keinen Zwillingsbruder mehr.

Teil zwei

Missis Elizabeth Loring, die einmalige Lizzie Loring, stand neben Sir William Howe und schenkte den Gästen ihres Geliebten ein huldvolles Willkommenslächeln.

Sir William präsentierte sich in einem strahlend roten Rock, der mit goldenen Schnüren, Ketten und Litzen verziert war. Ein weißer Seidenzopf, der Mode entsprechend um eine goldene Nadel geflochten, ragte aus dem hohen Stehkragen, dessen Ränder golden bestickt waren. Ein vergoldeter Emaillestern prangte auf der blauen Schärpe, die sich quer über seinen runden Bauch spannte. Howe stand glücklich lächelnd neben seiner Mätresse und war der stolzeste Mann in ganz Philadelphia.

Eine Gruppe Musiker erfüllte den Raum mit den süßlichen Klängen eines Menuetts. Die Musiker trugen gepuderte Perücken über ihren schweißbedeckten, geistesabwesenden Gesichtern. Ihre weißen Uniformen waren mit scharlachroten Umschlägen, einem feuerroten Brustteil und goldenen Epauletten verziert, auf denen sich das Licht der hohen Kerzen rund um das Musikerpodest widerspiegelte.

Missis Loring, die wunderbare Missis Loring, trug ein Kleid aus blauer Seide, darunter befand sich ein Unterrock aus

elfenbeinfarbenem Brokat. Lilafarbene Rosen zierten das tiefe Dekolleté. Unter den Brüsten hingen Perlenketten, die die untere Hälfte der Rundungen umschlangen. Auf den bloßliegenden oberen Hälften, die sorgfältig gepudert waren, zeigten sich zwei herzförmige Schönheitsflecke aus schwarzem Samt. Sie hatte sich das goldene Haar zu einer barocken Turmfrisur mit unzähligen Löckchen hochfrisieren lassen. Funkelnde Perlentränen hingen dort an silbernen Häkchen von roten Samtbändern. Die ausgeklügelte Frisur, die an der höchsten Stelle fast einen halben Meter über den Kopf ragte, war ebenso wie das Kleid das Vornehmste in diesem Raum.

Champagner, der über Land von den Proviantschiffen in der Chesapeake Bay herangeschafft worden war, weil die Rebellen immer noch die Forts am unteren Delaware besetzt hielten, wurde in feinen Kristallgläsern gereicht. Leise klingelte das kostbare Glas unter der Musik der Violinen, der Bassgeige, der Bratsche und der Flöten. An die zweihundert Gäste waren erschienen, vielleicht sogar noch ein paar mehr, doch die Einladungsliste des Oberbefehlshabers war so ellenlang, dass niemand mit Sicherheit die Anzahl der Anwesenden schätzen konnte. Sie waren gekommen, um die Restauration der Krone in Amerikas größter Stadt zu feiern. In dem marmornen Kamin brannte ein großes Feuer und heizte den Saal so sehr auf, dass man die gläsernen Türen zum Garten weit geöffnet hatte und einige der Gäste auf die

von Laternen beleuchtete Terrasse hinausgetreten waren. Der Kronleuchter voller Kristalltropfen, auf dem über sechzig der sehr teuren weißen Kerzen brannten, schwankte leicht in der Brise, die von draußen hereinwehte.

«Mister und Missis Abel Becket!», verkündete der uniformierte Majordomus, der an der geöffneten Doppeltür stand, mit sonorer Stimme die Neuankömmlinge.

«Auf mein Wort, das ist Abel Becket! Ich sehe Euch mit dem größten Vergnügen, Sir!» Sir William, der den Mann noch nie zuvor gesehen hatte, gab sich begeistert und behandelte Abel wie einen alten und wertgeschätzten, lange vermissten Freund. «Und Eure teure Gemahlin. Ihr könnt nicht ermessen, Madame, welche Ehre Ihr mir mit Eurem Besuch erweist.» Er beugte sich über die fette und behandschuhte Hand von Hannah Becket. «Erlaubt Ihr mir, Euch Missis Elizabeth Loring vorzustellen?»

Lizzie hielt ihre Hand, die von einem Handschuh aus Spitze kaum verdeckt wurde, Mister Becket hin, der jedoch wie gebannt auf ihren enormen runden Busen starrte, der das ganze Sichtfeld vor seinen Augen auszufüllen schien. Das Gesicht des frommen Mannes zuckte, und er konnte schlecht verbergen, wie angewidert er war. Doch auf der anderen Seite durfte er die Mätresse des Mannes nicht brüskieren, dessen Anstrengungen die Wiederbelebung des Handels in Philadelphia zu verdanken war. Er legte leicht seine kalten Finger auf die Spitze. «Missis Loring.»

«Ihr müsst mich Elizabeth nennen.»

«Aber gern, Ma'am.» Abel Becket hatte bei seiner Gattin noch nie so viel Brust gesehen, wie diese Frau hier so offenherzig präsentierte.

«Kaufmann und Loyalist, von einigem Gewicht in der Stadt», flüsterte Ambrose Serle, Sir Williams Privatsekretär, seinem Herrn ins Ohr.

«Ihr müsst mir unbedingt mitteilen», begann der Gastgeber, den die schockierte Reaktion dieses Gastes auf Lizzies Freizügigkeit amüsierte, «wie wir Eurem Handelsunternehmen am besten dienen können, Mister Becket. Die Kaufleute sind unser Rückgrat in den Kolonien, und wir müssen sie bei Laune halten.»

«Ihr dient uns am ehesten, Sir William, wenn Ihr die Forts einnehmt.» Abel Becket war zu dem Schluss gelangt, dass Offenheit hier die beste Politik sei. «Der Fluss friert im Winter zu, Sir. Und wenn wir vorher nicht die Möglichkeit erhalten, unsere Ladungen hinauszuschaffen, gehen wir zugrunde. Und wenn keine Ladungen in die Stadt gelangen, geht Ihr mit uns zugrunde!»

«Dann werde ich die Forts eben einnehmen», versprach Sir William fröhlich. «Um der Wahrheit die Ehre zu geben, genau das habe ich mir für die nächsten Wochen vorgenommen.»

«Wochen?», stöhnte Abel und befürchtete, dass der glückliche Einkauf der Ladung schwarzer Walnüsse sich nun

zu seinem Fiasko zu entwickeln drohte.

«Gründlich, Mister Becket, wir müssen gründlich vorgehen!», sagte der Gastgeber strahlend. «Nun lasst die Sorgen um die Befestigungen der Rebellen bei mir zurück und erfreut Euch an meinem Champagner. Ein rares Vergnügen in diesen Tagen, das ich mir jedoch nicht nehmen lassen wollte. Und Missis Loring kann Euch bestätigen, dass er die Überfahrt sehr gut überstanden hat.»

Abel Becket wandte sich endgültig von den anstößigen Fleischkugeln ab und fragte sich, wie ein Mann, der auch noch der Oberbefehlshaber war, es wagen konnte, den Honoratioren der Stadt seine Mätresse vorzustellen. Wenn so etwas mittlerweile in London Mode war, dann wäre es vermutlich doch besser. … Nein, diesen gefährlichen Gedanken wollte er nicht fassen. Er verdrängte ihn, während er seine Gemahlin in die sichere Gesellschaft von Reverend MacTeague zog, der sich am anderen Ende des Saales aufhielt.

«Was für ein Langweiler», flüsterte Lizzie Sir William zu. Ihre großen und hellen Augen wandten sich von Abel Beckets sich entfernendem Rücken ab und konzentrierten sich jetzt auf einen Offizier, dessen Schnüre ihn als Adjutanten auswiesen. «Ist das dein Neuer?»

«Ja, das ist er. Captain Christopher Vane.»

Vane näherte sich Sir William, wurde Missis Loring vorgestellt und verbeugte sich tief vor ihrer Schönheit.

«Ma’am.»

Lizzie ließ Vanes Hand noch nicht los. «Sir William hat mir erzählt, Ihr hättet bei Germantown außerordentliche Tapferkeit bewiesen, Captain?»

«Er ist ein sehr großzügiger Mann, Ma’am.» Vane, der endlich das Lob hörte, nach dem er sich so lange gesehnt hatte, konnte seine Freude kaum verbergen.

«Manche meinen sogar, er sei zu großzügig», sagte Lizzie lächelnd, «vor allem den Amerikanern gegenüber.»

Vane spürte, dass er hier auf die Probe gestellt wurde, auch wenn er nicht wusste, zu welchem Zweck. «Das kann ich nicht bestätigen, Ma’am.»

Sir William freute sich über das Kompliment seines Captains, doch an diesem Abend begeisterte ihn eigentlich alles. «Ist das hier nicht prachtvoll, Kit? Genauso wie in London!» Der luxuriös ausgestattete Raum war zwar beeindruckend geschmückt, verdiente aber nicht ganz das Lob des Gastgebers. Spiegel in reich verzierten Rahmen vervielfältigten das Licht der Kerzen. Dieses Haus, das Sir William zu seinem Hauptquartier in Philadelphia bestimmt hatte, war das mit Abstand beeindruckendste von allen Patrizierhäusern der Stadt.

«Nun geht Euch amüsieren, Kit», verabschiedete der General freundlich seinen jüngsten Adjutanten, denn die Musiker spielten das beliebte Lied ‹Youth’s the Season›, und der Gastgeber hüpfte auf seinen roten Absätzen auf und ab.

In dieser Stunde war Sir William angefüllt von Wärme und Glück. Zwar war Hamlet, sein Hund, immer noch verlustig, aber das war auch der einzige Schatten, der auf seiner Zufriedenheit lag. Und er hegte die leise Hoffnung, dass jemand am silbernen Halsband des Tieres erkennen würde, wem es gehörte, und es seinem Herrn zurückbrachte. Doch ansonsten fühlte er sich vom Glück gesegnet. Er hatte einen großen Sieg errungen, Philadelphia war in seiner Hand, seine Frau weilte weit fort in England, und Lizzies Mann hatte weiterhin in New York zu tun.

Sir William war sich seiner nächtlichen Vergnügungen sicher. Seine Adjutanten waren hingegen noch auf der Suche. Vane tauschte sich mit John Andre aus, der bereits einigen weiblichen Charme in der Menge ausgespäht hatte. Vane zeigte auf ein Mädchen in einem grünen Kleid. «Sie hat ein hübsches Lächeln, denkt ihr nicht?»

Andre zuckte dramatisch zusammen. «Ihre Zähne sind verfault, und ihr Atem gleicht dem einer Senkgrube. Eben noch habe ich sie mit einem Scherz zum Lachen gebracht, und sofort vergingen mir alle Gefühle für sie. Doch was haltet Ihr von der in dem Kleid mit den blauen Streifen?»

Vane tat so, als liefe ihm ein Frösteln über den Rücken. «Wenn Mädchen Stoffballen wären, würde man aus der nicht einmal einen Kartoffelsack nähen!»

«Ihr seid schwer zufriedenzustellen.» Andre deutete zur Tür. «Und die in dem cremefarbenen Baumwollkleid? Habe

ich Euch nicht vorhin dabei beobachtet, wie Ihr auf beleidigend grobe Weise versuchtet, sie zu verführen?»

Vane lächelte. «Aber ganz im Gegenteil, lieber Freund, ich habe verzweifelt versucht, ihren Nachstellungen zu entwischen. Gefällt Euch denn dieses Wesen? Sie heißt Peggy Shippen. Wenn es nach mir ginge, dürfte sie höchstens Ruderboot heißen.»

«Ihr seid wirklich unfair, Kit.» Die junge Frau hatte langes blondes Haar, eine frische Gesichtsfarbe und blaue Augen. «Von mir aus dürfte sie Flottille genannt werden.» Andre zog seine Jacke gerade. «Wenn Ihr mich bitte entschuldigen wollt?»

Miss Shippen war für Vanes Geschmack entschieden zu drall. Er lächelte. «Ich wünsche Euch Schlachtenglück, John, und einen schnellen, handstreichartigen Sieg.»

Vane war wieder allein und wanderte durch die gefüllten Zimmer. Er lächelte den Frauen der Kaufleute zu und gönnte sich hier und da eine Auster, die in verschwenderischer Fülle überall auf Silberplatten auslagen. Er betrachtete einige der Mädchen, doch keine erregte in ihm den dringenden Wunsch, mit ihr zu flirten. Lord Robert Massedene tanzte mit einer Rothaarigen, die Vane vielleicht gefallen hätte, läge sie nicht bereits in den Armen Seiner Lordschaft.

«Wie nennen sie Euch, Christopher Vane? Kit oder Kitten?»

Vane drehte sich um und entdeckte zu seiner Überraschung Lizzie Loring, die ihn anlächelte. «Niemals das

Letztere, Ma’am.»

«Das glaube ich gern. Also dann Kit?»

«Mit dem größten Vergnügen.»

«Und ich heiße Lizzie.» Sie hakte sich bei Vane ein und führte ihn durch das Zimmer zu einem Tisch, der mit Speisen aller Art überladen war. «Billy wurde von einer Schar Kaufleute umzingelt, die mich allesamt zutiefst langweilen.» Sie nahm eine Auster und ließ den Inhalt in ihren Mund gleiten. «Die besten in der ganzen Welt.»

«Ma’am?»

«Die Austern, Kit. Oder seid Ihr nicht der Meinung, dass man in Amerika die allerbesten Austern findet?»

Vane, der sich schon oft über die Angewohnheit der Kolonisten erregt hatte, in Amerika sei alles besser, größer oder schöner, hielt sich jetzt zurück, um nicht dieser amerikanischen Traumfrau zu widersprechen, die über einen so enormen Einfluss auf den Oberbefehlshaber verfügte. «Das sind sie in der Tat, Ma’am.»

Das war Lizzie offenbar zu wenig. «Unsere Austern, Kit, werden im Himmel gepflückt, mit Engelsmilch großgezogen und ansonsten nur Göttern zur Speise gereicht.» Sie lachte, hakte sich wieder bei dem jungen Captain ein und führte ihn hinaus auf die Terrasse, wo ein paar verspätete Leuchtkäfer durch die Hecke flogen, die die Sklavenquartiere und die Stallungen verbarg. «Ohne Mädchen, Captain?»

«Ich bin heute Nacht der diensthabende Adjutant.»

«Wie ernst Ihr doch Eure Pflicht nehmt», entgegnete sie in gespielter Entrüstung, doch so nahe, wie sie Vane stand, schenkte sie ihm das Vergnügen der Eifersucht anderer Männer.

Lizzie tanzte zwei Schritte zur Musik und nahm dann ein Glas Champagner von einem Diener, der gerade mit einem Tablett vorbeiging. «Glaubt Ihr, dass der Friede bald bevorsteht, Captain?»

«Glaubt Ihr das denn, Ma'am?» Vane war auf der Hut.

«Billy ist davon überzeugt. Und er plant, in den Kolonien zu bleiben, nachdem der Friedensvertrag unterzeichnet wurde.»

«Sind die Rebellen denn zu Verhandlungen bereit?»

«Es bleibt ihnen nichts anderes übrig.» Lizzie ließ sich graziös auf einer Steinbank nieder und strich ihre Röcke gerade. Motten tanzten unter den Lampions. «Wenn wir sie weiterhin würdig behandeln. Ist es wahr, Captain, dass Ihr heute einer Delegation von Frauen den Zutritt zu Sir William verweigert habt?»

Vane begriff, dass diese ebenso hübsche wie kluge Frau ihn nicht ohne Grund eben angesprochen hatte. Er hoffte, dass sie ihn nicht in Konflikt mit seinen dienstlichen Pflichten bringen würde. «Der General war gerade sehr beschäftigt», entgegnete er kühl. Die Frauen waren erschienen, um für die Patrioten in der Stadt Fürsprache einzulegen, die vor der Ankunft der Briten von den

Loyalisten ins Gefängnis geworfen worden waren. Vane hatte sich angehört, was die unglücklichen Frauen der Häftlinge vorzubringen hatten, und sie dann entlassen. Doch es hatte den Anschein, als hätten diese Frauen jetzt eine Verbündete in Missis Loring gefunden. «Die Männer kommen alle morgen frei», erklärte sie.

«Wenn Sir William so entscheidet …»

«Er hat bereits so entschieden.»

Vane zuckte angesichts seiner Niederlage nur mit den Schultern. «Ohne Zweifel werden die Gefängnisse bald wieder voll sein.»

Lizzie studierte ihn, als wollte sie herausfinden, was in seinem Kopf vorging. «Ich habe gehört, Captain, dass Ihr zu den Männern gehört, die der Ansicht sind, die Rebellen sollten für ihre Frechheit, König George zu trotzen, auf das Härteste bestraft werden.»

Vane hätte ihr am liebsten entgegnet, dass seine Ansichten sie nun wirklich nichts angingen, aber eine Frau mit so viel Einfluss forderte man nicht auf so plumpe Weise heraus. «Wenn wir Nachgiebigkeit zeigen und den Rebellen am Verhandlungstisch Zugeständnisse einräumen, ermutigen wir damit andere, ihrem Beispiel zu folgen. Im ganzen Empire werden die Straßenlümmel und Unruhestifter ihr Haupt erheben! Nein, Ma’am, wir müssen die Rebellen hart anfassen, als Lektion für alle anderen.»

Lizzie tat so, als würde sie über seine Argumente nachdenken. Doch dann sagte sie: «Wenn man die Kinder verprügelt hat, wie soll man dann eine ganze Kinderstube regieren, die voller Hass auf einen ist?»

«Sollen sie uns doch hassen.»

«Solange sie Euch nur fürchten?» Lizzie lachte spöttisch. «Ihr habt einen ganz besonderen Stolz, Captain Vane. Rührt der vielleicht daher, dass Ihr der Sohn eines Kaufmanns seid?»

Vane starrte sie an und fragte sich, wer über ihn geklatscht haben mochte. Etwa Massedene? «Nein, Ma'am.»

«Die Engländer pflegen eine geradezu groteske Animosität gegen Kaufleute, nicht wahr? Und die erweckt in Euch das dringende Bedürfnis, akzeptiert zu werden.» Lizzie schien sich nicht bewusst zu sein, dass sie in Vanes tiefsten Wunden bohrte. Oder war sie der Ansicht, dass ihre Schönheit ihr das Recht gab, alles auszusprechen, was ihr gerade einfiel? «Eigentlich wollte ich Euch bitten, Sir Williams Vorhaben zu unterstützen, Captain. Er möchte das Töten beenden und Frieden schließen. Und ich denke, dieser Wunsch verdient die Unterstützung seiner militärischen Familie.»

«Ganz recht, Ma'am», entgegnete Vane vorsichtig. Lizzie mochte den General mit süßen Worten um den kleinen Finger wickeln können, aber Vane würde nicht von seiner Meinung abrücken, nur weil sie ihm ihre halb entblößten

Brüste zeigte und ihm ein liebliches Lächeln schenkte. Doch andererseits musste er vorsichtig sein, konnte diese Frau ihn doch beim Oberbefehlshaber anschwärzen. «Ich versichere Euch, Ma'am, dass keinem Adjutanten im Stab die Erfüllung der Pflicht so wichtig ist wie mir. Reicht Euch das als Antwort?»

Doch Lizzie schien ihm gar nicht zugehört zu haben. Das Aufgehen einer der Glastüren lenkte sie ab, und sie sah nach rechts. Vane blickte ebenfalls dorthin, und im nächsten Moment stand die Welt für ihn still.

Eine große und schlanke junge Frau stand selbstbewusst in der Tür. Sie trug ein einfaches Kleid aus dunkelroter Baumwolle, doch an ihrem Körper wirkte es wie das allervornehmste Stück. Ihr langes und lockiges Haar umrahmte ein feines Gesicht, das durch einen Zug der Verärgerung zusätzlich an Attraktivität gewann.

Ein Lieutenant, dessen Aufgabe darin bestand, die Gäste durch die Räumlichkeiten zu führen, erschien jetzt neben der Frau und führte sie über die Terrasse zu Vane. «Sir? Darf ich Euch Missis Martha Crowl vorstellen?», fragte er nervös.

«Zu Euren Diensten, Ma'am.» Vane verbeugte sich vor ihr.

«Captain Vane, Ma'am», erklärte der Lieutenant. «Sir Williams diensthabender Adjutant.»

«Ihr dürft ihn Kit nennen.» Lizzie war nicht entgangen, dass Vane sich vor ihr in Acht nahm. «Ich bin Elizabeth Loring.»

Die beiden Frauen sahen einander an, und spontan entstand Sympathie zwischen ihnen. Martha lächelte kurz und warm Lizzie an. Diese Lippenbewegung ging Vane durch und durch, und er fragte sich, auf welch magische Weise Frauen miteinander kommunizieren mochten.

«Missis Crowl möchte unbedingt den Oberbefehlshaber sprechen», sagte der Lieutenant. «Ich habe ihr mitgeteilt, dass Sir William gerade …»

«Sir William wird entzückt sein, Eure Bekanntschaft zu machen», unterbrach Lizzie den Lieutenant und entließ ihn mit einer Handbewegung. «Meines Wissens ist er in der letzten halben Stunde von einigen anstrengenden Kaufleuten belagert worden. Wollen wir ihn befreien?»

Sir William schien sich tatsächlich in einer misslichen Lage zu befinden. Die Kaufleute der Stadt hatten ihn so dicht an das Feuer im Vorraum gedrängt, dass er fürchtete, die Flammen würden seine Seidenstrümpfe versengen. Er wagte jedoch nicht, die Delegation aus Philadelphia stehen zu lassen, denn das hätte die Männer beleidigt und zu ärgerlichen Verwicklungen geführt. Sosehr sie ihn auch langweilten, er wusste, dass er Interesse an ihren Problemen zeigen musste. Immerhin waren dies die Männer, auf die sich der Reichtum der Kolonien gründete. Und sie gehörten zu den verlässlichsten Anhängern der Krone. «Ich versichere Euch», erklärte Sir William nun schon zum dritten oder

vierten Mal, «dass ich die Flussforts einnehmen werde. Ihr habt mein Wort darauf, Gentlemen.»

«Sie müssen verschwinden!», rief ein Möbelschreiner düster.

«Und das werden sie!» Sir William wünschte sich nichts lieber, als dass ein Adjutant erschiene und ihn aus seiner Lage befreite. Doch die waren sicher alle längst mit irgendwelchen Damen beschäftigt.

Abel Becket wollte jetzt wissen, wann genau mit der freien Befahrbarkeit des Flusses zu rechnen sei. «In meinen Lagerhäusern warten Ladungen, die dringend nach England müssen! Geschnittene Walnüsse, Sir William, die bald verderben werden!»

«Dessen bin ich mir bewusst.» Der General spürte, wie es an seiner Kehrseite immer heißer wurde. Er fragte sich, welches grausame Schicksal ihn in die Gesellschaft dieser Männer getrieben hatte. «Der Fluss ist bald schon frei befahrbar.»

«Ich hoffe nur, dass der Delaware vorher nicht zufriert», entgegnete Becket. «Oder die Franzosen gelandet sind.»

Die letzte Bemerkung traf Howe tief, und entgegen seinen Gewohnheiten runzelte er die Stirn. Solches Gerede empfand er als defätistisch. «Die Franzosen, Mister Becket, streben nicht danach, sich in die Rebellion verstricken zu lassen! Oh, ich bezweifle nicht, dass sie den Briten einen tüchtigen Nasenstüber gönnen, doch bedenkt, dass sie sich

bei einem Eingreifen für die Republik entscheiden würden. Und das bei ihrer Monarchie!» Sir William sprach so, als traue er einem amerikanischen Handelsmann nicht zu, sich in den Feinheiten europäischer Politik auszukennen. «Davon abgesehen», fuhr er fort, «ist die Rebellion ohnehin bald vorüber. Ein gnädiges Schicksal ermöglichte es uns, Mister Washington eine weitere empfindliche Niederlage beizubringen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass seine Armee den Winter übersteht, ganz gewiss kann ich das nicht. Und sehr bald schon, Gentlemen, werden wir die Nachricht von General Burgoynes Erfolg erhalten. Wenn er nämlich Neu-England abgeschnitten hat.»

«Preiset den Herrn», bemerkte Reverend MacTeague, der der Konversation lauschte.

«Ich bin der festen Überzeugung, dass der Friede in greifbare Nähe gerückt ist.» Sir William ignorierte den fetten Kirchenmann, der seit Tagen alle im Hauptquartier mit seinem Wunsch belästigte, einen Dankgottesdienst für den Sieg bei Germantown abzuhalten. Einen Gottesdienst voller Demut und düsterer Feierlichkeit. Nichts war Howe mehr zuwider. Er wollte von fröhlichen Dingen umgeben sein, wie zum Beispiel dem Lied ‹The World Turned Upside Down›, das die Musikanten jetzt anstimmten.

Etwas Blaues huschte durch eine der Terrassentüren herein, und zu seiner endlosen Erleichterung entdeckte Sir William dort Lizzie, die ihm diskret zunickte. «Vergebt mir,

Gentlemen!», erklärte er gewichtig, als müsse er sich plötzlich um eine Angelegenheit von höchster militärischer Brisanz kümmern.

Und in gewisser Weise traf das auch zu. Denn Martha Crowl, die von Lizzie in die leere Bibliothek des Hauses geführt worden war, überschüttete ihn gleich mit bitteren Vorwürfen. Ob der General schon einmal die Hospitäler besucht habe, in die man die verwundeten Rebellen gelegt habe, fuhr sie ihn an.

Sir William, der Frauen mit Geist sehr schätzte, auch wenn sie ihm wenig freundlich begegneten, gestand, dass er noch nicht dort gewesen sei.

Martha Crowl erklärte ihm, dass sie sich dieser Mühe schon unterzogen habe, und sie berichtete ihm von den Schrecken in den überfüllten Hallen und von der mangelnden Pflege, an der die Verwundeten zusätzlich litten. Lizzie saß etwas abseits mit Captain Vane und hörte aufmerksam zu.

«Und mein eigener Bruder», fuhr Martha fort, «liegt in einem dieser Hospitäler im Sterben.»

Schweigen senkte sich über die Bibliothek, die nur von der leisen Musik unterbrochen wurde, die draußen auf dem Gang widerhallte.

«Das tut mir ausgesprochen leid», erklärte Sir William schließlich. Er legte die Stirn in Falten und suchte nach passenderen Worten, fand jedoch keine. «Das tut mir wirklich leid.»

«Ich habe versucht, ihn verlegen zu lassen», sagte Missis Crowl, «und ich habe mich bemüht, allen Verwundeten dort etwas Linderung zu verschaffen. Doch alle meine Wünsche wurden abschlägig beschieden. Eure Ärzte weigern sich, sich um die Amerikaner zu kümmern, solange noch nicht alle Briten versorgt sind. Und unseren eigenen Ärzten wird der Zugang zu den Hospitälern verweigert. Kein sehr zivilisiertes Verhalten, Sir William.»

«Nein.» Howe war ehrlich entsetzt über das, was Martha ihm mitgeteilt hatte. Vane fiel auf, dass er Lizzie hilfesuchend ansah. Und der General war etwas irritiert darüber, dass Missis Crowl mehrfach das Wort ‹wir› benutzt hatte. «Vergebt mir, doch darf ich mich danach erkundigen, ob Ihr der Seite der Rebellen anhängt?»

«Ich bin Patriotin, Sir, und stolz darauf.»

«Ich weiß Eure Ehrlichkeit zu schätzen.» Der General legte eine Pause ein. «Darf ich weiter davon ausgehen, Ma’am, dass Ihr allein zu mir gekommen seid, weil Euer Gatte an der Seite von Mister Washington kämpft?»

«Mein Mann ist tot, Sir. Doch wenn er noch leben würde, stünde er längst in den Reihen des Generals Washington.»

Howe entging nicht, dass sie den Titel General besonders betont hatte. Er lächelte. «Wir Briten sind so stur, seinen Rang nicht wahrzunehmen, Ma’am. Ich hoffe, Ihr könnt uns das vergeben.» Er drehte sich kurz zu Vane um. «Seid Ihr der Diensthabende, Kit?»

«Jawohl, Sir.»

«Habt Ihr dann die Güte, die Hospitäler davon in Kenntnis zu setzen, dass allen Zivilisten, die dort helfen wollen, jede Unterstützung gewährt werden soll?»

Vane nickte. «Natürlich, Sir. Ich lasse den Befehl noch heute Nacht aufsetzen.»

Sir William wandte sich wieder Martha zu. «Ihr sagtet, Euer Bruder läge im Sterben?»

«Ja, wenn man ihm nicht das Bein abnimmt.» Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, Sir Williams Unbehagen weiter zu vergrößern. «Und ich hätte davon nie erfahren, Sir, wenn ich nicht hartnäckig alle Hospitäler abgesucht hätte.» Wie andere Frauen in der Stadt auch hatte Martha nach Verwandten gesucht. «Ich habe mich nicht abweisen lassen und ihn endlich gefunden.»

«Das freut mich für Euch, Ma'am.»

«Doch man wollte mir nicht erlauben, ihn verlegen zu lassen.»

«Das wird schnellstmöglichst arrangiert. Kit?»

«Sofort, Sir.» Vane sah Martha an. «Wo liegt Euer Bruder?»

«Im State House, Captain.»

«Und wohin soll er verlegt werden?» Vane zückte sein kleines Buch und einen Bleistift.

«In mein Haus, ein Kalksteinhaus an der Ecke der Fourth und der Market Street. Dürfte ich darum bitten, Jonathon

durch die Hintertür zu bringen und in die Küche zu tragen? Ich bestelle einen Chirurgen dorthin.»

Vane lächelte säuerlich über Marthas Ansinnen, er solle einen verwundeten Rebellen durch die Straßen tragen. «Mein Bursche bringt ihn, Ma'am. Wie lautet der Name Eures Bruders?»

«Jonathon Becket.»

Sir William sah überrascht auf. «Doch nicht etwa der Sohn von Abel Becket?»

«Sein Neffe, Sir William. Ich muss jedoch hinzufügen, dass Abel Becket alle Familienmitglieder enterbt hat, die für die Rebellen kämpfen.» Martha klang sehr empört darüber. Doch dann verbeugte sie sich leicht und sagte sanfter: «Ich bin Euch zu großem Dank verpflichtet, Sir William.»

«Ich bedaure nur, dass solche Umstände Euch in dieses Haus geführt haben, Ma'am.»

«Ich bin froh, dass ich gekommen bin.» Martha war überrascht, wie leicht ihr dieser Sieg gefallen war. Doch da bot der Captain ihr seinen Arm an, und das stimmte sie etwas verlegen.

«Ihr sagtet, Ma'am, die Angelegenheit sei von großer Dringlichkeit. Sollten wir da nicht sofort etwas unternehmen?»

«Ja, Captain.» Martha hakte sich bei ihm ein und ließ sich nach draußen führen. Sir William atmete laut und lange aus. «Ich hoffe, Vane ist sich bewusst, wie gnädig es das

Schicksal mit ihm meint. Abgesehen von dir habe ich nie eine schönere Frau gesehen.»

«Wollen wir hoffen, dass sie ihm etwas Vernunft beibringt.»

«Du magst Kit nicht?»

«Er ist sehr ambitioniert und sehr stolz. Dadurch kann er gefährlich werden, William.»

«Aber ich bin der General, und er ist nur Captain. Deswegen bereite ich mir keine großen Sorgen. Sollen wir uns nun wieder den Gästen widmen?» Sir William lächelte gütig und wohlwollend. Er träumte vom Frieden und von Lachen, das diesen Frieden mit Glück versüßen würde. Und während Vane mit der Witwe unterwegs war, kehrte Howe zur Tanzfläche zurück.

Siebzehn

«Grundgütiger!»

Der diensthabende Offizier im State House war ein älterer und mürrischer Lieutenant, der nach Rum stank. Ein enttäuschter Mann, dem die Beförderung, die er seiner Ansicht nach verdiente, versagt geblieben war. Er hielt das Schreiben an die Kerze, das Private Sam Gilpin ihm vorgelegt hatte.

«Von Sir William Howe?» Der Lieutenant konnte es kaum glauben.

«Er hat unterzeichnet, Sir», erklärte Sam. In Wahrheit hatte Sir Williams Sekretär die Unterschrift imitiert, doch nur

aus dem einen Grund, seinen Herrn nicht damit zu behelligen und ihm die Freude an dem Fest zu vergällen.

«Wisst Ihr, es gibt so etwas wie Tageslicht. Gott der Herr sprach, es werde Licht, und verdammt noch mal, es wurde Licht. Aber nein, Sir William muss Euch mitten in der Nacht losschicken!» Der Lieutenant gab Sam das mit Siegel versehene Schreiben zurück und akzeptierte damit seine Authentizität. «Ihr seid also hier, um einen elenden Yankee zu finden und fortzuschaffen, richtig?»

«Jawohl, Sir.»

«Da wünsche ich Euch viel Glück. Die Burschen kippen von den Tragen wie pockenkranke Spatzen. Der Kerl ist wahrscheinlich längst tot.» Der Lieutenant gähnte. «Nehmt die verdammte Laterne, aber steckt nicht das ganze Haus in Brand. Und achtet darauf, keinen von den anderen aufzuwecken. Wir haben hier auch so schon genug Ärger am Hals.»

Sam erhielt somit Zutritt und nahm sich eine Laterne, die er mit der Kerze vor dem Diensthabenden entzündete. Das Leben als Bursche eines Offiziers steckte voller Überraschungen, sagte er sich. Mal musste er zwei Frühstücke zu seinem Captain und der jeweiligen Hure, mit der er die Nacht verbracht hatte, bringen, oder er erhielt so eigenartige Aufträge wie diesen hier. Sein Herr war früh vom Fest des Generals zurückgekehrt, hatte Sam, der auf dem Küchenboden schlief, unsanft geweckt und ihm aufgetragen,

sofort im State House nach einem bestimmten verwundeten Rebellen zu sehen.

Sam hatte sich aufgerichtet und geblinzelt. «Einen Rebellen, Sir?»

«Einen jungen Mann von zwanzig Jahren namens Jonathon Becket. Er muss dort verwundet worden sein, wo Ihr den Sergeant attackiert habt.» Vane erinnerte seinen Burschen gern an diesen Vorfall, um sich der ewigen Dankbarkeit Sams zu versichern. «Geht dorthin und findet ihn. Irgendeiner hat ja wohl eine Liste mit ihren verdammten Namen. Weckt alle auf, die Euch weiterhelfen können, und zeigt Sir Williams Schreiben vor. Und beeilt Euch, Mann!»

«Becket, Sir, wie der Erzbischof im Mittelalter?»

«Wollen wir hier eine Geschichtsstunde abhalten? Um der Liebe Gottes willen, Sam, wacht endlich auf!»

«Aber ich kenne den Mann, Sir! Wenn er es wirklich ist, habe ich mich bereits um ihn gekümmert.»

«Warum straft der Herr mich mit einem solchen Burschen?» Vane hörte sich ungewohnt gutmütig an. «Als Gott Euch geschaffen hat, Samuel Gilpin, hat er des Guten ein wenig zu viel getan. Nun auf, Nichtsnutz, findet den Mann! Eine Lady wartet! Nun bindet Schwingen an Eure Füße und entzündet in Eurem Arsch eine Granate. In Kürze: beeilt Euch, Sam!»

So war Sam zum State House gelangt. Niemand hatte sich dort die Mühe bereitet, eine Liste der Verwundeten

aufzusetzen. Sam musste Raum für Raum nach Jonathon Becket absuchen. Doch so zuwider war ihm dieses Tun auch wieder nicht. Er hatte in den letzten Tagen oft an den verwundeten Amerikaner denken müssen, der Nate bei der Flucht hatte behilflich sein wollen und der von Scammell mit Fußtritten malträtiert worden war. Sam verspürte Schuldgefühle, wenn er sich daran erinnerte. Wenn er doch nur den Rappen schneller gebracht hätte. Wenn er zusammen mit Nate geflohen wäre, dann könnte sein Bruder noch am Leben sein, und Jonathon, der auf seltsame Weise eine Verbindung zu Nate darzustellen schien, siechte nicht in diesem Hospital.

Falls der Amerikaner noch am Leben war … was bei dem allgegenwärtigen Dreck und Gestank in diesem Gebäude höchst zweifelhaft erschien. Sam schlich an den Rebellen vorbei, die stöhnten, fluchten oder leise weinten. Es roch nach schwärenden Wunden, Erbrochenem, Kot und Tod. Die richtigen Krankenhäuser waren für die Briten reserviert worden. Die in der Schlacht bei Germantown verwundeten Amerikaner hatte man daher ins State House gelegt, wo sie voller Schmerzen auf ihren Tod warteten. Einige von ihnen schliefen, andere waren bereits tot, und ein paar von ihnen erwachten und streckten hilfesuchend ihre Hände nach der flackernden Flamme aus. «Freund?», flüsterte eine Stimme aus der Dunkelheit. Der Mann lag unter einer verlausten Decke. Sam hielt die Luft an, um den entsetzlichen Gestank

nicht einatmen zu müssen, und beugte sich mit der Laterne zu dem Mann hinab. Es war nicht Jonathon. Der Verwundete versuchte mit zitternden Fingern, Sams Ärmel zu erhaschen. «Wasser, bitte!»

Sam gab ihm seine Feldflasche. Der Mann packte sie mit beiden Händen und trank so gierig, als habe er seit einer Woche kein Wasser mehr erhalten. Der ganze Raum erwachte, entdeckte, was dort vor sich ging, und stöhnte um Hilfe.

«Musstet Ihr das tun?», ertönte von der Tür eine vorwurfsvolle Stimme. Sam drehte sich um und sah einen schlaftrunkenen Corporal, der ihn anstarrte.

«Corporal?»

«Sie stören unsere Ruhe.» Der Mann klang für einen so niedrigen Dienstgrad erstaunlich gebildet. «Nun, meine Herren, bitte, es ist Zeit zum Schlafen. Der Schlaf tut Euch so gut. Schlaft. Die Natur ist die sanfteste Krankenpflegerin.»

Doch jetzt waren alle Rebellen wach. Sie streckten die Hände aus und jammerten um Wasser. Sam riss dem Verwundeten die Feldflasche aus der Hand und floh aus diesem Raum.

«Es nutzt wirklich wenig, ihnen Hoffnung auf Besserung zu machen», tadelte ihn der Corporal. «Ihr meint vielleicht, Ihr würdet ihnen damit eine Nettigkeit erweisen, doch in Wahrheit seid Ihr nur außerordentlich grausam zu ihnen. Das

habe ich auch schon den Frauen erklärt, die sich um sie kümmern wollten. Warum, habe ich sie gefragt, wollt ihr das Leiden dieser Männer unnötig verlängern? Aber Frauen müssen sich eben in alles einmischen und haben immer ihren eigenen Kopf, meint Ihr nicht auch?»

Sam lehnte sich neben einem geöffneten Fenster an die Wand. Silberschwarze Wolken trieben unter dem klaren Mond vorbei. Er saugte die frische Nachtluft in sich ein. Eine Küchenschabe krabbelte über das Fensterbrett. Sam musste wieder an seinen Bruder denken, und wie stets hatte er Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Er versuchte, sich damit zu beruhigen, dass Nates rascher Tod ein besseres Ende für einen Soldaten war als das erbarmungslose und grausame Leiden, das er hier antraf. «Sie wollten doch nur etwas zu trinken», verteidigte er sich.

«Sie erhalten einmal am Tag Wasser», entgegnete der Corporal streng. «Und es ist für uns schon Plage genug, es zu ihnen zu bringen. Wir sind hier unterbesetzt!» Sam versuchte, den süßlichen Geruch des Todes zu ignorieren. «Sie krepieren dort!»

«Ich fürchte, das ist allein die Schuld von Mister Washington.» Der Corporal winkte ab. «Die Regeln des Krieges erfordern, dass jede Seite sich um ihre Verwundeten kümmern muss. Und wenn er sich nicht die Mühe bereiten will, diese Männer hier zu versorgen, sind wir nicht verpflichtet, das Unsere für sie zu tun.» Er sprach

mechanisch, so als habe er diese Worte so oft vorgetragen, dass er sie auswendig hersagen konnte. «Nicht, dass ich kein Mitgefühl für sie hätte, das dürft Ihr nicht denken. Das habe ich in der Tat. Ich lese ihnen sogar Psalmen vor!»

«Ich vermute, das begeistert sie geradezu», entgegnete Sam.

«Ich wollte immer in den Kirchendienst.» Der Corporal knöpfte seine Jacke zu und schloss den Gürtel. «Entweder zur Kirche oder zum Theater. Und wo bin ich gelandet? Ich darf jetzt für König George die Flöte blasen! Und nicht zu vergessen, mich um irgendwelche dahergelaufenen Kolonisten kümmern! Was für eine Ungerechtigkeit!» Er musterte Sam von oben bis unten und lächelte. «Seid Ihr dienstlich hier, oder wolltet Ihr jemanden besuchen?»

«Ich suche einen jungen Mann, der bei Germantown verwundet wurde.»

«Der ist vermutlich schon tot. Sie sterben hier nämlich in ununterbrochener Folge, müsst Ihr wissen. Uns obliegt es dann, die Leichen aus dem Haus zu schaffen. Eine dreckige, verlauste Brut! Aber in Wahrheit ist der Tod eine Gnade für sie. Das Leben ist kein reiner Spaß mehr, wenn man verkrüppelt herumlaufen muss.»

«Der Mann, den ich suche, ist verkrüppelt», erklärte Sam. «Er hat ein zu kurzes Bein und einen Klumpfuß.»

«Aha!», entfuhr es dem Corporal mit unerwartetem Enthusiasmus. «Ein gut aussehender Knabe mit schwarzem

Haar? Der hat gestern noch gelebt, glaube ich wenigstens.» Er winkte Sam zu, ihm zu folgen. Am Fuß der Treppe legte er Sam warnend eine Hand auf den Arm. «Achtet darauf, wohin Ihr tretet. Mit der Reinlichkeit ist es hier nicht weit her.» Er führte Sam durch einen Gang, der sich als die Latrine der Wachen entpuppte. Überall Kot und Urin. Zwei Ratten wurden von dem Laternenlicht aufgeschreckt und flüchteten in die Dunkelheit. Der Corporal schob Sam in einen holzvertäfelten Raum. «Hier liegen die, die Glück gehabt haben», erklärte der verhinderte Gottesmann. «Diejenigen, die nicht so schwer verwundet wurden.» Er hob Sams Arm, damit die Laterne mehr Licht verbreiten konnte. «Wusstet Ihr, dass die Rebellen in diesem Raum ihre Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet haben?» Der Corporal lachte laut.

«Ihre was?» Sam hatte noch nie von einer solchen Erklärung gehört.

«Vergesst es.» Der Corporal suchte die Verwundeten ab, die das Licht bemerkten und sofort nach Hilfe stöhnten. «Viel genutzt hat sie ihnen ja nicht, was? Euer Freund lag gestern noch dort drüben, unter dem Fenster.»

Sam konnte nicht feststellen, dass diese leichter Verwundeten ein glücklicheres Los gezogen haben sollten, wenn man von dem Umstand absah, dass sie bis zu ihrem Tod länger leiden mussten. In dem Raum stank es nach

Verwesung. Nach Fieberschweiß, nach roter Ruhr und nach Fleisch, das an den Knochen verfaulte. Ein Leichenhaus.

Doch unter dem Fenster entdeckte Sam die lebendigen schwarzen Augen in dem schmalen, fein geschnittenen Gesicht. Das war Jonathon, neben dem er auf dem Schlachtfeld gekniet hatte. Doch Sam erkannte auch, dass Jonathon mittlerweile an mehr als nur der Fleischwunde litt, die er bandagiert hatte. Fieber war in den Augen des jungen Mannes, und sein Körper zitterte im Delirium. Sam verspürte Mitleid und Schuld, als er zwischen den herumliegenden Verwundeten zu ihm schritt und vor ihm in die Hocke ging. «Jonathon?»

Er erhielt keine Antwort. Er sah eine Laus, die über Jonathons Kragen krabbelte. Der Junge stank nach seinen Exkrementen und nach altem Schweiß. «Jonathon?»

«Habt Ihr ihn also gefunden?», erkundigte sich der Corporal.

«Ja.» Als Sam dieses Wort aussprach, kehrte etwas Leben in die Augen des Amerikaners zurück. Sein Blick heftete sich auf Sam, und nach einer Weile sah er ihn fragend an. Dem folgte ein Blick der ungeheuren Erleichterung, hinter der die Hölle sichtbar wurde, die der Junge hier durchgestanden hatte. Sam musste dringend etwas sagen, um nicht zu schluchzen. «Ich bringe Euch hier heraus, Johnny.»

«Ihr wollt ihn mitnehmen?», fragte der Corporal schockiert.

«Auf Befehl von Sir William.» Sam hatte in den letzten Tagen gelernt, wie viel Macht diesen magischen Worten innewohnte.

«Dann haben wir hier aber einen wirklich vom Glück gesegneten Yankee. Kommt Ihr allein zurecht? Ich kann Euch nicht helfen, ihn zu tragen. Mein Rücken, Ihr versteht?»

«Ich schaffe es schon.» Sam hob Jonathon aus dem Dreck und trug ihn auf den Armen zu dem Haus in der Market Street, wo ein Chirurg warten sollte. Bei ihm befanden sich eine vornehme Lady und eine schwarze Magd, die entsetzt aufschrie, als sie den furchtbar zugerichteten Jonathon sah.

«Grundgütiger!», sagte der Arzt.

Sam legte den Körper auf den Tisch und kehrte dann, weil er nicht wusste, was er sonst tun sollte, zur Tür zurück. Doch der Chirurg rief ihn ärgerlich zurück. «Ihr habt diesen Schaden angerichtet, dann könnt Ihr auch dabei helfen, ihn zu beheben!»

«Ich?»

«Ihr seid doch ein Rotrock, oder? Einer dieser braven Männer, die erschienen sind, um uns vor uns selbst zu schützen.» Der Arzt war sehr wütend. «Kommt her, Mann! Euer verdammter Captain ist sich zu fein für diese Arbeit, also werdet Ihr etwas für einen Patrioten tun.»

Der Arzt entfernte die Kleider von Jonathon. Er schnitt mit einer großen Schere durch die verrotteten, eiterdurchtränkten Stoffschichten. Die Lady erbleichte,

während die Magd mit geschickten Fingern mithalf. «Tut man denn in den Hospitälern überhaupt nichts für die Verwundeten?», fragte der Doktor zornbebend.

«Nein, Sir.» Sam fühlte sich erbärmlich.

«Was für Barbaren! Was für ein Abschaum!» Der Arzt entfernte die letzte Leinenschicht. Sam starrte mit der Faszination des Entsetzens auf den verdrehten und klumpigen rechten Fuß Jonathons.

«Haltet keine Maulaffen feil!», fuhr ihn der Chirurg an. «Verdammt, es muss abgenommen werden. Wasser, Jenny! Und Tücher!»

Das Bein war geschwollen und stank.

«Könnt Ihr …», begann die Lady.

«Ich kann, Martha, aber nur, wenn Ihr mich in Ruhe arbeiten lasst.» Der Arzt war fast völlig kahl, hatte ein rundes Gesicht und schien zur Übellaunigkeit zu neigen. Er öffnete einen Holzkasten, der mit Samt ausgeschlagen war und in dem sich Sägen, Messer, Bohrer, Zangen und zwei sehr scharfe, kleine Skalpelle befanden. Er holte die Knochensäge, zwei Messer und ein Skalpell heraus. Auf dem Sägeblatt zeigten sich von der letzten Operation getrocknete Blutflecke.

Der Chirurg beugte sich über Jonathons verschrumpeltes rechtes Bein und rümpfte beim Gestank des brandigen Fleisches die Nase. «Hier ist keine Haut, um sie um den Stumpf zu nähen. Habt Ihr Teer im Haus?»

«Nein», antwortete Jenny.

«Dann eben glühend heiße Feuerhaken! Irgendein rotglühendes Stück Eisen! Ihr da!» Das galt Sam. «Kommt her!»

Sam stellte sich gehorsam an das Ende des Küchentisches, wo der Arzt gerade einen langen Lederriemen um den Patienten und den Tisch band.

«Strammziehen!», befahl der Doktor. «Er darf sich nicht mehr bewegen können.» Er band einen weiteren Riemen um Jonathons Hüfte und schließlich zwei um sein gesundes Bein. «Die Schürhaken, Martha! Wo bleiben sie denn?»

Die Lady stieß drei Stangen ins Feuer. Der Arzt zog seine Jacke aus und band sich eine blutbespritzte Schürze um. «Er wird große Schmerzen erleiden.»

«Wird Brandy ihm helfen?», fragte Martha.

«Ich bezweifle, dass er in der Lage ist, etwas zu sich zu nehmen», antwortete der Arzt, «aber mir würde Brandy sehr helfen.» Er bedachte Sam mit einem Blick, als sei der Engländer schuld an allen Übeln auf der Welt. «Er ist angebunden, aber wird herumflattern wie ein Fisch an Land. Ihr haltet ihn still, habt Ihr mich verstanden? Verfolgt nicht das, was ich tue, sondern haltet ihn fest!»

«Jawohl, Sir!»

«Martha, der Brandy! Und Licht! Ich brauche mehr Licht!» Sie warteten. Jonathon stöhnte und drehte den Kopf zur Seite. Martha kehrte mit einigen hohen Kandelabern aus

Silber zurück. Sie hatte auch eine schwarze Flasche dabei, die der Chirurg sofort in Besitz nahm. «Stellt Euch nun an den Kopf Eures Bruders, Martha. Haltet sein Gesicht. Eure bloße Anwesenheit gibt ihm Zuversicht. Er wird Euch wahrscheinlich nicht hören, und er hat gute Aussichten, diese Operation nicht zu überleben. Aber wir können wenigstens versuchen, den Schaden zu beheben, den die königlichen Herren ihm zugefügt haben. Jenny, halte das Feuer heiß!»

«Ja, Sir.»

Der Chirurg hängte einen Streichriemen an einen Fleischhaken und schärfte eine Messerklinge daran. «Es heißt, man brauche zwanzig Minuten, um ein Bein abzuschneiden», erklärte er den Anwesenden. Doch das ist blühender Ignorantenunsinn! Ich erledige so etwas in neunzig Sekunden und werde euch das jetzt vorführen. Alles, was länger dauert, würde die Konstitution des Jungen zu sehr schwächen. Die Sache ist für niemanden angenehm, am allerwenigsten für den Patienten. Wenn Ihr ihm wenigstens einen Hauch Überlebenschance geben wollt, dann unterstützt Ihr mich, indem Ihr auf Kreischen, in Ohnmacht fallen und andere weibliche Duseleien verzichtet. Das gilt auch für unseren galanten britischen Soldaten. Ihr haltet ihn fest und denkt meinetwegen an England, aber lasst Euch nicht dazu verleiten, Euch hier zu übergeben. Sind die Feuerhaken jetzt so weit?»

«Ja, Sir», antwortete Jenny kläglich. Die finsteren Worte des Arztes flößten ihr offenbar Angst ein.

«Möge Gott uns allen beistehen.» Der Chirurg legte das Messer hin und goss sich Brandy in ein Glas. Er leerte es auf einen Zug. «Wenn Gott ihm gnädig ist, wird Er ihn die ganze Zeit in Bewusstlosigkeit halten.»

Sam legte seine Hände auf das Brustbein Jonathons. Martha legte ihre schlanken weißen Finger auf die bleichen Wangen ihres Bruders. Der Doktor nahm das geschärfte Messer auf. «Seid tapfer!», rief er grimmig und stieß dann die zugespitzte Kante in das Fleisch. Jonathon stieß einen Schrei aus, als sei er eine Seele, die in die ewige Verdammnis geworfen wurde. Im selben Moment verkrampfte sein Körper so sehr, dass Sam alle Kraft aufbieten musste, um ihn niederzuhalten.

«Haltet ihn still!» Der Arzt dehnte das letzte Wort, so als wollte er damit den lang gezogenen Schrei des Patienten ersticken. Er schnitt das Fleisch rund um den Oberschenkel auf. Eiter und Blut strömten auf den Boden.

Endlich legte er das Messer fort und nahm die Knochensäge in die Hand. Er grunzte und setzte die Säge an. Kurz darauf schnitt sie kratzend durch die Knochen. Jonathon war in Ohnmacht gefallen. Sam wandte den Blick von dem Oberschenkel ab und starrte die Lady an, die ihm, ohne es zu bemerken, in die Augen sah. Brandgeruch verströmte von der schwer arbeitenden Säge.

Der Arzt grunzte und zog die Säge zum letzten Mal weit zurück. Dann schnitt er mit dem zweiten Messer das verbliebene Fleisch durch. «Die Schürhaken! Rasch, Magd!»

Jenny reichte ihm das erste Eisen, und Jonathon bog den Rücken durch, als die rot glühende Spitze sein Fleisch ausbrannte. «Der nächste Haken!» Wieder das Zischen und der scharfe Geruch verbrannter Haut. «Der nächste!» Sam schloss die Augen, als wenn die Dunkelheit die schrecklichen Geräusche und Gerüche aussperren könnte.

«Achtundneunzig Sekunden!» Der Chirurg schwitzte. «Bandagen!» Die Bänder hatte man in Blei-Azetat getunkt, um Infektionen zu verhindern. «Ihr!» Er zeigte auf Sam. «Nehmt das Bein und vergrabt es draußen!»

Sam packte das verdrehte Glied am Fußgelenk und trug es in den Garten. Hier war kein Licht, er fand keinen Spaten, und er hatte keine Ahnung, wo er das abgesägte Bein vergraben sollte. Er ließ es auf ein Stück Gras fallen und hockte sich an die Wand.

Ein heller Schrei ließ ihn aufblicken. Ein kleines Mädchen im Nachthemd stand ängstlich in der Tür. Es rief nach seiner Mutter. Sam befürchtete, die Kleine könnte das abgetrennte Bein entdecken. Er lief zu ihr und nahm sie auf den Arm. «Ist doch gut, alles ist gut.»

«Die Tür war verschlossen.» Offenbar hatte Jonathons grässlicher Schrei sie geweckt, und sie war nach unten in die Küche gelaufen.

«Alles ist gut», beruhigte Sam das Mädchen. Er blickte über die Schulter der Kleinen in einen Raum, der so luxuriös ausgestattet war wie daheim in England das Herrenzimmer seines Quires. Er erklärte dem Mädchen vorsichtig, dass das furchtbare Geräusch von jemandem gekommen sei, der sehr krank gewesen sei und nun wieder gesund werden würde.

«Wer denn?», wollte das Mädchen mit der Neugier seines Alters wissen.

«Einer, der Jonathon heißt.»

«Onkel Jonathon?»

Sam hörte heraus, wie erschrocken das Mädchen über diese Vorstellung war. «Er wird wieder ganz gesund, ehrlich.» Sam erinnerte sich an die Schlacht. An den Mulitritt der Muskete, an die Rauchwolke vor der Gewehrmündung und an die Freude darüber, einen Feind fallen zu sehen. Und er sagte sich, dass es so enden musste: mit Blut, einer Säge und entsetzlichen Schreien. Nate hatte sicher noch Glück im Unglück gehabt. Sam begriff jetzt, dass Nates Tod und Jonathons Überleben untrennbar miteinander verbunden waren. Und er wusste, dass er das Mädchen in seinem Arm nicht enttäuschen durfte, wenn die Seele seines Bruders zwischen den Sternen ihr Paradies finden sollte. Das Leben eines Rebellen musste erhalten werden. Durch Jonathon wollte Sam seine Schuld abtragen.
Achtzehn

In dem Glauben, dass pures Vergnügen eine Rebellion beenden und die Zuneigung der verdrossenen Kolonisten gewinnen konnte, war Sir William, entschieden unterstützt von Lizzie, fest entschlossen, aus Philadelphia einen Ort immerwährender Freude zu machen. Eine Gesellschaft folgte der nächsten, Dinner gingen in Mitternachtsmahle über, und die Musikanten ließen, statt auf dem Schlachtfeld die roten Reihen anzufeuern, auf den Parkettböden der Stadt die Tänzer sich drehen. Der Rest von Amerika sollte am Beispiel Philadelphias sehen, dass die Briten nicht die blutrünstigen Tyrannen waren, als die die Propaganda der Rebellen sie hinstellte, sondern dass sie Freude brachten und echte Hoffnung auf Wohlstand und Frieden.

Doch in den ersten Wochen der britischen Besetzung ließ sich der Krieg nicht völlig verdrängen. Die Rebellen-Forts am Fluss waren eine Quelle ständigen Ärgernisses, und die Stadt selbst wurde mit einer Kette von Wachen umgeben, um die Bürger und Soldaten vor feindlichen Überfällen zu schützen. Doch abgesehen von diesen Unbilden wollte Sir William um sich herum nur lachende Gesichter sehen, und er befahl seinen Adjutanten, die vor kurzem noch inmitten von Tod und Gemetzel geritten waren, die Conferenciers seiner diversen Vergnügungsveranstaltungen zu werden.

Captain Vane nahm diesen Befehl bereitwillig auf, denn er hatte sich verliebt.

In der Nacht, in der man Jonathon das Bein abgenommen hatte, hatte er auf eine Nachricht der Witwe gewartet. Sie kam und war kurz, doch voller Anmut. In den Tagen danach bestürmte der Captain Martha mit Blumen, Geschenken und artigen Komplimenten. Er hatte sein Herz an sie verloren, und er liebte sie mit aller Leidenschaft eines jungen Mannes, der zu lange weibliche Gesellschaft entbehrt hatte und deshalb glaubte, in dieser einen Frau die Erfüllung aller seiner heimlichen Sehnsüchte gefunden zu haben. Er teilte Sam mit, dass er sich verliebt habe, denn ein Mann konnte solche Gefühle nicht vor seinem Burschen verborgen halten. Und Vane erzählte nur zu bereitwillig auch John Andre davon.

«Und Ihr haltet sie wirklich für hübsch?», zog Andre ihn auf.

«Wie ein dunkler Engel.»

«Und sie riecht nicht schlecht aus dem Mund?»

«Sie riecht wie Rosenblätter im Tau.»

«Aber gewiss sind ihre Zähne verfault?»

«Sie sind so rein wie poliertes Elfenbein.»

«Dann ist sie unvermögend?»

«Sie ist reicher, John, als ein Mann sich das nur wünschen kann!»

Andre zeigte ein besorgtes Gesicht. «Irgendeine Schwäche muss sie doch haben, Kit!»

«Nun, sie hat eine Tochter, ein süßes Kind.»

Andre lachte laut. «Dann wünsche ich Euch viel Glück, Kit. Ihr habt es Euch redlich verdient. Oder ist sie vielleicht eine Rebellin?»

«Ein weiblicher Verstand wechselt ständig seine Ansichten», entgegnete Vane. «Das ist bei ihnen notorisch.»

«Nur leider viel zu selten geht die Änderung in die Richtung, die uns wünschenswert erscheint. Wann lerne ich denn endlich dieses Wunder an Weiblichkeit kennen? Oder wagt Ihr es am Ende nicht, sie mir vorzustellen?»

«Ich bringe sie zu Billys Bacchanalien mit.»

«Dann versuche ich nach Kräften, in ihrer Gegenwart nicht in Ohnmacht zu fallen.»

Billys Bacchanalien, das war der Spitzname für eine Abendgesellschaft im Freien, die zu Ehren des Herbstanfangs abgehalten werden sollte, in Wahrheit jedoch eine willkommene Gelegenheit war, sich in der Neck zu tummeln, einem wunderbaren Fleckchen Erde, wo die Flüsse zusammentrafen und die reichen Patrizier Philadelphias den Sommer zu verbringen pflegten. Sir William hielt die Gesellschaft im Garten eines dortigen Landsitzes ab. Das Dinner wurde beim Sonnenuntergang serviert, damit die Gäste im vergehenden Licht tafeln konnten. Zwischen den Bäumen, an denen chinesische Laternen hingen, waren die Musiker verteilt.

Der Tag war grau, aber trocken, und am Nachmittag fand ein Cricketspiel zwischen Kavallerie- und Infanterie-

Offizieren statt. Nur wenige Zuschauer standen am Rand des Spielfelds, weil die meisten ein viel größeres Vergnügen dabei empfanden, einander zu betrachten. Lizzie Loring, die heute ein wunderbares weißes Satinkleid über einem dunkelroten Unterrock trug, war mit einem Sonnenschirm bewaffnet, der mit einem Blumenmuster bestickt war, das hervorragend zu den Blüten auf ihrem Hut passte. Sie spazierte Arm in Arm mit Sir William umher, und links und rechts verbeugten sich vor ihnen die Offiziere, und ihre Damen knicksten.

Martha präsentierte sich in einem mitternachtsblauen Kleid, und ihr schwarzes Haar war fast so hoch gesteckt wie das von Lizzie. Seit ihrer ersten Begegnung hatten die beiden Frauen sich angefreundet. Lizzie zog ihren Geliebten zu Martha. «Wie geht es Eurem Bruder, teure Missis Crowl?», erkundigte sich Howe.

«Der Arzt will ihn zur Ader lassen. Haltet Ihr das für eine gute Idee, Sir William?»

«Ich bin leider ein medizinischer Laie.» Der General lächelte Captain Vane zu, der stolz neben der Witwe stand. «Doch in London sind einige Ärzte der Meinung, das Aderlassen sei keine gute Behandlung. Ich kann allerdings nicht behaupten, dass es mir jemals geschadet hätte.»

«Ich halte das Aderlassen für eine scheußliche Angelegenheit!» Trotz ihrer Frage hatte Martha sich bereits ihre Meinung gebildet. «Der arme Junge hat schon genug

Blut verloren. Deshalb werde ich dem Arzt auftragen, seine Blutegel von ihm fernzuhalten.»

«Aber Euer Bruder befindet sich doch auf dem Weg der Besserung?», fragte Lizzie besorgt.

«Wenigstens geht es ihm nicht schlechter», antwortete Martha. «Captain Vanes Bursche kümmert sich sehr gut um ihn, und das scheint mir die beste Hilfe zu sein.»

«Sam ist ein braver Mann, Sir William», erklärte Vane. «Und bei kranken Pferden vermag er wahre Wunder zu vollbringen.»

«Ganz gewiss wird Euer Bruder bald wieder obenauf sein», sagte der General jovial und lud Martha und den Captain ein, in seiner Kutsche zur unteren Batterie zu fahren, die den Zusammenfluss von Delaware und Schuylkill schützte. Andere Gäste hatten sich dort bereits versammelt und genossen Wein und Austern. Doch es lag nicht an den Erfrischungen, dass die Menschen hierher geströmt waren. Vielmehr zogen die weißen Rauchwolken über den Marschen im Süden ihre Aufmerksamkeit an. Jeder neuen Wolke folgte wenig später der dumpfe Schlag eines Geschützes.

Die Gäste verfolgten den Krieg, der kurz vor dem Einsetzen der Herbstwinde fortgesetzt worden war. Die Flussforts der Rebellen mussten endlich ausgeschaltet werden. Sir William hatte Truppen in die enorme Weite der Salzmarschen im Süden der Stadt marschieren lassen, wo die Küstenbatterien schmutzigweiße Pulverwolken in die

salzhaltige Luft schickten. Der Fluss schlängelte sich um kleine, grasbedeckte Inseln herum und eilte auf die Delaware Bay zu, wo Lord Howe, der Bruder Sir Williams und Admiral der Nordamerikanischen Flotte, mit seinen Schiffen darauf wartete, dass Philadelphia wieder mit dem Meer vereint wurde.

Die Briten kontrollierten das Nordufer des Delaware. Die englischen Pioniere hatten schwere Plattformen in die Marschen vor Province Island und Carpenter's Island gesetzt, auf denen die Kanonen sicheren Boden fanden und das Fort Mifflin beschießen konnten, das sich auf Carpenter's Island im Zentrum des Stroms erhob. Der Rückschlag der schweren Geschütze trieb die Holzgebilde immer tiefer in den Schlickboden, sodass ständig neue Planken, Baumstämme, Seile und Erdmassen herbeigeschafft werden mussten, damit die Kanonen nicht über kurz oder lang versanken und somit unbrauchbar wurden. Und die amerikanische Kanone, die hinter den landwärts errichteten Palisaden des Forts stand, fügte dann den Kanonieren der Briten schwere Verluste zu.

Hinter Carpenter's Island, jenseits der tückischen Untiefen und Sandbänke des Delaware und noch ein Stück weiter als Bush Island, wo die Amerikaner eine befestigte Artillerie-Batterie in Stellung gebracht hatten, erhoben sich auf dem New-Jersey-Ufer die hohen Palisaden von Fort Mercer. Die Forts Mifflin und Mercer, die amerikanischen Bollwerke auf

diesem moorigen Stück Land, wurden sowohl von Land als auch von See belagert. Britische Kanonenboote und Fregatten verstärkten mit ihren Geschützen das Bombardement auf die gegnerischen Befestigungen. Sir William hätte gern noch mehr Schiffe eingesetzt, aber die Rebellen hatten am Unterlauf des Flusses große Hindernisse ins Wasser gelassen. Die Lotsen mussten sich auf ein hartes Stück Arbeit einlassen, wollten sie ihr Schiff durch die schmale Fahrrinne bugsieren. Der Krieg kam hier nur quälend langsam voran. Keine Kavallerieattacken mit gezogenen Säbeln führten hier zum raschen Sieg, und keine Regimenter zogen in fester Ordnung hinter ihren Fahnen ins Feld. Dies war der Krieg der Pioniere und Kanoniere, der Ballistiker und Ladeschützen, die genau berechnen mussten, wie viel des kostbaren Pulvers sie in den Lauf zu kippen hatten. Eine Unze zu viel, und das Geschoss würde über das Ziel hinausfliegen und, ohne Schaden anzurichten, ins Flusswasser fallen.

Martha, die aus der offenen Kutsche des Generals die fernen Pulverwolken betrachtete, lächelte Howe an. «Ihr werdet mir schon erklären müssen, Sir William, was dort vor sich geht. Ich fürchte, andernfalls wird es mir auf ewig ein Rätsel bleiben.»

«Im Grunde nicht mehr als langsame, aber stetige Arbeit, meine Teure. Wir zwingen Fort Mifflin mit unseren Kanonen nieder und richten dann seine Geschütze auf Fort Mercer.»

«Und das nimmt so viel Zeit in Anspruch?»

«Ich fürchte, dem ist so, es sei denn, die Rebellen kapitulieren vorher. Ich wünschte, das würden sie tun, denn sie haben ihren Mut bereits unter Beweis gestellt und können hier nichts mehr gewinnen.»

Martha wusste, dass Sir William ihr zuliebe den Rebellen-Garnisonen dieses Lob ausgesprochen hatte. «Nun, immerhin können sie den Kaufleuten der Stadt noch schweren Schaden zufügen, oder?»

«Damit liegen die Händler mir seit langem in den Ohren. Doch wir werden ihnen den Fluss öffnen.»

Solange der Weg zum Meer blockiert war, sammelten die Ladungen in den Lagerhäusern Staub an, und für den Winter stand zu befürchten, dass in Philadelphia die Lebensmittel knapp wurden. Die Kaufleute drängten darauf, die Festungen zu erstürmen, wenigstens Fort Mercer. Dann, sobald dieses Fort gefallen war, konnte man Fort Mifflin in Grund und Boden schießen. Martha erkundigte sich bei General Howe, warum er diesen Wunsch nicht erfüllen wollte. Sir William fühlte sich von Marthas Interesse an solchen Dingen geschmeichelt und zögerte nicht mit der Antwort: «Eine solche Operation würde genauso viel Zeit in Anspruch nehmen. Ich müsste noch mehr Artillerie auf die andere Seite des Flusses schaffen, die Batterien befestigen und die Pioniere Gräben ausheben lassen. Die Männer wären damit beschäftigt, Sturmleitern zu zimmern und zu warten,

bis die Kanonen eine Bresche in die Palisaden geschossen hätten. Nein, langsam und stetig erledigt sich die Arbeit genauso gut.»

«Und in der Zwischenzeit verhungern wir alle», wandte Martha ein.

«Das werde ich nicht zulassen, Missis Crowl. Ich baue eine Pontonbrücke über den Schuylkill, und wir schaffen aus der Chesapeake Bay Vorräte heran.»

«Ein gewaltiges Unterfangen, bloß um ein paar störrische Kolonialisten niederzuringen!»

Sir William schwieg lieber, als in Marthas Falle zu tappen. Doch Lizzie, die sich insgeheim noch über Vanes Verhalten neulich ärgerte, konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihn etwas zu provozieren. «Stimmt ihr dem zu, Captain?»

Vane wollte Zeit gewinnen und hoffte, der Oberbefehlshaber würde das Thema wechseln. «Wem oder was zustimmen, Ma'am?»

«Dass der Aufwand in Anbetracht des Lohnes übertrieben hoch ist.»

Vane ließ alle Hoffnung fahren, Sir William würde ihn aus seiner misslichen Lage befreien. «Wenn wir die dreizehn Kolonien verlieren, ermutigen wir damit überall Aufstände. Republikanische Rebellionen in Kanada, Westindien und sogar Irland wären die Folge. Nein, dieser Aufruhr ist wie eine ansteckende Krankheit, die an ihrer Wurzel bekämpft werden muss!»

«Ich hätte nie gedacht, dass wir so gefährlich sein könnten», entgegnete Martha, was bei Howe ein leises Lächeln hervorrief. Dann schlug Sir William vor, angesichts des nahenden Sonnenuntergangs dem Cricketspiel etwas Aufmerksamkeit zu schenken. Martha erklärte, dass es unmöglich sei, dieses Spiel zu verstehen. Sie wollte lieber zur Tanzfläche.

«Ich fürchte», sagte sie lächelnd zu Vane, «dass wir auf dem Gebiet der Politik nie zu einer Übereinstimmung finden werden, Kit.»

«Wir können es wenigstens versuchen.» Vane war viel zu glücklich, dass sie sich jetzt bei ihm einhakte. Da wollte er nicht länger über Streitfragen diskutieren. Er zeigte mit der freien Hand auf einen Pfad, der vom Hauptweg abbog und in den Schatten einer Baumgruppe führte, die intime Zweisamkeit zu versprechen schien. «Sollen wir dorthin spazieren?»

Martha wusste genau, was er beabsichtigte, hatte aber nicht vor, ihm solche Gunst zu schenken. Die Freundschaft mit ihm war ihr sehr nützlich, denn er bot ihr Schutz gegen die rachsüchtigen Loyalisten, die ihre Anwesenheit in der Stadt mit dem größten Missvergnügen sahen. Martha war sich auch bewusst, dass ein Adjutant des Oberbefehlshabers die eine oder andere Information über weitere britische Vorhaben preisgeben würde, die sie an die Rebellen weiterleiten konnte. Dennoch war sie nicht bereit, solche

Dienste mit Intimitäten zu vergelten. Auf der anderen Seite durfte sie die glühenden Gefühle des Captains nicht abkühlen lassen. Sie antwortete ihm, dass sie lieber seine Freunde treffen wollte, die an der Tanzfläche, wo die Musikanten bereits ihre Instrumente stimmten, auf den Beginn des Vergnügens warteten. Vane ließ sich seine Enttäuschung nicht anmerken und gab sich mit der Erkenntnis zufrieden, dass die Witwe sich in seiner Gesellschaft wohl zu fühlen schien. Er war seinerseits stolz auf ihre Begleitung und stellte sie John Andre vor. Der war mit Miss Peggy Shippen erschienen und stellte sie dem Paar vor. Miss Shippen gab gleich ihrer Meinung Ausdruck, wie sehr sich die Verhältnisse in Philadelphia doch gebessert hätten, seit vor drei Wochen die Briten eingezogen seien.

«Verbessert?», fragte Martha.

«Alles ist viel amüsanter geworden.» Peggy blickte zu der Wiese, auf der sich rote Uniformen und bunte Seidenkleider drängten. «Und so viel zivilisierter.»

«Zivilisierter? Seid Ihr denn der Ansicht, Miss Shippen, dass es uns Amerikanern an Zivilisation gebricht?»

«Wie könnte es Amerika an irgendetwas gebrechen», wehrte Andre charmant ab, «wenn es Euch hat, Missis Crowl?»

Martha lachte. «Amerika mangelt es an nichts, Captain Andre, das es für seine Unabhängigkeit benötigen würde.»

«Ein wenig mehr Ernst wäre angebracht!», schauspielerte Andre Entsetzen.

«Ihr dürft mit Missis Crowl nicht über Amerika diskutieren», erklärte Vane, «denn sie ist wie alle Kolonisten der Ansicht, dass in Amerika von allem nur das Beste zu finden ist.»

«Das stimmt», sagte Martha. «Jeder Amerikaner wird Euch bestätigen, dass unsere Architektur die schönste, unser Essen das beste ist und unsere Landschaften die unvergleichlichsten sind. Keine Pferde laufen so schnell wie die unseren, nirgendwo sind die Diener so ehrlich, und hier sind die Menschen am frömmsten. Ihr wollt doch wohl nicht gegen so viel Bescheidenheit argumentieren, Captain Andre?»

Andre verbeugte sich amüsiert vor der Witwe. «Gibt es denn gar nichts, an dem Amerika Mangel leidet?»

«An Aristokratie», wandte Vane ein.

«Oho!», entgegnete Martha. «Und was sollte das für ein Mangel sein?»

«Aristokratie ist die Quelle allen Geschmacks», antwortete Vane vorsichtig. «Und Geschmack gründet sich auf sinnlichem Vergnügen, nicht aber auf viel Geld.»

«Vergnügungen kosten in der Regel Geld», entgegnete Martha. «Doch wollen wir uns an dieser Stelle mit einer solchen Unterscheidung zufriedengeben. So teilt mir nun

mit, was Geld bewirken kann, das nicht von Geschmack regiert wird.»

«Geld ohne Geschmack führt zu Schlampigkeit und Vulgarität.»

Miss Shippen stimmte dem sofort zu, doch Martha tat, als würde sie ernsthaft darüber nachdenken. «Ich fürchte, ich habe das noch nicht ganz verstanden.»

«Nehmt nur dieses Haus.» Der Captain zeigte auf das requirierte Sommeranwesen. «Ich möchte nicht in Abrede stellen, dass es prächtig ist und ein Vermögen gekostet hat. Aber richtet Euer Auge auf die Vergoldung. Sie ist so reichhaltig wie Putz aufgetragen, und nirgends findet der Betrachter einen Ruhepunkt. Ein einzelnes Detail an herausgehobener Stelle wäre weitaus beeindruckender.»

«Und Adel besitzt von Natur aus Geschmack?», fragte Martha mit einem gefährlichen Unterton.

«Guten oder schlechten Geschmack?», fragte jemand hinter der Witwe. Sie drehte sich um und erblickte einen kleinen Mann mit rundem Gesicht. Er lächelte sie an und wandte sich dann an Vane, um von ihm vorgestellt zu werden.

Widerwillig befolgte Vane die unausgesprochene Aufforderung. «Missis Martha Crowl, erlaubt mir, Euch Lord Robert Massedene vorzustellen.»

«Euer entzückter Diener, Ma’am. Ich habe immer schon vermutet, dass unser Captain Vane ein besonderes Auge für

Schönheit hat, doch ich hätte nie geahnt, wie groß seine Bewunderung für den Adel ist.»

«Besitzt Ihr von Natur aus Geschmack, Euer Lordschaft?», fragte Martha lächelnd.

«Ich besitze nicht den geringsten. Der Adel hat seine Dynastien auf den Umstand gegründet, besser und mehr zu stehlen als die anderen. Was immer ihm an Glitzerndem unterkam, hat er an sich gerafft. Der echte, wahre Adlige hat nie diese gewinnbringende Vulgarität verloren.»

«Vergoldete Diebe?», fragte Martha amüsiert.

«Die Euch nun dieses Land stehlen wollen. Ich hoffe nur, Ihr leistet uns entschiedenen Widerstand.»

Martha war vom Charme des Lords angetan. «Dann wollt Ihr vielleicht gar nicht siegen, Sir Robert?»

«Was denn gewinnen?» Massedene täuschte größtes Entsetzen vor. «Amerika, meine teure Missis Crowl, ist eine einzige Wildnis mit wenig bekömmlichen klimatischen Verhältnissen. Im Sommer bringt einen die Hitze um, und im Winter erfriert man. Nein, an diesem Ort können nur Insekten, Schlangen und eifernde Baptisten gedeihen. Gott allein weiß, warum wir für ein solches Land streiten.»

«Zum Besten seiner Bewohner», wandte Vane scharf ein. Er ärgerte sich über Massedenes unsinnige Behauptungen. «Und weil die Mehrheit der Kolonisten wünscht, auch weiterhin von uns regiert zu werden!»

«Ich nicht!», erklärte Martha. Dann bemerkte sie, wie eifersüchtig Vane auf den Lord war. Sie legte rasch eine Hand auf seinen Arm, ehe sie fortfuhr: «Was ich nicht verstehe, Euer Lordschaft, wenn Ihr Amerika so wenig mögt, warum seid Ihr dann überhaupt noch hier?»

«Des Geldes wegen, teure Lady. Ich brauche den Sold dringend. Wir jüngeren Söhne eines Hauses dürfen uns nicht dazu herablassen, Handel zu treiben. Daher bleibt uns nur ein Weg, uns ein Auskommen zu sichern, und das ist der des Schwertes. Ein durch und durch unmögliches Schicksal, doch was bleibt uns anderes übrig?»

Vane spürte, dass die Bemerkung über die Unmöglichkeit des Handeltreibens gegen ihn gerichtet war. Er hörte, dass die Kapelle ein Menuett anstimmte. Ohne sich darum zu kümmern, wie respektlos er Massedene behandelte, wandte er sich an Martha. «Darf ich bitten?»

«Warum nicht?» Sie verabschiedete sich mit einem Lächeln von Sir Robert und folgte Vane auf die Tanzfläche. «Ihr mögt Lord Massedene nicht, oder?»

«Ich würde sofort abstreiten, irgendwelche Gefühle für ihn zu hegen.»

«Ihr wart ganz schön widerborstig, Kit. Plagte Euch vielleicht die Eifersucht?»

«Ihr ruft gelegentlich eine solche Empfindung in mir hervor.» Als er ihr Lächeln sah, war er wieder beruhigt und zufrieden. Er nahm Martha in die Arme und mischte sich

unter die anderen Tänzer, die sich in dem hübschen Geviert auf der großen Wiese drehten. Die Musik übertönte den Geschützdonner. Die Sonne versank rot und prächtig hinter einer Wolkenbank und ließ das Licht der Laternen zwischen den Blättern erblassen, die sich zu den Farben eines wunderbaren amerikanischen Herbstes verfärbt hatten.

Sir William kehrte in seiner Kutsche vom Kricketspiel zurück. Er befahl Tom Evans, seinem Diener und Kutscher, auf Höhe der Tanzfläche anzuhalten. Howe betrachtete die sich drehenden Paare. «Genau so habe ich es mir vorgestellt», erklärte er Lizzie.

Seine Geliebte verzog das Gesicht. «Es heißt, mein Lieber, wenn die Forts nicht bald genommen werden, bräche hier eine Hungersnot aus. Hungernde sind keine fröhliche Gesellschaft.»

«Das stimmt», antwortete Sir William und lächelte leise, denn er plante, die Rebellen zu überlisten. Vor aller Welt sprach er davon, die Forts langsam und stetig erobern zu wollen, doch insgeheim bereitete er alles für einen Sturmangriff vor, der die Stadt rasch von allen Nöten befreien sollte.

In drei Tagen wollte der Oberbefehlshaber genau das tun, was die Kaufleute ihm so dringend angeraten hatten. In drei Tagen sollte Fort Mercer von Land her angegriffen werden. Dreitausend Hessen würden in der Nacht den Delaware überqueren. Da eine solche Truppenmassierung kaum

verborgen bleiben konnte, hatte Howe das Gerücht verbreiten lassen, die Hessen sollten in New Jersey einfallen, um dort zu fouragieren. Sie würden auch dorthin aufbrechen, dann aber nach Süden abbiegen und in der Nacht den Fluss überqueren, um ein unvorbereitetes Fort Mercer zu stürmen. Ein kühner Plan, der leicht schiefgehen konnte, sollten die Rebellen etwas davon erfahren.

Sir William hatte nur eine Handvoll Männer in dieses Geheimnis eingeweiht. General Donop, der Befehlshaber der Hessen, wusste natürlich davon und war sehr unglücklich, weil seine Soldaten noch keine Sturmleitern zimmern durften, um die neun Fuß hohen Palisaden der Befestigung zu überwinden; denn eine solche Maßnahme hätte zu viel Neugier hervorgerufen. Lord Cornwallis und sein engster Stab waren eingeweiht worden. Cornwallis war Sir Williams Stellvertreter, und es wäre nicht nett gewesen, ihn im Unklaren zu lassen. Und natürlich kannten Howes Adjutanten das Geheimnis, denn sie würden im entscheidenden Moment die Befehle zu den einzelnen Truppenteilen befördern müssen. Auch der Bruder des Oberbefehlshabers, Admiral Howe, war eingeweiht worden, denn er sollte mit den Schiffen, die an den Hindernissen vorbeigesteuert werden konnten, die Verteidiger des Forts mit massivem Kanonenfeuer vom Landangriff ablenken. Doch abgesehen von diesen Männern, denen Sir William absolut vertraute, war niemand informiert worden.

Und heute, während er den Tänzern zusah, erzählte er Lizzie Loring davon. Er teilte es ihr mit, weil er wusste, wie sehr sie sich nach dem Ende der Kampfhandlungen sehnte. Und er berichtete ihr davon, weil auch ein Oberbefehlshaber dem Drang nicht widerstehen kann, vor seiner Liebsten mit dem geschickten Plan anzugeben, den er ausgetüftelt hat. «Wenn ich eine Pontonbrücke baue, werden alle denken, eine lange Belagerung stehe an. Auch wenn in drei Tagen alles vorüber ist, muss ich die Brücke in Angriff nehmen lassen.» Er grinste. «Das verstehst du doch, oder?»

«Sehr gut sogar.» Lizzie lehnte sich an Sir William. «Also willst du in drei Tagen losschlagen?»

«In drei Tagen. Ich baue natürlich auf deine Verschwiegenheit.»

«Natürlich, Liebster, obwohl es mir sicher schwerfallen wird, anderen gegenüber nichts von deiner Genialität zu erwähnen.»

Sir William lächelte selig über so viel Lob. Der Feind würde im tiefsten Schlaf liegen, fuhr er fort, und dann mit aller Macht geschlagen werden. Und er glaubte fest daran, dass mit der Einnahme des Forts endlich der Friede käme.

«Ganz bestimmt?»

«Ganz bestimmt.» Howe klopfte an die Kutschentür, das Zeichen für Evans zum Weiterfahren. «Der Weg zum Meer ist dann wieder frei, und neuer Reichtum strömt in die Stadt. Die Loyalisten wollen daran natürlich ihren Anteil haben und

schließen sich uns an. Damit dürfte die Rebellion an Schwäche eingehen.» Sir William war hierhergezogen, weil man ihm gesagt hatte, wie viele Loyalisten nur auf eine Fahne warteten, hinter der sie sich zusammenschließen konnten. Der Fall der Forts und der neue Reichtum würden das Signal für sie sein. Dann musste selbst der sture Mister Washington, der irgendwo im Norden und Westen von Philadelphia lauerte, einsehen, wie sinnlos die Fortsetzung seiner Rebellion war. Die Schiffe vom Meer würden Frieden und Wohlstand bringen. Und das einzige Hindernis, das dem noch im Wege stand, waren die beiden Forts.

Deshalb musste das Geheimnis ein solches bleiben. Sir William, mit dem Bild der fröhlichen Tänzer im Herzen, träumte vom Ende des Krieges und von den Wohltaten, die der Friede mit sich bringen würde. Er stellte sich schon als höchst ehrenwerten und mächtigen Sir William vor, als Duke von Philadelphia und Earl von Pennsylvania, als Viscount Brandywine von Chesapeake und Baron Howe von Germantown, als Knight Companion of the Most Nobel Order und als Mitglied des Kronrates Seiner Majestät. Dann hätte es ein Ende mit seinen Finanzsorgen. «Was für eine Aussicht!», sagte er laut.

Sir Williams Ausruf entstammte nicht der Vorstellung, in den Hochadel aufzusteigen, sondern rührte daher, dass die Kutsche um eine Biegung bog, und sich nun vor ihnen Philadelphia, bestrahlt vom Licht der untergehenden Sonne,

ausbreitete. Unter den dunklen Wolken leuchteten die Häuser golden. «Das neue Jerusalem», entfuhr es Sir William.

«Komplett mit Pharisäern», bemerkte Lizzie.

Dieser Einwand konnte Sir William die Stimmung nicht verderben. Er empfand in dieser Stunde eine reine und starke Freude, die er als gutes Omen für den bevorstehenden Sieg deutete. In brüderlicher Liebe betrachtete er Philadelphia und nahm sich vor, nach der Öffnung des Seeweges einen blühenden, gerechten und glücklichen Ort aus der Stadt zu machen. «Ich schätze, dass ich mich nach dem Ende der Rebellion hier niederlassen werde.» Er lächelte Lizzie an und verdrängte den Gedanken, dass sie beide verheiratet waren, wenn auch nicht miteinander. «Wir werden hier zusammenleben, meine Liebe.»

Und mit dieser schönsten aller Aussichten nahm Sir William den Sonnenschirm und führte Lizzie zur Tanzfläche im Sonnenuntergang.

Neunzehn

«Eier?», fragte der Intendantur-Sergeant.

«Nur zwei für mich», antwortete Sam. «Captain Vane schmecken Eier nicht mehr.»

«Euer Lamettaträger ist ein wenig verdammt eigenwillig, was? Mag keine Eier mehr! Aber Ihr wollt doch sicher welche, Tom?»

Tom Evans, Sir Williams erster Diener, bestellte Eier für seinen Herrn, dazu Buchweizen, Gurken, Austern, Muscheln, Muskatnüsse, Bohnen und Hammelfleisch. «Er hat heute Abend Appetit auf einen Hammelrücken.»

«Glücklicher Billy, glückliche Lizzie.» Der Sergeant öffnete die Tür zu einem kleinen Garten, in dem sich ein Dutzend verdreckter Schafe drängten. «Wollt Ihr mir beim Schlachten helfen, Sam?»

Sam zog sein Bajonett und half. Zum Lohn dafür erhielt er eine Hammelkeule für seinen Herrn. Wenn die Forts nicht rechtzeitig genommen wurden, drohte eine Hungersnot. Doch davon war in diesem Lagerhaus nichts zu spüren. Ein wahres Füllhorn von gepökeltem Speck und Rindfleisch, Fässern voller Zitronen, eingelegten Schweinsköpfen und Säcken mit Reis breitete sich hier aus. Daneben eingewickelte Zuckerhüte, Johannisbeeren und Ginflaschen. Salzklumpen, Käseräder und Viertelfässer mit Butter. Und dem allen stand ein Sergeant vor, der das Lagerhaus zum reichsten in der ganzen Stadt gemacht hatte. Goldstücke wechselten den Besitzer, und Captain Vane schickte seinen Burschen jeden Tag los, um dort für ihn eine Delikatesse aufzuspüren. Er bezahlte mit den Gütern, die er in dem Haus fand, das ihm und zwei weiteren Offizieren als Quartier zugewiesen worden war. Das Haus gehörte einem geflohenen Patrioten.

«Das ist kein Diebstahl, Sam», pflegte er ihm zu erklären, «sondern nur die gerechte Strafe für einen notorischen Rebellen!»

«Woher wisst Ihr, Sir, dass er ein notorischer Rebell ist?»

«Habt Ihr denn nie von Benjamin Franklin gehört?»

«Nein, Sir.» Sam warf einen Blick auf das Porträt des Hausbesitzers, das über dem offenen Kamin hing. «Der sieht ja merkwürdig aus.»

«Dieser merkwürdig aussehende Mann, Sam, hält sich zur Zeit in Frankreich auf, um die Franzosen zum Kriegseintritt gegen uns zu bewegen. Ich hoffe nur, er fängt sich bei irgendeiner Pariser Hure die Syphilis ein. Nun nehmt diese Uhr und verlangt wenigstens drei Pfund dafür.»

Sam stand jetzt vor dem Sergeant, wischte das Blut von seinem Bajonett und holte die Uhr aus seinem Brotbeutel. Der Unteroffizier betrachtete das vergoldete und mit Marmor verzierte Stück und schüttelte sie, um sicherzugehen, dass das Uhrwerk nicht lose war. «Zwei Pfund.»

«Er will vier haben.»

«Er pisst wohl gerne gegen den Wind, was? Vier Pfund für diesen Ramsch!»

«Eine Acht-Tage-Uhr, Sarge. Ein seltenes und wertvolles Stück.»

«Zwei Pfund.»

«Zwei Pfund und zehn Shillinge.»

«Zwei Pfund, fünf Shillinge.»

«Einverstanden.»

Sam nahm das restliche Geld, das ihm nach der Bezahlung für die Eier, zwei Flaschen Claret und andere Güter zustand. «Habt Ihr noch Pfefferminzpastillen, Sergeant?»

«Erst wieder, wenn die Flotte durchgekommen ist.»

«Und Lakritze?»

Der Sergeant verzog schmerzlich das Gesicht. «Hm, die sind sehr knapp, Sam. Kosten fünf Shillinge.»

«Na, kommt schon!»

«Fünf oder gar nichts.»

Sam zögerte und beschloss dann, seinem Captain zu sagen, die Uhr habe lediglich zwei Pfund eingebracht. Das würde Vane nicht begeistern, aber da die Uhr ohnehin gestohlen war, würde er sich nicht lange darüber erregen. «Verdammter Straßenraub», murmelte Sam, als er mit Tom Evans das Lagerhaus verließ. «Fünf verdammte Shillinge für diesen schwarzen Dreck!»

Evans brauchte für seine Einkäufe nie auch nur einen Penny zu entrichten. Gerüchte wollten wissen, dass das wohlgefüllte Lagerhaus nur deswegen existierte, weil Sir William am Profit beteiligt sei. Evans, seinem Herrn treu ergeben, würde nie und nimmer zugeben, dass an diesen Gerüchten etwas Wahres dran sei. Doch ansonsten nahm er als erster Diener des Oberbefehlshabers für sich das Recht in Anspruch, nur mit den Burschen und Dienern anderer Offiziere zu reden, wenn ihm gerade der Sinn danach stand,

was nicht allzu oft passierte. Nur für Sam, der sich immer hilfsbereit und respektvoll zeigte, hatte er etwas übrig. «Wisst Ihr denn, Sam, wie Ihr eine Lammkeule zubereiten müsst?»

«Ich stecke sie auf den Bratspieß, zünde darunter ein Feuer an und drehe sie.»

Evans verdrehte bei diesen Worten die Augen und instruierte Sam dann, wie man eine Lammkeule zu braten habe und wie man eine schmackhafte Tunke aus Essig und Öl zubereitete. «Will er sie heute Abend verspeisen?»

Sam schüttelte den Kopf. «Nein, heute Abend ist er zu Gast bei Billy. Er möchte sie morgen serviert bekommen.»

«Aha, als Stärkung für die Schlacht, was?» Evans versetzte einem Hund einen Tritt, den der Fleischgeruch angelockt hatte. «Was für eine Schlacht?»

«Gott, was für eine Einfalt, Sam Gilpin! In zwei Tagen sollen die verdammten Forts erobert werden. Die Hessen setzen über den Fluss, und Eure Einheit folgt ihnen. Ihr müsst den Kopf einziehen, Sam.» Er lachte laut.

Diese Neuigkeit überraschte Sam nicht sehr. Ihm war aufgefallen, dass sein Herr seit Tagen mehr als sonst verschwiegen war. Vane schloss sich häufig im Arbeitszimmer seines Quartiers ein, schrieb dort stundenlang irgendwelche Papiere voll und achtete darauf, dass Sam nichts davon mitkriegte. «Wie habt Ihr das herausgefunden, Mister Evans?»

«Aber das weiß doch jeder!» Evans achtete stets auf die Hierarchie in der Dienerschaft, in der er den obersten Rang einnahm. Es bereitete ihm nun Vergnügen, sein Wissen, das er am vergangenen Abend aufgeschnappt hatte, als er die Kutsche Sir Williams gesteuert hatte, vor Gilpin auszubreiten. Er hätte natürlich nie zugegeben, dass er nur durch Lauschen an diese Information gelangt war. «Alle wissen das!»

«Dann hat man wohl vergessen, es mir mitzuteilen.»

Evans lachte. «Passt auf Euch auf, Sam! Euer Herr kümmert sich wenig um das Schicksal seiner Burschen. Eurem Vorgänger wurde der Kopf vom Rumpf gerissen.»

«Er behandelt mich fair.» Sam stand gern im Dienst des Captains. Die Arbeit war nicht beschwerlich. Die Burschen der Offiziere im Haus des Benjamin Franklin teilten die Arbeit untereinander auf, und Sam hatte sich die meiste Zeit um die Pferde zu kümmern. Nur selten musste er kochen, ganz im Gegensatz zum Burschen von Captain Andre, der ein sehr eigensinniger Koch war und sich von niemandem in die Töpfe sehen ließ. Ansonsten bestanden Sams Pflichten vornehmlich darin, Vanes Uniformen zu pflegen und zu bürsten. Da das Herz seines Herrn in Liebe entbrannt war, achtete er auf eine tadellose Garderobe.

Es erschien Sam auch so, als verbrächten er und Vane mehr Zeit im Haus der Witwe Crowl als im Quartier. Der Captain betrat das Haus natürlich durch die Vordertür, um

damit fortzufahren, der Lady den Hof zu machen. Sam ging durch die Hintertür, um das Versprechen zu erfüllen, das er auf dem Schlachtfeld gegeben hatte. Er brachte Jonathon Nahrungsmittel, die er von den Einkäufen für Vane abzwackte, und Medizin, die er selbst zusammenrührte.

Die Medizinen waren sehr wichtig, denn Jonathons Genesung schritt nur langsam voran. Das Wechselfieber, das Philadelphia regelmäßig im Frühjahr und im Herbst heimsuchte, bedrohte den Jungen zusätzlich. Um dem vorzubeugen, kochte Sam einen Sud aus Weidenrinde, den er ihm einflößte. Missis Crowl freute sich über Sams Bemühungen, aber sie schien ihnen nicht bedingungslos zu vertrauen, sonst hätte sie nicht nach der Lakritze gefragt.

Sam betrat die Küche mit einem Geräusch, das einen Fanfarenstoß darstellen sollte. «Zwei Hammelschwänze, eine Schachtel Kerzen und Lakritze, wie versprochen.» Im nächsten Moment zuckte er vor der dampfenden Hitze in dem Raum zurück. «Gott im Himmel, was kocht Ihr denn da, Jenny?»

Jenny, der zwei Küchenmägde zur Hand gingen, kochte über dem Herd Wasser und goss das dann in eine große Zinkwanne. «Ich dachte schon, Ihr würdet niemals kommen», entgegnete Jenny, ohne auf Sams Frage einzugehen. «Gott, wie seht Ihr denn aus?»

«Ich musste eine halbe Herde Schafe schlachten.» Sam legte seine gute Uniform nur an, wenn er zusammen mit

seinem Captain erscheinen musste. Die restliche Zeit trug er seine alte und fleckige Feldjacke. «Was ist mit den Schwänzen?»

«Auf den Tisch damit!», antwortete Jenny fröhlich. «Und putzt Eure Schuhe ab, bevor Ihr eintretet!»

Sam blickte auf seine Stiefel. «Die sind doch noch in Ordnung.»

«Sie sind schmutzig.» Jenny goss den letzten Kessel in die dampfende Wanne und scheuchte dann die beiden Mädchen aus dem Raum. «Die Stiefel sehen genauso aus wie der Rest von Euch. Völlig verdreckt!», fuhr sie ihn an.

«Schmutzig, faul, stinkend, abstoßend, unwürdig und widerwärtig!» Missis Crowl betrat die Küche. «Habt Ihr mich gehört, Sam Gilpin? Elender, abstoßender Brite. Ihr stinkt vor Dreck!»

Sam betrachtete verletzt seine alte Jacke. «Sie taugt doch noch. Ein paar Blutflecken, na gut, aber sonst …»

«Ich meine nicht die Jacke, Tölpel, sondern Euch. Entkleidet Euch!»

«Was?»

Martha lächelte ihn an: «Ihr werdet ein Bad nehmen, Samuel.»

«O nein, Ma’am! Bitte, bloß das nicht!» Sam suchte in der Küche nach einer Fluchtmöglichkeit.

Martha schloss die Hintertür ab. «Ich mag Euch, Sam Gilpin. Bei Gott, Ihr seid Engländer, aber Ihr habt auch etwas

Nettes an Euch, und wenn Ihr mein Haus besucht, sollt Ihr sauber sein. Und Ihr sollt mein Haus besuchen. Ihr seid gut für Jonathon, aber Ihr dürft nicht mehr so stinken.»

«Ich rieche nicht mehr als jeder andere auch!»

Martha hielt plötzlich ein Rollholz in der Hand. «Prügelt den britischen Bastard damit, Jenny!»

«Nein!» Sam beschloss, sich nicht von zwei Frauen unterkriegen zu lassen. «Ich werde kein Bad nehmen. Und ich habe Euch Lakritze mitgebracht!»

«Ach, Sam!» Martha musste an sich halten, um nicht laut loszuprusten. «Wann habt Ihr zum letzten Mal ein Bad genommen?»

«Noch nie. Jedenfalls nicht in heißem Wasser.»

«Gott der Gerechte! Soll das bedeuten, der Schmutz eines ganzen Lebens klebt an Euch?»

«Ich wasche mich», entgegnete er indigniert.

«Und gelegentlich steht Ihr auch im Regen?», fügte Martha mit süßlichem Lächeln hinzu. «Seht Euch nur Euer Haar an, Sam! Alles Mögliche krabbelt unter den verklebten Strähnen. Und erst der Geruch, der Euch entströmt!»

«Das ist nicht gut für einen!» Sam schüttelte energisch den Kopf.

«Klärt mich bitte auf, Sam.»

«Das Baden.» Er zeigte auf die Wanne. «Davon kriegt man das Fieber. Jeder weiß das. Ich könnte daran sterben.»

«Dann werde ich eben zum Ruhme Amerikas einen Rotrock ermorden, indem ich ihn in die Wanne dort schleudere!» Martha schritt bedrohlich auf Sam zu, der sich umzingelt fühlte und abwehrend die Hände hob. «Bitte, Ma'am, haltet ein!»

«Ich bade einmal in der Woche», klärte sie ihn auf. «Und dabei schrubbe ich mich gründlich ab, stimmt das nicht, Jenny?» Die schwarze Magd grinste breit. «Und sogar Jenny badet, Sam. Uns beide riecht man nicht eine Meile gegen den Wind. Schweine laufen nicht entsetzt vor uns davon. Kräftige Männer fallen nicht in unserer Gegenwart in Ohnmacht. Und Pferde gehen vor uns nicht durch. Selbst Euer Captain Vane badet. Nur Ihr nicht, Ihr Esel. Und jetzt runter mit den Kleidern!»

Sam richtete sich zur vollen Größe auf und versuchte, die Würde eines Captain-Burschen auszustrahlen. «Ma'am, ich werde mich nicht in Gegenwart von …»

«Ihr aufgeblähter Trottel!», schnitt Martha ihm das Wort ab. «Jenny, gießt einen Eimer Wasser über ihn!»

«Nein, bitte, nein!» Sam sah, wie die schwarze Magd einen Eimer vom Boden hob. «Also gut, also gut. Aber ich möchte es allein tun!»

Martha nickte. «Euer Schamgefühl soll nicht verletzt werden. Seht Euch selbst als Pferd, Sam. Schrubbt Euch zuerst mit der Bürste von oben bis unten ab. Dann seift Euch ein. Die Seife ist recht teuer, aber Ihr dürft so viel davon

benutzen, wie Ihr braucht. Und vergesst nicht Euer Haar. Entwirrt das dumme Ding in Eurem Nacken und taucht mit dem Kopf unter Wasser. Ich möchte nachher einen sauberen Sam vor mir haben.»

«Ja, Ma'am.»

«Wir lassen Euch jetzt in Frieden», fuhr Martha fort. «Solltet Ihr davonrennen, dürft Ihr dieses Haus nie wieder betreten. Dann gibt es nichts mehr von Jennys Ale, und dann sitzt Ihr hier nicht mehr am warmen Feuer, während sich Eure Kameraden in den Sümpfen das Fieber holen.»

«Ja, Ma'am.»

Sam wartete, bis die beiden Frauen die Küche verlassen hatten. Er überlegte kurz, ob er nicht doch sein Heil in der Flucht suchen sollte. Dann hielt er den Verlust der Annehmlichkeiten in Jennys Küche dagegen und beugte sich schließlich seufzend dem unvermeidlichen Schicksal. Er lauschte an der Küchentür, und als er sich davon überzeugt hatte, dass niemand ihn heimlich beobachtete, zog er sich langsam aus und steckte zögernd den Fuß ins Wasser.

Es war heiß. Er hatte noch nie einen Fuß in heißes Wasser gestellt und zog ihn instinktiv zurück.

«Wir kommen jetzt hinein», rief Martha von jenseits der Tür.

«O nein!» Aber schon ging die Tür auf, und Sam konnte nur in die dampfende Wanne flüchten. Er brüllte vor Schrecken. Wasser spritzte nach links und rechts über den

Rand, als Martha und Jenny mit grimmigen Mienen in die Küche marschierten.

«Wasch ihn, Jenny.»

«Nein!» Sam zog die Knie an und legte die Arme darum. Jenny griff einfach in die Wanne, packte einen seiner Knöchel und zog daran. Sam ging unter und tauchte strampelnd wieder auf.

«Es gibt nichts, wofür Ihr Euch schämen müsstet», erklärte Martha und brach dann in helles Lachen aus, als sie die entrüstete Miene Sams sah. Jenny lachte ebenfalls und fing an, ihm den Rücken abzuschrubben. «Allmächtiger!», rief Jenny. «Er ist ja ein Weißer!» Was einen neuen Heiterkeitsausbruch bei den beiden Frauen hervorrief. Dann ging Martha daran, mit allen Anzeichen des Entsetzens seine Kleidungsstücke aufzusammeln und in einen Eimer mit kaltem Wasser zu werfen. Als Letztes war die rote Jacke an der Reihe. «Rotröcke», erklärte sie voller Verachtung, «so etwas tragen nur Tanzmeister und inzüchtige englische Könige.»

«Wir haben Eurem George Washington einige hübsche Tänzchen beigebracht, oder?», wehrte sich Sam, bevor er gezwungen war, Jenny die Bürste abzunehmen, ehe sie an seiner Vorderseite zu tief vordringen konnte. Wenigstens wahrten der Seifenschaum und die dreckig gewordene Brühe einen Rest Anstand. «Das ist nicht fair», beschwerte er sich.

«Armer malträtierter Sam!» Martha lächelte. «Armer lieber Sam. Wie, um alles in der Welt, seid Ihr nur in die Armee geraten?»

«Um Euch Bande zu bekämpfen!»

«Und gefällt Euch das?», fragte Martha.

Sam ließ sich mit der Antwort Zeit. Vor dem Tod seines Bruders hatte es ihm sicher gefallen. Und jetzt, da der Schmerz über Nates Ermordung langsam nachließ, glaubte er, dass er es immer noch gern tat. Und der Bursche von Captain Vane zu sein, war immer noch besser, als sich von Scammell herumschubsen zu lassen. Als Sam vor einer Woche mit dem jungen Hengst seines Herrn gearbeitet hatte, war seine alte Kompanie vom Exerzieren im Marschland zurückgekehrt. Ein Kamerad hatte ihm erzählt, dass Maggie in die Wälder geflüchtet sei und Sergeant Scammell ihm, Sam Gilpin, dafür die Schuld gebe. Sam war dem Sergeant aus dem Weg gegangen, aber er wusste seitdem, dass er der Konfrontation nicht für immer entgehen konnte.

«Und, gefällt es Euch in der Armee?», beharrte Martha.

«Ist nicht so schlecht», antwortete er ohne viel Überzeugungskraft, «solange man nicht von einer Kugel getroffen wird.»

«Das kann man sich nicht immer aussuchen, oder? Der arme Jonathon konnte das ganz gewiss nicht.»

«Er ist ja auch dumm wie Bohnenstroh!», entgegnete Sam. «Warum musste er unbedingt zu den Soldaten gehen? Er ist reich. Er hätte alles haben können. Doch stattdessen will er lieber in die Schlacht und fängt sich gleich eine Kugel ein!»

«Glaubt Ihr, es sei wichtiger, reich zu sein, als Ehre im Leib zu haben?»

«Ma’am, eine solche Frage kann nur ein Reicher stellen!»

«Gut pariert, Sam.» Martha wickelte die Lakritze aus und warf sie in einen Topf. Aufgelöst in heißem Wasser war sie ein gutes Mittel gegen das Fieber. «Und die Pastillen?»

«Keine mehr da, Ma’am. Ich hatte Glück, überhaupt die Lakritze zu ergattern!»

«Verdammt sollt Ihr Briten sein», schimpfte sie leise. «Jonathon wird gestorben sein, ehe Ihr Vorräte nach Philadelphia geschafft habt!»

«Nein, wird er nicht.» Sam gab der ungeduldig werdenden Magd die Bürste zurück. «Übermorgen sollen die Forts genommen werden. Damit wäre der Fluss vor Ablauf der Woche wieder frei. Und nächste Woche hole ich Euch dann die Pastillen, versprochen!»

Martha starrte ihn an. Sam fiel nicht auf, wie wachsam sie plötzlich geworden war. Und die befremdliche Lage, in der er sich gerade befand, fing an, ihm Spaß zu bereiten. Er lehnte sich gegen die hohe Wand der Wanne und ließ sich von Jenny die Zehen schrubben.

«Übermorgen?», erkundigte sich Martha, als hätte sie nicht recht verstanden.

«Da wollen die Hessen über den Fluss, und Grenadiere sind auch dabei. Mein Captain muss sicher mit, also werde ich auch dabei sein.»

Martha starrte ihn immer noch an. «Woher wisst Ihr das, Sam?»

«Das weiß doch jeder!», wiederholte Sam die Antwort, die er von Evans erhalten hatte.

«Tatsächlich?» Martha stellte sich hinter den jungen Mann und begann, den mehlgepuderten Zopf zu entflechten. Seltsamerweise empfand er ihre Berührung als intimer als Jennys Manöver mit der Bürste. Er war ziemlich erleichtert, als Martha endlich die Ledereinlage herauszog, um die das Haar gebunden worden war. «Aber wer hat es Euch denn erzählt, Sam?»

«Sir Williams Diener.»

«Also handelt es sich dabei nur um ein Gerücht?»

«Nein!», widersprach Sam heftig. «Mein Captain schreibt schon seit Tagen Papiere voll, vermutlich Befehle. Und immer hinter verschlossener Tür!»

«Davon hat er mir aber nichts erzählt», sagte Martha. «Und auch Sir William …» Sie schwieg, als ihr bewusst wurde, wie geschickt die Briten ihr Täuschungsmanöver aufgezogen hatten.

Marthas Schweigen erfüllte Sam mit der Besorgnis, dass entgegen Evans’ Behauptung doch nicht alle Bescheid wussten.

Martha sah ihm an, was in ihm vorging, und sagte rasch: «Keine Bange, Sam. Ich werde Eurem Captain nicht berichten, was Ihr mir mitgeteilt habt.»

«Ehrlich nicht, Ma’am?»

«Kein Wort. Gott segne Euch, Samuel Gilpin.» Und zu Sams grenzenloser Verwunderung beugte sich die Witwe zu ihm hinunter und gab ihm einen flüchtigen Kuss auf die frisch gesäuberte Stirn. Er errötete, und Martha gab Jenny ein Zeichen. Die Magd grinste und riss wieder Sams Fuß hoch. Gleichzeitig drückte Martha mit beiden Händen seinen Kopf unter Wasser. Er riss den Mund auf, gurgelte etwas und schmeckte dann Seife. Keuchend und schimpfend tauchte er wieder auf. Jenny attackierte nun sein Haar mit der Wurzelbürste, um die verbackene Mischung aus Puder, Kerzenwachs, Schweiß und Dreck zu entfernen.

«Seid Ihr ein Royalist?», fragte Martha, als sie auf seinem linken Oberarm eine Tätowierung entdeckte, das Wappen des Königs.

«Selbstverständlich!», erwiderte Sam.

«Und warum?»

Und so gab Sam sich alle Mühe, trotz des Wassers, das ihm ins Gesicht spritzte, der Witwe die Sicherheit auf dem englischen Land zu beschreiben, wo jedermann im Rahmen

der öffentlichen Ordnung in Freiheit seinen Geschäften nachgehen konnte. Sam war für einen Squire tätig, der wiederum einem Earl in der Nachbargemeinde rechenschaftspflichtig war. Und dieser Earl genoss das Vertrauen des Dukes, der manchmal Arm in Arm mit dem König spazieren ging. «Wir hatten im Dorf einen Burschen, der wegen Pferdediebstahl zum Tod am Strang verurteilt worden war. Doch der König gab ihm Pardon. Der Squire hat sich an den Earl gewandt, der an den Duke, bis der König ihm schließlich das Leben schenkte.»

«Guter alter George», sagte Martha. «Aber aus Sam Gilpin wird nie ein Squire, nicht wahr? Oder ein Earl oder ein Duke?»

«Es hieß, ich hätte der erste Kutscher des Squire werden können, wenn ich nicht den Shilling des Königs genommen hätte!»

«Oh!», äußerte Martha und tat so, als sei sie zutiefst beeindruckt. «Doch hier, Sam Gilpin, kann es ein Mann, der etwas von Pferden versteht, weit bringen und eine Menge Geld verdienen.» Sie lächelte plötzlich. «Goldenes Haar, wer hätte das gedacht?» Sie ließ sich von Jenny ein großes Baumwolltuch holen und befahl ihr dann, Sams Kleider gründlich zu reinigen. Dann forderte sie Sam auf, sich nicht so idiotisch anzustellen, sich zu erheben und sich das Tuch umzubinden. «Ihr habt nichts, was Jenny und ich nicht schon einmal gesehen hätten. In dem Schrank dort hängen

Kleider. Sie gehörten meinem verstorbenen Mann und werden Euch etwas zu groß sein. Doch Ihr könnt sie tragen, bis Eure Sachen trocken sind.»

«Ja, Ma'am.»

«Und bringt Ihr Jonathon den Lakritze-Sud?»

«Ja, Ma'am.»

«Und Lydia möchte eine Eurer fürchterlichen Gutenachtgeschichten hören, wenn Euch das nicht zu viel wird.»

«Ja, Ma'am, es wird mir ein Vergnügen sein.»

«Ich wäre Euch sehr verbunden.» Sie ging hinaus, blieb an der Tür aber noch kurz stehen. «Ich würde es ja selbst tun, aber ich muss einen wichtigen Brief schreiben. Kommt Captain Vane heute Abend zu Besuch?»

«Ich glaube nicht, Ma'am. Er ist bei Sir William eingeladen.»

«Sollte ich denn einen freien Abend haben?», fragte Martha spöttisch und verließ die Küche.

Sam wartete, bis die schwarze Magd ihm den Rücken zugekehrt hatte, bevor er aus der Wanne stieg und sich das Tuch griff. Er zog sich zum Anziehen in die Spülküche zurück. Als er wieder heraustrat, murrte er: «Ich komme mir vor wie ein gerupftes Huhn!»

«An Sauberkeit ist noch nie jemand gestorben, Sam.» Jenny, die sich in ihrer Küche als absolute Herrin fühlte, stieß ihn mit dem Ellenbogen beiseite. «Ihr seid ein so gut

aussehender Junge, warum versteckt Ihr Euch denn? Und in diesen Kleidern seht Ihr aus wie ein König!»

Sam grinste verlegen. Es war schon drei Jahre her, seit er zum letzten Mal eine zivile Kluft getragen hatte, und nun steckte er in einem Hemd, einer Kniebundhose und Strümpfen, die einmal einem Anwalt gehört hatten. Der saubere Stoff fühlte sich auf der gereinigten Haut fremd, aber nicht unangenehm an. Sein Haar glänzte. Die Magd drehte ihn herum, damit sie es ihm wie bei einem Gentleman mit einer Schleife im Nacken zusammenbinden konnte. «Ja, so ist es recht!», rief sie dann begeistert. «Und nun macht Euch auf den Weg zu Master Jonathon.»

Jonathon lag in seinem breiten Bett und erkannte Sam zunächst nicht. Doch als er seine Stimme hörte, lächelte er. «Was haben sie denn mit Euch angestellt?»

«Mich herausgeputzt wie ein Fohlen, das zum Markt gebracht wird! Wie geht es Euch?»

Jonathon war blass und abgemagert. Eine Schweißschicht bedeckte sein Gesicht. Es stank in dem Zimmer, weil sein Beinstumpf immer noch eiterte. «Mein fehlender Fuß schmerzt.»

«Das tut mir leid.»

«Na ja, war sowieso kein besonders schöner Fuß, oder?»

«Ich habe schon bessere gesehen.» Sam marschierte um das Fußende des Bettes herum und blieb plötzlich abrupt

stehen, als er in den Spiegel starrte, der in die Schranktür eingelassen war. «Bei allen Feuern der Hölle!»

«Sam, bitte!» Jonathon lächelte amüsiert.

Sam erblickte einen großen und gutgewachsenen jungen Mann mit goldenem Haar und einem ansehnlichen Gesicht. Er betrachtete sich im Profil. «Wenn meine Mutter mich jetzt sehen könnte!»

«Eines Tages wird sie Euch sehen.»

«Vielleicht.» Sam musste plötzlich an den Kummer seiner Mutter denken, wenn sie in ein paar Wochen vom Tod ihres Sohnes erfahren würde. Er zupfte an seinem weißen Hemd. «Ganz anders als ein roter Rock, was?»

«Und deutlich besser.»

Sam verdrängte seine trüben Gedanken. «Möchtet Ihr gewaschen werden?»

«Nein, Jenny hat das vorhin erledigt. Aber sagt mir, was geht denn vor?»

Sam setzte sich auf das Bett und berichtete von den Neuigkeiten in der Stadt. Ein Kavallerie-Colonel war splitterfasernackt auf die Straße geflogen und von einem rasenden Ehemann verfolgt worden. Patrouillen gingen nachts durch die Straßen, um die Diebe und Betrunkenen fernzuhalten. Sam berichtete auch von dem gestrigen Tanzvergnügen in der Neck, wo er als Kellner hatte Dienst tun müssen, sehr zu seinem Missvergnügen. «Ich hasse das.

Herausgeputzt wie ein Affe, bloß um ein paar Besoffenen die Gläser zu füllen!»

«Ihr möchtet wohl lieber kämpfen?»

«So gehört es sich doch wohl für einen Soldaten, oder?»

«Es fällt mir schwer, in Euch meinen Feind zu sehen.»

«Der bin ich auch nicht, bis Ihr wieder auf seid und weiterkämpft.» Das war Sams Versprechen.

Jonathon gefiel die Vorstellung, doch was die Zukunft anging, sah er für sich wenig Hoffnung. «Ich bin doch so etwas wie ein Gefangener. Sie lassen mich nie aus der Stadt.» Er schwieg und verrenkte im Liegen den Hals, um zur Tür zu sehen. Auf der Treppe waren Stimmen zu hören. Sam hörte Martha und fragte sich bang, welche neue Demütigung ihn erwartete.

Doch es war alles andere als eine Demütigung. Martha folgte eine fröhliche und blonde junge Frau ins Schlafzimmer, die eine runde Dose in der Hand hielt. «Großvater hat noch ein paar Pastillen gefunden!»

«Caroline!» Jonathon streckte ihr beide Hände entgegen. Sie beugte sich zu ihm hinunter und gab ihm einen Kuss. Sam, der danebenstand, begriff jetzt, warum Jonathon für dieses Mädchen alles riskiert hatte.

Caroline war noch atemberaubender als Martha. In ihren entschlossenen Zügen lag eine Wildheit, wie man sie nur selten sah. Doch im Moment wurde das von ihrer Freude

überstrahlt, Jonathon zu sehen. «Wir haben die Pastillen in Großmutters Kiste gefunden.»

«Eure Pastillen und Sams Lakritze!» Jonathons Wangen bekamen etwas Farbe. «Das ist übrigens Sam.»

«Lass dich nicht von seiner Kleidung täuschen», sagte Martha. «Er ist in Wahrheit ein tyrannisches Monster, das uns versklaven will. Das ist Miss Caroline Fisher, Sam. Sie und Jonathon werden heiraten.»

«Davon habe ich schon gehört», sagte Sam lächelnd. Er dachte daran, wie oft der Junge von ihr gesprochen hatte.

«Ihr seid also der Mann», sagte Caroline freundlich, «der sich so gut um Jonathon gekümmert hat. Seid bedankt dafür.»

«Ach, ich habe doch kaum etwas getan», wehrte Sam bescheiden ab. «Ich erzähle ihm nur jeden Tag, dass er in einem Monat schon wieder tanzen wird. Die ganze Market Street hinauf und hinunter. Ist dem nicht so, Jonathon?»

«Ich habe noch nie tanzen können.»

«Ihr müsst nur zur Musik hüpfen», erklärte Sam. «Und ich zimmere Euch ein Holzbein.»

«Huckebein!» Caroline lachte.

«Bei uns im Dorf gab es auch einen Mann mit einem Holzbein», sagte Sam. «Und er hat getanzt wie ein Besessener.»

«Ist nicht wahr!», entfuhr es Caroline.

«Einmal haben wir ihm einen Inch von seinem Holzbein abgesägt.» Sam grinste. «Er torkelte über die Straße wie ein Wagen mit einer gebrochenen Achse. Dafür habe ich was hinter die Löffel gekriegt.»

«Zu Recht», sagte Martha.

«Ihm war es egal. Er hielt es für ausgleichende Gerechtigkeit oder so. Er war nämlich derjenige, der die Stufen zum Kirchturm mit Seife eingerieben hatte. Der Küster rutschte während einer Trauung darauf aus und flog hinunter wie ein Sack Mehl!» Sam wurde sich plötzlich bewusst, das Gespräch an sich gerissen zu haben, und schwieg betreten. Dann sah er Martha an. «Tut mir leid, Ma'am.»

«Es ist ein Vergnügen, Euch zuzuhören.» Martha hatte ihn und Caroline beobachtet. Ihr war aufgefallen, wie aufmerksam die junge Frau Sam zugehört hatte und wie er unter ihrem Blick errötet war. Trotz ihrer sechsundzwanzig Jahre fühlte sich Martha mit einem Mal uralt. Sie musste zugeben, dass der frisch gebadete Sam in den Sachen ihres verstorbenen Mannes recht attraktiv wirkte, und sie fürchtete, dass aus seiner Begegnung mit Caroline Verwicklungen entstehen könnten. «Wollt Ihr Lydia jetzt nicht mit einer Gutenachtgeschichte erschrecken, Sam?»

«Jawohl, Ma'am.» Er lächelte Caroline nervös zu und verließ dann das Zimmer.

«Aber verlasst nicht das Haus!», rief Martha ihm nach. «Caroline sollte nicht allein über die Straßen gehen. Könntet Ihr sie zum Kai begleiten?»

Die Witwe erwartete schon, von dem auf Unabhängigkeit bedachten Mädchen einen Protest zu hören, doch Caroline sagte nichts. «Es wird mir ein Vergnügen sein, Ma’am», antwortete Sam.

Zwei Stunden später, nun in einer noch feuchten Uniform und mit gepudertem Haar und einem um das Lederstück geflochtenen Zopf, ging Sam neben Jonathons Braut über die Straße. Er trug ein Päckchen, das Kerzen enthielt, die Martha den Großeltern des Mädchens schickte. Nieselregen fiel, aber Sam merkte nichts davon. Er wollte lieber Caroline betrachten, wenn sie in den Schein einer Laterne trat, um sich ihre Züge auf ewig einzuprägen.

Sie unterhielten sich über Jonathon. «Er wird nie wieder kämpfen können, nicht wahr?», fragte Caroline.

«Nicht mit einem Holzbein», antwortete Sam. «Aber im Krieg gibt es mehr zu tun, als nur eine Waffe abzufeuern. Da fällt so viel Papierkram an, dass man es nicht glauben mag. Und er ist doch gebildet, oder?»

«Ja», bestätigte sie nachdenklich.

«Bei uns wird unentwegt irgendwas aufgeschrieben», erzählte Sam. «Man kann kein Hufeisen an ein Pferd schlagen, ohne vorher einen Berg Papiere überwunden zu haben. Verdammte Zeitverschwendung!»

Caroline schwieg für eine Weile. Dann fragte sie plötzlich: «Wird Jonathon wieder gesund?»

«Natürlich», antwortete er mit grimmiger Entschiedenheit.

Caroline lächelte ihn an. «Er kann von Glück sprechen, Euch zu haben.»

Sam zuckte mit den Schultern. «Wisst Ihr, er war gut zu meinem Bruder. Und dafür bin ich ihm etwas schuldig.»

«Jonathon sagte, Euer Bruder sei gestorben.»

«Ja.» Und zu seiner Überraschung fiel es ihm nicht schwer, dieser jungen Frau von Nate zu erzählen. Wie er mit Maggie durchbrennen wollte, um das Paradies zu finden. Und wie eine Kugel in den Rücken alle Träume jäh beendet hatte.

«Was ist denn aus Maggie geworden?», erkundigte sie sich.

«Ich habe gehört, sie sei davongelaufen. So ist es wohl am besten.»

Caroline schwieg wieder. Das Licht aus einer Taverne glitzerte in ihrem Haar und schuf Schattenflächen auf ihren Wangen. «Armer Nate», murmelte sie dann.

«Er war ein Narr», entgegnete Sam traurig. «Er ist nur wegen dem hübschen roten Rock und dem Sold, den wir nie richtig erhalten haben, zu den Soldaten gegangen. Er hätte nie in die Armee eintreten sollen. Nate war das Kämpfen zuwider. Er ist sogar beim Stockspiel davongelaufen.»

«Was ist denn das?»

«Man kämpft mit einer Art Holzschwert, ein Spiel, das in England alle Jungen spielen. Man drischt damit aufeinander ein, und wer zuerst den Kopf des Gegners zum Bluten gebracht hat, gewinnt.»

Sie gelangten in eine dunkle Gasse, an deren Ende sich die Lichter des Hafens zeigten. Caroline lächelte ihn mit blendend weißen Zähnen an. «Ich schätze, Ihr wart beim Stockspiel ziemlich gut, oder?»

«Ich habe es geliebt.» Sie hatten die Gasse hinter sich gebracht und erreichten das weite, von Fackeln erleuchtete Kaigelände. Wachen, die zusätzliche Fackeln hielten, standen in regelmäßigen Abständen auf Posten und gehörten zu dem Wachring, den die Briten um Philadelphia gezogen hatten.

Caroline führte Sam nach Norden zu einer Artillerie-Batterie. Die Kanoniere erkannten sie und riefen ihr zu: «Habt Ihr einen Freund gefunden?»

«Tut mir leid für Euch, Jungs!», rief Sam zurück, um Caroline zu schützen.

«Vor denen habe ich keine Angst», sagte sie, als sie die dunklen Stufen hinunterstieg und ein Boot losband.

«Ihr segelt ganz allein?», fragte Sam voller Erstaunen.

«Ja, ich kleines Mädchen ganz allein.» Sie lächelte zu ihm hinauf. Hinter ihr spiegelte sich silbern das Mondlicht auf dem Wasser. Sie streckte die Hände nach der Schachtel mit

den Kerzen aus. «Ihr und ich, Sam, wir bringen Jonathon wieder hoch, was?»

Sam reichte ihr die Schachtel und fühlte sich wohl, von dem Mädchen so ins Vertrauen gezogen zu werden. «Das werden wir.» Er sah zu, wie sie das Segel hochzog. «Woher wisst Ihr, in welche Richtung Ihr fahren müsst?»

«Dahinten brennt ein Licht. Mein Zuhause.»

«Ich wünsche eine gute und sichere Fahrt, Miss.»

Caroline lächelte ihm zum Abschied zu und stieß dann ihre Schaluppe mit einem Riemen ab. Sam bemerkte auf der untersten Stufe ein gefaltetes Stück Papier. Er lief hinunter, hob es auf und spürte das wächserne Siegel. «Habt Ihr das verloren?»

Caroline drehte sich zu ihm um und wirkte erschrocken. «Es muss aus der Schachtel gefallen sein.»

«Hier.» Sam beugte sich so weit vor, dass er um ein Haar ins Wasser gefallen wäre. Caroline reckte sich ihm entgegen. Ihre Finger fanden sich, und dabei wäre Sam fast der Brief entglitten. Endlich hatte sie ihn, und Sam warf sich zurück. Er entschuldigte sich für seine Unbeholfenheit.

«Vielen Dank, Sam.» Carolines Augen leuchteten im Dunkel des Hafens.

«Gute Nacht, Miss!» Sam spürte immer noch ihre Berührung.

«Gute Nacht, Sam.» Caroline pullte das Boot fort vom Kai hinaus in den Wind. Sie winkte ihm noch einmal zu und ließ

sich dann an der Ruderpinne nieder.

Sam sah ihr noch lange nach, bis die Schaluppe nur noch ein kleiner Punkt vor dem dunklen jenseitigen Ufer war. Er spürte etwas in sich, das er nicht beschreiben konnte, doch das Gefühl war nicht unangenehm. Dann fiel ihm ein, dass Jonathon dieses Mädchen heiraten wollte, und er zuckte vor seinen letzten Gedanken zurück. Sam ging in die dunkle Stadt zurück, doch ob es ihm recht war oder nicht, das blonde Haar, das helle Lachen und die kurze Berührung ihrer Finger wollten nicht aus seinen Gedanken weichen. Und Sam kam die Welt nun, aus gutem Grund, wenn auch ohne Aussicht auf Erfolg, viel schöner vor.

Zwanzig

Am Morgen des Angriffs auf die feindlichen Forts erwachte Sir William mit dem Gefühl, Bäume ausreißen zu können. Und das trotz seiner achtundvierzig Jahre und trotz der um Mitternacht genossenen Flaschen Portwein und Austern. Eigentlich hätte er erwartet, am Morgen das späte Essen zutiefst bedauern zu müssen. Doch stattdessen fühlte er sich stark und gesund wie ein Jüngling.

Er ließ Lizzie in den warmen Laken zurück und betrat das Ankleidezimmer, wo Evans ihn rasierte und ihm mitteilte, dass heute ein schöner Tag würde. Das denke er auch, antwortete Sir William, und dabei vermischten sich Rasierschaum und Kaffee in seinem Mund. Unten bot ein Straßenhändler lautstark seine Waren feil. Er erinnerte den

General an das lärmende und lebendige Chaos auf den Straßen Londons. Das erfüllte ihn mit Melancholie, und er musste an die glücklichen Tage in der Hauptstadt zurückdenken. Die Ufertreppen an einem schönen Frühlingstag, wenn das Sommerlicht auf der Themse tanzte. Die Rotunda in Ranelagh Gardens. Das Drury Lane Theatre, wo David Garrick sich wie ein König feiern ließ. Oder das Little Theatre am Haymarket, wo Samuel Foote vor der Aufführung die Damen zu ermahnen pflegte, ihre Korsette zu lockern, weil sie es sonst vor lauter Lachen zum Bersten bringen würden. Sir William träumte von Almacks in einer Winternacht, von den Huren in Covent Garden, bei denen er sich mit seinen Begleitern oft gefragt hatte, welche von ihnen an Pocken sterben und welche einen Edelmann heiraten würde, und von den Cafés. O ja, die Kaffeehäuser! In Strand fand man mehr davon als in ganz Pennsylvanien.

«Ihr macht einen nachdenklichen Eindruck, Sir.» Lord Robert Massedene, der heutige diensthabende Adjutant, kam herein und brachte die Morgenpost, während Evans seinem Herrn die Strümpfe, die Hose, das Hemd, die Halsbinde, die Weste, die Jacke, die Perücke und die Schuhe anzog. Und ihm den Säbel umband.

«Ich dachte gerade an das Somerset Coffee House, Robert. Erinnert Ihr Euch an den außergewöhnlich plumpen Kellner mit seiner unverschämten Art?»

«Oder den in Slaughter's Coffee House? Oder den im Turk's Head? Oder gar den in The Piazza?»

«Ganz zu schweigen von dem in Clifton's Chop House, was?»

«Und erst der in Dolly's Steak House!», setzte Massedene dem Ganzen die Krone auf.

«Wo die Huren schon zum Frühstück Bier trinken!» Dieses launige Gespräch verstärkte Sir Williams Wohlbefinden. «Und wir müssen uns mit dem Londoner Coffee House in der Market Street begnügen!»

«Wo letzte Nacht das Gerücht die Runde machte, General Burgoyne habe kapituliert!»

Davon ließ Howe sich nicht die Stimmung verderben. «Gerüchte, Robert. Kein Tag vergeht ohne neue Gerüchte. Wie oft schon haben wir von Mister Washingtons Tod gehört. Mal ist er einer Mandelentzündung erlegen, mal dem Wechselfieber, dann der roten Ruhr und schließlich dem Darmkatarrh. Und wenn ich mich nicht irre, ist er auch schon in der Schlacht gefallen.»

«Das, Sir, wäre ein Tod, den ich zutiefst bedauern würde», entgegnete Lord Robert und legte die Papiere auf den Tisch.

Sir William schloss die Augen, während Evans seine Perücke puderte, und fragte lachend: «Glaubt Ihr, ein Besserer würde ihm nachfolgen?»

«Könnten sie denn einen Schlechteren finden?»

«Das möchte ich bezweifeln, Robert. Gegen ihn komme sogar ich mir wie ein guter General vor.» Sir William lächelte, um damit anzuzeigen, man möge diese Bescheidenheit nicht wörtlich nehmen. Dann trat er an den Tisch, wo eine Kanne Kaffee, geschnittener Schinken, Brot und Butter bereitstanden. Er warf einen Blick auf die Papiere. «Muss ich das alles lesen, Robert, oder fasst Ihr für mich das Wichtigste zusammen?»

«General Donop ist rechtzeitig losmarschiert, Sir. Die Schiffe Eures Bruders segeln den Fluss herauf. Die Sonne ist pünktlich aufgegangen, und die Priester versichern uns, dass Gott immer noch im Himmel wohnt.»

«Dafür ein lautes Amen.» Sir William strich Butter auf eine Scheibe Brot und lauschte dem Donner, der die Fensterscheiben zum Beben brachte. «Das Geschützfeuer ist nicht stärker geworden, Robert. Sollte Donop sich verspätet haben?»

«Das werden wir bald erfahren, Sir», erwiderte Massedene lächelnd. «Ich schätze, Captain Vane wird der Erste sein, der uns die entsprechende Nachricht überbringt.»

«Wie sehr er sich doch nach dem Geruch von Pulverdampf sehnt.» Sir William hatte Captain Vanes in aller Ernsthaftigkeit vorgetragener Wunsch amüsiert, die Grenadiere bei ihrem Angriff auf Fort Mifflin begleiten zu dürfen. «Er ist doch wohl nicht lebensmüde, oder?»

«Er will sich mit aller Macht eine Reputation erwerben, Sir. Und natürlich einen Sieg erringen.»

«Wohl auch ein wenig für die Witwe, was?» Der General grinste schmal.

«Ganz ohne Zweifel, Sir. Darf ich Euch zu einem Stück gesalzener Alse verleiten?»

«Ihr dürft nicht.» Sir William lief ein kalter Schauer den Rücken herunter. Nein, heute Morgen keinen geräucherten Fisch. «Er würde damit eine gute Partie machen. Die Witwe ist reich.»

«Und schön», fügte Massedene trocken hinzu.

Die Vorstellung einer Vermählung des Captains bestärkte Howes Enthusiasmus. «Ich hoffe nur, es klappt zwischen den beiden, bei meiner Seele, das tue ich. Das wäre genau das, was diese Stadt braucht, Robert. Eine Romanze zwischen den Kriegsparteien. Eine Liebe, die beide Seiten miteinander verbindet. Meint Ihr nicht auch, mein lieber Robert?»

«Mir zwingt sich die Frage auf, ob die Witwe ihm die Hand zum Ehebund reicht, Sir.»

«Warum sollte sie nicht? Vane ist doch nicht ohne. Seine Familie mag nicht zu den allervornehmsten in England gehören, aber deswegen ist er noch lange nicht zu verschmähen. Die Witwe könnte es entschieden schlechter antreffen.»

«Aber auch viel besser, Sir.»

Sir William starrte seinen Adjutanten an und begriff. «Ihr seid eifersüchtig, Robert. Die Witwe scheint auch Euer Herz erobert zu haben!»

Massedene bestritt das sofort, wenn auch mit wenig Überzeugungskraft. «Mir liegt vielmehr Vane etwas schwer im Magen, Sir. Er betrachtet die Welt aus der Sicht eines Krämers. Entweder bringt etwas Profit oder Verlust. Und dazwischen liegt nichts. Ich bemühe mich jedoch, ihm höflich zu begegnen.»

«Dessen bin ich mir sicher», erklärte Howe rasch.

«Und seinen Mut kann ich nicht in Abrede stellen, Sir. Außerdem bin ich davon überzeugt, dass er uns heute die Nachricht vom Sieg überbringen wird.»

«Das wird er in der Tat.» Sir William erinnerte sich jetzt wieder an das, was noch an diesem Tag anstand. Er trat mit seiner Kaffeetasse ans Fenster, so als wollte er dort jenseits der Dächer den Sieg erblicken. Er lauschte, ob das Kanonenfeuer heftiger geworden war, und wünschte in Gedanken Christopher Vane alles Gute.

Dieser hockte gerade hinter einem Damm, um dem kalten Wind zu entgehen, und wartete auf den Beginn des Angriffs. Er wartete seit dem ersten grauen Licht des Tages. Er wartete noch, als die Kanonenboote und Fregatten sich mühsam ihren Weg durch die versenkten Hindernisse im Fluss suchten, und jetzt wartete er immer noch. «Donop lässt sich Zeit!»

«Sir?» Sam zitterte, als er sich, bewaffnet mit Muskete und Bajonett, hinter dem Damm immer kleiner machte.

Vane wiederholte seine Worte nicht. Er fragte sich jetzt, warum er sich für diese Operation freiwillig gemeldet hatte. Er musste sich eingestehen, dass er die Vorstellung nicht ertragen konnte, ein großer Sieg würde ohne seine Mithilfe errungen. Was für eine monströse Eitelkeit, dachte er, doch zu verleugnen war sie nicht. Seit Sir William ihn in seinen Stab aufgenommen hatte, war Vane davon überzeugt gewesen, dass große Dinge auf ihn warteten. Und er wusste, dass er in dieser Zeit die Lehre durchmachte, die ihm am Ende Ruhm bescheren würde. Er riskierte natürlich einiges, wenn er diese Größe in der Schlacht zu finden hoffte. Doch er war der festen Überzeugung, dass das Schicksal anderes vorhatte, als ihn im Kampf fallen zu lassen. «Habt Ihr Angst, Sam?»

«Nein, Sir.»

«Ganz ehrlich?»

«Nicht mehr als jeder andere Mann, Sir.»

Vane lächelte. «Ich habe Euch schon angstvoll gesehen, Sam. Ich habe gesehen, wie Ihr Todesangst littet. Vor diesem Sergeant, der auf Euch einschlug, bevor ich die Freundlichkeit hatte, Euch zu retten.»

«Jeder hätte Angst vor Scammy, Sir», entgegnete Sam nachdenklich. «Er ist ein richtiger Schweinehund!»

«Beschreibt mir, was für ein Schweinehund er ist, Samuel. Heitert mich auf.» Vane suchte nach einem Zeitvertreib, um die Langeweile zu beheben. Sam begann, ihm von Sergeant Scammell zu berichten. Er war selbst am meisten von der unterschwelligen Bewunderung verblüfft, mit der er Scammys Mut im Kampf darstellte. Aber alle Bewunderung war vergangen, als er seinem Herrn von der Nacht erzählte, in der der Sergeant Wachdienst gehabt hatte.

«Er hat den Jungen umgebracht, Sir!»

«Tatsächlich?» Vane war interessiert.

«Aber unternehmt bitte nichts, Sir!», bat Sam voller Furcht. «Ich hätte Euch das nie mitteilen dürfen!»

«Ich würde der Armee niemals einen Mann nehmen wollen, der für sie so wertvoll zu sein scheint», antwortete der Captain. «Wir brauchen tollkühne Männer, Sam, wenn wir die Rebellen schlagen wollen.» Vane erhob sich und blickte zum Fluss. Warum griff Donop noch nicht an?

«Was hat Euch vorgestern dazu bewogen, ein Bad zu nehmen, Sam?»

«Ein Bad, Sir?»

Der Captain blickte auf seinen Burschen hinunter. «Es ist mir nicht entgangen, Sam. Am einen Tag habt Ihr wie ein Dreckschwein gestunken, und am nächsten habt Ihr geduftet wie ein Bordell-Salon. Solltet Ihr etwa eine Maid gefunden haben?»

«Nein, Sir!»

«Ich denke doch. Wer ist Eure Liebste?»

«Nur ein einfaches Mädchen, Sir», antwortete Sam leise.

«Was für ein Mädchen? Eine Küchenmagd oder was?»

«Ja, Sir, eine Küchenmagd.» Sam wollte es bei dieser Notlüge belassen, dachte dann aber, dass er etwas mehr Begeisterung zeigen musste. «Sie ist wunderschön, Sir.»

«Das kann ich mir gut vorstellen.» Vane fragte sich, was für eine Art von Leidenschaft einfache Soldaten verspüren mochten. Eine niedere, schmutzige Leidenschaft, ganz ohne Zweifel, bloße Fleischeslust, die sich nicht mit der heiligen Ekstase vergleichen ließ, die Vane für Martha Crowl empfand. Die Vorstellung, das Schwert des Siegers als Unterpfand seiner Liebe in ihr Haus zu tragen, stimmte ihn ganz liebestrunken. Heute Nacht, wenn diese Unternehmung glorreich beendet war, würde er die Witwe in aller Zärtlichkeit über die Grenzen der Freundschaft hinaus in das Reich der Wonnen der Liebe führen. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit ebensolcher Erregung wie die Erstürmung der Forts, die aus unerklärlichen Gründen noch nicht begonnen hatte.

Wolken jagten ihre Schatten über das Wasser und verbargen die Sonne. Ein Reiher stakste durch das Wasser am Ufer, während der Captain ungeduldig den Damm auf und ab marschierte. Er erwartete, jeden Moment das Donnern der leichten Geschütze der berittenen Artillerie zu vernehmen, die Donops Hessen begleitete. Doch der Morgen

schritt träge und kalt voran, und keine Kanonenkugeln flogen vom Ufer über das Wasser.

Zwei Fregatten und drei Kanonenboote gelangten nur Meter für Meter voran. Vorn am Bug standen die Lotgasten und riefen die Wassertiefe nach hinten, die sie mit ihren Lotleinen maßen. Gegen Mittag war die Wolkenschicht so dick geworden, dass mit Regen gerechnet werden musste. Ein kräftiger Wind setzte ein und behinderte zusätzlich das Vorankommen der britischen Schiffe. Ein Ruderboot der Rebellen wagte sich aus einem der zahllosen Seitenarme am New-Jersey-Ufer und gab mit seiner kleinen Bugkanone einen Schuss auf die erste Fregatte ab. Zur Antwort erhielt es eine donnernde Breitseite, die vor allem eine mächtige Rauchwolke über der Flussmitte erzeugte. Das Ruderboot wurde nicht getroffen, und die Besatzung jubelte.

«Das ist doch heller Wahnsinn!» Captain Vanes Laune wurde trotz der Vorfreude auf den Abend durch das endlose Warten empfindlich beeinträchtigt. Beim Mittagessen, das er um halb ein Uhr mit den Offizieren der Grenadierkompanien einnahm, die Fort Mifflin stürmen sollten, dachte er sogar daran, in die Stadt zurückzureiten, um festzustellen, ob Sir William aus irgendeinem unerfindlichen Grund den Angriff der Hessen abgeblasen hatte. Doch die Neugier hielt ihn am Deich zurück, wo die Langboote am Flussufer bereitstanden, um die Grenadiere nach Mud Island zu befördern.
Grenadiere waren die Stoßtruppen eines Bataillons, und

sechs Bataillone hatten ihre Grenadierkompanien für die Eroberung der Insel abgestellt. Die Männer langweilten sich. Einige schliefen hinter dem Deich, andere schärften zum wiederholten Male ihre rasiermesserscharfen Seitengewehre. Vane ließ verdrossen den Deckel seiner neuen Taschenuhr aufspringen, die vormals an Benjamin Franklins Bauch gehangen hatte. «Eigentlich sollte es ein Überraschungsangriff werden.»

«Das könnte es immer noch werden.» Ein Major mit einem Schnurrbart schnitt die ranzige Oberschicht von einem Stück gepökelten Schweinefleischs.

«Sie sollten im Morgengrauen angreifen!»

Der Major schob sich ein Stück Fleisch in den Mund und kaute langsam darauf herum. «Das ist eben die Armee. Wann passiert hier schon mal etwas zur festgelegten Zeit?»

Sir William Howe hielt sich immer noch in Philadelphia auf, nachdem seine Adjutanten ihn mit dem Argument dazu bewegt hatten, seine Abwesenheit könnte den Feind auf dumme Ideen bringen. Der Oberkommandierende war auch schlechter Laune, weil der Tag schon weit fortgeschritten war. «Hat der Mann sich verlaufen? Oder ist er nach Deutschland zurückgesegelt? Verdammt noch mal!»

Lord Cornwallis, ein ernsthafter und praktisch veranlagter Mann, der den Nachmittag bei Howe verbrachte, sagte nichts dazu. Doch sein Schweigen enthielt den Hinweis, dass

er die Dinge besser arrangiert hätte, wenn man ihn zum Zuge hätte kommen lassen. Cornwallis wollte nach London zurückkehren, was Sir William ganz und gar nicht gefiel. Warum wollte Cornwallis nach England? Welche Ränke wollte er in den Schreibstuben und Vorzimmern aushecken, in denen die Fäden der Regierungsgeschäfte gezogen wurden?

Lord Robert Massedene schnitt die Schweinesülze. «Vielleicht, Sir, hat sich Fort Mercer kampflos ergeben?»

«Ha!», äußerte Cornwallis nur.

«Wie meinen Euer Lordschaft?», fuhr Sir William seinen Stellvertreter an.

Cornwallis erwiderte den scharfen Blick seines Vorgesetzten aggressiv. Schließlich und mit allen Anzeichen tiefen Nachdenkens erklärte er: «Euer Koch zerkocht die Schweinesülze.»

«Ich hätte große Lust», sagte Howe und ignorierte seinen grässlichen Stellvertreter, «mir heute Nachmittag den Hahnenkampf anzusehen. An der Front Street befindet sich doch eine solche Anlage, oder?»

«In Moore's Alley, Sir, direkt neben Carr's Store.» Lord Robert reichte die Soßenschüssel weiter. «Und es heißt, sie hätten dort einige exzellente Vögel.»

Doch aus dem Besuch des Hahnenkampfes wurde nichts. Gegen fünfzehn Uhr, als das Dinner immer noch im vollen Gange war, verhießen der Ruf einer Wache und hartes

Hufgetrappel eine Nachricht. Sir Williams Nervosität, die er sich nicht hatte anmerken lassen wollen, wurde nun offenbar, als er seine Serviette beiseite warf und, gefolgt von den Offizieren, auf den Hof hinuntereilte, wo ein Mann mit verbundenen Augen auf einem Pferd saß. Zwei Dragoner eskortierten den Fremden, und – Wunder über Wunder – einer von ihnen hatte eine lange Leine an einem seiner Steigbügel verknotet, an der Sir Williams so lange und schmerzlich vermisster Hund Hamlet lief.

«Hamlet!»

Der Hund jaulte und kläffte und versuchte, sich von der Leine zu befreien. Sir William rannte auf ihn zu und fuhr den Dragoner an: «Macht ihn los! Sofort befreien!»

«Den Rebellen, Sir?»

Howe, der den wild wedelnden Hund in den Armen hielt, bemerkte erst jetzt, dass der Mann mit den verbundenen Augen ein amerikanischer Soldat war. Wie Sir William erfuhr, war er mit einer weißen Fahne auf die englischen Linien zugeritten. Dort hatte man ihm die Augen verbunden, damit er nicht die Verteidigungsanlagen im Norden vor der Stadt auskundschaften konnte.

Als man ihm die Augenbinde abnahm, verbeugte der Mann sich vor Sir William. «Ich bin Colonel Mitchell.»

«Sir William Howe», stellte der Oberkommandierende sich vor.

Mitchell lächelte. «Ich vermute, das ist Euer Hund. Wir haben ihn in unseren Reihen aufgegriffen, Sir, doch sein Halsband verriet, wem er in Wahrheit gehört.»

«Und Ihr habt ihn zurückgebracht! Auf meine Ehre, Sir, ich bin Euch dafür zu tiefstem Dank verpflichtet!»

«Der Hund kommt mit den besten Empfehlungen General Washingtons und auf seinen ausdrücklichen Befehl hin.»

«Das ist aber sehr nett von …» Sir William hielt inne, weil er dem Rebellenführer nicht unbedingt die Ehre erweisen wollte, ihn mit seinem Titel zu nennen. Doch seine Dankbarkeit war so immens, dass er sich großzügig zeigen wollte. «… von General Washington. Teilt ihm bitte mit, Sir, dass ich in seiner Schuld stehe. Ich hoffe, man hat Euch hier nicht schlecht behandelt?»

«Ganz gewiss nicht, Sir.»

«Wollt Ihr dann mit uns speisen? Wir haben Schweinesülze, einen feinen Claret, der zwar beim Transport etwas durchgeschüttelt wurde, und, so glaube ich, einen Kürbiskuchen.»

Mitchell lächelte angesichts der Freundlichkeit des Generals, schüttelte aber den Kopf. «Ich möchte Euch nicht beleidigen, Sir, aber ich muss wieder fort.»

«Gibt es denn gar nichts, womit ich meine Dankbarkeit beweisen kann?» Sir William war ehrlich erfreut über Washingtons nette Geste. Er streichelte unentwegt den kleinen Hund, bei dem der kleine Ausflug keine

nachhaltigen Schäden hinterlassen zu haben schien. «Kann ich Euch kein Geschenk mitgeben, Colonel?»

Mitchell grinste schief. «General Washington erbittet nichts von Euch, Sir, ist er doch der festen Ansicht, sich alles allein beschaffen zu können.»

«Sehr gut! Brav gesagt, Sir!» Howe strahlte seine Offiziere an und erwartete, dass sie an seiner Freude teilnahmen, doch bis auf Massedene zeigten sie alle unbewegte Gesichter. «Dann werdet Ihr dem General», beim zweiten Mal ging ihm das Wort schon leichter über die Lippen, «meine besten Empfehlungen übermitteln, Sir, und richtet auch einen Gruß an seine Gemahlin. Und teilt ihm mein Bedauern darüber mit, dass wir uns als Feinde gegenüberstehen müssen.»

Der so freundliche Empfang schien den Colonel ein wenig zu verwirren. «Zumindest, Sir, zählen wir nicht mehr General Burgoyne zu unseren Feinden.»

«Dann ist das Gerücht also bis zu Euch vorgedrungen?» Howes Begeisterung über die Rückkehr seines Hundes konnte durch solche Wortscharmützel nicht geschmälert werden. «Ich hoffe nur, dass unser Gentleman Johnny nie den Burschen in die Finger bekommt, der so etwas Schmähliches über ihn in Umlauf gesetzt hat.»

«Es ist mehr als nur ein Gerücht, Sir. Er hat sich bei Saratoga ergeben.»

«Prächtig! Prächtig!» Sir William war immer noch ganz Freude. «Meinen tief empfundenen Dank, Sir! Ich bedaure nur die Notwendigkeit der Augenbinde, doch das versteht Ihr sicher, oder?»

Der Rebellen-Colonel wurde fortgebracht, und Sir William kehrte mit seinem Gefolge zur Tafel zurück, wo er in seiner Fröhlichkeit Hamlet Schweinesülze zu fressen gab. Er spielte mit dem Hund und hörte erst damit auf, als vom Süden und Westen Geschützdonner heranwehte und verkündete, dass die Schlacht um die beiden Inseln, zwischen denen sich der Fluss mit Schlamm vermischte, begonnen hatte.

Und wo Christopher Vane über den Deich stieg, um mit den Grenadieren vorzurücken, die das besiegte Fort besetzen sollten.

Die Schlacht war unvermittelt aufgeflammt. Die Breitseite der Schiffe gegen Fort Mercer hatte den wartenden Truppen mitgeteilt, dass die Hessen endlich, endlich ihren Angriff begonnen hatten.

Die Schiffe fuhren weiter den Fluss hinunter, und ihre Segel flappten wie monströse Schwingen im Wind. Die Seeleute holten sie ein, und die Kanoniere gaben neue Breitsalven ab. In den Marschen eröffneten alle britischen Batterien gleichzeitig das Feuer. Die Offiziere der Grenadiere brüllten Befehle und scheuchten ihre Männer über den Schlick in die wartenden Boote, die von Seeleuten der Flotte bemannt waren.

Neuer Qualm wölkte auf, als die großen Kanonen losdonnerten und gegen ihre Lafettenschwänze zurückstießen. Die Mörser, die sich mit jedem Abschuss tiefer in den weichen Boden drückten, feuerten ihre Granaten in hohem Steilbogen über das flache Wasser. Die Granaten, deren brennende Lunten helle Striche am Himmel zogen, explodierten in vielen Flammenzungen im Innenhof von Fort Mifflin.

Sam fand sich inmitten der schreienden Grenadiere wieder und folgte seinem Captain in das Langboot an der linken Flanke. Er entdeckte Rauch über dem entfernteren zweiten Fort. Dort stürmten die Hessen. Sam sorgte sich jedoch viel mehr um das nähere Fort Mifflin, das ringsherum von britischen Kanonen beschossen wurde. «Sie erwidern das Feuer nicht, Sir!», rief er.

«Vielleicht heben sie ihre Kugeln für uns auf, Sam», erwiderte Vane. Er vermutete, der britische Beschuss sei so verheerend gewesen, dass die Besatzung nur auf eine Chance wartete, sich ergeben zu können. «Aber wir sitzen vor den Dornen, Sam, vor den Dornen!» Vanes Stimmung besserte sich angesichts der bevorstehenden Schlacht schlagartig.

«Dornen, Sir?»

«Die erste Reihe im Theater, Sam. Die Dornen sind dort angebracht, um die männlichen Zuschauer daran zu

hindern, die Schauspielerinnen zu belästigen. Aber wir werden die Yankees belästigen, was, Sam?»

«Legt euch in die Riemen und pullt!» Der Bootsmann in Sams Langboot schien zu glauben, er liefere sich mit den elf anderen Gefährten ein Rennen. Riemen hoben und senkten sich, und die Boote glitten über den Fluss. Möwen, die vom Geschützdonner aufgeschreckt worden waren, zogen über ihnen ihre Kreise.

Dann hörten sie ein neues Geräusch durchs Artilleriefeuer: ein tiefes Donnern, das nur von einem überschweren Geschütz stammen konnte. Sam entdeckte eine besonders große Rauchwolke, die von einem der Wälle von Fort Mifflin aufstieg. Eine Fregatte, die gerade dort vorüberfuhr, erbebte, als sie von der Kugel getroffen wurde.

«Dieses Fort ist noch lange nicht kaputt!», rief ein Lieutenant vom Bug.

«Wird es aber bald sein!», brüllte Vane zurück. Endlich war das Warten vorüber, und er würde mit diesen Elitesoldaten in die rauchenden Trümmer des zerschossenen Forts stürmen. Und in diesem Moment, an der Schwelle zur Heldentat, kam ihm ein Tagtraum: Martha war irgendwie an die Front gelangt und befand sich in tödlicher Gefahr, aus der er, Captain Christopher Vane, sie erretten würde. Tränen der Dankbarkeit würden aus ihren Augen strömen, und sie würde sich ihrem Retter endlich hingeben.

«Die *Augusta* ist auf Grund gelaufen!» Der Bootsmann zerstörte den Traum des Captains. Er zeigte zu der Fregatte, die das Geschoss des Feindes hatte hinnehmen müssen.

«Nein!», brüllte Vane, doch trotz seines Widerspruchs ließ die *Augusta* ihre Beiboote ins Wasser, die versuchen sollten, das Schiff von der Untiefe zu ziehen. «Macht doch nichts», murmelte Vane.

«Macht nichts?» Sam kroch zu seinem Herrn.

«Sie kann immer noch ihre Kanonen abfeuern, oder?» Der Captain zuckte zurück, als ihm ein hochfliegender Riemen Wasser ins Gesicht spritzte. «Und die Yankees antworten uns mit einer recht schwachen Darbietung.»

Vane hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als die Wälle von Fort Mifflin geradezu explodierten. Die amerikanischen Batterien konzentrierten ihr Feuer auf die gestrandete Fregatte. Der Geschützdonner erfüllte die Luft, und auf dem Fluss fand ein mörderisches Duell zwischen dem Fort und dem Kriegsschiff statt. Die zweite Fregatte segelte der *Augusta* zu Hilfe.

«Ich dachte, wir würden ein geschlagenes Fort einnehmen!», rief Sam.

«Viel Feind', viel Ehr'!», schrie Vane.

Sams Langboot lief auf Grund, und ein Sergeant brüllte: «Macht euch die Füße nass, ihr Bastarde!»

«Ausschwärmen!», befahl ein Major im Nachbarboot. Die Kiele der anderen Boote liefen knirschend über den Sand,

und die hellen roten Jacken der Grenadiere leuchteten durch das aufspritzende flache Wasser. «Vorwärts!»

«In die Lücke, Sam!»

Sam hob den Kopf, roch den Pulverdampf und hörte das Wummern der schweren Kanonenkugeln, die durch die Luft flogen.

«Vorwärts, ihr noblen Engländer!», rief Vane begeistert und zog seinen Säbel.

Sam war weniger angetan. Sie waren eine halbe Meile vom Fort entfernt, und der Großteil dieser halben Meile bestand aus klebrigem Schlick, in dem die Soldaten bis zu den Knien versanken. Kleine Wasserläufe zogen sich über das Land, drüben lag das Gerippe eines aufgegebenen Boots, ansonsten war nur Schlamm und Schlick zu sehen, über und durch den sich die Grenadiere in breiter Linie dem rauchverhangenen Fort näherten. Die anderen Kämpfe, die auf dem Fluss und jenseits der Insel stattfanden, schienen zu einer anderen Welt zu gehören, die mit Sam nichts zu tun hatte.

Die Grenadiere erreichten endlich festeren Boden und gingen hinter einer Düne in Deckung. Vane erklärte seinem Burschen, dass die Soldaten jetzt auf die Eroberung von Fort Mercer warteten und darauf, dass die dortigen Kanonen auf Fort Mifflin gerichtet wurden. Die Rebellen in Fort Mifflin hatten das mühsame Vordringen der Grenadiere natürlich bemerkt. Sie schossen planlos mit ihren Musketen auf die

Engländer. Die Entfernung war aber viel zu groß, um etwas zu treffen. Doch die Grenadiere waren nahe genug heran, um die Schmähungen zu hören, die die Amerikaner von ihren Wällen riefen.

«Ignorieren!», befahl ein Major, der die Reihen der geduckten Männer abschritt. «Wir stopfen ihnen noch früh genug ihre Unverschämtheiten ins Maul zurück! Wir nehmen die Baumsperre, Männer! Ihr werdet Verluste haben, aber dafür seid ihr ja schließlich in die Armee eingetreten. Der Himmel des Soldaten ist mit Huren gepflastert. Es gibt also nichts, wovor ihr euch fürchten müsstet! Nehmt eure Waffen und gebt dem Feind die Hölle auf Erden!»

Sie warteten wieder. Das Artillerieduell erfüllte mit seinem Wummern und Rumpeln, so als würden große Fässer über eine Rampe gerollt, den Himmel. Sam beobachtete über den Dünenrand hinweg das Fort. Holzpfähle flogen dort wie Feuerholz herum. Mörsergranaten explodierten rot glühend und rauchend im Fort. Doch unbeeindruckt davon flatterte hoch oben die Rebellenfahne im qualmgeschwängerten Wind.

Und die Fahne der Rebellen wehte auch noch über Fort Mercer. Die Kanonen des zweiten Forts, das noch lange nicht von den Hessen erobert zu sein schien, feuerten auf die gestrandete Fregatte und auf ein zweites, kleineres Schiff, das ein Stück weiter flussabwärts ebenfalls auf Grund gelaufen war.

«Sie brennt, Sir!» Sam deutete auf die *Augusta.*

Der Captain war immer noch angefüllt von grimmiger Vorfreude. Doch jetzt drehte er sich um und wurde Augenzeuge, wie eine mächtige Feuerlanze, rein wie ein Blitz, mittschiffs aus der *Augusta* schoss und höher als der Mast aufstieg.

Für eine Sekunde schien es, als würden alle Kanonen schweigen und alle Männer auf die getroffene Fregatte starren. Die Flammenlanze verdrehte sich und zerfaserte, und als es den Anschein hatte, das Schiff habe das Schlimmste überstanden, zerbarst die ganze Fregatte in einem Flammenmeer. Ein Mast sauste wie ein abgeschossener Pfeil hoch durch die Luft und zerfiel dann in seine Bestandteile. Planken durchstießen die Wolken. Ein brennendes Segel, das sich wie eine Riesenfledermaus drehte, taumelte auf groteske Weise über den Himmel. Ein ganzes Kriegsschiff mit all seiner Größe und Majestät war in einen Mahlstrom aus dunklem, stinkendem Qualm und Tod verwandelt worden. Trümmer, die aus dem brennenden Rumpf geschleudert wurden, klatschten ringsherum ins Wasser.

Dann senkte sich für ein paar betäubende Sekunden Stille über den Fluss. Der Knall der Explosion, der dann ertönte, brachte die Erde zum Beben. Eine hohe Welle raste auf die Insel zu. Weitere Explosionen stießen in die Ohren der

Soldaten, als Feuer die Pulverfässer im Magazin des Schiffes erreichte.

Der Wind nahm die Asche auf und ließ sie wie schwarzen Schnee auf den Fluss fallen. Mächtige Holzrippen zeigten sich im Flammenmeer, das im Schiffsrumpf wütete. Das Wasser strömte zurück und erzeugte höllenschwarze Rauchwolken.

«Jesus Christus!» Vane starrte mit offenem Mund dorthin.

Das zweite auf Grund gelaufene Schiff stand jetzt auch in Flammen. Das Feuer breitete sich dort gerade in der Takelage aus. Die Besatzung pullte in den Beibooten an Land.

Dann stieg triumphierender, höhnischer und beleidigender Jubel aus dem Rebellen-Fort auf. Ein Mann bildete mit den Händen einen Trichter vor seinem Mund und schrie den Grenadieren entgegen: «Ihr Mistkerle, wie gefällt euch der amerikanische Gruß?»

«Seine Eier sollen verfaulen!» Vanes Stimmung näherte sich der Verzweiflung. Er riss Sams Gewehr an sich, spannte den Hahn, zielte auf den Spötter und drückte ab.

«Daneben!», grölte der Mann und hüpfte auf und ab. Eine kleine Kanone, die mit einer Kartätsche geladen war, die man sich im Fort für den Angriff der Grenadiere aufgehoben hatte, wurde jetzt abgefeuert. Der Inhalt der Kartätsche flog über die Köpfe der Engländer.

«Zurück!», befahl der Grenadier-Major. Er wusste, dass heute alles schiefgegangen war. «Rückzug!»

Doch Captain Vane wollte nicht zurück. Es drängte ihn sehr, das Fort zu stürmen. Zorn und brennendes Verlangen nach Rache ließen ihn jede Vernunft vergessen. «Rückzug!», brüllte der Major noch einmal, und Vane blieb nichts anderes übrig, als ihm zu gehorchen. Er zog sich mit den Infanteristen über den klebrigen Schlick zurück, und hinter ihnen auf den Wällen riefen die Amerikaner ihre Schmähungen und feuerten ihre kleinen Kanonen auf die Rotröcke ab. Sam half einem Grenadier, dem ein Metallstück aus einer Kartätsche ins Bein gefahren war. Ein anderer Mann lag mit dem Gesicht nach unten im Schlick und versank langsam. Er war bereits tot. Eine Kugel hatte ihm das Rückgrat zertrümmert. Die mit Kugeln und Metallstücken gefüllten Kartätschen explodierten ringsherum und verschleuderten ihren todbringenden Inhalt. Und jeder Schritt zurück wurde von neuen Schmähungen der Rebellen begleitet.

Die Grenadiere wateten zu den Booten. Zwei Männer waren tot, drei verwundet. Das zweite gestrandete Schiff, eine Korvette, war von seiner Mannschaft in Brand gesteckt worden, damit es nicht den Rebellen in die Hände fiel. Die Korvette explodierte jetzt, doch das nahm nach so vielen Unglücken kaum noch jemand wahr. Der Rauch von den beiden Schiffen trieb über den Delaware. Bei Einbruch der

Nacht brannten sie immer noch und verbreiteten einen hellen Schein über den kleinen Flusswellen.

Und sowohl über Fort Mercer als auch über Fort Mifflin wehte immer noch das Sternenbanner der Rebellen.

«Das wird Sir William treffen!» Vane war den Tränen nahe, als Sam sich neben ihn hockte. Sie kehrten auf der mittleren Fähre über den Schuylkill in die Stadt zurück. «Alles ist schiefgegangen, Sam. Ganz furchtbar schiefgegangen! Ich hasse es, solche Nachrichten überbringen zu müssen.»

Doch Vane musste nicht der Unglücksbote sein, denn Howe hatte bereits von der Schlacht gehört. Niedergeschlagen saß er am Feuer, und Hamlet schlief zu seinen Füßen. Er versuchte zu lächeln, als Vane verdreckt und am Ende seiner Kräfte das Zimmer betrat. «Ich weiß, was geschehen ist, Christopher.»

«Es tut mir so leid, Sir.»

«Macht nichts.» Sir William schüttelte den Kopf.

«Die Forts fallen beim nächsten Mal, Sir», bot Vane Trost. Er entdeckte den Hund, doch es schien ihm nicht ratsam zu sein, jetzt etwas dazu zu sagen. Denn er hatte den Oberkommandierenden noch nie so bedrückt gesehen.

«O ja, die Forts werden fallen!», brummte Howe. «Doch wozu sollte das noch gut sein, Kit? Wir können nicht mehr siegen. Wir können nicht jede Stadt, jedes Dorf, jede Brücke und jeden verdammten Bauernhof einnehmen. Und selbst wenn wir das könnten, wie sollten wir die Amerikaner

beherrschen? Sie haben den Sieg gekostet, und jetzt werden sie nicht mehr davon lassen wollen.»

«Den Sieg, Sir? Es war doch nicht mehr als ein zurückgeschlagener Angriff. Wir greifen einfach noch einmal an.»

«Nein.» Sir William hob ein einzelnes Blatt Papier, als wiege es eine Tonne. «Ein Kutter hat das nach New York gebracht. Und von dort gelangte es über Land hierher.»

Christopher Vane durchquerte das Zimmer und nahm das Blatt entgegen. Er las den Text, las ihn ein zweites Mal und schloss dann die Augen. «Großer Gott.» Diese Schande war einfach zu viel für ihn. Tränen traten ihm in die Augen. Er hörte in seinem Kopf das Lachen der Witwe. Geschlagen. Besiegt.

«Saratoga», aus Howes Mund klang das Wort bitter, «wo in Drei Teufels Namen dieses Saratoga auch immer liegen mag!»

Vane öffnete die Augen und war darauf gefasst, eine völlig veränderte Welt zu sehen. Doch da saß immer noch Sir Howe in seinem Ledersessel vor dem Feuer, und draußen ratterte der Wind an den Fensterläden und brachte das Gegröle eines Betrunkenen mit sich. Vane starrte fassungslos auf die Depesche. «Die ganze Armee? Kapituliert?»

«Sie haben sich den Rebellen ergeben.» Sir William riss Vane das Papier aus der Hand und erschreckte dabei seinen

Hund. Er warf die Depesche ins Feuer. «Ich habe darum gebetet, es möge nicht wahr sein! Stoßgebete!» Sir William sah plötzlich nicht mehr aus wie ein Achtundvierzigjähriger, sondern wie ein alter Mann. «Ich habe mein Bestes gegeben, Kit. Ich habe den Kampf nicht gesucht, aber ich habe jede verdammte Schlacht gewonnen, die man mir aufgezwungen hat. Ich habe die Hitzköpfe gezügelt, weil ich hoffte, wir könnten die Rebellen an den Verhandlungstisch bringen. Ich habe ihre Frauen und Häuser vor Schaden bewahrt. Ich habe ihnen Generalpardon, Schadensersatz und Frieden angeboten! Habe mich als Christ, Gentleman und würdevoller Engländer gezeigt.» Er zitterte plötzlich. «Vielleicht sollte ich ihnen besser das geben, was sie lieber möchten: Feuer und Schwert und Hass ohne Ende!»

Sir William sang jetzt Vanes Lied, doch der Captain fühlte sich nicht bestätigt. Der freundliche, gebrochene Mann vor ihm tat ihm von Herzen leid. «Doch das werdet Ihr nicht, Sir.»

«Nein. Jetzt bekommen wir es auch noch mit den Franzosen zu tun. Sie haben darauf gewartet. Saratoga!» Er schloss die Augen. «Hunderttausend Mann! Hunderttausend Soldaten. Das brauche ich, aber stattdessen geben sie mir dreißigtausend, um das ganze Gebiet zwischen Florida und Kanada zu halten! Dreißigtausend, abzüglich der sechstausend von Saratoga. Grundgütiger!» Er schlug mit der Faust auf die Armlehne, und Hamlet wimmerte. «Wenn

ich auf Wasser wandele und aus elf Körben mit Brot und Fischen tausend mache, werden sie in London dann zufrieden sein?»

Vane konnte ihm darauf keine Antwort geben. Gott hatte den roten Rock an den Nagel gehängt, und alle Hoffnung der Armee war Asche in einem kalten Wind, der sie aufs Meer hinaustrieb.

Einundzwanzig

Captain Vane wanderte über kalte Straßen. Er konnte den Berichten über die Vorgänge in Saratoga genauso wenig Glauben schenken wie dem, was er heute mit eigenen Augen in den Marschen gesehen hatte. Er war auf dem Weg, sich eine neue Uniform anzuziehen, bevor er bei der Witwe Trost finden wollte. Er hoffte, dass ihre Freundschaft zu ihm so stark war, dass sie ihm in dieser traurigen Nacht nicht nur Mitgefühl, sondern vielleicht auch Liebe entgegenbringen konnte. Er fragte sich, wie viele Männer gestorben waren. Männer, deren Namen in den Vorhallen der Kirchen Englands und Irlands ausgehängt wurden, um kundzutun, dass Söhne und Ehemänner in dem Bemühen gefallen waren, die Pest des Republikanertums aus Amerika zu fegen.

Vane bog in die Gasse ein, die zu seiner Unterkunft führte. Er musste beiseite treten, als ein betrunkener John Andre mit einer mächtigen Rumfahne auf ihn zu torkelte. «Kit?»

«Ich bin es, John. Ist mit dir alles in Ordnung?»

Andre schien darüber nachdenken zu müssen. «Ich bin besoffen, und ich gehe jetzt zu Mrs. Taylor. Das Beste, was man nach einer Niederlage machen kann, Kit. Sich besaufen und dann pudern gehen. Hast du Lust, mich zu begleiten?»

«Ich habe mit Huren nichts mehr zu schaffen, John.»

«Gott der Gerechte!» Andre starrte Vane fassungslos an, dann drehte er sich um und brüllte in die dunkle, von ein paar Fackeln beleuchtete Straße: «Er ist verliebt! Er ist verliebt!»

«John!»

«Mach dir nichts daraus, Kit, ich bin bis oben hin voll. Kannst du das glauben, was von diesem Sara… Saradingsbums berichtet wird?»

«Nein.»

«Ich auch nicht.» Andre fand in der Schoßtasche seiner Jacke eine Rumflasche. «Vielleicht ist das ja ein Irrtum. Warum heiratest du die Witwe nicht?»

«Das würde ich gern.»

«Ich wollte auch schon mal den Bund fürs Leben schließen. Habe ich dir davon erzählt?»

«Schon oft, John.»

Andre lehnte sich gegen die Häuserwand und setzte die Flasche an den Hals. Dann bot er sie seinem Freund an. «Ihr Name war Honora Sneyd, auch wenn du damit bestimmt nichts anfangen kannst.» Er schüttelte sich, als würde er lachen, doch bei genauerem Hinsehen entdeckte Vane, dass

er schluchzte. «Sneyd!», schrie Andre. «Sie hatte die Schönheit einer Schwindsüchtigen, Kit. Warum lieben wir immer die Hilflosen und Schwachen? Wir sollten nach drallen Maiden mit Schenkeln wie bei einem Grenadier Ausschau halten. Doch wir verlieben uns immer in die Zerbrechlichen, möge Gott uns verdammen. Sie hat mich im Stich gelassen, also soll Gott auch sie verdammen. Gott verdamme alle Weiber. Bis zur nächsten.»

«Geh zu Bett», mahnte Vane.

«Aber nicht in meins», entgegnete Andre mit der Verschmitztheit eines Betrunkenen. «Nicht heute Nacht. Heute Nacht wende ich mich, da Miss Shippen auf Ekel erregende Weise auf Sittsamkeit Wert legt, an Missis Taylor, wo du ja nicht hinwillst.» Er setzte wieder die Flasche an den Mund, doch sie schien nun leer zu sein. Er warf sie in die Straße, wo sie laut scheppernd über das Kopfsteinpflaster rutschte. «Hast du die Witwe denn schon um ihre Hand gebeten?»

«Noch nicht.»

«Wer nichts wagt, der nichts gewinnt. Und wenn du es nicht tust, Kit, werden andere kommen. Und sag später nicht, ich hätte dich nicht gewarnt!» Mit sichtlicher Anstrengung stieß er sich von der Wand ab und stolperte ins Licht einer Fackel.

Vane lief ihm hinterher. «Was meinst du damit?»

Andre spürte die Hand auf seiner Schulter und drehte sich um. «Ich meine, teurer Freund, dass Frauen aus uns jämmerlichere Wesen als Würmer machen können. Eure verehrte Witwe, lieber Kit, gibt heute Abend einen Empfang. Hat sie dich eingeladen?»

«Einen Empfang?»

«Ja, mit Musik, Wein und Heiterkeit. Dein und mein Freund Lord Robert Massedene hat mir das erzählt.»

«Jesus Christus!» Vane nahm die Hand von Andres Schulter und rannte los. Die Eifersucht, die ihn wie ein Strom von innen vergiftete, verlieh seinen Füßen Flügel. Er bog in die Market Street ein, lief fast eine Patrouille über den Haufen und eilte auf Marthas Haus zu.

Und musste dort entdecken, dass die Fenster von hellem Kerzenschein erleuchtet waren. Laute Musik drang auf die Straße und versetzte eine Gruppe Loyalisten in Rage, die nur von den vier vor dem Haus postierten Rotröcken daran gehindert wurden, einzudringen und dieser unziemlichen Feier ein Ende zu setzen.

Vane durfte hinein. Er eilte die Stufen hinauf und öffnete die unverschlossene Haustür. Lachen tönte ihm aus dem Salon im ersten Stockwerk entgegen. Vane stieß die dortige Tür auf, als ein Trinkspruch ausgebracht wurde. «Auf Saratoga!»

«Auf Saratoga!» Etwa ein Dutzend der rührigsten Patrioten Philadelphias hatten sich hier im Schein von unzähligen

hohen weißen Kerzen versammelt. Alle erhoben ihr Glas, nur Robert Massedene nicht, der das Treiben schweigend und amüsiert verfolgte. Drei Musiker, zwei Violinisten und ein Flötist, standen im Erker. Vor ihnen stand Martha in einem beeindruckenden Kleid aus scharlachroter Seide. Martha hatte den Toast ausgebracht. «Captain Vane! Ihr tragt ja immer noch den Schmutz der Marschen an Euch!»

«Wo ich heute viele Männer sterben sah, Ma'am.» Die Anwesenheit von Massedene verärgerte ihn mindestens ebenso sehr wie diese Feier eines Rebellensieges.

«Waren es Rotröcke, die dort gestorben sind?», fragte ein älterer Mann, ein angesehener Doktor in der Stadt.

«Und wenn dem so gewesen wäre?», fuhr Vane ihn an.

«Ich bin hier, die britische Niederlage zu feiern», entgegnete der Mann mit kalter Würde. «Warum sollte ich mich also von Euren Nachrichten davon abbringen lassen?»

«Möge Gott Euch verdammen!»

«Genug!» Lord Robert durchquerte mit großen Schritten den Raum. Als er Vane erreichte, erklärte er ihm leise: «Es wäre besser, Ihr würdet uns wieder verlassen, Kit.»

Vane spürte seine Wut und wusste, dass er kurz davor stand, Massedene zum Duell zu fordern. Ihm war jedoch auch bewusst, dass der so friedfertige Sir William durch nichts so sehr erzürnt werden konnte wie durch ein Duell unter seinen Offizieren. Vane zwang sich also zur Ruhe und

blickte Martha an. «Wünscht Ihr auch, dass ich gehe, Ma'am?»

«Ich schätze, Ihr solltet ein Glas Wein zu Euch nehmen, Kit.» Sie lächelte ihn an, hakte sich wie natürlich bei ihm ein und führte ihn ins kleine Frühstückszimmer, das hinter dem Salon lag. Sie schloss die Tür. «Ich hätte Euch gern eingeladen, aber ich habe erst heute Nachmittag von Saratoga erfahren.»

Das Wort stach wie ein giftiger Dolch in Vanes Stolz. «Ihr hättet mich eingeladen, um *das* zu feiern?»

«Warum nicht?», entgegnete die Witwe belustigt. «Ich nehme doch auch an allen Festlichkeiten zu Ehren britischer Tapferkeit teil, Kit. Wollt Ihr mir da das seltene Vergnügen verbieten, auch einmal einen Sieg der Patrioten zu feiern?»

Vane wandte sich ab und starrte aus dem Fenster auf die Lichter der Stadt. «Ihr könnt wohl kaum von mir erwarten, an so etwas Freude haben zu können. Doch es hat den Anschein, als hätte Lord Robert etwas flexiblere Prinzipien.»

«Der Ansicht bin ich nicht. Er berichtete mir mit großem Bedauern von der Kapitulation, doch er war gleichzeitig so freundlich, mir für den heutigen Abend seinen Schutz anzubieten. Ihr standet leider nicht zur Verfügung, sonst hätte ich natürlich zuerst Euch darum gebeten. Wärt Ihr so freundlich wie er gewesen?»

Vane drehte sich zu ihr um und erklärte ihr das, was sein Herz ihm befahl: «Ich würde Euch jede Freundlichkeit

erweisen.» Er schwieg und hoffte, sie würde ihm antworten. Als er jetzt im schwachen Schein der Kerze sah, wie die Schatten ihren Zügen etwas Geheimnisvolles und Verzaubertes verliehen, erschien ihm die Vorstellung unerträglich, die Witwe zu verlieren. «Ich wäre immer sehr nett zu Euch, Martha.»

Die Witwe lächelte, um ihre Dankbarkeit zu zeigen. «Ich hoffe auch, dass wir Freunde bleiben, doch Ihr solltet Euch darüber klar sein, dass ich meine Ansichten genauso wenig ändern werde wie Ihr die Euren.»

Vane dachte an die vielen Kameraden, denen er von seiner leidenschaftlichen Liebe zu dieser Frau erzählt hatte, und er dachte an die Schande, wenn er seinen Status als ihr besonderer Begleiter verlieren sollte. «Ich würde gern mehr als nur Euer Freund sein. Das wisst Ihr auch.»

Martha schwieg zunächst, dann nickte sie. «Ich habe so etwas erwartet, Captain Vane.»

«Und?» Vane, der seinen Ärger von vorhin bereits vergessen hatte, stellte die Frage voller Sehnsucht.

Nun trat Martha an das Fenster und schaute hinaus. Ihr Gesicht spiegelte sich auf der dunklen Scheibe wider. «Ich wollte nie, dass die Briten nach Philadelphia kommen, Kit, und ich habe den ganzen Tag geweint, als ihr gekommen seid. Vielleicht hätte ich wie so viele andere fliehen sollen, doch dazu fehlte mir der Mut. Ich hätte es nicht ertragen, wenn Lydia und ich kreuz und quer durch Pennsylvanien

geflohen wären und nirgendwo Ruhe gefunden hätten. Ständig in der Furcht, ob die Rotröcke schon in der Stadt stünden, die als nächste auf unserem Weg läge. Deshalb bin ich wohl geblieben.» Sie drehte sich wieder zu ihm um. «Und ich hoffe, nein, ich weiß, dass Ihr eines Tages wieder abzieht. Bis dahin will ich nicht aus einem netten Mann einen bösen Feind machen, doch auf der anderen Seite kann ich einen Mann, der mein Land am Boden liegen sehen will, nicht anders denn als einen Freund akzeptieren.»

Vane hatte mit wachsender Verzweiflung zugehört. Und jetzt klammerte er sich an einen Satz von ihr: «Wir werden nicht abziehen. Rotröcke werden in Philadelphia alt werden und sterben, aber sie ziehen niemals ab.»

Martha schüttelte in sanftem Widerspruch den Kopf. «Ihr habt Boston aufgegeben, um Philadelphia einzunehmen. Was wollt Ihr für Charleston aufgeben? Oder zur Verteidigung Westindiens, wenn die Franzosen in den Krieg eintreten? Und sie werden kommen! Die Nachricht von heute wird sie über den Atlantik führen, denn sie wollen die Zucker-Inseln haben. Eine dieser Inseln wiegt den Verlust von zweien unserer Kolonien auf, und London würde eher ein dutzend Mal Philadelphia aufgeben als einmal Antigua. Deshalb seid Ihr bereits geschlagen, Kit. Ihr habt verloren, begreift das doch endlich.»

Vane schüttelte müde den Kopf. «Wir haben noch nicht verloren. Und wir werden niemals verlieren!» Eine trotzige

Erklärung, doch wenn die Hoffnungen auf einen Sieg in der Liebe so sehr im Schwinden begriffen waren, brauchte er etwas anderes, an dem er sich festhalten konnte.

«Ihr seid bereits verloren. Und wenn Ihr das nicht akzeptieren wollt, wird der Schmerz der Niederlage für Euch nur noch schlimmer. Sir William weiß das. Er will den Frieden. Doch was wollt Ihr mit einer Fortsetzung des Krieges gewinnen?»

«Den Sieg», erklärte Vane hartnäckig. «Wir verlieren jetzt, weil wir von Männern angeführt werden, die zu den Rebellen nett sein möchten. Doch das wird sich ändern. Wir bringen richtige Soldaten hierher!»

«So wie Ihr?»

Vane richtete sich kerzengerade auf. «Ja, so wie ich, Ma'am. Und dann ist der Sieg unser!» Martha schüttelte traurig den Kopf. «Ach, Kit. Ihr wollt Rebellen allein zu dem Zweck töten, Euren Stolz zu retten.»

«Das ist nicht wahr!»

«Natürlich ist es wahr!» Nun zeigte Martha zum ersten Mal Verärgerung. «Ihr verachtet uns, Kit, und Ihr könnt es nicht ertragen, von verachtenswerten Menschen geschlagen zu werden!»

«Ich verachte Euch nicht!»

Martha winkte ungeduldig ab. «Ihr haltet unsere Kultur für aufgeblasen und vulgär. Das habt Ihr selbst gesagt. Uns mangelt es an Adel. Ihr verachtet unsere Kaufleute wegen ihres Reichtums. Ihr haltet Euch für etwas Besseres, Kit!»

Vane zuckte unter diesen Vorwürfen zusammen. «Ich habe mich nie Euch gegenüber als etwas Besseres gesehen.»

«Ihr fühlt Euch meinem Volk und meiner Stadt gegenüber als etwas Besseres! Habt Ihr Euch noch nie gefragt, warum so viele Amerikaner die Tyrannei Britanniens hassen? Was würdet Ihr davon halten, wenn Fremde in Euer Land kämen und in den Straßen Londons ihre angebliche Überlegenheit zur Schau stellten?»

«Es gibt hier keine Tyrannei!»

Martha seufzte, als müsste sie einem verstockten Kind eine simple Tatsache erklären. «Es ist die Tyrannei der

Ignoranz, Kit, oder der Dummheit oder der gedankenlosen Arroganz.»

«Ich würde eher meinen, *Madam*», Vane war jetzt mindestens ebenso erzürnt wie sie, «dass sich Kolonisten, die von unserem wohlwollenden Schutz gegen die Raubzüge der Wilden und gegen die Franzosen abhängig sind, nicht gerade als Richter über Tyrannei, Dummheit oder Arroganz qualifizieren!»

«Da! Seht Ihr? Ihr behandelt mich schon wieder von oben herab!» Martha war laut genug, um das Summen der Konversation im Salon zum Schweigen zu bringen. Als sie fertig war, setzte es augenblicklich wieder ein.

Vane bebte vor Wut. Doch als er jetzt sprach, drückte er nicht seinen Zorn, sondern die Bitte seines verwundeten Herzens aus. Für Vane bedeutete der Verlust der Witwe öffentliche Zurückweisung. So dämpfte er seinen Ärger und suchte ihr Mitgefühl: «Ich kann Euch gar nicht von oben herab behandeln, denn ich liebe Euch!»

Martha hörte den Schmerz heraus und erkannte, was für eine zutiefst verletzte Seele in diesem Mann wohnte. Er glaubte, die Welt verachte ihn wegen seiner niederen Geburt, und er suchte Trost im Schein des Erfolgs. Martha wusste jetzt, dass Vane danach strebte, stets eine schönere Uniform als seine Kameraden zu tragen und immer eine attraktivere Frau als seine Freunde an seiner Seite zu wissen. Als sie wieder sprach, redete sie leise genug, um die

Musik aus dem Nebenzimmer nicht zu übertönen: «Ihr erweist mir große Ehre, Kit, aber ich kann Eure Liebe nicht erwidern. Ich will Euch jedoch eine Freundin sein, solange Ihr begreift, dass wir Euch Engländer nicht mehr brauchen. Nicht zu unserem Schutz und erst recht nicht, auch wenn Ihr das kaum glauben werdet, als Kritiker unserer kindischen Kultur.»

Vane war von Marthas Zurückweisung so verletzt, dass er nicht den versöhnlichen Unterton in ihrer Stimme hörte. «Ihr wart rasch und gern bereit, unsere Hilfe zu suchen, als Euer Bruder gerettet werden musste. Wie typisch amerikanisch so etwas doch ist! Erst erklärt Ihr, Ihr kämt alleine zurecht, und wenn dann ein Wilder mit Kriegsbemalung hinter einem Baum auftaucht, fleht Ihr sofort wieder um Hilfe!»

«Das ist doch Unsinn, Kit, und das wisst Ihr!», entgegnete die Witwe scharf. «Ich habe um Hilfe gebeten, weil es in der Macht der Briten stand, sie mir zu gewähren. Immerhin waren es Briten, die Jonathon in das Hospital gesteckt haben!»

«Und wer hat ihn freigelassen? Und was war der Dank dafür?»

«Gott im Himmel!» Martha schloss erschöpft die Augen. Als sie sie wieder öffnete, stand in ihnen nichts als Verdruss zu lesen. «Was für unmögliche Hoffnungen Ihr Euch doch an jenem Abend gemacht habt, Christopher Vane!»

Der Captain erkannte, dass alle seine Hoffnungen zertrümmert waren, dass sie sogar vor dem heutigen Abend keinen Bestand gehabt hatten und dass Martha nie etwas anderes in ihm gesehen hatte als eine rote Uniform, die sie vor den Animositäten der loyalistischen Mehrheit in dieser Stadt beschützen sollte. Und er sah jetzt auch, dass sie ihn bedauerte, was seinen Zorn ins Unermessliche steigerte. «Verwünscht sollt Ihr sein, Madam!»

Martha öffnete ihm die Tür zur Dienstbotentreppe. «Es hat den Anschein, als sei es uns nicht bestimmt, Freunde zu sein. Bitte verschont mich mit weiteren Besuchen.»

«Möge Gott Euch verdammen!» Vane riss wütend seinen Hut an sich und stürmte die Stufen hinunter auf die Straße hinaus. Er kämpfte sich rücksichtslos durch die kleine Menge vor dem Haus und glaubte, hinter sich ein spöttisches Lachen zu vernehmen.

Ein kalter Wind trieb vom Delaware heran. Irgendwo bellte ein Hund und weinte ein Kind. Wolken mit silbernen Rändern segelten am Mond vorüber. Die Stiefel einer Patrouille knallten durch die Chestnut Street, und ihre Fackeln warfen lange Schatten auf die Bürgersteige. Vane lief ziellos und wie blind umher, und es scherte ihn auch nicht, wohin ihn seine Füße lenkten. Er war abgewiesen worden! Die Witwe hatte ihn verschmäht, ihn mit Füßen getreten und ihn auch noch bedauert. Sein Wunsch nach Rache war stark und allumfassend.

Eine Hure schlich aus einem Ladeneingang. «Hallo, Colonel?» Huren nannten jeden Offizier Colonel. «So ganz allein?»

«Geht mir aus dem Weg!», explodierte der Captain. Er schlug ihr mit dem Handrücken ins Gesicht, und sie prallte gegen den Fensterladen. Christopher Vane hatte in Philadelphia seine größte Niederlage erlitten, und das Gelächter einer Frau schien in der Nacht hinter ihm widerzuhallen. Es würde mit diesen Menschen keinen Frieden geben, bis der Sieg ihren Trotz gebrochen hatte. Vane hatte in diesem unfertigen Krieg, der entlang der ganzen Ostküste brannte, seinen Gegner gefunden, und der hatte seinen Stolz zutiefst verletzt. Für diese Schmach würde sie eines Tages vor ihm kriechen müssen, das schwor er sich.

Zweiundzwanzig

Reverend MacTeague wählte in dem Bewusstsein, dass durch die Ereignisse hoch oben im Norden den Hoffnungen der Loyalisten ein schwerer Schlag versetzt worden war, Ekklesiastes 7, Vers 6 als Predigt für den nächsten Sonntag. Denn dort heißt es: ‹Wie das Prasseln der Zweige unter einem Topf, so ist das Lachen des Narren›. Die unziemliche Freude, würde er predigen, mit der einige wenige in der Gemeinde die traurigen Ereignisse bei Saratoga begrüßt hatten, sei nicht mehr als das Brennen von Zweigen. Ihre Eitelkeit würde bestraft und ihre prasselnde Freude in

Jammern und Wehklagen verwandelt werden. Doch dieser Sermon würde den Loyalisten, die so fest an die Unbesiegbarkeit der Armee des Königs geglaubt hatten, nur wenig Trost spenden.

Der Hunger gesellte sich zur Niederlage hinzu. Den Frachtschiffen wurde immer noch von den Rebellen-Forts der Weg zur Stadt versperrt. Sie lagen in der Delaware Bay fest. Und die Pferdewagen der Armee, die von der Chesapeake Bay kamen und über vom Herbstregen in Morast verwandelte Straßen rollten, brachten nicht einmal ein Zehntel der Vorräte, die Philadelphia benötigte. Denn diese Wagen mussten Pulver und Granaten für die Musketen und Kanonen befördern. Erst in zweiter Linie transportierten sie Essen für hungrige Bäuche. In der Folge davon leerten sich die Lager der Stadt zusehends, und die Preise schnellten in die Höhe. Einige Produkte wurden vom Umland nach Philadelphia geschafft, doch viele Bauern fürchteten sich vor den Patrouillen der Rebellen, die auch in dieser Gegend George Washingtons Dekret in die Tat umsetzten, dass derjenige, gleich ob Mann oder Frau, zweihundertfünfzig Hiebe erhalten sollte, der dabei erwischt würde, mit dem Feind Handel zu treiben. Die meisten Bauern verschmähten allerdings das Papiergeld der Rebellen und versteckten lieber ihre Ernten, bis die Fourage-Trupps der Briten erschienen, die mit hartem Gold bezahlten.

Zwei Wochen nach der furchtbaren Nachricht von Saratoga war der Reverend bei Abel Becket zum Essen eingeladen. Er stocherte unlustig im gepökelten Schweinefleisch herum. «Ich kann nicht begreifen, wie es zu einem solchen Desaster kommen konnte, nein, ganz gewiss nicht.»

«Die Calvinisten», entgegnete Abel düster, «munkeln von einem Fingerzeig Gottes.»

«Wassermelonen waren für Saratoga verantwortlich!», verkündete Hannah Becket.

«Wassermelonen, Ma'am?» MacTeague war es von Hannah gewöhnt, häufiger irgendwelchen Nahrungsmitteln die Schuld für dieses oder jenes zu geben, doch der Zusammenhang zwischen Wassermelonen und Saratoga war ihm schleierhaft.

«Es ist eine unbestrittene Tatsache, Reverend, dass Wassermelonen Fieber hervorrufen. Alle bedeutenden Ärzte werden euch diesen Umstand belegen. Ich bin der festen Überzeugung, dass die Rebellen es irgendwie arrangiert haben, dass General Burgoynes Soldaten Wassermelonen zu sich nahmen!»

Der Priester war klug genug, solcher Weisheit nicht offen zu widersprechen. «Das hört sich sehr plausibel an, Ma'am.»

«Nicht, dass man hier eine Wassermelone erhalten könnte, selbst wenn man Appetit auf eine solche Frucht verspürte!» Hannah Becket war bei ihrem Lieblingsthema angelangt und

geriet jetzt richtig in Fahrt. «Was können wir denn noch an Speisen zubereiten? Ochsenzunge zu drei Shillingen das Pfund! Buchweizen ist kaum noch zu haben. Kabeljau, nichts zu machen. Sollen wir denn nur noch von der Erinnerung an gutes Essen leben?»

«Die Forts werden fallen», erklärte ihr Gatte.

«So sagst du, und darum beten wir auch täglich, aber Melasse? Nicht zu haben. Käse? Nur noch Krümel und Reste. Einen Shilling für eine Kiste getrockneter Erbsen. Zucker so gut wie ausverkauft. Kalbsfüße? Die gelten heutzutage schon als Delikatesse. Und ich sehne mich nach Sülze!»

«Ich habe einige sehr schöne Gurken gesehen, Ma'am», wandte MacTeague leise ein.

«Gurken! Gurken! Erwarten die Briten von uns, nur noch Grünzeug zu uns zu nehmen?»

«Die Forts werden fallen!» Abel brachte seine Gattin zum Schweigen. Wenn die Befestigungen nicht im Sturmangriff genommen werden konnten, dann musste man sie eben aushungern und mit Kanonaden zur Kapitulation zwingen. Denn aufgeben mussten die Rebellen dort, andernfalls wäre die Mehrzahl der Kaufleute Philadelphias, darunter auch Abel Becket, ruiniert. Diese Aussicht, die durch die Niederlage bei Saratoga noch düsterer geworden war, machte Becket zu einem schlechten Gesellschafter für den Reverend, als sich die beiden Männer nach dem Mahl in Abels Arbeitszimmer zurückzogen.

MacTeague nahm einen kleinen Schluck Tee. «Die Genesung Eures Neffen schreitet erfreulich voran.»

Becket stocherte mit dem Haken im Feuer herum. Das Holz war noch zu grün und brannte schlecht. «Er ist nun allein für seine Zukunft verantwortlich. Er hat seine Familie zurückgewiesen.»

«Lesserby ist anderer Ansicht.»

Die Erwähnung seines Anwalts machte Becket vorsichtig. «Ich verstehe nicht, warum er Euch damit beauftragen sollte …»

«Ich bin Euer Pastor, so wie ich der von Eurem Bruder war und der von Eurem Neffen bin. Ich besuchte Jonathon. Zuerst habe ich mir große Sorgen um ihn gemacht, doch inzwischen geht es ihm deutlich besser.»

Abel Becket bekümmerte Jonathons Gesundheitszustand nicht sonderlich. «Was will Lesserby denn?»

Der Priester lächelte in falscher Unschuld. «Lesserby hat mir von Euren Diskussionen mit ihm erzählt, und ich finde mich nun in der Rolle eines demütigen Boten wieder, der Euch mitteilen soll, dass es nach den Bestimmungen im letzten Willen Eures Bruders kaum möglich sein dürfte, auf legale Weise Jonathon seinen Anteil am Erbe zu verweigern.» Er trank noch einen Schluck Tee. «Wenn ich recht informiert bin, wird Euer Neffe im April einundzwanzig, oder?»

«Ja, im April.» Becket starrte finster in die Flammen.

«Und er wird ganz gewiss im April noch leben», fügte MacTeague hinzu.

«Darum beten wir», entgegnete Abel automatisch.

«Gewiss doch, gewiss.» Ein leises Wummern von der Kanonade auf die belagerten Forts drang ins Zimmer, verstummte aber wieder.

Abel Becket war davon ausgegangen, dass Jonathon die Verwundung nicht überleben würde. Nun aber musste er erfahren, dass sein Neffe sich wieder erholte, und er begriff sofort, was diese Nachricht für ihn bedeutete. Er wandte sich an den Reverend: «Jonathon steht unter dem Einfluss seiner Schwester.»

«Ganz ohne Zweifel», sagte MacTeague. Im April würde Becket sich gezwungen sehen, seinem Juniorpartner ein Viertel der Profite auszuzahlen. Falls es dann überhaupt noch ein Plus in der Kasse gab, denn das hing allein von den Männern ab, die in den Marschen rangen. «Aber das Geld wird ohne Frage gegen unsere Interessen eingesetzt werden», erklärte der Reverend bedeutungsvoll. «Ihr habt von den Indiskretionen Eurer Nichte vor zwei Wochen gehört?»

«Indiskretionen!», platzte es aus Abel heraus. «Eine offene Provokation, MacTeague! Der pure Mutwille!» Marthas Gesellschaft, die aufgrund der Anwesenheit von Lord Robert Massedene den stummen Segen von Sir William genossen zu haben schien, hatte bei den Parteigängern der Loyalisten

in Philadelphia helle Empörung hervorgerufen. «Sie soll Jonathons Geld nicht bekommen, wenn ich es nur irgendwie verhindern kann!», schwor Becket.

«Lesserby meint, Ihr könnt nichts dagegen tun.»

«Aber Jonathon ist ein Rebell!»

Der Priester zuckte mit den Schultern. «Missis Crowl kann sich ebenfalls einen Anwalt nehmen. Sie wird Klage gegen Euch führen. Und das kostet viel Geld, sehr viel Geld. Lesserby ist betreffs des Ausgangs überhaupt nicht optimistisch.»

«Ja, es wird sehr viel kosten», murmelte Abel düster. Die Anwälte Philadelphias konnten es mit dem Teufel aufnehmen und waren zweimal so teuer wie dieser.

«Es sei denn …», fuhr MacTeague gedehnt fort.

Becket sah den fetten, durchtriebenen Priester scharf an. «Es sei denn was?»

MacTeague stellte behutsam die Tasse auf den Kaminsims und trat ans Fenster. «Die Meinungen der Mediziner über das Aderlassen sind geteilt, Becket. Neue Erkenntnisse scheinen dagegen zu sprechen, obwohl ich persönlich die alte Methode immer noch für die beste halte. Eure Nichte hängt allerdings der neueren Meinung an. Sie verweigert Jonathon diese Behandlung. Nun ist er zwar ziemlich wiederhergestellt, doch noch nicht gesund. Könnte das vielleicht daran liegen, dass er nicht die richtige ärztliche Behandlung erhält? Diese Frage quält mich schon seit

einiger Zeit.» Er drehte sich zu seinem Gastgeber um. «Erlaubt mir, in aller Demut darauf hinzuweisen, dass Ihr bis April immer noch der rechtmäßige Vormund des Jungen seid. Wenn Ihr zu der Ansicht gelangt, dass nur ein Aderlass ihn retten kann, dann muss der an ihm durchgeführt werden.» Der Reverend hob die Schultern. «Ich bezweifle allerdings, dass diese Operation in Missis Crowls Haus richtig und in der nötigen Ruhe begonnen werden kann.»

Abel begriff augenblicklich. «Ich soll ihn also hierher bringen lassen?»

«Sollte ein junger Mensch nicht in der Geborgenheit und liebenden Umgebung seines Heims gesund werden? Und wenn Jonathon hier ist, Becket, wird er wohl kaum sein Erbteil seiner älteren Schwester überschreiben können, nicht wahr?» MacTeague kehrte zu seinem Sessel zurück und stellte vorsichtig die Tasse auf sein Knie. «Es gäbe dabei allerdings noch ein Hindernis. Jonathon befindet sich möglicherweise außerhalb unserer Gerichtsbarkeit. Offiziell ist er immer noch Kriegsgefangener, und die Briten haben ihn in Marthas Haus verlegen lassen. Vielleicht beharren sie darauf, dass er dort bleibt.»

«Aber sie ist eine Rebellin!»

«Eine mit Einfluss.» MacTeague schüttelte traurig den Kopf. «Unsere Stadt wird nun von Männern regiert, die Unterhaltung und Lustbarkeiten über Nüchternheit und Demut stellen. In einer solchen Gesellschaft gilt Missis Crowl

als Schmuckstück. Diese Kreatur von einem Oberbefehlshaber steht mittlerweile auf vertrautem Fuß mit Martha!» Für einen kurzen Moment erlag der Reverend der Versuchung zu glauben, Saratoga sei die Strafe Gottes für die unmoralischen Briten gewesen. Er verdrängte diesen Gedanken rasch wieder. «Doch da könnte ich Euch einen Vorschlag unterbreiten.»

«Ich bitte darum.»

«Ich denke an die geplante Brücke bei Middle Ferry. Ihr verkauft ihnen doch Baumaterialien?»

«Nicht, solange sie keinen höheren Preis dafür bieten.» Becket dachte voller Verärgerung an die Pontonbrücke, die nach dem Scheitern des Angriffs auf Fort Mercer über den Schuylkill errichtet werden sollte. Diese Brücke würde ohne Zweifel das Eintreffen der Pferdewagen beschleunigen, aber den Abtransport der schwarzen Walnüsse auf unabsehbare Zeit verschieben.

«Die Briten haben es plötzlich recht eilig.» MacTeague schloss die Augen und verschränkte die Hände vor dem Gesicht. «Sie brauchen Nägel, Teer, Seile und Bauholz, und das alles, bevor der Fluss zufriert. Ein freundliches Entgegenkommen, Mister Becket, wird sie gewisse Dinge mit anderen Augen sehen lassen.»

«Ihr meint eine Schenkung?»

«Denkt doch in aller Ruhe darüber nach. Meines Wissens gibt es in Sir Williams Hauptquartier einen Captain

Christopher Vane, der Missis Crowl sehr zugetan ist.» Der Reverend grinste.

«Vane?»

Der Priester, der gern allen Gerüchten lauschte, die in der Stadt im Umlauf waren, gab nur zu gern diese Neuigkeit von sich: «Anscheinend war er unglücklich genug, Eurer Nichte seine Gefühle einzugestehen, und er erhielt dafür eine eindeutige Abfuhr. Sie hat ihm wohl das Haus verboten. Das hat ihm wenig Freude bereitet, Mister Becket, aber die Armen, die von Cupidos Pfeil verwundet wurden, sind selten glücklich. Missis Crowls neuer ständiger Begleiter ist immerhin ein Lord, doch ich denke, Vane könnte ihn ausstechen. Und ich könnte mir gut vorstellen, dass der Captain als Gegenleistung für ein Geschenk von altem Bauholz und zerschlissenen Seilen nicht zögern würde, alle Maßnahmen zu treffen, um einen Kriegsgefangenen in Euer loyales Haus zu verlegen.» Der Priester warf einen Blick auf die Uhr auf dem Kaminsims und täuschte Überraschung vor. «Schon so spät? Missis MacTeague wird bereits meinen Tee zubereitet haben. Ihr müsst mich jetzt entschuldigen. Ein wirklich köstliches Dinner.»

Der Reverend erwies sich als kluger Richter über den Wert von einigen Nägeln, Hölzern und Tauen. Und so marschierte zwei Tage später im frühen Morgengrauen Ezra Woollard mit zwei Männern zur Hintertür von Marthas Haus, während Abel Becket mit vier anderen zur Vordertür ging. Die Männer

waren Hafenarbeiter, die schon lange ohne Arbeit und deshalb dringend auf die Münzen angewiesen waren, die der Kaufmann ihnen in Aussicht gestellt hatte. Der Morgen war kalt, und Nebelschwaden trieben über die Stümpfe der Pappeln, die einst die Straßen verziert hatten, aber längst gefällt und als Brennholz geendet waren.

Becket hämmerte an die Tür. Jenny öffnete und wurde von den kräftigen Männern beiseite geschoben. Die schwarze Dienerin schrie. Einer der Knechte stürmte mit einer Pistole in der Hand aus dem Keller, wurde aber von Abel Beckets Kavalleriepistole empfangen. «Hebt die Waffe», erklärte Abel ihm, «und ich schieße Euch nieder. Wisst Ihr, wer ich bin?»

«Ja, Mister Becket.»

«Dann öffnet die Hintertür.»

Der Diener drehte sich um, als Ezra Woollard unten gegen die Tür schlug. Dann blieb er stehen, weil Jenny ihm zurief, er solle die Kellertür geschlossen halten. Becket schlug der Schwarzen ins Gesicht. Aber Jenny rief wieder: «Haltet sie geschlossen!»

«Ich habe Euch befohlen zu schweigen!» Becket versetzte ihr wieder einen Hieb. Ihre Lippe platzte auf. Dann packte einer der großen und starken Stauer sie und drückte sie mit dem Gesicht gegen die Wand. Der Diener erschrak darüber so sehr, dass er durch die offene Küchentür floh.

«Was, im Namen des Herrn, treibt Ihr hier?» Martha war in einer Seidenrobe und mit einer Haube auf dem Kopf auf dem

Treppenabsatz erschienen. Lydia, die ein Flanellnachthemd anhatte, hielt sich an der Robe ihrer Mutter fest.

«Ich bin gekommen, meinen Neffen zu holen!» Abel wich Marthas Blick nicht aus.

«Mach dich nicht lächerlich. Er ist noch nicht gesund genug, um transportiert zu werden. Und er will auch nicht fort.»

Schwere Schritte ertönten, als Ezra und seine Männer durch die Küche trampelten. Die Diele war plötzlich angefüllt von kräftigen Männern, doch sie verhielten sich angesichts Marthas Empörung still.

«Lasst Jenny los!», befahl sie mit kalter Stimme. «Hört ihr mich, ihr Riesenaffen? Lasst sie los, oder ich hänge euch einen Prozess an den Hals. Dies ist mein Haus, und ich habe euch nicht eingeladen. Deshalb geht auf der Stelle!»

Für eine Sekunde herrschte Schweigen. Der Stauer ließ die Magd los. Jenny entfernte sich von ihm, wurde aber von Abels Arm aufgehalten. «Festhalten!» Er schob die Schwarze in die Hände des Mannes zurück und stieg dann die Treppe zu seiner Nichte hinauf. «Wenn du mich daran hindern willst, Jonathon dorthin zu schaffen, wo er eine vernünftige ärztliche Versorgung erhält, werde ich dir den Prozess machen. Er steht unter meiner Vormundschaft, wie es ein Gericht festgestellt hat. Nun tritt beiseite.»

Doch Martha blieb stehen. «Er erhält hier die richtige Behandlung, Onkel, und du machst dich nur zum Gespött.

Nun geh und nimm deine Affen mit.»

Abel blieb zwei Schritte vor ihr stehen. «Die Ärzte raten dringend zu einem Aderlass. Und nun mach Platz!»

Martha wich noch immer nicht. «Wenn du ihn zur Ader lässt, tötest du ihn damit.»

«Aus dem Weg!»

«Brauchst du so viele Männer, um mit einer Frau fertigzuwerden? Fahr zur Hölle, Abel Becket!»

Becket nahm die beiden letzten Stufen, und Martha stieß ihn zurück. Er hielt sich an ihrem Arm fest, um nicht aus dem Gleichgewicht zu geraten, und für einen Moment rangen Onkel und Nichte auf groteske Weise miteinander. Lydia hatte große Angst und schrie. Ezra befahl den Arbeitern, Becket zu Hilfe zu eilen. Sie stampften die Treppe hinauf, und Martha wurde von ihrem Ansturm beiseitegestoßen. Abel warf sie zurück, und Martha fiel mit ihrer Tochter die Treppe hinunter. Die Männer rissen alle Türen auf, aber Becket, der sich in dem Haus gut auskannte, rief ihnen zu, sie sollten weiter oben suchen.

Jenny war geflohen, nachdem der Stauer sie ein zweites Mal losgelassen hatte und nach oben rannte. Martha rappelte sich auf der Treppe auf. Sie drückte Lydia an sich. Als Abel von oben verkündete, man habe Jonathon gefunden, schob sie ihre Tochter in den Salon und wollte nach oben, doch Ezra stellte sich ihr in den Weg. «Er hat das Gesetz auf seiner Seite, Missis Crowl.»

«Was wisst Ihr schon von Rechtschaffenheit, Woollard? Geht mir aus dem Weg!»

«Haltet sie unten fest!», rief Becket von oben. Dann hörte Martha über dem Wimmern Lydias Jonathons Schmerzensschreie, als man ihm die Bettlaken wegriss.

«Jonathon!», rief Martha und wollte an Ezra vorbei. Doch der Hüne hielt sie ohne Mühe auf. Sie kratzte ihn und versuchte, seine Augen zu erwischen, aber der Vormann lachte nur, packte sie mit seinen großen Händen und drückte sie gegen die Wand. Lydia spähte aus dem Salon, sah, wie man ihre Mutter behandelte, und stürmte los, um mit ihren kleinen Fäusten auf Woollards Oberschenkel einzuschlagen. Ezra versetzte dem Mädchen einen Schlag, der es von den Füßen riss.

Jonathon brüllte vor Schmerzen, als einer der Männer ihn aus dem Bett hob. «Lasst ihn in Ruhe!», schrie die Witwe. Doch schon wurde sein schwacher, in eine Decke gehüllter Körper zum obersten Treppenabsatz getragen. Sein Fuß stieß gegen einen Treppenpfosten, und er stöhnte laut.

«Sieh ihn nur an!», rief Abel zu Martha. «Du bist eine Hexe! Er braucht dringend einen Aderlass!»

Martha versuchte, sich aus Ezras Griff zu winden, um sich um ihre Tochter zu kümmern, doch der Riese ließ sie nicht los. Sein stinkender Atem fuhr in ihr Gesicht, als er ihre Schultern gegen die Wand presste. Ihre Robe öffnete sich am Hals, und er grinste. «Sogar eine halb nackte Hexe, was?»

Die Stauer in seiner Nähe lachten. Martha konnte die Tränen nicht zurückhalten. Als sie wieder versuchte, sich aus dem Griff der Riesenhände zu winden, drückte Woollard sein mächtiges Gewicht gegen sie.

Dann ertönten unten in der Diele neue Stimmen. Ezra drehte den Kopf und entdeckte einen Offizier, der die Treppe heraufkam. Jenny war so klug gewesen, eine der britischen Patrouillen herbeizurufen, die für Ruhe auf den Straßen Philadelphias sorgten.

Ein ebenso junger wie nervöser Lieutenant näherte sich. Er zuckte zusammen, als er das kleine Mädchen heulen hörte, und legte dann beim Anblick der Lage, in der Martha sich befand, die Stirn in Falten. Andererseits war er zu unerfahren und verwirrt, um jetzt zu wissen, was er tun sollte.

Martha rang vergeblich gegen Ezras Griff und rief dann dem Lieutenant zu: «Diese Männer sind in mein Haus eingedrungen und wollen meinen Bruder entführen. Haltet sie auf!»

«Sie ist verrückt», erklärte Woollard freundlich. «Nicht ganz richtig im Kopf.»

«Ich denke, Ihr solltet sie loslassen, Sir», sagte der Offizier mit mäßiger Autorität.

Ezra schüttelte den Kopf. «Ihr habt nichts damit zu schaffen. Lasst uns in Ruhe.»

Ein Sergeant, der noch kräftiger gebaut war als der Vormann, erschien neben dem Lieutenant. «Der Offizier hat gesagt, Ihr sollt sie loslassen», brummte der Sergeant. «Also lasst ab von ihr.» Der Unteroffizier hatte Autorität. Er hob seine Muskete an.

Woollard ließ die Witwe augenblicklich los. Sie zog ihr Gewand zurecht und lief dann zu ihrer wimmernden Tochter. Sie legte die Arme um Lydia und erklärte dem Lieutenant: «Sie entführen meinen Bruder.»

«Aus dem Weg!», brüllte Abel von oben. Becket schob die Stauer beiseite und bahnte so dem Mann eine Gasse, der Jonathon trug. Als er die Uniformierten erblickte, blieb er ruckartig stehen. «Wer seid Ihr?»

«Lieutenant Jarvis, Sir. Vom Siebten Regiment zu Fuß.»

Abel starrte missmutig auf die Muskete des Sergeants und auf die anderen Soldaten, die unten an der Treppe standen und ihre Musketen mit aufgepflanzten Bajonetten bereithielten. Der Kaufmann zog ein Papier aus seiner Jacke und hielt es dem Offizier hin. «Das ist eine Verfügung, Lieutenant, die Jonathon Becket in meine Obhut gibt und in Eurem Hauptquartier unterzeichnet wurde.»

«Nein!» Martha versuchte, ihm das Papier aus der Hand zu reißen, aber Becket stieß sie fort und drückte Jarvis die Verfügung in die Hand.

Der Lieutenant las sie. Seine Sympathie lag wie die seiner Männer eindeutig auf Seiten Marthas, denn sie war eine

bildhübsche Frau, doch das Schriftstück trug ein offizielles Siegel, das er nur zu gut kannte. Er las den Text noch einmal und suchte dringend nach einem Ausweg. «Der Junge leidet Schmerzen, Sir.»

«Er leidet, Lieutenant, weil er in diesem Haus eine falsche Behandlung erfährt.»

«Du Lügner!», kreischte Martha, und Lydia begleitete sie mit einem durchdringenden Heulen.

«Trotzdem, Sir, sollte man ihm nicht noch ein paar Tage Bettruhe gewähren?» Jarvis wollte vor dieser Frau nicht als Mann dastehen, der leicht aufgab. «Bis er sich etwas mehr erholt hat? Es hilft einem Verwundeten wenig, wenn er hin und her getragen wird, Sir.»

«Und würde es einem Lieutenant nicht frommen, dem Befehl seines Oberkommandierenden zu gehorchen, Lieutenant?», rief eine neue Stimme aus der Diele.

Die Stimme klang spöttisch, überlegen und triumphierend. Captain Vane, dessen makellose Uniform verriet, dass er wohl mit einiger Unruhe zu dieser Stunde im Haus der Witwe gerechnet hatte, stieg die Stufen hinauf. Er nahm seinen Dreispitz ab. «Guten Morgen, Missis Crowl. Könnt Ihr nicht dieses jämmerliche Kind zum Schweigen bringen?»

Martha riss Jarvis die Verfügung aus der Hand. «Unterzeichnet im Auftrag des Oberkommandierenden von Captain Christopher Vane!», las sie laut. «Was hat man Euch dafür bezahlt, Captain?»

«Ihr werdet beleidigend, Ma'am. Euer Bruder braucht erfahrene ärztliche Behandlung, und die wird er von nun an auch erhalten. Ihr da, macht gefälligst Platz!», befahl er Jarvis' Soldaten. «Oh, Mister Becket! Ich wünsche einen guten Morgen, Sir.»

Dem Lieutenant blieb nichts weiter übrig, als zuzusehen, wie der stöhnende und blasse Jonathon in die Diele hinuntergetragen wurde. Die Stauer grinsten, weil sich die im doppelten Sinne rebellische Frau geschlagen geben musste, und folgten dem Träger. In der Diele war ein Tisch zu Bruch gegangen, und zwei der reich verzierten Streben im Treppengeländer waren eingetreten worden. Vane, der Letzte, der nach unten ging, tippte kurz gegen eine der Streben. «Dafür könnt Ihr von der Armee keinen Schadensersatz verlangen, Ma'am. Immerhin habt Ihr einer ordentlichen Verfügung Widerstand geleistet.»

Martha drückte immer noch Lydia an sich. «Ich würde Euer Geld nicht nehmen, wenn Ihr auf den Knien herangerutscht kämt! Ihr habt meinen Bruder gerade zum Tode verurteilt!»

Vane stellte sich in das Sonnenlicht, das durch die geöffnete Haustür hereindrang. Sein überlegenes Lächeln wirkte wie ein verdrehtes Echo auf den Abend vor zwei Wochen. «Ich kann es jederzeit arrangieren, Ma'am, Euren Bruder wieder hierherschaffen zu lassen.»

Martha blieb bebend stehen. «Waren die dreißig Silberlinge meines Onkels noch nicht genug, Captain?»

Vane stieß mit dem Fuß die Tischtrümmer beiseite. «Mir schwebte ein anderer Lohn vor, Ma’am.»

«Raus mit Euch!»

Jonathon war fort, und Martha hatte nichts dagegen unternehmen können. Die Stauer trugen in einer triumphierenden Prozession Jonathon die Market Street hinunter. Die Soldaten des zurechtgewiesenen Jarvis versuchten, die Menge zu zerstreuen, die von dem Lärm angelockt worden war. Vane blieb noch stehen, um seinen Sieg zu genießen. Jenny, deren Lippe noch blutete, schob sich an dem Offizier vorbei und nahm Lydia in die Arme. «Raus!», befahl Martha noch einmal dem Captain.

Doch Vane schien noch immer nicht genug zu haben. «Vielleicht wird Euch das lehren, Ma’am, nicht zu unziemlicher Zeit ein Fest zu geben.»

«Ich werde Eure Niederlage feiern, Captain, und nun verlasst mein Haus!»

«Ich trage mich mit dem Gedanken, Ma’am, mich hier einzuquartieren. Ihr habt doch jetzt ein Zimmer leerstehen, nicht wahr? Glaubt Ihr, wir beide kommen gut miteinander aus?»

«In dem Haus, in dem Ihr einmal um meine Zuneigung gefleht habt?» Martha lachte ihn aus. «Wenn Ihr es noch einmal wagt, einen Fuß in dieses Haus zu setzen, zünde ich es rund um Euch an. Und nun fort mit Euch!» Da Vane noch immer keine Anstalten zeigte, nach draußen zu gehen,

nahm Martha eine kleine Vase von dem Ziertisch am Treppenabsatz und schleuderte sie nach ihm.

Der Captain trat mit einem amüsierten Lächeln zur Seite, sah kurz zu, wie die Vase in viele Scherben zerbrach, und ging dann hinaus. Eine Patriotin war gedemütigt worden, und Captain Vane hatte einen kleinen Sieg errungen, der jedoch noch nicht ausreichte, seine Rachegelüste zu stillen.

Dreiundzwanzig

Captain Vane begab sich in den Stall, in dem Sam die meiste Zeit steckte, und erklärte seinem Burschen, dass er nie wieder Missis Crowls Haus betreten dürfe.

Sam erstaunte dieser unerwartete Befehl, er sagte aber nichts. Er sah seinem Herrn an, dass es jetzt besser war zu schweigen.

Am nächsten Tag, vielleicht weil der Captain spürte, dass er auf die Loyalität seines Burschen angewiesen war, wenn die ganze Stadt sich über sein vergebliches Werben lustig machen würde, gab er Sam eine lahme Erklärung: «Die Ärzte haben darauf bestanden, Jonathon in eine andere Umgebung zu bringen, Sam. Und erst die Anwälte. Niemand kann gegen Anwälte ankämpfen.»

«Ja, Sir.»

Sams gehorsame, aber unbewegte Art irritierte Vane. «Verdammt, Sam, wenn Ihr jetzt schmollen wollt, suche ich mir lieber einen anderen Burschen. Möchtet Ihr so gern zu dem Sergeant zurück?»

Sam, der gerade Ingwerwurzeln in einem Mörser zerstampfte, um daraus eine Medizin für ein krankes Pferd herzustellen, entgegnete: «Es ist nur so, Sir, dass die Witwe immer sehr freundlich zu mir war.»

Vane spürte, wie enttäuscht Sam war, und weil er die Arbeitsamkeit seines Burschen liebte, gab er ihm eine weitere Erklärung: «Martha Crowl ist eine Rebellin, Sam, und es ist die Art der Rebellen, einem freundlich ins Gesicht zu lachen und einen hinter seinem Rücken zu verraten. Ich erwarte nicht, dass Ihr das versteht, aber ich erwarte von Euch, meinen Worten zu vertrauen. Es ist besser so, Sam.»

«Natürlich, Sir.» Sam wusste genauso gut wie Vane, warum Jonathon verlegt worden war. Nicht aufgrund von Anweisungen der Ärzte und Anwälte, sondern weil die Witwe Captain Vane das Haus verboten hatte. Die Plänkelei eines verstoßenen Liebenden. Sam hatte allerdings nicht vor, wegen solchen Zanks auf seine Besuche im Haus von Missis Crowl zu verzichten. Er tat so, als würde er dem Befehl seines Herrn gehorchen, aber seine Stellung als Bursche eines Offiziers bot ihm ausreichend Gelegenheit, in die warme Küche zu gehen, wo Jenny ihn stets mit einem Scherz oder einer Fopperei willkommen hieß. Und wichtiger noch war, dass er dort mehr oder weniger zufällig Caroline wiedersehen konnte.

Die Wärme der Küche wurde immer wichtiger, je kühler die Tage wurden. Die Schwärme der Gänse, die in langer

Formation über den Herbsthimmel zogen, kündeten bereits den Winter an. Jeden Tag erschienen neue Schwärme, die sich in der Dämmerung zu Tausenden auf den Marschen niederließen, wo die Rebellen-Forts immer noch Sir William trotzten.

Nachdem der Angriff zurückgeschlagen worden war, nahmen die Artillerieduelle an Heftigkeit zu. Die Floßbrücke, die mittlerweile mit Beckets Baumaterialien errichtet war, wurde täglich von schweren Wagen überquert, die Nachschub an Munition, Vorräten und Soldaten brachten, um sie in das Marschland zu werfen. Überschwere Geschütze, die von Schiffen abmontiert worden waren, wurden zusätzlich bei der Belagerung eingesetzt. Die Pioniere errichteten schwimmende Batterien, die jedoch so sehr mit Kanonen überladen wurden, dass sie sanken und geborgen und auf stärkeren Flößen befestigt werden mussten, bevor sie den Beschuss von Fort Mifflin aufnehmen konnten. Man brachte in den Deichen auch weitere Steilfeuergeschütze in Stellung, deren Geschosse nach hohem Flug im Innern des Forts landeten.

Der Pulverdampf zog überhaupt nicht mehr ab vom Marschland. Männer standen bis zum Bauch im Wasser und starben. Weitere Kanonen wurden herangekarrt, und auch noch in den sehr kalten Oktobertagen nahm der Zug der Verstärkungen kein Ende. Niemand in der Stadt konnte sich erinnern, jemals einen so kühlen Oktober erlebt zu haben,

und nie zuvor waren die Blätter an den Bäumen so hübsch bunt gewesen.

Das Fieber brach aus und verschlimmerte die Lage. Die Soldaten zitterten in ihren feuchtkalten Biwaks, und Tag für Tag warf man die Toten in das Massengrab, in dem auch die Rebellen landeten, die in den unzureichenden Hospitälern starben. Die Nahrungsmittel wurden noch knapper. Einige Bauern wagten es, Washingtons Strafandrohung zu trotzen, und brachten Getreide und Schweine durch die Verteidigungslinien. Aber das reichte bei weitem nicht. Auch das Feuerholz ging zur Neige. Plünderer brachen auf der Suche nach Möbeln in leerstehende Häuser ein, und immer häufiger krachten in den Straßen Philadelphias Musketen, wenn die Patrouillen die Einbrecher aufhalten wollten. Und jeder neue Tag brachte einen kälteren Wind. Sir Williams Festivitäten lenkten die Reichen der Stadt für eine Weile ab, doch die Masse der Bürger und mit ihnen die Soldaten litten sehr.

Das Monatsende brachte Sturmwinde, die über die Marschen heulten und in der Stadt Schindeln von den Dächern rissen. Die letzten Blätter wirbelten durch den Straßenschmutz. Am 25. Oktober, dem siebzehnten Jahrestag der Thronbesteigung von König George III., wurde ein Dankgottesdienst für den Monarchen abgehalten, doch die Predigt des Reverend MacTeague ging in den unheimlichen Winden unter, die um St. Paul’s pfiffen. Weiße

Schaumkronen zeigten sich auf den Wellen des Delaware. Die Pontonbrücke über den Schuylkill riss auseinander, und die Boote und Planken trieben flussabwärts. In den Marschen peitschte der Sturmwind das Salzwasser über die durch die Geschütze geschwächten Deiche. Die Batterien gingen unter, und das Pulver in den Fässern wurde nass und damit unbrauchbar.

Der November brachte etwas ruhigeres Wetter, doch mit der Beruhigung hielt der Frost Einzug, der die Grashalme in weiße Dornen verwandelte. Die Männer zitterten noch mehr und beobachteten voller Sorge, wie sich die ersten dünnen Eisschichten auf den Pfützen bildeten. Viele fragten sich bang, ob der Fluss sich schon anschickte, die Stadt im Eis einzusperren und den Bürgern und der Garnison den Hungertod zu bringen. Die Kaufleute verwünschten jeden Tag aufs Neue die hartnäckigen Rebellen, die immer noch die beiden zerschossenen Forts besetzt hielten, beklagten und bejammerten das viele Geld, das sie in Frachtladungen nach England gesteckt hatten, und waren voller Sorge, wie sie durch den Winter kommen sollten.

Sam ging es in der leidenden Stadt nicht schlecht. Seine Fähigkeit, mit Pferden umzugehen, hielt ihn über Wasser, denn es verging kaum ein Tag, an dem nicht ein krankes Pferd zu ihm in den Stall geführt wurde. Selbst Sir William ließ eines seiner Tiere, einen rotbraunen Hengst, der an einer Kolik litt und den Howe schon halb aufgegeben hatte,

zu Sam bringen, und der brachte das Tier auch wieder hoch. Anderen Pferden musste er Steine und anderes aus weichen Hufen entfernen und die Stellen danach mit einer Salbe aus Spießglanz einschmieren. Er kochte Linsensud für kranke Pferde und flickte auch Sättel von Offizieren, die schadhaft waren und den Rücken der Tiere wundscheuerten. Vane sah Sam eines Nachmittags zu, wie er Sattelzeug in Ordnung brachte. «Was fangt Ihr bloß mit dem vielen Geld an, Sam?»

Sam bewahrte das Geld in einem Ledersack auf, den er unter einem losen Stein im Küchenboden verbarg. Und er war klug genug, nichts von der Existenz des Sackes zu verraten. «Oh, ich bekomme kaum etwas, Sir. Offiziere sind sehr knickerig, Sir.»

Der Captain lachte. Die Gerüchte über Vane und Martha waren bald verstummt und schließlich vergessen, und so war der lockerere Umgangston zwischen Herr und Bursche zurückgekehrt. Andererseits blieb so etwas auch nicht aus bei zwei Männern, die auf so engem Raum zusammenlebten. Und Vane verlangte mittlerweile Dienste von Sam, die normalerweise nicht zu den Aufgaben eines Burschen gehörten. Ein Dienst offenbarte Sam einige Geheimnisse über seinen Captain, und der war eine direkte Folge der Ablehnung durch die Witwe. Als die Nächte kälter wurden, schickte Vane seinen Burschen häufiger in das Bordell in der William's Alley, damit er ihm dort ein Mädchen suche. «Ihr kennt ja meinen Geschmack, Sam. Keine faden Blondinen.»

In einer solchen Nacht, als die Sterne in kalter Pracht über den dunklen Straßen schienen, war Sam mit einer Fackel unterwegs, denn Sir William hatte befohlen, dass jeder Mann, der nachts ohne Fackel angetroffen würde, als Plünderer angesehen werden müsse. Und sollte der Betreffende auf Anruf nicht stehen bleiben, sei er niederzuschießen.

Es war frostkalt, doch Sam trug einen langen Mantel mit Kapuze und dicke Handschuhe. Er klopfte an die Tür des von außen unauffällig aussehenden Hauses und zitterte, als eine Magd ihn einließ und in die luxuriös ausgestattete Diele führte. «Draußen ist es so kalt wie im verdammten Russland.» Sam rollte die Fackel draußen auf der Treppe, um die Flammen zu ersticken.

«Wer ist da?», fragte eine Stimme aus dem Salon.

«Captain Vanes Diener», antwortete die Magd, und sofort öffnete sich die Tür zum Salon.

Eine kleine, fröhliche und mütterliche Frau zeigte sich und hob die reich beringten Hände. «Sam! Ihr müsst ja halb durchgefroren sein! So kommt doch herein.» Missis Taylor hatte wie Sir Williams Diener Tom Evans Gefallen an dem hilfsbereiten und freundlichen Sam gefunden, der sich schon mehrere Male bereit erklärt hatte, sich um ihre Kutschpferde zu kümmern. «Wie geht es dem Captain?»

«Er hasst die Kälte, Ma’am, und ist etwas übellaunig.»

«Das ist doch keine Kälte, nur ein bisschen frisch. Die richtige Kälte kommt erst noch, denkt an meine Worte.» Missis Taylor goss ihm eine Tasse Tee ein. Die Kanne stand auf einem Dreifuß im Kamin. «Ich hoffe doch, dass der Captain seine Schlafkammer warm hält. Ich kann es mir nicht erlauben, dass sich eines meiner Mädchen eine Erkältung holt.»

«Dort ist es warm genug, Ma'am.» Sam lächelte dankbar, als die Frau ihm einen Sitzplatz anbot. «Er hätte gern Belinda, wenn das möglich ist.»

«Du liebe Güte, nein! Belinda ist bereits bestellt. Von General Grey.» Missis Taylor prahlte gern damit, welche hohen Herren zu ihren Mädchen kamen. Sam behielt das nicht immer für sich, denn solche Informationen wurden von denen begierig gehört, die in seinen Stall kamen. «Dann will ich mal nachsehen.» Missis Taylor nahm das in schwarzes Leder gebundene Buch in die Hand, fand den heutigen Tag und blickte auf, als von oben lautes Lachen ertönte. «Lord Robert Massedene», erklärte sie. «Was für ein amüsanter junger Mann.»

«Und ein Gentleman», fügte Sam hinzu. Er hielt den Lord in hohen Ehren, und das rührte von der Zeit her, als man Jonathon mit Gewalt aus dem Haus der Witwe geholt hatte. Massedene sollte danach, wie Sam von vielen Seiten gehört hatte, alle Hebel in Bewegung gesetzt haben, um Jonathon zu seiner Schwester zurückzuschaffen. Leider war ihm dabei

kein Erfolg beschieden gewesen. Sir Williams Wunsch nach der Pontonbrücke war stärker gewesen als Massedenes Begehr, Jonathon – und damit die Witwe – glücklich zu machen. Davon abgesehen hatte man Howe versichert, dass Jonathon bei Abel Becket die beste ärztliche Versorgung der ganzen Stadt erhielte. Weder Lord Roberts noch Lizzie Lorings Bitten konnten Sir William dazu bewegen, einen der prominentesten Loyalisten in der Stadt zu schmähen, und das auch noch zum Wohle einer notorischen Rebellin.

So blieb Jonathon in der Obhut seines Onkels, und Sam durfte ihn nicht länger besuchen. «Ich bin trotzdem einmal hingegangen», berichtete er Missis Taylor, die ihm und seinen Nöten immer ein offenes Ohr schenkte, «aber man hat mich fortgeschickt.»

«Abel Becket ist ein harter Mann», entgegnete Missis Taylor. «Die Milch der Freundlichkeit ist bei ihm sauer geworden. Das liegt alles am Krieg. Er verändert die Menschen, Sam, auch wenn er bei manchen gut fürs Geschäft ist.»

«Mister Becket hat noch nicht einmal Caroline zu Jonathan vorgelassen», erklärte Sam empört.

«Nun, das dürfte ja wohl auch kaum in seinem Interesse liegen, nicht wahr? Ich meine, sie verdreht so manchem Mann den Kopf, aber sie dürfte kaum die geeignete Braut für einen Becket sein. Er ist doch ein so gebildeter junger Mann.»

«Sie kann lesen», erklärte Sam zu ihrer Verteidigung.

«Ich kann auch lesen, aber ich fürchte, das macht mich noch nicht zu einer geeigneten Braut. Ich fürchte auch, Sam, dass es im Hause Becket keine Hochzeit geben wird, ganz gleich mit welcher Braut. Ich habe gehört, der junge Mann soll im Sterben liegen.»

«Im Sterben?» Jenny hatte ihm erzählt, dass es Jonathan schlechter gehe, aber jetzt hörte er zum ersten Mal, wie schlimm es wirklich um ihn stand.

«Es liegt nicht an seinem Bein», erklärte Missis Taylor. «Er hat sich eine Mandelentzündung geholt.»

«Seid Ihr sicher?»

Missis Taylor zuckte kokett mit den Schultern. «Ich dürfte es ja eigentlich nicht sagen, aber da Ihr ein so diskreter junger Mann seid … Sein Priester erweist uns gelegentlich die Ehre seines Besuchs. Nicht wegen dem, was Ihr jetzt vielleicht denkt, sondern um den Mädchen Beistand zu gewähren. Und er redet gern.»

«Über die Mandelentzündung?»

«Das hat er gesagt.»

«Das kann ich heilen!»

«Wenn man Euch die Möglichkeit zur Behandlung gewähren würde.» Missis Taylor wandte sich wieder ihrem Buch zu. «Ich habe hier eine Neue, Sacharissa, mit dunklem Haar.»

«Das ist doch nie und nimmer ihr Name!» Sam wunderte sich zum wiederholten Male über die phantasievollen Namen, die Missis Taylor für ihre Mädchen erfand.

«Das ist der Name einer poetischen Heldin, Sam. Sacharissa ziert sich etwas, das Haus zu verlassen, doch ich denke, diese Erfahrung wird ihr ganz gut tun. Darf ich ihr versichern, dass sie bei Eurem Captain in den besten Händen sein wird?»

«Aber natürlich.»

«Was hat der Captain heute mitgeschickt?»

«Dies, Ma'am.» Sam zog aus der Manteltasche eine lederbespannte Röhre, die ein Fernglas mit Elfenbeinummantelung und Verzierungen aus Messing enthielt.

«Sehr schön», erklärte Missis Taylor.

«Der Captain meint, das sei gut für drei Nächte, Ma'am.»

«Ja, gut.» Missis Taylor machte in ihrem Buch eine entsprechende Notiz. «Gehört das auch zum Besitz von Mr. Franklin?»

«Ja, Ma'am.»

«Dann werde ich es für ihn aufbewahren.» Missis Taylor behielt alle wertvolleren Stücke von geflohenen Patrioten zurück, um sie ihnen eines Tages zurückzugeben. Jetzt erhob sie sich. «Ich hole Sacharissa.»

Sam erhob sich ebenfalls. «Wie schlimm steht es mit Jonathon?»

«Sehr schlimm. Die Ärzte lassen ihn viermal am Tag zur Ader. Sie erklären, das sei das einzige Mittel gegen eine Mandelentzündung, doch …» Sie zuckte mit den Schultern. «Nehmt Euch ruhig noch etwas Tee, während ich Sacharissa zurechtmache.»

Sam wartete. Eine Donnerbüchse mit trichterförmiger Mündung ruhte auf dem Kaminsims. Damit schützte Missis Taylor ihre Mädchen vor unerwünschten Besuchern. Darüber lag eine hübsch gearbeitete Strickdecke. Unter dem eingestickten Alphabet stand zu lesen: ‹Margaret Taylor, Sieben Jahre, 1733›.

«Ihr werdet dort sicher sein, Mädchen. Nun zappelt nicht so!», ertönte Missis Taylors Stimme von der Tür. Sam drehte sich um und blickte in die braunen Augen von Maggie, die hier Sacharissa hieß.

«Grundgütiger!», murmelte Sam.

«Das ist Sacharissa», erklärte Missis Taylor.

«Sam?», sagte Maggie leise.

Sam starrte sie verblüfft an. «Maggie?»

«Ach herrje!», entgegnete Missis Taylor. «Was für ein gewöhnlicher Name!»

«Ich dachte, du wärst auf und davon», sagte Sam. «So erzählte man es mir.»

Furcht stand in Maggies Augen. «Ist Scammy bei dir?»

«Nein, den habe ich schon ewig nicht mehr gesehen. Weißt du, ich bin nicht mehr bei ihm.»

«Ich habe Euch doch gesagt», Missis Taylor schob das Mädchen ins Zimmer hinein, «dass Ihr Captain Vane unterhalten sollt, einen sehr vornehmen jungen Gentleman.»

«Wo ist Nate?», fragte Maggie. Sie trug einen feinen Wollumhang und das Haar zu einer Hochfrisur gebunden. Sie war sauber und hübsch und sah ganz anders aus, als Sam sie in Erinnerung hatte. Man hatte ihr die Zähne gesäubert und ihr Gesicht geschminkt. Sam sagte sich, dass sie so auch auf einen der vornehmen Empfänge gehen konnte, bei denen er manchmal bedienen musste.

«Was ist mit Nate?», beharrte Maggie und schien im selben Moment die Antwort von Sams Gesicht abzulesen. Sie ließ sich auf das Sofa fallen und fing an zu weinen.

«Das Ziegenmehl!», rief Missis Taylor entsetzt, zog ein Taschentuch aus ihrem Ärmel und trocknete damit Maggies Augen. Die allgemeine Knappheit in der Stadt hatte die Frauen dazu getrieben, statt Rouge Ziegenmehl aufzutragen. Doch bevor Missis Taylor die Schminke retten konnte, hatten die Tränen sie bereits ruiniert.

«Was ist geschehen?», heulte Maggie.

«Hast du denn nichts davon gehört?»

«Ich dachte, man habe ihn bei dem Versuch zu desertieren gefasst, denn er kam ja nicht zu unserem Treffpunkt …»

Sam wusste nicht, wie er ihr die traurige Nachricht schonend beibringen konnte. Er fühlte sich hilflos und hätte

lieber geschwiegen, doch Maggie starrte ihn so eindringlich an, dass er es ihr sagen musste: «Scammy hat ihn in den Rücken geschossen. Er ist tot.»

Missis Taylor klopfte Maggie auf die Schulter. «Weint Euch nur aus, bevor Ihr zur Arbeit geht.»

«Ich kann nicht gehen», schluchzte sie.

«Wollt Ihr denn verhungern? Natürlich müsst Ihr los.»

«Aber er könnte mich sehen!»

Missis Taylor seufzte.

«Kennt Ihr diesen Sergeant, Sam?»

«Ich kenne ihn, doch Maggie wird nichts zustoßen.» Er zog eine kleine Pistole aus dem Mantel. «Sieh nur, Maggie.»

«Sacharissa!», beharrte Missis Taylor.

«Aber Scammy weiß, dass ich hier bin!», rief Maggie.

«Das weiß er nicht.» Missis Taylor verzog das Gesicht, dann drängte sie dem Mädchen Handschuhe, Hut und Schal auf. «Schminkt Euch neu, wenn Ihr dort seid. Euch wird schon nichts geschehen.»

Sam entzündete die Fackel an einer der Kerzen in der Diele und half Maggie hinaus auf die Straße. Sie wollte von ihm mehr über Nates Tod hören.

«Und wie ist es dir ergangen?», fragte Sam danach. «Es hieß, du seiest fortgelaufen.»

«Ich bin nicht weit gelangt.» Maggie schluchzte immer noch. «Ich tauge zu keiner anderen Arbeit als dieser hier.»

«Das stimmt nicht.»

«Ich habe auf Nate gewartet. Zwei Tage lang. Dann bin ich am Fluss entlanggelaufen. Ein Hund hat mich gejagt.»

«Arme Maggie.»

«Ich bin bis nach Frankfort gekommen, doch dort ist es mir nicht gut gegangen. Ich musste fort, Sam. Als Magd verdient man kaum etwas. Nur Missis Taylor ist nett zu mir.»

«Ich mag sie auch.»

«Aber Scammy weiß, dass ich hier bin!», entfuhr es ihr.

«Er würde dich überhaupt nicht wieder erkennen», beruhigte Sam sie. «Du siehst großartig aus, Maggie, wie eine richtige Lady.»

Doch Maggie blieb in Panik. «Wenn der Colonel auftaucht, erkennt er mich!»

«Elliott würde Scammy nichts sagen.» Sam war sich da allerdings gar nicht so sicher. «Und Scammy hat dich bestimmt vergessen.»

«Er vergisst nie etwas. Und er braucht das Geld, Sam. Manchmal hat er für mich eine Guinee für die Nacht kassiert.» Und voller Stolz fügte sie hinzu: «Heute kriege ich drei Guineen!»

«Das hört sich viel an, was?»

«Ich spare, musst du wissen. Man kann nicht einfach so abhauen, Sam. Dazu braucht man Geld. Ich könnte eine Schiffspassage kaufen.»

«Wie, zurück nach Connecticut?»

«Nein, London.» Anscheinend pflegte Maggie einen neuen Traum. Vergessen waren die in Aussicht gestellten fünfzig Hektar und drei Schweine. Jetzt musste es die Großstadt sein. «Vielleicht lerne ich einen Offizier kennen, der mich mag. Wenn nur Scammy mich vorher nicht findet.»

«Das wird er nicht.» Sie gingen durch die Fourth Street, wo der Nachtfrost die Dreckpfützen in harte, wellige Platten verwandelt hatte. Sie hielten sich lieber abseits von den dunklen Hauseingängen in der Straßenmitte. Sams Fackel bestrahlte den Raureif auf dem harten Straßenschmutz.

«Wie ist denn dein Captain?», fragte Maggie.

«Ganz in Ordnung.» Sam half Maggie über die gefrorenen Stellen und dachte an Vane. «Manchmal kann er sehr komisch sein. Doch rechne nicht damit. Tu alles, was er sagt, und widersprich ihm nicht.»

Maggie sah ihm ins Gesicht, und ihre Tränen funkelten im Fackelschein. «Ist er …»

Sie zögerte, doch Sam wusste, was sie fragen wollte. «Er ist nicht grob oder gewalttätig.»

«Hast du eigentlich eine Freundin?», fragte sie unvermittelt. Sam dachte an Carolines wunderbares Haar und antwortete: «Nein.»

Maggie drückte seinen Arm. «Wenn du möchtest, weißt du? Ich meine, du bist doch ganz nett, oder?»

Sam lachte. «Ich war gemein zu dir, Maggie.»

«Du hast keine Ahnung, was wirkliche Gemeinheit ist.» Sie blieb abrupt stehen, denn eine Patrouille marschierte auf der Suche nach Personen, die die Sperrstunde verletzten, über die Arch Street.

Sam beruhigte sie. «Bleib bei mir, dann passiert dir nichts.»

Die Soldaten marschierten an ihnen vorüber. Wie Sam trugen sie Kapuzen und sahen aus wie eine Prozession gespenstischer Mönche. Der Letzte in der Reihe drehte den Kopf und entdeckte Maggie. Er sah ihr nach, während Sam sie in die Schatten der Cherry Alley zog.

«Er hat mich erkannt!», flüsterte Maggie.

«Nein, er hat dich nur nett gefunden.» Sam schob sie durch die Hintertür und nahm ihr den Mantel ab. «Nach oben, Maggie.»

«Es ist immer oben.» Sie tupfte sich über das Gesicht, ohne viel zu bewirken.

Nachdem Sam den beiden Wein und Austern in Marinade gebracht hatte, begab er sich in die Küche, wo Wachs, Talg und Lampenruß in einem Topf kochten. Er wollte daraus Stiefelwichse herstellen. Er betrachtete die Blasen auf der Brühe und wünschte, Maggie wäre nicht wieder aufgetaucht. Der Krieg erschien ihm in diesem Moment wie ein Mahlstrom, der unschuldige Menschen verschlang und in den Untergang führte. Nate war darin umgekommen,

Maggie war zu Sacharissa geworden, und jetzt war auch Jonathon vom Tode bedroht.

Doch zumindest das Letztere könnte Sam zu heilen versuchen. Nicht durch Aderlass, sondern durch ein viel älteres Mittel. Er würde die Zutaten für das alte Hexenmittel suchen. Er würde gleich morgen damit beginnen und gleichzeitig darum beten, dass die Ärzte Jonathon nicht vorher umbrachten.

Ein Geräusch war auf der Straße. Er trat an die Tür und starrte in die Dunkelheit. Dann sagte er sich, dass vielleicht eine Katze auf den lose aufliegenden Deckel des Butterfasses gesprungen war. Doch er dachte auch an Maggies Panik vor dem Sergeant. Schlich Scammell vielleicht draußen durch die Nacht und suchte nach seiner Frau? Sam schloss die Tür. So viele Dinge waren noch zu erledigen. Jonathon, Scammell, Maggie und Caroline. Nein, sagte er sich, Caroline ging ihn nichts an. Sie gehörte zu Jonathon, und ihn wollte er retten.

Sam verbrachte die ganze Woche damit, Kräuter gegen die Mandelentzündung zu suchen. Und in dieser Zeit fand auch die Schlacht auf dem Fluss ihr unvermeidliches Ende. Die Briten beseitigten die Mehrzahl der Hindernisse, die die Rebellen im Fluss versenkt hatten, und die Flotte von Lord Howe segelte mit Macht auf die widerborstigen Forts zu. Die *Fury*, die *Roebuck*, die *Somerset*, die *Liverpool*, die *Pearl*, die *Isis* und die *Vigilant* öffneten ihre Stückpforten und feuerten

über die geschwärzten Rippen des ausgebrannten Wracks der *Augusta* hinweg. Breitseite um Breitseite schleuderte Eisenkugeln auf die Forts. Möwen kreischten, und die Antworten der Rebellen wurden immer seltener.

Die Rebellen hatten keine Chance. Fort Mifflin fiel als erstes Fort. Die Männer dort hatten ihre hoffnungslose Lage erkannt. Ein amerikanisches Geschütz nach dem anderen explodierte, und die Verwundeten starben in ihrem gefrorenen Blut. Die Wälle wiesen Dutzende von Breschen auf, und die Geschosse der Mörser richteten unter der Besatzung ein Blutbad an. Kartätschen zerrissen Leiber, Kugeln durchbohrten sie. In einer dunklen und windigen Nacht setzten die Überlebenden sich in Booten ab, und als der Morgen graute, stand das Fort in Flammen. Und über allem wehte die Rebellenflagge.

Fünf Tage später und einen ganzen Monat nach dem ersten, unglücklichen Angriff gab auch Fort Mercer den Kampf auf. Die Besatzung bemannte die letzten Schaluppen und Kanonenboote und versuchte, in der frostklirrenden Dämmerung zu entwischen. Die britischen Batterien eröffneten von dem Pest-House-Kai bis zum Ende der Vine Street das Feuer auf sie. Rebellenboote wurden zerfetzt, Riemen flogen durch die Luft, und Männer stürzten ins Wasser. Die Glücklicheren unter ihnen wurden an Bord der nachfolgenden Boote gezogen, die durch das von unzähligen Geschossen aufgewühlte Flusswasser ruderten.

Nur die kleineren Boote brachen durch, die größeren wurden alle versenkt.

Die Briten machten ein Dutzend Gefangene, Rebellen, die es nicht geschafft hatten, zu einem Boot ihrer Kameraden zu schwimmen. Sie wurden zähneklappernd zum Hauptquartier der Ersten Grenadierkompanie hinter der Pest-House-Batterie geführt. Dort verhörte Major Zeigler sie. Er wollte von ihnen vor allem erfahren, was aus dem hessischen General Donop geworden war, der bei dem fehlgeschlagenen Angriff auf Fort Mercer verwundet und gefangen genommen worden war.

Nach dem Verhör begab sich der Major auf den Weg zu Sir William. Er berichtete ihm, dass der General nach drei Tagen seiner Gefangenschaft verstorben sei. «Ein schrecklicher, schmerzvoller Tod, Sir William.»

«Es tut mir leid, Otto.»

Der Hesse zuckte mit den Schultern. «Der Krieg ist immer grausam. Uns und auch den Rebellen gegenüber. Doch sie erhielten eine Warnung und erfuhren unseren Angriffstermin.»

Sir William, der am Fenster stand, drehte sich um und starrte seinen Verbindungsoffizier an. «Sie wurden gewarnt?»

Zeigler zückte ein kleines Notizbuch und blätterte darin. «Ein Lieutenant der Rebellen hat das ausgesagt. Er prahlte natürlich wie ein Wilder, aber unter anderem teilte er mit,

dass das Fort am Tag vor unserem Angriff davon erfahren habe. Die Rebellen haben eine verlassene Bastion wieder bemannt, und vor der sind viele unsere Männer gefallen.» Er schloss das Notizbuch. «Eine böse Nachricht, Sir.»

«Ja.» Howe runzelte die Stirn. Nur eine Handvoll seiner Adjutanten und Befehlshaber hatten von dem Angriffstermin gewusst. Dann fiel Sir William ein, dass er auch Missis Loring davon erzählt hatte, und mit einer Miene, die anzeigte, wie schwer ihm ums Herz geworden war, erklärte er: «Es wird nicht wieder geschehen, Otto.»

«Ihr wusstet davon, Sir?» Zeigler konnte nicht fassen, wie gefasst der Oberbefehlshaber auf diesen Verrat reagierte.

«Seht, Otto.» Sir William verdrängte die böse Nachricht und zeigte aus dem Fenster, wo gerade über den Dächern Philadelphias und den dünnen Rauchsäulen der Feuer, auf denen die mageren Abendmahlzeiten gekocht wurden, die ersten hohen Masten der Kriegsschiffe auftauchten. Die Kauffahrerschiffe folgten ihnen, denn der Weg zum Meer war frei, und die Kaufleute konnten doch noch ihre Ladungen befördern und ihre Profite erzielen.

Und Sam plante, mit Carolines Hilfe ein Wunder zu bewirken.

Vierundzwanzig

Der Kelch war fünf Zoll hoch und aus hartem dunklem Holz geschnitzt, das Sam zusätzlich so lange poliert hatte, bis es

glänzte. «Eine Efeuwurzel, die ich hinter dem State House ausgegraben habe.»

Martha drehte den Kelch in ihren Händen. Sie sagte sich, dass darin Stunden anstrengender Arbeit stecken mussten. Die Schüssel mit den dünnen Wänden wuchs aus einem schlanken Stamm, der sich von einem festen Fuß erhob. «Habt Ihr das auf einer Drehbank angefertigt, Sam?»

«Ich habe nur ein Messer benutzt, aber das Polieren hat Miss Caroline besorgt.»

Aus Sams Mund hörte sich das so an, als sei es nur Caroline zu verdanken, wenn dieser Kelch Wunder bewirken würde. Sam lächelte Caroline an, und sie lächelte zurück.

Martha entging das nicht, und sie erkannte auch, wie das gemeinsame Bemühen, Jonathons Leben zu retten, die beiden einander näher gebracht hatte. Sie schienen so stolz auf ihre Arbeit zu sein, dass Martha nicht das Herz hatte, ihnen mitzuteilen, wie schlimm es um ihren Bruder stand. «Er ist wunderschön», sagte sie und stellte den Kelch ab.

«Er wird genügen», entgegnete Sam bescheiden. Er saß an Missis Crowls Küchentisch vor einer Tasse Tee, und Caroline hatte ihm gegenüber Platz genommen. Regentropfen prasselten auf die Kellertreppe. Jenny und die Küchenhilfen legten in der Vorratskammer Austern in Marinade ein. Überall im unteren Teil des Hauses roch es nach Muskatnuss und Essig.

In den meisten Stadthäusern war die Küche der wärmste Ort. Da die Brennmittel knapp waren, musste man sparsam mit dem Feuer umgehen. Und nur in den Küchen, wo die Feuer sowohl Essen kochten als auch Wärme verbreiteten, sparte man nicht mit dem Holz. Die Handelsschiffe, die Admiral Howes Kriegsschiffen gefolgt waren, brachten Nahrungsmittel und andere Waren in die Stadt, doch für das Brennholz mussten die Bürger selbst sorgen. Und so schmolz der Wald am Neck unter den Äxten der Soldaten dahin.

Genauso, wie Marthas Hoffnungen für ihren Bruder schwanden, denn sie glaubte nicht an die Verlässlichkeit von Sams Kräutermagie. Sie spürte, dass Sams und Carolines Hoffnungen in diesem wunderbar gearbeiteten Kelch ihren Ausdruck fanden, doch Martha nahm noch viel mehr wahr. Sams Hexenkünste erforderten einen unbenutzten Kelch aus Efeuholz, aber nach Marthas Überzeugung hätte auch eine einfache Holztasse die Medizin aufnehmen können. Doch als Sam und Caroline daran gearbeitet hatten, waren sie wohl der Ansicht gewesen, dass das Beste gerade gut genug sei. Dieser Kelch spiegelte wider, was die beiden einander bedeuteten, auch wenn sie das niemals zugegeben hätten. Martha lächelte kurz und verdrängte dann diesen Gedanken. «Also, jetzt haben wir den Efeukelch», erklärte sie. «Was muss nun in ihn hinein?»

«Es gibt da einen Mann namens Cathcart», antwortete Sam. «Lord Cathcart.»

«Von den Siebzehnten Dragonern.» Martha nickte. «Ich habe ihn kennengelernt.»

«Er hat eine schwangere Stute. Er bereitet sich große Sorgen um sie, wegen des Winters und so weiter. Ich denke, bei ihr ist es bald so weit. Vielleicht schon heute Nacht.»

«Und sie kommt durch?»

«Ja. Wenn ich rechtzeitig bei ihr bin. Ich verbringe meine Nächte bei ihr, aber wenn der Captain mich für andere Dienste braucht, dann …» Er zuckte mit den Schultern.

«Wollen wir hoffen, dass er es nicht tut.» Martha lauschte dem Regen. Seit dem Fall der Forts hatte es unaufhörlich gegossen. Ein Dauerregen, der die Keller überflutete und die Straßen in Morast verwandelte. Bei diesem Wetter konnte kein Haus sauber gehalten werden. Besucher kamen und waren bis zum Bauch mit Dreck bespritzt. Schmutz und Matsch waren auf den Teppichen und Stufen, hatten sich in den Kleidern festgesetzt. Dreck, der bis zum nächsten Frühjahrsputz bleiben würde.

«Und wenn es heute Nacht so weit sein sollte, glaube ich trotzdem, ich sollte …» Sam wurde von Caroline unterbrochen.

«Ich übernehme es!», beharrte sie. Und um Sam daran zu hindern, dem zu widersprechen, sah sie Martha an und erklärte: «Ich gehe die Gasse hinter dem College hinunter

bis zum vierten Tor auf der linken Seite. Dort klettere ich über die Mauer …»

«… deren Krone mit Glasscherben bestückt ist», wandte Sam ein.

«Davor habe ich keine Angst», entgegnete Caroline. «Ich laufe rechts an der Stallwand entlang, damit ich die Sklaven nicht aufwecke. Ich schleiche über den schmalen Pfad hinter dem Stall, bis ich vor dem Fenster unter dem Dach stehe. Von dort geht es zur Dienstbotentreppe. Ein Stockwerk hinauf, durch die Tür auf den Treppenabsatz, und ich stehe direkt vor Jonathons Zimmer.»

«Im Hof läuft ein Hund frei herum», erklärte Sam, so als traue er Caroline nicht zu, mit einem Wachhund fertigzuwerden.

«Ich gehe in das Haus, Sam», fuhr sie ihn wütend an. «Was würde Jonathon von mir denken, wenn ich es nicht wenigstens versuche?»

Die Hexenkunst erforderte einen Kelch, ein Zaubermittel und einen Überbringer, Sam oder Caroline, der sich ins Haus schlich. Sie konnten Abel Beckets Haus nicht offen betreten, denn Abel hatte Sam das Haus verboten, und er würde erst recht niemanden einlassen, der die rebellischen Ideen seines Neffen unterstützte. Also mussten sie heimlich hinein, und Caroline bestand darauf, diesen Part zu übernehmen. Sam sollte das Elixier zubereiten, aber

Caroline würde es überbringen. «Ich komme mit Euch», beharrte Sam.

«Und wer passt so lange auf den Vordereingang auf?», entgegnete Caroline.

«Ich kann mich dort umsehen und dann schnell nach hinten laufen.»

«Bis dahin bin ich längst drinnen», widersprach Caroline. «Ihr könntet aber hinten für den Fall auf mich warten, dass ich Mühe habe, wieder hinauszugelangen.»

Sam wusste, dass er sie nicht mehr davon abbringen konnte. «Vermutlich ist es so am besten.»

Martha lächelte. «Der günstigste Termin wäre Donnerstag Nacht, denn dann ist Mister Becket unterwegs zur Logensitzung.»

«Es hängt von der Stute ab, Ma'am», sagte Sam. «Vielleicht müssen wir es an einem anderen Tag versuchen.»

Die Witwe sah Caroline ernst an. «Lasst euch nicht von Becket erwischen.»

«Tretet ihn in den Arsch!», entfuhr es Sam, und er lief sofort rot an. «Vergebt mir, Ma'am.»

«Ich würde ihm gern auch einen Tritt verpassen», sagte Caroline lächelnd. «Und Eurem vornehmen Captain einen dazu.»

«Er ist nicht so schlimm», verteidigte Sam ihn. Er fühlte sich gefangen in der Antipathie zwischen Caroline und Vane. Er mochte die Witwe, und der Captain hatte ihn nie schlecht

behandelt, gar nicht erst zu reden davon, dass er ihn vor Scammell bewahrt und ihm obendrein das privilegierte und angenehme Leben eines Offiziersburschen ermöglicht hatte. Dieses Leben könnte rasch vorüber sein, wenn Vane von Sams Besuchen im Haus der Witwe erfahren sollte. Sam sagte sich, was der Captain nicht wisse, könne ihn auch nicht heiß machen.

Und nichts konnte ihn davon abhalten, dieses Haus weiterhin zu besuchen, denn nur hier, in der rauchigen Küche, konnte er Caroline nahe sein. Sam redete sich ein, zwischen ihnen sei nicht mehr als das gemeinsame Bemühen, Jonathon gesund zu machen. Er hätte nie gewagt, mehr zu erhoffen.

Die Uhr schlug vier, und Sam verzog das Gesicht. «Ich muss gehen, Ma'am. Er will, dass ich mich zum Pfingstochsen ausstaffiere.»

«Pfingstochse?», fragte Martha.

«Dass ich mich fein mache. Ich muss bei einem Abendessen bedienen.»

«Armer Sam.» Martha wartete, bis er im endlosen Regen verschwunden war, und sah dann Caroline dabei zu, wie sie den Kelch in Sacktuch wickelte. «Bist du sicher, dass nicht besser Sam in das Haus meines Onkels geht?»

Caroline schüttelte heftig den Kopf. «Wenn man mich fasst, kann mir nicht viel mehr passieren, als dass sie mich hinauswerfen. Doch Sam würde als Dieb ins Gefängnis

gesteckt. Davon abgesehen wird Jonathon mich lieber sehen wollen.»

«Ja, vermutlich wird er das.» Martha und Caroline waren sich noch näher gekommen, seit der Winter ins Land gezogen war und die Patrioten in der besetzten Stadt dringender als je zuvor auf gegenseitigen Beistand angewiesen waren. Sie bewunderte den Mut der jungen Frau und schickte sie immer noch gern mit Nachrichten über den Fluss, doch tief in ihr drin war ihr die Heirat immer noch nicht recht. Sie sagte sich, dass Jonathons Leiden diese Pläne durchkreuzen könnte. Martha beschloss, dieses Thema jetzt vorsichtig zur Sprache zu bringen. «Du magst Sam, was?»

«Ja, ich mag ihn.» Aus Carolines Mund klang es so, als müsste sie sich rechtfertigen.

«Vielleicht etwas mehr als Jonathon?» Martha bereute ihre Worte im selben Moment. «Tut mir leid. Das war unfair von mir.»

Caroline sah sie an. «Ich habe Jonathon ein Versprechen gegeben.»

«Ja. Nur sind Versprechen manchmal Fallen, die wir uns selbst stellen.»

«Nur wenn man sie bricht», antwortete Caroline energisch.

«Liebst du denn Jonathon?»

«Ich liebe ihn», entgegnete sie sofort. Doch in Wahrheit gab Caroline sich die Schuld daran, dass der behinderte

junge Mann in den Krieg gezogen war. Ihre Schuldgefühle lösten in ihr eine Mischung aus Mitleid und Zuneigung aus, die sie mit Liebe gleichsetzte.

Die Witwe schwieg voller Skepsis. Der Wind und der Regen rüttelten mittlerweile so heftig am Haus, dass Martha instinktiv nach oben blickte, so als glaubte sie, die Stimme ihrer Tochter gehört zu haben. «Vielleicht ist es besser, nicht aus Liebe zu heiraten», erklärte sie schließlich. «Ich habe ohne Liebe geheiratet und bin sehr gut damit gefahren. Wir haben uns vor dem Altar das Ehegelöbnis gegeben, und dann habe ich sein Haus in das eleganteste der ganzen Stadt verwandelt, und er hat mich reich gemacht. Er hätte lieber einen Sohn statt einer Tochter gehabt, doch dazu ist es nicht mehr gekommen.» Martha verzog bei der Erinnerung das Gesicht und lehnte sich näher an das Feuer.

Caroline glaubte, die Botschaft verstanden zu haben. «Also können Jonathon und ich glücklich werden?»

«Jonathon wird glücklich sein», erwiderte Martha. «Er ist zu tiefen Gefühlen fähig, und solange er glaubt, dass du ihn auch liebst, wird er dich verwöhnen.»

«Ich liebe ihn aber wirklich», beharrte sie.

«Doch der Wurm im Apfel zeigt sich dann», fuhr die Witwe fort, als hätte Caroline nichts gesagt, «wenn du anfängst, deinen Schritt zu bedauern. Wenn du einen anderen Mann siehst, der dir besser gefällt, und dir dabei klar wird, dass du an einen gebunden bist, den du nicht liebst. Es gab

Zeiten …» Martha hielt inne, um nicht zu viel preiszugeben, doch dann zuckte sie mit den Schultern. «Es gab Zeiten, da wünschte ich, er würde sterben. Er ist gestorben, und ich habe mich ganz furchtbar gefühlt.»

Caroline schwieg.

Die Witwe tupfte einen verschütteten Teetropfen auf. «Was wirst du tun, wenn Sam in Amerika bleibt? Das ist gar nicht so abwegig. Wirst du ihm die Tür weisen? Wirst du Jonathon dazu überreden, Sam nie wiederzusehen? Denn wenn du das nicht tust, meine Liebe, wird es Sam sein, von dem du in den langen Nächten träumst.»

Darauf wollte Caroline nicht eingehen. «Sam ist ein Rotrock, und er ist stolz darauf. Eines Tages wird er dorthin zurückkehren, wo er hingehört.»

«Das Eigenartige an Amerika ist, dass jeder sich hier zu Hause fühlen kann. Ich mag Sam. Vielleicht bringe ich ihn dazu, hier zu bleiben.»

«Das würde er niemals tun!»

«Heißt das, du würdest nachts ruhiger schlafen, wenn er nicht mehr da wäre?»

Caroline reagierte nicht darauf. Sie lauschte kurz dem Trommelfeuer der Regentropfen und fragte dann: «Kann ich heute Nacht hier schlafen?»

«Aber herzlich gern.»

Caroline schlief in der kleinen Kammer neben der Küche, doch Sam schloss in dieser Nacht kaum ein Auge. Er hatte

sich in einen Pfingstochsen verwandelt und half um drei Uhr in der Frühe einem betrunkenen, aber seligen Captain Vane ins Bett. Dann zog Sam sich unter den Verwünschungen der anderen Bediensteten um, die in der Küche schlafen wollten, warf sich in den schweren Mantel und trat hinaus in die Nacht.

Der Regen war jetzt wie eine Wand. Der heulende Sturmwind peitschte um die Hausecken und drohte mehrmals, Sams Flamme zu löschen. Eine Schindel wurde von einem Dach gerissen und fiel klappernd herunter. Sam drehte sich erschrocken um. Er hatte das Gefühl, beobachtet zu werden, und die Schatten hinter der Straßenecke bestärkten diesen Verdacht. Er versuchte sich damit zu beruhigen, dass ihm seine Einbildung einen Streich spielte und dass Maggie eine irrationale Furcht vor Scammell in seine Gedanken gepflanzt hatte. Doch dann wartete er, um ein Anzeichen seines Feindes zu entdecken. Er entdeckte nichts außer den Schatten.

Sam marschierte weiter, bog in eine Gasse ab und schob ein Tor auf. Aus einer Ritze über der Stalltür drang das Licht einer Laterne. Sam fürchtete schon, zu spät gekommen zu sein, doch Lord Cathcarts Pferdeknecht, der vor dem Stall wartete, schüttelte den Kopf.

«Ihr hättet es beinahe verpasst, Sam.»

«Ist es so weit?»

«Kann jeden Moment passieren. Armes Fohlen. Niemand sollte in einer so kalten Nacht geboren werden.»

Sam trat an die Box. Die Stute zitterte, und Sam beruhigte sie. Der Wind rüttelte am Dach, und die anderen Pferde, die vom Sturm und der Stute nervös gemacht wurden, stampften unruhig in ihren Boxen.

Das Fohlen kam eine halbe Stunde später. Es glitt im Stroh auf dem Blut aus und versuchte, sich auf seine dünnen Läufe zu stellen. Sam kroch zum Bauch der Stute und hielt einen Holzeimer unter ihre geschwollenen Zitzen. Das Tier schnappte nach ihm, doch Sam konnte es wiederum beruhigen. Dann machte er sich daran, die erste Muttermilch in den Eimer zu melken. Als er voll war, schob er das Füllen zum Saugen an die Zitzen. Sam bezahlte den Knecht mit dem Geld, das er von den Offizieren für die Pflege ihrer Pferde erhalten hatte, und verschwand dann mit der Milch in der Nacht. Damit hatte er den Kelch und die tierische Muttermilch. Die erste Milch einer Mutter, aus einem unberührten Kelch aus Efeuholz getrunken, konnte einen Toten aus dem Grab auferstehen lassen. Keine Medizin war stärker, und kein Heilmittel war jemals mit so viel Liebe zubereitet worden. Nun musste der Trank nur noch in das große Haus zu Jonathon geschmuggelt werden. Und das wollte Caroline in der nächsten Nacht erledigen.

Fünfundzwanzig

«Das Schauspielhaus braucht nicht mehr als einen neuen Anstrich», erklärte Captain John Andre fröhlich. «Und dann steht uns eine Saison voller unverfälschter und derber Freuden bevor. Die Kirchenmänner der Stadt werden einen Schlaganfall erleiden, und das ist doch etwas Schönes. Hättet Ihr vielleicht Lust, dort aufzutreten, Kit?»

«Ich bin kein Schauspieler, John.» Vane musste seine Stimme erheben, um sich über dem Lärm der Musik und der allgemeinen Konversation verständlich zu machen. Der Fall der Forts und die Ankunft der Schiffe riefen geradezu nach einem Fest, und so hatte sich Sir Williams großes Haus wieder mit den Offizieren und ihren Damen gefüllt. Die dunkelblauen Uniformen der Marineoffiziere mischten sich mit den bunteren der Armee. Saratoga war längst vergessen oder wurde im Wein ertränkt, während draußen der Regen noch immer kein Ende gefunden hatte.

«Wir werden mit dieser Gottlosigkeit im neuen Jahr beginnen.» Andre verbeugte sich vor einer Lady, die vorbeiging, und wandte sich dann wieder an seinen Freund. «Das Problem besteht, wie stets, bei den Damen. Ich könnte mehr als genug männliche Schauspieler auftreiben, aber bei weitem nicht genug weibliche. Glaubt Ihr, Missis Taylor würde uns einige ihrer Mädchen ausleihen?»

«Ich denke, im Kostüm wirken sie nicht so sehr», entgegnete Vane trocken. «Und sie kann ich mir dabei auch nicht vorstellen.» Er zeigte auf Lizzie Loring, die in einem

prachtvollen Kleid aus grüner Seide in der Mitte des Saales Hof hielt. Doch zum ersten Mal war Lizzie nicht der alleinige Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Neben ihr stand ein Mann von enormer Größe. «Wer, um alles in der Welt, ist denn das?», fragte Vane.

«General Charles Lee. Aber alle kennen ihn als Charlie.» Andre schien den Mann zu mögen. «Soll ich Euch vorstellen?»

«Was trägt er denn da für eine exorbitante Uniform?»

Missis Loring schien sich das Gleiche zu fragen. Der Riese war in eine gelbe Jacke mit weißem Seidenbesatz und glitzernden Epauletten gekleidet. Eine rote Schärpe, auf der das schwarze Abzeichen mit dem Adler befestigt war, hing quer über seiner zartblauen Weste. Er trug einen scharlachroten Stehkragen aus Samt, und seine Hose war aus weißem Satin. Rote Lederränder zierten seine kniehohen Stiefel. Von einer Schulter hing ein Husarenmantel aus Goldtuch mit Pelzkragen. Seine Säbelscheide war an silbernen Bändern befestigt. «Das ist eine polnische Kavallerieuniform», erklärte General Lee stolz. «Der Schiffsschneider hat sie mir angefertigt. Sieht sie nicht großartig aus?»

«Aber Ihr wart doch niemals in der polnischen Armee!», wandte Lizzie ein.

«Wenn Ihr nicht so atemberaubend schön wärt und ich mich nicht so unsterblich in Euch verliebt hätte, würde ich

Euch für eine solche Beleidigung niederschlagen! Ma'am, ich habe sehr wohl in der polnischen Armee gedient. Drei Jahre im Sattel, um den heidnischen Türken die Schädel zu spalten. Hallo, John.» Der ehemalige polnische Held lächelte Andre zu, den er aus der Zeit vor Sir Williams Expedition nach Philadelphia kannte. «Ihr lebt noch? Kein Rebell hat die Welt ein Stück sauberer machen wollen, indem er Euch eine Kugel verpasste?»

«Ich lebe immer noch, Charlie, und bin erfreut, Euch zu sehen. Ich möchte Euch Kit Vane vorstellen. Er ist Billys neuer Adjutant.»

«Ein weiterer Sohn Albions für das Gemetzel?» Lee nickte Vane freundlich zu, der ebenfalls nickte und sich dann vor Lizzie verbeugte.

Doch Missis Loring, die sich in der Schlacht um Jonathons Schicksal auf die Seite der Witwe Crowl geschlagen hatte, ignorierte geflissentlich den Gruß des Captains und wandte sich an Lee. «Seid Ihr aus der polnischen Armee ausgetreten, Charlie?»

«Ich trete aus jeder Armee aus, doch erst, nachdem ich ihr zum Sieg verholfen habe.» Der gebürtige Engländer Lee hatte bei den Polen und den Briten gedient und war nun General in der Armee der Rebellen. Er hatte einigen Ruhm errungen, als er Charleston vor den Briten rettete. Dafür war er zum Stellvertreter George Washingtons befördert worden. Doch während des Rückzugs der Rebellenarmee durch New

Jersey hatte Lee sich zu lange in einer Taverne mit einer Hure vergnügt und war von der nachstoßenden britischen Kavallerie aufgegriffen worden. Lee erzählte diese Geschichte gern. «Es geht das Gerücht um, Seine Exzellenz hätte, weil er mir noch immer meinen Triumph bei Charleston neidet, es arrangiert, die Dirne zu dieser Feier zu schicken. Doch das möchte ich bezweifeln. Der arme Mann weiß nicht, dass es solche Ladys gibt.»

«Seine Exzellenz?», fragte Vane.

«General Washington hat es verdient, mit den absurdesten Würden geehrt zu werden. Wie sehr dieser stumpfe Mann meine prächtige Uniform verabscheuen würde!» Lee stieß ein eigenartiges, hohes Kichern aus und ließ dann fröhlich den Blick über die Runde wandern. «Wie glücklich ihr hier alle seid.»

«Glücklich?» Lizzie schüttelte verwundert den Kopf.

«Dass ich erschienen bin, um Licht in Eure Trübsal zu bringen.» In Wahrheit durfte Lee sich glücklich schätzen, in Philadelphia weilen zu dürfen. Als man ihn gefangen genommen hatte, wollte man ihn als ehemaligen britischen Offizier zunächst des Hochverrats anklagen und exekutieren. Und nur der Umstand, dass er offiziell aus der britischen Armee entlassen worden war, verbunden mit seiner Freundschaft zu Sir William, rettete ihm das Leben. Und seitdem genoss er als Kriegsgefangener zahlreiche Privilegien. Eines der vielen Gerüchte, die sich um diesen

schillernden Mann rankten, besagte, dass er Howe den Angriff auf Philadelphia damals vorgeschlagen hatte, um so den Krieg zu beenden.

Und Sir William hatte heute endgültig genug von diesem Krieg. Er wollte nur noch nach Hause. Er hatte sein Entlassungsgesuch bereits geschrieben, und dies würde bald der Regierung in London vorliegen. Sir William hatte zwar keine Schlacht verloren, aber er war ein geschlagener Mann.

Während die Gäste im darunterliegenden Stockwerk eintrafen, stand Sir William oben in der Bibliothek und starrte durch den Regen auf den schlanken Turm über dem State House, der einen Wetterhahn trug. Er dachte, wenn er nur genügend Zeit gehabt hätte, wäre der hässliche Turm auf seinen Befehl hin abgerissen und durch eine ordentliche Kuppel ersetzt worden. «Und die Uhr auch», sagte er laut.

«Was für eine Uhr, Willie?», erkundigte sich Admiral Lord Howe, der gerade das Entlassungsgesuch seines Bruders las.

«Die an der Seite des State House. Vielleicht ist sie dir noch nicht aufgefallen. Ein Ziegelsteinkasten wie eine Kommode. Furchtbar! Ich fände eine Kuppel auf dem Dach mit einer Uhr an allen vier Seiten viel hübscher. Ein blaues Zifferblatt mit goldenen Zeigern.» Er zuckte mit den Schultern. «Wenn sie meinem Gesuch nicht stattgeben, Richard, werde ich das vielleicht erbauen lassen. Es wäre

doch angenehm, Philadelphia ein Stück schöner zu verlassen, als wir es vorgefunden haben.»

«Gewiss.» Der Admiral teilte die Voreingenommenheit seines Bruder für alles Amerikanische. Er ließ das Schreiben sinken. «Wie viele Personen wissen davon, Willie?»

«Du, ich, mein Sekretär, der eine Kopie angefertigt hat, und Lizzie, aber sonst niemand.»

«Ich wünschte, du würdest es dir noch einmal überlegen.»

Sir William, den die Kapitulation bei Saratoga niedergeschmettert und die langwierige Belagerung der Fluss-Forts der letzten Kräfte beraubt hatte, drehte sich zu Richard um und rechtfertigte sich: London habe ihm nicht zugehört; London sei der Ansicht, dass die Mehrheit der Kolonisten treu zur Krone stünde; und das sei vielleicht auch so, doch die Treue ging nicht so weit, dass sie zur Waffe griffen. Der Krieg könne gewonnen werden, erklärte Sir William, aber nicht mit einer so kleinen Streitmacht, die über das Riesengebiet zwischen Halifax und Florida verstreut sei. «Ich brauche hunderttausend Mann, Richard. Doch was wäre damit gewonnen? Spätestens in zehn Jahren würden die Rebellen erneut rebellieren!» Dieses Argument war nicht neu. General Gage, der erste britische Oberbefehlshaber in diesem Krieg, war zurückgetreten und hatte erklärt, diese Aufgabe sei nicht zu bewältigen. Gage hatte auch ganz entschieden davor gewarnt, die Wildnis erobern und besetzen zu wollen. Andere, wie der Earl of

Effingham, wie Viscount Pitt oder Admiral Keppel, hatten um ihre Entlassung gebeten, weil sie nicht in einem Land kämpfen wollten, das nicht einmal von den Kartenzeichnern erfasst werden konnte. Fast die Hälfte der Parlamentsmitglieder war gegen den Krieg, und Sir William, der im Parlament über Sitz und Stimme verfügte, wollte nach Hause, um die Opposition zu stärken.

«Falls London dein Gesuch akzeptiert», wandte der Admiral voller Zweifel ein.

«Wenn die Regierung mir das verweigert, muss sie mir die Erlaubnis erteilen, Verhandlungen aufzunehmen.» Sir William starrte wieder aus dem Fenster. Draußen verdunkelten sich die Wolken über dem Regenschleier.

«Wenn die Verhandlungen bewirken könnten, die Franzosen herauszuhalten», sagte Richard langsam, «stimmt London dann etwa zu?»

«Wir müssen den Rebellen alles anbieten, was sie verlangen. Alles! Keine Einkommenssteuer mehr, keine Besteuerung von Tee und anderem, keine Beamten mehr aus London, und dafür müssen sie nicht mehr tun, als von ihrer Unabhängigkeit abzulassen.» Sir William drehte sich zu seinem Bruder um. «Wenn man den König zu der Ansicht bewegen könnte, das Republikanertum sei bezwungen, übersieht er vielleicht, dass die Rebellen alles andere gewonnen haben.»

«Und wenn sie glauben, sie könnten auch noch ihre Unabhängigkeit erreichen?» Der Admiral stellte sich neben seinen Bruder und warf mit dem geübten Auge eines Seemanns einen Blick auf das Wetter draußen. «Die verwünschten Franzosen sind ganz begierig darauf, an diesem Tanz teilzunehmen.»

«Elende Franzosen», erklärte Sir William. «Wenn Mister Washington uns für Tyrannen hält, was wird ihn da erst unter der Obhut von König Louis erwarten? Oder glaubt er etwa, die verdammten Frösche helfen seiner Rebellion nur aus einer Güte ihrer verräterischen Herzen heraus?»

Sein Bruder schüttelte den Kopf. «Es heißt, man habe den Franzosen ihre ehemaligen Besitzungen in Kanada als Gegenleistung angeboten. Und unsere Zucker-Inseln dazu.»

Trotz seiner düsteren Stimmung musste Sir William über die Vermessenheit der Rebellen lachen. «Sie haben sich schon blutige Nasen geholt, als sie selbst Kanada erobern wollten. Also können sie höchstens die Franzosen auffordern, selbst ihr Glück in Kanada zu versuchen.»

«Es geht nicht um Kanada.» Richard ließ die breiten Schultern hängen. Keine noch so gründliche Reinigung vermochte, den Salzbelag auf seiner Uniform restlos zu entfernen. «Wenn die verdammten Frösche in den Krieg eintreten, brauche ich Soldaten, um die Inseln zu schützen.»

«Soldaten!» Sir William ging zum Tisch und entkorkte eine Flasche. «Wo sollen die herkommen? Soll ich Philadelphia

aufgeben, um die Zucker-Inseln zu schützen? Hat London denn überhaupt keine Ahnung von dem, was hier vorgeht?»

Der Admiral nahm ein Glas Wein und wusste, dass er seinem Bruder nun Londons wahre Interessen ins Gedächtnis zurückrufen musste. London würde auch die reichste amerikanische Kolonie aufgeben, um dafür die Inseln in der Karibik zu behalten. «Vergiss die Yankee-Kolonie, Willie, und behalte den Zucker und seine enormen Profite. Es gibt nur eine Möglichkeit, beides zu behalten.»

«So?»

«Halte die Franzosen von einer Einmischung zurück.»

«Ach ja, natürlich. Und wie?»

«Indem du diesen verwünschten Washington vernichtest.»

«Diese Arbeit wird der Winter für uns erledigen.» Die Nacht brach herein. «Man sagt, die Vögel seien in diesem Jahr sehr früh nach Süden gezogen. Und das lässt auf einen harten Winter schließen.»

«Die Rebellen werden durchhalten, wenn sie wissen, dass die Franzosen kommen. Da beißen sie eben die Zähne zusammen und schnallen die Gürtel noch enger. Doch wenn die Frösche erfahren, dass Mister Washingtons Kopf in einer Schlinge am Ende eines Stricks hängt, werden sie es sich zweimal überlegen, Willie. Sie vergeuden ihre Truppen nicht für eine Sache, die in Scherben am Boden liegt. Sie zögern ja schon die ganze Zeit, weil sie fürchten, dass wir ihnen wie üblich den Arsch versohlen. Sie fragen sich, ob Saratoga

wirklich das geeignete Signal zum Kriegseintritt ist. Wenn es dir gelingt, Washington vor dem ersten Schneefall zu zerschmettern, lassen die Franzosen ihre Schwerter stecken.»

Sir William beugte sich zu Hamlet hinab, der vor dem Feuer schlief. «Ich bin mir gar nicht so sicher, ob Saratoga ein ungeeignetes Signal war. Oh», fügte er rasch hinzu, um sich von seinem Bruder nicht unterbrechen zu lassen. «Johnny wurde nicht in einer Schlacht geschlagen!» Sir William hatte mittlerweile verlässliche Berichte über Saratoga erhalten. Burgoyne war, von Störfeuer und Plänklern getrieben, in einer Wildnis gelandet, in der ihn kein Nachschub erreichen konnte. Hunger und Durst hatten sich als die besten Verbündeten der Rebellen erwiesen, denen Burgoyne sich schließlich ergeben musste. «Ich hätte zu ihm marschieren müssen, um ihm zu Hilfe zu eilen.» Sir William legte vor dem Hund sein Schuldeingeständnis ab.

«Du konntest davon nichts wissen, Willie. Damals noch nicht.»

Davon ließ Sir William sich nicht trösten. Er dachte an all seine zerstörten Träume. Die Partei der amerikanischen Tories hatte erklärt, dass alle mittleren Kolonien sich für den König erheben würden, sobald die Briten Philadelphia erobert hätten. Dann würden die Rebellen von ihren eigenen Landsleuten geschlagen. Doch das war nicht eingetreten. Sir William hatte zwar die Stadt, doch die Rebellen hielten bis

fast an die Außenbezirke Philadelphias alles umliegende Land. Der Friede, das Herzogtum und Neu-Jerusalem waren in weiteste Ferne gerückt. Sir William sah seinen Bruder an. «Wusstest du, dass Washington mir Hamlet zurückgeschickt hat?»

«Er hat was getan?» Manchmal hatte der Admiral Mühe, seinem jüngeren Bruder zu folgen.

Sir William richtete sich wieder auf und spürte den alten Schmerz im Rücken. «Er hat einen Parlamentär mit Hamlet geschickt. Ich halte das für eine bemerkenswert höfliche Geste.»

«Dann danke ihm, bevor du ihn aufknüpfst. Und erledige das noch vor dem Frühjahr, Willie. Die Franzosen halten still, bis das Wetter besser geworden ist.»

Sir William nickte düster. Er faltete sein Rücktrittsgesuch zusammen und verschloss es in der Schublade. «Ich denke, wir sollten jetzt nach unten gehen. Deine Bewunderer warten darauf, dir zu applaudieren.»

Und der Admiral wurde von einem mächtigen Applaus empfangen, hatte er doch Vorräte in die Stadt gebracht. Das Klatschen begann im Ballsaal und wurde von lauten Bravorufen verstärkt, als die Brüder Arm in Arm die breite Treppe hinunterschritten.

Als der Applaus verebbt war, entdeckte Captain Vane zu seiner Überraschung den Rebellen-General Lee neben sich. Lee beugte sich zu ihm. «Ich hoffe, Ihr werdet mir vergeben,

denn wir sind ja kaum miteinander bekannt gemacht worden, doch hättet Ihr wohl die Güte, mir einen Gefallen zu tun?»

«Natürlich, Sir.»

Lee zupfte an seinen Spitzenärmeln. «John sagte mir, ich solle mich an Euch wenden.» Er senkte seine Stimme zu einem verschwörerischen Flüstern. «Könntet Ihr mir, sobald dieser Tanz hier vorüber ist, wohl ein gewisses Haus nennen? John meinte, Ihr würdet Euch damit etwas auskennen. An Bord eines Schiffes findet man nichts Rechtes, außer wenn man eine Vorliebe für Bootsmänner hat, was mir nicht gegeben ist.»

Vane lächelte. «Das Haus von Missis Taylor.»

Lee sah sich rasch nach links und rechts um, so als fürchte er, belauscht zu werden. «Ein sauberes Haus?»

«Sehr sauber.»

«Und Rothäute?»

«Rothäute, Sir?»

«Ich war einmal mit einer irokesischen Prinzessin vom Stamm der Seneca vermählt. Nun ja, verheiratet ist vielleicht zu viel gesagt, aber sie war wirklich eine Prinzessin. Damals bin ich auf den Geschmack gekommen.»

Vane war amüsiert. «Ich habe dort noch keine Rothaut gesehen. Aber Missis Taylor hat Weiße, Viertelnegerinnen, Achtelnegerinnen, Mulattinnen und sogar eine Chinesin.»

Lee grinste breit. «Würdet Ihr mir den Gefallen erweisen, mich in jenes Haus einzuführen?»

«Mit dem größten Vergnügen, Sir.»

«Ich meine, es hat keinen Wert, Lizzie Loring den Hof zu machen. Sie ist ihrem Billy gegenüber zu verdammt loyal.» Der Rebellen-General reckte plötzlich den Hals und starrte auf den Eingang des Saals. «Bei meinem gesegneten Arsch, wer ist das?»

Vane sah ebenfalls hin. Die Witwe Crowl war zusammen mit Lord Robert Massedene erschienen. Vane sagte nichts. Er hatte gehofft, der Verlust Jonathons würde ihrem Trotz ein Ende bereiten, doch mit ihren neuen Freunden, Massedene und Lizzie Loring, schleuderte sie den Briten ihren Patriotismus noch unverblümter ins Gesicht.

«Nun?», drängte Lee.

«Sie gehört zu Euren Rebellen, Sir.»

Lee hörte den Abscheu in Vanes Stimme und hielt das für Eifersucht. «Hat Robert sie bereits verführt?»

Vane musste sehr an sich halten, um den Zorn aus seiner Stimme zu halten. «Er ist ihr Beschützer, Sir, weil die Loyalisten sie sonst mit Schimpf und Schande aus der Stadt jagen würden.»

Lee starrte Martha geradezu unverschämt an. Die Witwe sah wie stets superb aus. Ihr Haar war nicht ganz so hoch frisiert wie das von Missis Loring, doch reich mit edelsteinbesetzten Bändern geschmückt. «Mit einer solchen

Frau wird auch der härteste Winter amüsant», erklärte Lee verzückt.

Martha fiel die exotische Uniform des Generals ins Auge, und Vane drehte sich rasch um. Doch er war einen Moment zu spät, denn schon schritt die Witwe auf ihn zu. Gespräche verstummten, und die meisten Gäste sahen hin, denn jeder britische Offizier und die Oberschicht Philadelphias wussten, wie viel böses Blut zwischen den beiden war.

Lee putzte sich für die bevorstehende Begrüßung, doch Martha nahm ihn gar nicht wahr. «Captain Vane?»

«Ma’am?» Vane verbeugte sich und wünschte, sein Herz würde nicht so laut schlagen. Er musste jetzt alle fünf Sinne beisammenhalten und sich nicht von seinem Zorn lenken lassen. Und gleichzeitig wusste er, dass ihm die passende Antwort erst dann einfallen würde, wenn die Witwe sich von ihm abgewandt hatte.

«Ihr habt von meinem Bruder gehört?», fragte Missis Crowl laut genug, dass alle Umstehenden es hören konnten.

«Ich habe gehört, Ma’am, dass sein Bein wunderbar heilt, und das erfüllt mich mit tiefster Freude.»

«Eure Freude darüber, Captain, ist ebenso wie diese Siegesfeier hier verfrüht», fuhr sie ihn schroff an. «Jonathon leidet an einer Mandelentzündung. Ich hoffe, Ihr seid stolz auf Euer Werk.»

«Ich werde für ihn beten», entgegnete der Captain.

«Hebt Euch Eure Gebete für Euch selbst auf, Mörder!» Niemand im Saal sagte mehr ein Wort. Sogar die Howe-Brüder verfolgten die Szene. «Wenn mein Bruder stirbt, braucht Ihr alle Eure Gebete für Euch selbst, denn von mir dürft Ihr dann keine Gnade erwarten.» Martha legte eine kurze Pause ein. Eine Zornesader bildete sich auf ihrer Stirn, und sie schleuderte Vane ihr – wie sie glaubte – schärfstes Geschoss entgegen: «Kitten!» Damit ließ sie ihn stehen, und die Gäste nahmen in dem Bemühen, so zu tun, als hätten sie von dem peinlichen Vorfall nichts mitbekommen, ihre Konversation wieder auf.

«Oje, ojemine!», sagte Lee.

Vane drehte sich zu ihm: «Ihr wünscht nun, zu dem Haus zu gehen, Sir?»

«Jetzt?» Lee wollte eigentlich noch ein paar Stunden bleiben.

«Ja, jetzt, Sir.» Vane kämpfte darum, die Beherrschung nicht zu verlieren. Er hatte sich mit der Witwe gestritten, und er hatte ihr einen schweren Schlag versetzt, als er Jonathon aus ihrer Obhut entfernt hatte. Und nun hatte sie ihre neuen Verbindungen dazu genutzt, hierherzukommen und ihn vor aller Augen zu demütigen. «Ich gehe, Sir.»

Lee ließ den Blick durch den Saal wandern und zuckte mit den Schultern. «Ich schätze, entweder das Haus oder ein Bootsmann. Also gut, Captain, dann auf ins Getümmel!»

Sie verschwanden in der Nacht, und im eiskalten Wind träumte Vane von seiner Rache.

Sechsundzwanzig

Caroline wartete in den Schatten der Gasse hinter Abel Beckets ansehnlichem Haus. Und mit klappernden Zähnen zählte sie bis dreihundert.

Eine Patrouille schlich mit eingezogenen Köpfen am fernen Ende der Gasse vorüber. Caroline drückte sich in einen Hauseingang. «Zweihundertdrei», flüsterte sie. «Zweihundertvier.»

Musik ertönte leise aus dem Hauptquartier des britischen Oberbefehlshabers. Caroline konnte sich nicht erinnern, wann in der Stadt jemals so viel Musik erklungen war. Kapellen spielten in den großen Häusern, und in den Kneipen sangen die Matrosen.

«Zweihundertzehn.»

Philadelphia war geradezu durchdrungen von Musik, Trunkenheit und Wettspielen. Die Priester der Stadt spuckten in ihren Predigten Gift und Galle gegen das Überhandnehmen der Spielleidenschaft unter den britischen Offizieren. Doch ihr Gegeifer bewirkte eher das Gegenteil. Zwei Offiziere der Garde hatten vor kurzem im London Coffee House ein Wettbüro eröffnet, und das war fortan die Zielscheibe aller priesterlichen Ausfälle. Die längste Predigt dauerte viereinhalb Stunden, und als der schwindsüchtige Presbyterianer endlich fertig war, erhielt er zum Dank dafür

den hohnvollen Beifall einiger britischer Offiziere, die auf der Galerie saßen und ihre Wettgewinne herumzeigten. Sir William verbot danach weitere derartige Provokationen, belegte die Glücksspiele aber nicht mit einem generellen Verbot. Carolines Großvater, der auf der anderen Seite des Flusses jeden Morgen in der Bibel las, hatte erklärt, Glücksspiele seien das Werk Satans. Caroline fragte sich jetzt, was Caleb Fisher wohl zu ihrer nächtlichen Unternehmung sagen würde. «Zweihundertsechzig.»

Eine Kutsche fuhr an der Gasse vorüber. Ihre Laternen beleuchteten dreckbespritzte Pferde und tropfnasse Zügel. Caroline erkannte die Kutsche der Galloways wieder. Viele Kaufleute Philadelphias nahmen nicht mehr an Sir Williams freudvollen Empfängen teil, weil so viel unschickliche Fröhlichkeit ihre protestantischen Seelen beleidigte. Caroline lehnte diese Festivitäten als frivol ab. Sie bestärkten sie nur in dem Wunsch, die Briten sollten besiegt werden. Martha Crowl besuchte die Feste, doch in Carolines Augen war die Witwe ein exotisches Wesen, das seine eigenen Wege ging. «Zweihundertneunundneunzig. Dreihundert.» Caroline machte sich bereit und hoffte, Sam möge ebenfalls mit dem Zählen fertig sein.

Sam befand sich in der Gasse, die gegenüber von Abel Beckets großem Haus in die Market Street einmündete. Es war kurz vor zehn Uhr, doch die Straße war alles andere als finster. Sam hatte keine Fackel dabei. Die Pechfackeln, die

an den Außenwänden des Hauptwachhauses angebracht waren, warfen flackernde Schatten auf die verregneten Straßen. Es war wie in den Tagen vor der Flut. Regen und noch mehr Regen. Regen, der auf den Dächern der Kutschen und Wagen trommelte, die Sir Williams Gäste nach Hause bringen sollten. Regen, der die Straßen überflutete und Sam bis auf die Knochen durchnässte.

Er zählte bis dreihundert, atmete dann tief durch und trat aus der Gasse hinaus.

Sams erster Stein flog durch eine Fensterscheibe in Beckets Salon. Er prallte gegen den geschlossenen Innenladen und rief einen schrillen Frauenschrei hervor. Der zweite Stein knallte nutzlos gegen die Wand. Der dritte zerschmetterte das Fächerfenster über der Haustür, und der vierte prallte gegen die Tür, als sie von einem Diener geöffnet wurde.

Sam floh zurück in die Gasse. Eine Patrouille hatte den Lärm gehört und näherte sich durch den aufgeweichten Schlamm und Unrat. Ihre Fackelflammen warfen groteske Schatten durch die Straße. Sam, der die Aufmerksamkeit von Caroline an der Rückfront des Gebäudes abgelenkt hatte, floh bereits durch die Nacht zum Treffpunkt.

Sams Abend hatte im Haus der Witwe Crowl begonnen. Dort hatte er Caroline die Stutenmilch gegeben und die junge Frau in die Gasse hinter Beckets Stallungen geführt. Sam hatte eine alte Pferdedecke mitgebracht, die er dort

zusammengefaltet und über die Glasscherben gelegt hatte, die in die Mauerkrone eingelassen waren. Als Caroline hörte, wie vorn am Haus eine Fensterscheibe zerbrach, sprang sie an der Mauer hoch und legte einen Arm über die Decke. Eine spitze Scherbe stach durch den Stoff und riss ihre Haut auf. Sie atmete vor Schmerz scharf ein und versuchte, ihn zu ignorieren, während ihre Stiefel an den nassen Ziegelsteinen Halt suchten. Endlich konnte sie sich nach oben ziehen. Sie trug einen schweren Brotbeutel an ihrem Gürtel, und der behinderte sie beim Klettern. Blut rann über ihren Unterarm.

Als sie oben war, sprang sie hinunter auf die freie Fläche hinter dem Stall. Alle Hunde in der Straße bellten, weil die berstende Fensterscheibe sie aufgeschreckt hatte. Die Hündin, die vor Beckets Vorratsraum angekettet war, knurrte den schwarzen Schatten an, der so unvermittelt in ihrem Revier aufgetaucht war. Caroline griff in den Brotbeutel und warf dem Tier einen Hammelknochen zu, den Sam eigens zu diesem Zweck gestohlen hatte. Die Hündin witterte die Fleischreste daran und schnappte danach. Caroline streichelte das Tier, bis es ihre Hand leckte und so anzeigte, dass sie akzeptiert war. Beckets Kutschpferde stampften im Stall.

Caroline wartete noch einen Moment, bis ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, und huschte dann zu dem Vorbau, um auf das schräge Dach zu steigen. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, um in der Nacht nicht

aufzufallen. Ihre Stiefel glitten einmal ab, doch ihre Hände hielten sie am hohen Kamin. Sie studierte das kleine Fenster, durch das sie auf die Dienertreppe gelangen wollte.

Es war verschlossen, wie die Witwe vorhergesagt hatte. Caroline stieß die Klinge ihres Messers durch den Rahmen und arbeitete am Schloss. Es war bedeutend härter als das in Marthas Haus, an dem sie geübt hatte, und der Regen machte den Messergriff so glatt, dass ihre Finger mehrmals abrutschten. Schon spürte Caroline Verzweiflung in sich aufsteigen, da endlich gab das Schloss dem Druck der Klinge nach. Es knarrte laut, als sie schließlich das Fenster aufschob. Ein Segeltuchvorhang blähte sich vom einströmenden Wind weit auf. Caroline stieg ein, schloss das Fenster hinter sich und sah, wie der Vorhang wieder zurücksank.

Sie blieb stehen und lauschte. Laute Stimmen ertönten von überall her, und in der Küche am Fuß der Treppe wurde ein Fenster aufgerissen, doch niemand schien in Carolines Nähe zu sein. Sie wischte sich das Blut vom Arm und stieg leise die Stufen hinauf.

Sie hörte, wie unten eine Männerstimme erklärte, dass es Betrunkene gewesen sein mussten, die die Fensterscheibe eingeworfen hatten, und wenn Mister Becket das bei dem diensthabenden Offizier im Wachhaus zur Anzeige bringen würde, wollte man die Angelegenheit gern weiterverfolgen.

Blut und Wasser tropften von Caroline, als sie über den Flur zu Jonathons Zimmer eilte. Als sie die Tür öffnete, fuhr sie vor dem entsetzlichen Geruch, der aus dem Raum strömte, zurück. Sie wusste, dass dies der Geruch des nahenden Todes war.

Als sie Jonathon zum letzten Mal gesehen hatte, hatte er den Eindruck eines Genesenden gemacht. Die Schmerzen im Beinstumpf waren vergangen, er hatte zugenommen, und Farbe war auf seine Wangen zurückgekehrt. Doch jetzt sah er schwächer als ein neugeborenes Kätzchen aus. Er zitterte im Schlaf, schwitzte stark und hatte im Licht der Kerze, die auf der Nachtkommode brannte, eine ungesunde gelbliche Hautfarbe.

«Jonathon?», flüsterte sie seinen Namen, als sie den durchnässten Brotbeutel vom Gürtel band und auf das Bett setzte. «Jonathon?» Sie entdeckte dunkle Flecken an seinem Arm. Die Spuren der vielen Blutegel, die man ihm in regelmäßigen Abständen auf die Haut gesetzt hatte. Sie legte ihm eine Hand auf die Stirn und spürte, wie heiß sie war.

«Jonathon?»

Seine Lider zuckten, und er öffnete die Augen, schloss sie wieder und öffnete sie erneut. Er starrte Caroline an, und es kam ihr so vor, als würde er sie nicht erkennen.

«Jonathon?» Sie lächelte ihn an. Tränen des Mitgefühls quollen aus ihren Augen. «Ich bin es, Caroline.»

«Traum…» Jonathons Stimme klang, als würde man Steine aneinander reiben.

«Das ist kein Traum, Jonathon, ich bin wirklich hier.» Nun gab es für ihre Tränen kein Halten mehr, denn Jonathon machte eine so erleichterte, erstaunte und erfreute Miene, dass es ihr das Herz zu zerreißen drohte. Sie hielt ihn in den Armen, und auf ihrer Wange spürte sie das Brennen seines Fiebers. Er schluchzte und flüsterte wieder und wieder ihren Namen.

«Du musst dich aufsetzen.» Caroline ließ ihn los.

«Das kann ich nicht.»

«Aber doch.» Sie schob einen Arm unter seinen Rücken und hob ihn hoch. Es entging ihr nicht, wie wenig der junge Mann wog.

«Was machen sie hier nur mit dir?»

«Das.» Er zeigte mit einer matten Handbewegung auf ein sonderbares Gerät, das neben der Bibel auf der Truhe unter dem Fenster lag. Caroline achtete zunächst nicht darauf und schob Kissen in Jonathons Rücken. Sie bemerkte, wie die Laken und Decken vom täglichen Aderlass blutbefleckt waren. Sie wurde furchtbar zornig, weil die Ärzte ihm so viel Kraft genommen hatten. Und doch vermochte Jonathon in diesem Augenblick zu lachen. «Du bist gekommen.»

«Natürlich bin ich gekommen. Ich war früher schon einmal hier, aber die Diener deines Onkels wollten mich nicht

einlassen.» Caroline sprach sehr leise, während sie den Rucksack öffnete und den Kelch und die Milch herausholte.

«Ich …» Das, was Jonathon sagen wollte, ging in einem furchtbaren Husten unter. Er rang danach um Luft, und seine schmächtige Brust hob und senkte sich heftig. «Ich sterbe.»

«Nein, du stirbst nicht», widersprach Caroline heftig. «Du wirst wieder gesund und kehrst zu den Soldaten zurück!» Sie goss Milch in den Kelch.

«Und du?»

Caroline wusste, was er hören wollte. «Ich gehe mit dir. Aber nur, wenn du das hier trinkst.»

Jonathon drehte den Kopf und blickte zum Fenster, wo sich das Licht von Fackeln widerspiegelte. Laute Stimmen ertönten von der Straße. «Was geht da vor?»

«Sam hat vorn ein paar Scheiben eingeworfen, damit ich unbemerkt ins Haus gelangen konnte. Und jetzt Kopf hoch und Mund auf!»

Jonathon gehorchte. Caroline stützte seinen Kopf und hielt den Kelch an seine Lippen. Das schwarze Haar des Jungen war schweißverklebt. «Trink alles aus.»

Jonathon leerte den Kelch. Er brauchte dazu sehr lange, denn seine Kehle war von der Mandelentzündung geschwollen. Er verzog das Gesicht und sah, wie Caroline den kleinen Kelch erneut füllte. «Was ist das?»

«Sams Magie», antwortete sie. «Stutenmilch. Mund auf!» Sie hielt den Kelch wieder an seine Lippen und wischte die

Schweißströme von Jonathons erhitzter Haut. «Und jetzt die letzte Portion.» Sie goss die letzten Tropfen ein und gab sie ihm zu trinken. «Das war doch gar nicht so schlimm, oder?»

Jonathon war vom Trinken so erschöpft, dass Caroline ihn sachte aufs Bett zurücksinken ließ. Er hielt ihre Hand und schien sie nie wieder loslassen zu wollen. «Was für ein Tag ist heute?»

«Ich weiß nicht. Mittwoch? Mach du dir mal keine Sorgen um die Tage, sondern darum, wieder gesund zu werden.» Sie beugte sich zu der Truhe vor und nahm das sonderbare metallische Gerät in die Hand. «Was ist das?»

«Ein Gerät zum Hautaufreißen.»

«Wie bitte?»

«Um mich zum Bluten zu bringen.» Jonathon starrte hasserfüllt auf den Apparat, der Caroline wie eine übergroße Muskatreibe erschien. Das Gerät bestand aus einem quadratischen Kasten von drei Zoll Durchmesser. An der einen Seite befand sich ein Griff, und die gegenüberliegende Seite war ähnlich einem Sieb voller Löcher. Am Griff waren ein Drücker und ein Spannhebel angebracht. Caroline ließ Jonathons Hand los und zog den Hebel wie bei einem Musketenschloss zurück.

«Pass auf, dass du nicht mit der anderen Hand daran kommst.» Jonathons Stimme klang immer noch matt, aber sein Atem ging leichter.

Caroline drückte vorsichtig ab. Etwas klapperte in dem Gerät, als schnappe eine Mausefalle zu, und ein Dutzend symmetrisch angebrachter, scharfer Klingen sprangen aus den Löchern. Caroline wusste jetzt, wie die gleichförmigen Muster auf Jonathons Arm entstanden waren. Dieser Apparat sollte Patienten zum Bluten bringen und besorgte dies mit einem raschen und vielfachen Stich. «Was für Barbaren!», entfuhr es ihr.

«Die allerneueste Erfindung aus London.»

«Sie werden das bei dir nicht mehr anwenden.» Caroline schob das Gerät in ihre Rocktasche.

«Sie werden böse, wenn es nicht mehr da ist.»

«Werden sie dich deswegen beschimpfen? Dagegen musst du dich wehren!»

«Im Moment fühle ich mich nicht so, als könnte ich mich wehren.» Er lag ermattet da, und seine Hand suchte die ihre. Als er wieder sprach, war seine Stimme unter dem Trommeln der Regentropfen kaum zu hören. «Glaubst du, ich kann je wieder aufstehen?»

«Selbstverständlich.» Caroline berichtete ihm, welche Vorbereitungen sie getroffen hatte. Sie selbst hatte einen Eintopf gekocht und ihn trocknen lassen, sodass er sich bequem befördern ließ. Man musste nur heißes Wasser darauf gießen und hatte wieder eine dicke Suppe. Sam wollte Pferde besorgen, damit Caroline und Jonathon nach Norden reiten und sich Washingtons Armee anschließen

konnten. Sie klang überzeugt genug, um dem Jungen Hoffnung zu geben.

«Aber ich kann nicht reiten!», wandte Jonathon ein.

«Doch, das kannst du. Wir kommen mit dem Boot nicht durch die Stromschnellen. Dazu müssten wir bis zum Frühjahr warten. Also müssen wir reiten. Wie dem auch sei, in Sams Heimatdorf gab es einen Mann mit nur einem Bein. Er hat seitlich im Sattel gesessen. Und genau das wirst du auch tun.»

«Mein Onkel wird mich nicht fortlassen.»

«Wenn er nichts davon bemerkt, kann er auch nicht viel dagegen tun. Und wenn ich zu dir gelangen konnte, kann ich dich auch hinausbringen. Und du wirst gesund, Jonathon. Sam hat gesagt, Stutenmilch bringe Todkranke wieder hoch.»

«Wie geht es Sam?»

«Er würde dich gerne sehen.»

Caroline blieb bei ihm, bis er eingeschlafen war. Einmal ging jemand an der Tür vorbei, kam aber nicht herein. Caroline strich Jonathon über die Stirn und wartete, bis die Uhr halb elf schlug. Dann küsste sie ihn sanft. Er murmelte etwas im Schlaf, wachte aber nicht auf. Sie ließ ihm den kleinen Kelch als Erinnerung an ihren Besuch zurück.

Caroline schlich über den Flur. Oben brannte jetzt eine Kerze. Dann war sie wieder in der Dunkelheit der

Dienertreppe. Sie erreichte das Fenster und stieg hinaus in den Regen.

Die Hündin erkannte sie wieder und leckte ihre Hand. Caroline wollte sich nicht noch einmal an den Glasscherben auf der Mauerkrone verletzen und begab sich zum großen schmiedeeisernen Kutschentor. Sie öffnete die kleine Tür, die dort eingelassen war, und trat hinaus in den Schatten der Gasse.

«Caroline!» Das war Sam, und er klang verzweifelt. «Lauft!»

Und dann begannen die Schatten sich zu bewegen und Gestalt anzunehmen.

Siebenundzwanzig

Nachdem er die Steine geworfen hatte, war Sam davongelaufen. Er war in die Fourth Street abgebogen und hatte sich dort in das Dunkel des Eingangs einer Buchhandlung gestellt. Auf der anderen Straßenseite hatte eine Patrouille eine illegale Schnapsbrennerei entdeckt. Fässer wurden auf die Straße gerollt und zerschlagen, Flaschen flogen hinterher. Man führte ertappte Soldaten und Matrosen nach Süden zum Pest-House-Kai, wo sie die Nacht über in Zellen gesperrt wurden, die unter Wasser standen. Wenn man Sam ohne Fackel erwischen würde, blühte ihm das gleiche Schicksal.

In einem Obergeschoss über der Werkstatt eines Möbelschreiners musizierte eine Gruppe von Offizieren.

Einige von ihnen spielten Flöte und Geige, und die anderen sangen. Sam lauschte der Musik, nachdem der Lärm in der Schnapsbrennerei abgeebbt war. Aus einem geöffneten Fenster drang Kerzenlicht und verlieh dem Regen einen silbernen Schimmer. Ein beinloser Bürger bewegte sich auf seinen muskulösen Armen an der Buchhandlung vorüber und platschte auf groteske Weise in den Schlamm der aufgeweichten Straße. Zwei Frauen, die in einem anderen Ladeneingang Schutz gesucht hatten, lachten darüber. Die Soldaten der Patrouille hörten sie, ließen sich aber nicht davon abhalten, sich mit konfiszierten Rumflaschen zu versorgen.

Sam wartete eine halbe Stunde. Als die Patrouille weitergezogen war, löste er sich aus dem Hauseingang und lief nach Norden. Er überquerte die Market Street und rannte rasch weiter, weil er befürchten musste, von den Posten vor dem Wachhaus entdeckt zu werden. Endlich erreichte er die Gasse, die hinter dem College verlief. Er entdeckte die Pferdedecke auf der Mauerkrone und wusste, dass sich Caroline noch im Haus aufhielt. Keine lauten Stimmen ertönten aus dem Becket-Haushalt. Sam zog sich zitternd vor Kälte in den Torbogen des College zurück und wartete dort auf Caroline.

Plötzlich bewegte sich etwas neben ihm. Sam erwartete einen Angriff und warf sich zur Seite. Er prallte gegen den Bogenpfosten und riss die Fäuste hoch.

Ein Gewehrkolben traf ihn im Magen. Ein zweiter Mann lief aus einem anderen Hauseingang herüber und schlug Sam einen Gewehrkolben auf den Kopf.

Sam fiel hin, und ein Stiefel trat ihn gegen den Oberschenkel. Er rappelte sich auf, hielt abwehrend die Hände vor sich und sah einen Gewehrkolben, der auf ihn zusauste. Er traf ihn hart am Kopf, und für Sam war die Dunkelheit plötzlich voller roter und weißer Sterne. Er hörte das Grunzen und Schnaufen der Angreifer, dann ließ sich ein schwerer Mann auf ihn fallen. Ein Knie rammte seinen Bauch, und eine kalte Bajonettspitze war unvermittelt an seiner Kehle.

«Einen Laut, Sam, und Ihr seid mausetot!» Sam schwieg. Alles in seinem Kopf drehte sich, und vor seinen Augen tanzten immer noch Sterne. Sein Schädel dröhnte vor Schmerzen, aber er war noch bei Verstand genug, um die Stimme von Sergeant Scammell wiederzuerkennen. «Wer ist die Hure, Sam?»

«Was für eine Hure?»

Die Bajonettspitze ritzte seine Haut, und Scammell grinste höhnisch.

«Ihr seid vor einer Stunde mit einer Hure hierhergekommen. Ihr habt sie hier zurückgelassen, und sie ist über die Mauer geklettert. Jetzt seid Ihr hier, um sie abzuholen. Was treibt Ihr hier? Wolltet wohl das Haus bestehlen, was?»

«Sie wohnt hier.»

«Haltet mich nicht zum Narren, Sam!» Wer immer es auch war, der dem Sergeant half, er hockte sich jetzt neben Sam und hielt die Muskete bereit, um sofort zuzuschlagen, falls Sam versuchen sollte, Scammell von seinem Bauch zu schieben. Sams Kopf lag im Schlamm, und das Bajonett hinderte ihn daran, ihn zu heben. «Die Hure ist mir schnuppe», erklärte der Sergeant. «Mir geht es nur um meine Dirne. Und vor ein paar Wochen hat man Euch und Maggie zusammen auf der Straße gesehen. Seitdem habe ich ein Auge auf Euch, Sam.» Er grinste wieder. «Sie arbeitet für Missis Taylor, was?»

«Keine Ahnung, Sarge.»

«Ihr wisst es genauso gut wie ich. Elliott war in dem Haus und hat drei Guineen bezahlt. Drei Guineen! Die will ich auch haben, Sam, und Ihr werdet mir dazu verhelfen, denn sie gehört mir. Mir! Als ich sie aufgelesen habe, war sie nichts, gar nichts! Eine billige Straßendirne, die ich zu einer Guinee-Hure gemacht habe. Versteht Ihr? Sie gehört mir!»

Wenn Scammell Maggie wiederfinden sollte, dachte Sam, würde ihr Preis rasch auf fünf Shillinge absinken. Der Kopf tat ihm zwar immer noch höllisch weh, aber langsam kehrte Klarheit in seine Gedanken zurück. Er sah jetzt die dunklen Schemen der beiden Männer und entdeckte, dass sein rechter Stiefel Halt an einer Türschwelle gefunden hatte. Er machte sich bereit, den schweren Sergeant abzuwerfen,

wusste aber, dass er einen günstigen Moment abwarten musste. Er fürchtete, den beiden nicht entkommen zu können, und fragte sich erneut, wen Scammell da mitgebracht hatte. Wenn er überhaupt eine Chance hatte, musste er den Sergeant am Reden halten. «Maggie will Euch nicht mehr, Sarge.»

«Ist mir scheißegal, was Maggie will», schnappte Scammell. «Hier geht es nur darum, was ich will! Und sie gehört mir!»

«Wenn Ihr wisst, wo sie sich aufhält, warum holt Ihr sie Euch dann nicht?»

«Weil die alte Kuh, der der Laden gehört, mich nicht hineinlässt. Nur für Offiziere, viel zu vornehm für einen verdammten Sergeant. Aber Euer Herr schickt Euch los, ihm was Warmes für die Nacht zu besorgen, nicht wahr? Also lässt der Drache Euch herein, und Ihr werdet mir Maggie holen.»

Sam sagte nichts dazu, und Scammell lachte rau. «Genau das werdet Ihr für mich tun, Sam Gilpin. Ihr geht zu Missis Taylor und erklärt ihr, dass Euer Herr Maggie will. Doch dann bringt Ihr sie nicht zu ihm, sondern zu mir. Kapiert?»

«Sie wird vielleicht nicht mitkommen wollen, Sarge.» Sam drehte sich ein wenig. In einer Tasche seines Radmantels lag die kleine Pistole, die er in der Stadt immer bei sich trug. Seine Rechte näherte sich vorsichtig der Tasche, stieß aber

gegen Scammells Knie. Sam war auf der Hut. Der Sergeant durfte nicht auf die Waffe aufmerksam werden.

«Sie wird kommen, denn Ihr werdet sie dazu überreden. Wer ist denn Eure Hure, Sam?»

«Sie ist keine Hure.»

Scammell grinste wieder. «Sie sind doch alle Huren, Sam, jede Einzelne von ihnen. Ich habe Euch beide beobachtet. Ein hübsches Ding, nicht wahr? Vielleicht sollte ich sie statt Maggie nehmen.»

Sam spannte den Brustkorb, doch der Sergeant war darauf vorbereitet. Er warf Sam eine Handvoll Schlamm ins Gesicht. Die klebrige Masse drang in Sams Mund, und Scammell lachte. «Das wird Euch ruhighalten.»

Sam würgte, hustete und spuckte, aber da verstärkte sich der Druck der Bajonettspitze an seinem Hals, und er blieb still liegen.

Der Regen prasselte unablässig in die Gasse. Er rann vom Dach des College, platschte von dort auf die Straße und verschwand gurgelnd in der Gosse. Sam bewegte wieder vorsichtig seine Rechte, doch Scammell bemerkte das und drehte die Bajonettspitze an Sams Hals.

Sam hörte, wie ein Fenster geöffnet wurde. Er versuchte noch einmal, den Sergeant von sich zu stoßen. Scammell legte zwei dicke Finger auf Sams Augen und drückte zu. Sam wusste, dass er geschlagen war. Er blieb still liegen.

Das Fenster wurde wieder geschlossen. Ein Hund jaulte leise, und seine Kette rasselte auf dem Kopfsteinpflaster.

Er konnte die Mauerkrone und die Decke sehen. Er starrte dorthin und fragte sich, ob Carolines Silhouette den Sergeant lange genug ablenken würde. Doch stattdessen quietschten jetzt die Scharniere des Tores.

«George!», zischte Scammell, und Sam wusste, wer der Zweite war.

George Cullen, der gern damit prahlte, drei Frauen umgebracht zu haben, bevor er sich durch den Eintritt in die Armee dem Arm der Gerechtigkeit entzogen hatte. George Cullen, dem es Vergnügen bereitete, anderen Schmerzen zuzufügen, und der sich stets freiwillig meldete, wenn es darum ging, den Männern, die ihre Kameraden bestohlen hatten, das Brandeisen ins Fleisch zu drücken. George Cullen, der sich über jede Auspeitschung begeisterte und der wie ein tollwütiger Hund mit irren Augen durch das Lager schlich, wenn nichts los war.

Das Tor ging auf. Sam spuckte den Schlamm aus seinem Mund, drehte den Kopf weg, sodass die Finger Scammells abrutschten, und zog das rechte Knie an.

«Caroline! Lauf!»

Der Sergeant flog von seinem Bauch, doch die Bajonettspitze ritzte Sams Kinn auf. Caroline schrie. Ihr Schrei endete abrupt, als Cullen einen Wintermantel über sie warf und sie in den Straßenschmutz stieß.

Sam kämpfte gegen Scammell an. Er zerkratzte ihm mit der Linken das Gesicht, während seine Rechte nach der Pistole suchte. Der Sergeant schlug ihm eine Faust ins Gesicht und presste ihm dann das siebzehn Zoll lange Bajonett an den Hals. «Wenn Ihr nicht augenblicklich Ruhe gebt, nehme ich Eure Hure gleich hier vor Euch. Wollt Ihr das?»

Sam kämpfte nicht mehr, aber seine Rechte hatte die Waffe gefunden. Sie war in ein Tuch eingewickelt. Langsam spannte er den Hahn und schob den kurzen Lauf gegen Scammell.

Caroline kreischte und trat um sich. Cullen schlug sie zweimal, hob sie dann mitsamt dem Mantel hoch und schleuderte sie gegen die Wand. Caroline stöhnte und gab dann allen Widerstand auf.

«Nicht wahr, Sam?», triumphierte der Sergeant. «Sie ist doch Eure Hure, oder?»

«Nein.»

«Ich habe Euch beobachtet. Wie Ihr ihr wie ein Mondsüchtiger nachgestarrt habt. Sie ist verdammt hübsch. Die Offiziere werden einen angemessenen Preis für ein so hübsches Luder zahlen. Gefällt sie Euch, George?»

Cullen lachte rau. Mit der Rechten presste er durch den Stoff Carolines Hals an die Wand. Und mit der Linken hob er ihre Röcke hoch.

«Sehr schön», sagte Scammell. «Also hört gut zu, Sam. Ihr geht zu Maggie und holt sie mir. Wenn Ihr das nicht tut, seht Ihr diese Dirne dort nicht wieder. Ich nehme sie, und George nimmt sie auch, und danach verkaufe ich sie an jeden verdammten Offizier im ganzen Bataillon. Wollt Ihr das, Sam? Möchtet Ihr, dass die Offiziere sie reiten?»

Caroline wehrte sich wieder, weil Cullens Hand ihren Unterleib erreicht hatte. Der Soldat grunzte, schlug ihren Kopf gegen die Wand und schob dann eine Hand in ihre Manteltasche. «Das Biest wollte mich damit kitzeln!» Er zog das Messer heraus und warf es auf die Straße.

«Ihr habt eine Stunde, Sam», erklärte Scammell.

«Maggie ist vielleicht gerade bei der Arbeit.»

«Dann geht Ihr sie eben suchen, was?» Der Sergeant minderte den Druck des Seitengewehrs. «Das tut Ihr doch, oder?»

Sam schoss.

Er wollte Caroline nicht in den Händen dieser Männer zurücklassen. Nicht für eine Minute, ganz zu schweigen von einer Stunde. Er musste jetzt alles auf eine Karte setzen und betete darum, dass der dicke Stoff nicht den zuschnappenden Hahn behinderte. Und er konnte nur hoffen, dass der Regen den Mantel nicht so durchnässt hatte, dass das Pulver in der Pfanne nass geworden war.

Die Pistole krachte.

Der Feuerstein rieb am Stahl, der Funke flog in den Lauf, und die Kugel bahnte sich einen Weg durch den dicken Stoff. Sie brannte an Scammells Innenseite des Oberschenkels entlang. Der Sergeant fuhr zurück. Sam stieß Scammell endgültig von sich und riss die Pistole aus der rauchenden Tasche. Das Bajonett flog auf ihn zu, verfehlte ihn aber. Sam schlug dem Sergeant die Pistole ins Gesicht, hieb noch einmal zu und war endlich frei. Er warf sich nach links und suchte nach den beiden Musketen.

Scammell, dem Blut vom Oberschenkel rann, versuchte, Sams Beine festzuhalten. Sam trat nach ihm, fand ein Gewehr und zog sich daran hoch.

«Noch eine Bewegung, und sie ist tot.» Cullen hielt sein Bajonett an Carolines Hals. Caroline hatte den Kampf gehört und erneut versucht, sich zu befreien. Doch das hatte nicht mehr als einen Riss im Mantel erbracht. Die Ritze offenbarte ihr blondes Haar, das im schwachen Licht golden glänzte. Cullen presste Caroline mit dem linken Knie an die Wand. Scammell stand auf. «Wenn Ihr sie wiederhaben wollt, Sam, dann holt mir Maggie.»

Cullen grinste, weil er den Plan des Sergeants gerettet hatte. Doch plötzlich schrie er schmerzerfüllt auf. Caroline hatte den Hautritzer gespannt. Sie hielt das Gerät an den Oberschenkel des Mannes und drückte ab. Die Klingen stießen tief in sein Fleisch, und Cullen griff instinktiv ans

Bein. Als das Bajonett von ihrer Kehle verschwand, duckte sich Caroline unter dem Mann weg. «Lauf, Sam!»

Sam schlug Cullen den Kolben der Muskete an den Kopf, ließ die Waffe dann fallen und rannte zusammen mit Caroline los. Er nahm ihre Hand und zog sie mit sich. Am Ende der Gasse bogen sie nach links ab und eilten fort vom Wachhaus durch die Fourth Street. Ein Hund bellte, und ein Patrouillensoldat rief ihnen etwas hinterher.

Sam warf an der Ecke zur Arch Street einen Blick zurück. Cullen und Scammell humpelten über den Bürgersteig. Der Anblick der Patrouille zwang sie in einen Hauseingang.

«Kommt schon!» Caroline zog an seiner Hand. Sie hatte in der Arch Street eine weitere Patrouille entdeckt und zerrte Sam die Fourth Street hinauf. Sie bogen in die Race Street ein und eilten an der düsteren German Reformed Church vorüber. Caroline lachte. Der Regen schlug in ihr Gesicht, der Wind blies gegen ihre Wangen, und die Rotröcke waren hinter ihr her.

«Hier!» Sam hatte ein halb geöffnetes Tor entdeckt und schob Caroline dort hinein. Sie glitten aus, schlitterten über den Matsch und fielen in die pechschwarze Gasse hinter dem Tor, über die ein Holzdach ragte. Sam zog das Tor zu, hockte sich unter das Dach und lauschte. Doch er hörte nur das Rauschen des Blutes in seinen Ohren.

Dann ertönte hinter ihm eine Stimme, und Sam keuchte. «Wer seid ihr?», fragte ein Mann aus der Dunkelheit.

Sam machte sich bereit, gegen einen neuen Feind zu kämpfen. Doch Caroline hieß ihn, still zu sein. «Wir laufen vor den Hummern davon», antwortete sie.

«Ich kenne mich bestens mit dem Davonlaufen aus», erklärte der Fremde. Er hörte sich wie ein älterer Mann an. «Ich wollte gerade abschließen. Wenn die Soldaten fort sind, könnt ihr leicht über das Tor steigen. Gott segne euch.» Der Mann schlurfte an ihnen vorbei, und Sam hörte, wie ein Schlüssel im Torschloss quietschte. Die erste Patrouille näherte sich, und der Mann wünschte den Soldaten einen schönen Abend. Nein, antwortete er ihnen, er habe keine Straßenräuber bemerkt.

«Wo sind wir hier?», fragte Sam flüsternd Caroline.

«In der Synagoge der Stadt.»

«Wo?»

«Vergesst es!» Sie legte ihm einen Finger auf die Lippen. Der Regen trommelte gegen die Holzbretter des Daches, Wasser strömte durch die Ritzen und ergoss sich auf den Plattenweg darunter.

Sam lehnte sich gegen die Synagogenwand. Caroline hockte sich neben ihn. Sie zitterte vor Kälte. Sam nahm seinen Radmantel ab und legte ihn ihr um die Schultern. Sie lehnte sich an ihn, und er konnte ihr nasses Haar riechen und spürte die Wärme ihres Gesichts nah an seiner Wange. Er legte einen Arm um sie, und sie drückte ihr Gesicht an

seine rote Uniform. Sam hielt sie fest und wärmte sie, während jenseits des Tors die Patrouille weiterzog.

«Wir sollten das nicht tun», murmelte Caroline.

«Nein.» Aber Sam entfernte sich nicht von ihr.

Caroline befreite sich von ihm, bis nur noch sein Arm sie hielt. Als sie vor den Rotröcken davongelaufen war, hatte sie laut gelacht, doch jetzt hörte sie sich an, als würde sie jeden Moment in Tränen ausbrechen. «Jonathon sieht furchtbar aus, Sam. Sie scheinen ihn ermorden zu wollen.» Sie schleuderte plötzlich den Hautaufritzer, mit dem sie ihre Flucht bewerkstelligt hatte, weit von sich.

«Er wird wieder gesund», versicherte Sam. «Stutenmilch hat noch nie versagt.»

Caroline hatte nicht zugehört. «Ich habe ihm gesagt, er werde bald wieder in der Armee kämpfen. Doch das ist ausgeschlossen, Sam. Ich erzählte ihm einen Haufen Lügen, um ihm den Lebensmut zurückzugeben.»

«Das ist doch ein guter Grund für eine Lüge. Er muss weiterleben, nicht wahr? Außerdem hat er noch dich, und du bist viel besser als Stutenmilch.»

Sein Arm lag immer noch auf ihrer Schulter, doch Sam wusste, dass Caroline niemals die Seine würde. Jonathon und Caroline hatten sich einander versprochen, und ein Versprechen durfte man nicht brechen. «Er wird wieder gesund, weil ich davon überzeugt bin.»

Caroline lächelte. «Ihr gebt nie auf, was, Sam?»

«Niemals!» Ein Lichtschimmer fiel auf sie, als eine Kutsche vorüberfuhr. «Wenn ich aufgebe, holt Euch der Grüne Mann.»

«Wer ist denn das?»

«Ein Waldgeist. Er hat die Seele eines Teufels und eine grüne Haut. Er lebt im Wald und frisst denjenigen, der Angst im Wald hat. Manchmal kann man ihn hören. Seine Füße sind so groß wie Baumstämme, und seine Stimme ist mächtig wie ein Sturmwind.»

Caroline hörte heraus, dass Sam an den Grünen Mann glaubte, und sie sagte sich, dass in seiner Heimat die Mütter damit ihre Kinder zum Schlafen brachten. «Lebt der Grüne Mann in England?»

«Hier habe ich nie von ihm gehört», antwortete Sam, «nur in England. Mein Großvater hat ihn einmal gesehen. Ein unheimliches Wesen.» Sam verfiel in den Dialekt seiner Heimat und glaubte für einen Moment, wieder dort zu sein. «Ein Riesenwesen, das zwischen den Bäumen herumschleicht. Doch wenn man keine Angst hat, tut es einem nichts.»

Caroline sagte zunächst nichts. Sams Arm auf ihrer Schulter schien ihr nicht länger etwas auszumachen. Sie brauchte seine Nähe, und langsam lehnte sie sich wieder an ihn. «Vermisst Ihr England?»

Sam lächelte. «Im Augenblick nicht.»

«Nein?» Diese Antwort hatte sie wohl nicht erwartet, und Sam legte den anderen Arm um sie, auch wenn er wusste, dass er das nicht durfte.

«Ich habe Jonathon erklärt», sagte sie leise, «dass Ihr uns für unsere Flucht Pferde besorgt.»

«Das übernehme ich gern.»

«Obwohl wir vielleicht besser über den Fluss sollten.»

«Ein Boot wäre auch nicht schlecht.»

«Dafür müssten wir aber bis zum Frühjahr warten.» Sie kuschelte sich an Sam. «Zwischen hier und Trenton gibt es viele Stromschnellen. Er sollte nicht zurück in die Armee, nicht mit einem Bein, aber er besteht darauf. Vielleicht ändert er seine Meinung noch.»

«Vielleicht.»

«Martha sagte, er solle Jurisprudenz studieren. Sie meint, bei einem Anwalt macht es nichts, wenn er nur ein Bein hat.»

«Hindert ihn zumindest nicht daran, sein Geld zu zählen.»

Caroline hob ihren Kopf und starrte ihn an. «Aber Anwälte müssen in der Stadt leben, nicht wahr?»

«Einige haben sich auch auf dem Land niedergelassen.»

«Nicht Jonathon. Wenn er etwas anfängt, will er darin der Beste sein. Und die besten Anwälte leben nicht auf dem Land.»

«Ich könnte nicht in der Stadt leben», sagte Sam. «Ich bin froh, jetzt eine Stadt kennengelernt zu haben. Aber leben

möchte ich hier nicht. Ich komme mir vor wie in einem Gefängnis.»

«Geht mir auch so.»

Sie schwiegen wieder. Caroline zitterte immer noch, und Sam hielt sie weiterhin fest. Er strich ihr sanft über das Haar. Doch seine Berührung war so leicht, dass Caroline sich sagen konnte, ihr sei keine Bedeutung beizumessen. Sie legte ihren Kopf auf seine Schulter.

«Wollt Ihr Soldat bleiben, Sam?»

«Mir wird wohl kaum etwas anderes übrigbleiben.»

«Aber zusammen mit solchen Kerlen?»

«Sie sind nicht alle so. Ich hatte einen guten Kompaniechef, Captain Kelly, doch der ist gefallen. Die meisten Kameraden sind anständige Männer. Hauptsächlich Weber.»

«Wieso Weber?»

«Weil es zu Hause in England keine Arbeit für Weber gibt. Da bleibt ihnen nur der Weg in die Armee.»

Sie zog sich wieder ein Stück von ihm zurück, doch nicht so weit, dass er sie ganz loslassen musste. «Aber wollt Ihr wirklich Soldat bleiben, Sam?»

Sie klang so drängend, dass Sam zuerst zögerte. «Nicht so, wie es gewesen ist.»

«Was möchtet Ihr denn?»

Sam schwieg zunächst. Am liebsten wollte er das, was er gerade hatte, Caroline in seinen Armen. Aber das durfte er

nicht sagen, weil der Mann, dem sie versprochen war, mit Fieber daniederlag und mit dem Tode rang. Er zuckte mit den Schultern. «Vermutlich möchte ich nur meine Ruhe haben.»

Caroline runzelte die Stirn. «Wollt Ihr denn keine Freiheit?»

Er lächelte schief. «Das ist doch nur ein Wort, oder? Ohne wirkliche Bedeutung.»

«Menschen kämpfen für die Freiheit.»

«Freiheit heißt für mich einen Krug voller Ale, meinen eigenen Herd und eine gefüllte Scheuer.»

«Also ist es das, was Ihr möchtet?», beharrte Caroline. Sam sah sie an. «Ein Stück eigenes Land wäre nicht schlecht, und ein paar Stuten, um eine Zucht zu beginnen.» Er schloss für eine Sekunde die Augen. «Von so etwas träume ich manchmal.»

«Das könnt Ihr hier haben, Sam.»

«Drei Schweine und fünfzig Morgen Land?»

Caroline verstand nicht, was er damit meinte.

«Das bieten die Rebellen uns, wenn wir desertieren. Aber in Wahrheit bekommt man das gar nicht. Zumindest habe ich es so gehört.»

«Angenommen, man bekommt es doch?»

«In England kann ich auch ein Stück Land finden, aber das ist nicht das, was ich meine.» Caroline hielt den Mund, weil sie von Sam hören wollte, nach was er strebte, und sie wollte

ihn nicht zu einer solchen Aussage drängen. Sie wünschte, etwas zu hören, was Sam ihr hoffentlich eingestehen würde, und Sam tat ihr den Gefallen. «Das, was ich am liebsten möchte, kann ich nicht kriegen.»

Caroline sprach sehr leise: «Also gebt Ihr manchmal doch auf? Seid auf der Hut, Sam, sonst frisst Euch der Grüne Mann.»

«Wollt Ihr es wirklich hören, Caroline?»

Sie waren dem verbotenen Thema zu nahe geraten, und Caroline verzog unglücklich das Gesicht. «Ich weiß es nicht, Sam, ehrlich nicht.»

Und Sam küsste sie, teils, weil er das wollte und teils, weil der Wunsch dazu in ihm übermächtig geworden war.

Er musste den Kopf nur ein paar Zoll senken. Er näherte sich ihrem Gesicht langsam, damit ihr genügend Zeit blieb, sich zurückzuziehen. Aber sie erwartete ihn, und er küsste sie auf die nasse Wange. Dann zog er ihr Gesicht an seins, damit er ihr Wärme und Geborgenheit schenken konnte. Caroline seufzte leise und genoss seine Nähe. Die Stoppeln auf seinen Wangen pikten ihre Haut, aber sie fühlte sich wohl.

Sam roch ihr Haar, und er spürte unter den Fingern seiner Rechten den Pulsschlag an ihrem Hals.

Er hielt sie fest und schwieg. Denn er wusste genauso gut wie sie, dass es nichts mehr zu sagen gab. Sie durften das Versprechen nicht brechen, das Caroline Jonathon gegeben

hatte. Und der Kuss von vorhin war nur ein gestohlener Moment von dem, was hätte sein können, aber nie sein würde. Und so waren sie sich nahe, und der Regen trommelte mit aller Wucht auf die schlafende Stadt ein und überschwemmte die Wälder vor Philadelphia, wo nur die Rebellen, aber kein Grüner Mann herumschlichen.

Achtundzwanzig

Das Jahresende rückte näher.

Der Wind trug Graupelregen aus dem bleiernen Himmel über das gefrorene Land. Der Delaware war so grau wie walisischer Schiefer und verkündete einen strengen Winter. Philadelphias gerade Straßen, des Schutzes ihrer Bäume beraubt, waren nur noch eine bleiche Fläche, auf der die rotuniformierten Soldaten langsam und geduckt voranschlichen. Der Wind schnitt in die Gesichter, raute die Haut auf und färbte die Finger blau.

Die letzten Kauffahrerschiffe waren nach England ausgelaufen. Auch zwischen Philadelphia und New York wurde noch Handel betrieben, sogar bis hinunter in die Karibik. Doch der Winter drohte jetzt, aller Schifffahrt zwischen Philadelphia und dem Meer ein Ende zu bereiten. Die kleineren Wasserläufe froren zu. Der Delaware floss täglich schwerfälliger dahin, und die Gräser auf den leeren Marschen verwandelten sich in harte weiße Dornen. Lord Howe segelte mit seiner Flotte zu den sicheren Ankerplätzen vor Rhode Island und ließ nur einige wenige Kriegsschiffe

zurück, um die Kanonenboote der Rebellen abzuwehren, die gelegentlich auslaufende Handelsschiffe beschossen.

Die Stadt wurde mit der wachsenden Kälte noch farbloser. Die Kaufleute warteten, dass ihre Ladungen London erreichten und dort hübsche Profite für das nächste Jahr erwirtschafteten. Einige Händler standen bereits vor dem Ruin, weil ihre Schiffe an den Hindernissen, die man noch nicht aus dem Fluss entfernt hatte, zum Wrack geworden waren. Einige der vornehmeren Bürger Philadelphias ließen ihre Habe auf Auktionen versteigern und flohen mit dem Erlös aus der Stadt, bevor Schnee und Eis aus Unbehagen Elend werden ließen.

Die Masse von Sir Williams Armee biwakierte immer noch vor der Stadt. In geduckten kleinen Hütten, die das Land verunstalteten. Und die Quartiermeister suchten bereits die Straßen nach leerstehenden Häusern ab, um dort Soldaten für den Winter unterzubringen. Die Bürger fürchteten die Zeit, in der Hessen und Rotröcke mit ihren Weibern die Stadt überfluten würden. Die Nahrungsmittel waren bereits knapp, und noch schlechter sah es mit dem Brennholz aus. So schlimm sei es nicht gewesen, als die Rebellen noch Philadelphia regiert hatten, sagten die Bürger zueinander.

Und es kam zu einem regelrechten Aufschrei, als Sir William die Beschlagnahme von einem Dutzend Kirchen anordnete. Auf einmal sprachen die sonst konkurrierenden Gemeinden mit einer Stimme. Eine Delegation von Priestern,

Diakonen und Laien begab sich ins Hauptquartier der Armee. Lutheraner, Methodisten, Presbyterianer, Baptisten, der mürrische Pastor der Reformed German Church, der kein Wort Englisch sprach, zwei Anglikaner und drei Quäker, obwohl deren Haus nicht betroffen war, erschienen, um gegen die Flut der Gottlosigkeit zu protestieren, die Philadelphia überschwemmte. Sir William ließ Tee reichen, unterhielt sich kurz freundlich mit den Rechtschaffenen der Stadt und teilte ihnen dann mit, dass die Kirchen in Ställe umgewandelt werden sollten.

«Ställe?», fuhr ein Presbyterianer, der für seine antibritische Haltung bekannt war, den Oberbefehlshaber an. «Pferde im Haus Gottes? Ihr werdet doch sicher dafür ein paar leerstehende Lager finden können!»

Sir William, dem Captain Vane zur Seite stand, seufzte. «Pferde brauchen Ställe. Man kann sie nicht wie Schafe irgendwo herumlaufen lassen. Eure Kirche verfügt doch über feste Kirchenstühle, nicht wahr? Daraus lassen sich ausgezeichnete Boxen zimmern. Und Pferde brauchen große Türen, um hindurchzugelangen. Nein, ich fürchte, es müssen Kirchen sein.» Sir William lächelte die Herren freundlich an, die ihn in ihrer schmuck- und freudlosen schwarzen Tracht offen feindselig anstarrten.

Abel Becket war mit Reverend MacTeague gekommen, weil St. Paul’s die anglikanische Kirche war, die beschlagnahmt werden sollte. Er erklärte nun dem General, dass im Theater

in der South Street dank des Einflusses der gottesfürchtigen Männer in der Stadt schon lange nicht mehr gespielt würde und es deshalb leerstehe. Man habe es einige Zeit als Hospital für verwundete Offiziere genutzt, doch die Patienten seien inzwischen entweder genesen oder verstorben, und deshalb böte sich dieses Haus doch wie von selbst als Pferdeunterkunft an. «Damit wäre ein Haus Gottes gerettet, Sir William!»

«Das wäre es in der Tat», entgegnete Howe, «doch ich fürchte, Gentlemen, Ihr wärt noch weitaus unglücklicher, wenn ich in einer Eurer Kirchen ein Schauspiel aufführen ließe.»

«Schauspiel?» Der Presbyterianer roch bereits den Schwefelgestank des Satans.

«Aber selbstverständlich. Der Winter ist die geeignete Zeit für solche Zerstreuungen.» Sir William lächelte. «Und wenn ich nicht völlig falsch unterrichtet bin, Gentlemen, so können Gebete durchaus auch außerhalb einer Kirche gesprochen werden, wohingegen ein Schauspiel ohne Bühne kaum durchführbar ist.»

Nach dieser Zusammenkunft, die so unerquicklich verlaufen war, wie er es befürchtet hatte, führte der Oberbefehlshaber seine Gäste nach draußen. Vane begab sich zu Becket. «Darf ich mich nach dem Befinden Eures Neffen erkundigen, Sir?»

Der Kaufmann war in verständlicher griesgrämiger Stimmung, konnte jedoch mit einer erfreulichen Nachricht aufwarten. Offenbar genas Jonathon rasch und gut.

«Wirklich beeindruckend!», erklärte auch der Reverend. «Es beweist die heilende Wirkung eines liebenden Heims und vieler Gebete. Jonathon kann schon wieder feste Nahrung zu sich nehmen und übt sich sogar im Flötenspiel.»

«Das freut mich zu hören», bemerkte Vane. «Das zeigt, wie richtig es von uns war, ihn in Euer Haus zu bringen.» Jonathons Gesundung war zum Prüfstein des Sieges im Ringen zwischen dem Captain und der Witwe geworden. «Ich vermute», sagte er zu MacTeague, «dass Ihr am Sonntag mit Gebeten dieser Entwicklung danken werdet.»

«In einem Stall?», erwiderte der Reverend. Doch dann nickte er, denn immerhin hatte Sir William ihm eine nicht unbeträchtliche Miete für das Gotteshaus in Aussicht gestellt. «Solche Gebete sollen gesprochen werden. Und Ihr dürft sicher sein, dass Jonathons wunderbare Errettung nicht unerwähnt bleiben wird.»

Vane entdeckte Sir William, der von einem Presbyterianer und einem Baptisten in die Zange genommen wurde, die barsch von ihm zu erfahren verlangten, ob in den nächsten drei Monaten mit einer ausreichenden Versorgung der Stadt zu rechnen sei. Vane drehte sich zu Becket um. «Und Euer Neffe hat eingesehen, wie falsch seine früheren Ansichten waren?»

«Das wird er noch, ganz gewiss!», erklärte Becket entschieden. «Denn er kann kein väterliches Erbteil erwarten, wenn er sich weigert, den Treueeid auf sich zu nehmen.»

«Wenn ich Euch in irgendeiner Weise helfen kann?», erbot sich Vane und fuhr dann herum, weil der Baptisten-Priester mit der schnarrenden Stimme eines Wiesenläufers auf Howe einredete: «Ihr sitzt in der Stadt fest und seid von Rebellen umzingelt, Sir William. Und wenn Ihr nicht abzieht, werden wir alle verhungern!»

«Wir sitzen hier nicht fest!», widersprach der Oberbefehlshaber. Noch war er entschlossen, die Kontrolle über sich nicht zu verlieren.

«Ich nenne es aber so!», rief der Baptist. «Und wenn Ihr den Geboten des Herrn nicht mehr Beachtung schenkt, Sir William, wird Seine Rache Euch zerschmettern!»

Sir William öffnete selbst die Tür, um diese ungebetenen Gäste so schnell wie möglich loszuwerden. Leichter Schnee fiel draußen, blieb aber nicht lange liegen.

MacTeague wollte beweisen, dass er zivilisierter war als sein Kollege von den Baptisten: «Ich bete darum, dass Ihr Mister Washington zerschmettert, Sir William.»

«In diesem Wetter?»

Der Baptist lachte hart. «Zumindest lässt Mister Washington sich nicht davon abschrecken.»

Sir William musste hart an sich halten, um nicht zu explodieren. Er lebte bereits lange genug in Amerika, um zu wissen, wie grob und direkt die Kolonisten sein konnten. Und er wusste, dass der Priester die Sorge angesprochen hatte, die alle Loyalisten in der Stadt bewegte. Die Rebellenarmee hatte ihr Winterquartier aufgegeben und war, verstärkt durch die siegreichen Truppen, von Saratoga auf Philadelphia zumarschiert. Vielleicht hoffte Washington, Sir William zur Schlacht verleiten zu können, vielleicht wollte er den Briten aber auch nur vorführen, dass sie in der Stadt festsaßen. Abel Becket wollte, dass die Rebellen für so viel Frechheit bestraft würden, doch Sir William wollte ihm in dieser Hinsicht keine Hoffnungen machen. «Wir schreiben Dezember, Mister Becket. Der Winter war noch nie die Jahreszeit des Kampfes.»

Howe schloss endlich hinter dem letzten Delegationsmitglied die Tür und stöhnte dann laut. «Amerikanische Kirchenmänner können mich fast zu der Ansicht verleiten, dass ich mich hier in einem barbarischen Land aufhalte. Ignoranz, gepaart mit Inbrunst, ist eine sehr gefährliche Verbindung, Kit. Vielleicht sollten wir den Krieg allein aus dem Grund gewinnen, um Amerika von seinen Predigern zu befreien.» Sir William grinste, um damit anzuzeigen, dass seine letzten Worte nicht ernst genommen werden durften, weil sie sich sonst wie ein Lauffeuer durch

die Stadt verbreiten und wütende Reaktionen von den Kanzeln provozieren würden.

Vane wärmte sich am Feuer in der Halle. «Wollen wir hoffen, dass sie Euch glauben, Sir.»

Der Oberbefehlshaber plante ein weiteres Mal, die Gerüchte und Spione in der Stadt hinters Licht zu führen. Der Winter mochte zwar nicht die Jahreszeit des Kampfes sein, aber spät in der Nacht des folgenden Tages, des 4. Dezember, marschierte die britische Armee durch die sternenbeschienene Dunkelheit, in der sich der Mond wie eine Scheibe aus gleißendem weißem Metall präsentierte. Die Bataillone folgten der frostharten Straße durch die Northern Liberties, passierten die Verteidigungsstellungen, wo die Fackeln in den Händen der Wachtposten kälteverzerrte Gesichter offenbarten. Die Soldaten trugen Verpflegung für vier Tage in ihren Rucksäcken und Patronen für die Dauer einer Schlacht in ihren Gurten.

Die eisenbeschlagenen Räder der Geschütze brachen den gefrorenen Boden auf, und die Kavallerie wählte den ebeneren Grund der Straßenränder. Kompanie nach Kompanie, Schwadron nach Schwadron und Batterie nach Batterie rückten aus Philadelphia aus.

Sir William, der zum Schutz gegen die Kälte Mantel, Schal und Handschuhe trug, ritt hinter der Brigade an der Spitze. Er träumte davon, den Feind zu überraschen. Sein Stellvertreter, Lord Cornwallis, machte sich auf geradezu

rüde Weise darüber lustig: «Ihr habt die Bäcker der Stadt vierzigtausend Laib Brot backen lassen, und das, wo das Mehl rationiert ist! Ja, glaubt Ihr denn, Mister Washington erführe so etwas nicht? Mindestens zwanzigmal müssen es ihm seine Spione schon berichtet haben. In Philadelphia wimmelt es von Lauschern!»

Howe schrieb den cholerischen Tonfall Seiner Lordschaft den Unbilden der frostklirrenden Nacht zu. Auf der anderen Seite war ihm sein Stellvertreter schon immer als schwer erträglich erschienen. Ohne Zweifel verfügte Cornwallis über Energie und brauchbare Fähigkeiten, doch manchmal kam es Sir William so vor, als sei die bloße Existenz des Mannes eine flammende Kritik an seiner Person.

«Ihr solltet ein paar von den Unzufriedenen aufhängen», fuhr Seine Lordschaft fort. «Das mag dem Rest das vorlaute Maul stopfen. Nichts erinnert die Menschen so nachdrücklich an ihre Loyalität wie ein paar baumelnde Leichen am Galgen.»

«Ein Sieg wäre eine weitaus begrüßenswertere Lektion», entgegnete Howe milde. Wann immer er zur Tat schritt, war Sir William von Optimismus angefüllt. Der Krieg mochte seine Träume zerstört und ihn dazu bewegt haben, seine Entlassung aufzusetzen, doch er war noch nie auf dem Schlachtfeld besiegt worden. Und er hatte nach langem Nachdenken erkannt, dass sein Bruder recht gehabt hatte. Wenn es ihm gelang, George Washington mit dem eisigen

Rad eines Überraschungsangriffes zu zermalmen, würden die Franzosen zurückschrecken, eine verlorene Sache zu unterstützen, und die Führer der Rebellen würden um den Frieden bitten, den Sir William so sehr ersehnte. Um dieses Ziel zu erreichen, marschierte die britische Armee mitten in der Nacht nach Norden. Um wie Blitz und Donner im Morgengrauen über die Feinde hereinzubrechen. Vielleicht würde Sir William diesmal einen vollständigen Sieg erringen, der die Franzosen dazu bewegte, den Schwanz einzuziehen und ihre Soldaten im sicheren Hafen der Heimat zu belassen.

Doch um drei Uhr in der Frühe entdeckte die Vorhut vor sich auf einem Höhenzug eine weitgezogene Lichterkette. Lagerfeuer erfüllten die Nacht meilenweit mit Helligkeit. Und neue Lichter kamen hinzu, als Signalkugeln abgegeben, um die Rebellen von der Ankunft der Briten zu unterrichten.

«Sie stehen bereit und erwarten uns», erklärte Cornwallis mit dem Selbstbewusstsein eines Mannes, der mit seiner düsteren Prophezeiung recht behalten hat.

«Und ohne Zweifel fürchten sie uns», entgegnete Sir William.

«Dann greift an, Sir! Greift an!»

Doch das britische Gewitter zögerte. Howe wusste, welches Chaos bei einer Nachtschlacht entstehen würde, und er wollte seine braven Männer nicht über die mond- und frostgeweißten Straßen und Felder schicken, ehe er nicht in

Erfahrung bringen konnte, welchen Empfang die Rebellen für die Briten vorbereitet hatten. «Wir warten damit bis zum Morgen.»

«Nein, marschiert jetzt weiter», drängte sein Stellvertreter, «und macht sie mit dem Bajonett nieder!»

«Am Morgen.»

Doch im ersten Dämmerlicht musste Howe feststellen, dass die Amerikaner entlang des Höhenzugs Erdwerke und andere Befestigungen errichtet und die Straße mit Verhauen und Baumsperren verbarrikadiert hatten. Ganz ohne Zweifel waren die Rebellen gewarnt worden.

«Wir können durchbrechen!», mahnte der Stellvertreter.

«Das könnten wir durchaus», antwortete Sir William, «doch um welchen Preis? Wir erhalten keinen Ersatz für unsere Verluste, nicht einen Mann. Jeder Soldat, der hier fällt, ist ein Geschenk an den Feind. Nein, wir lassen Mister Washington den Vortritt. Soll er doch angreifen.»

Doch George Washington hatte seine Niederlagen gegen Sir William nicht vergessen und vertraute auf den Schutz seiner Befestigungen. Zwei Tage lang warteten beide Seiten. Rauchsäulen stiegen hinter den britischen Linien in den Himmel, als Fouragier-Einheiten kleinere Gehöfte plünderten und brandschatzten. Der Frost verlieh den nackten Bäumen ein glitzerndes Weiß, bis am zweiten Tag ein kalter Regen fiel und alle Pracht von den Ästen entfernte.

Am dritten Tag traf Nachschub aus der Stadt ein, und Sir William probierte an der rechten Flanke einen Trick. «Wir können nicht ohne erhebliche Verluste durchbrechen», erklärte er seinen Adjutanten, «aber wir können Mister Washington einen empfindlichen Nasenstüber versetzen.»

Am Nachmittag entdeckte Washington, dass auf der Bethlehem Road britische Kavallerie die Verbindung zu den eigenen Linien verloren hatte. Er befahl der Pennsylvania-Miliz, sie anzugreifen.

Doch die Kavallerie war nicht isoliert. Zwei Bataillone Rotröcke standen zu ihrem Schutz bereit. Zehn Minuten lang beschossen sich amerikanische und britische Infanterie. Dann pflanzten die Rotröcke ihre Bajonette auf und marschierten schweigend, bedrohlich und in geschlossener Formation auf den Feind zu. Die Miliz zog sich zurück. Einige pennsylvanische Musketen feuerten, und ein paar Rotröcke fielen aus dem Glied, doch die Masse der blanken Seitengewehre schob sich weiter voran. Die Milizionäre waren für einen solchen Kampf nicht ausgebildet, und ihr Rückzug verwandelte sich in eine wilde Flucht.

Doch die Briten folgten ihnen nicht, und wieder senkte sich Stille über das Schlachtfeld, Krähen pickten an den Toten. Sir William versuchte immer noch, im Osten einen Weg zu finden. Doch er entdeckte weder eine Route, über die er dem Feind in die Flanke fallen konnte, noch gelang es ihm, die Rebellen zu verleiten, ihre Befestigungen zu

verlassen und sich auf offenem Feld zur Schlacht zu stellen, wo ihnen die besser ausgebildeten Briten empfindliche Verluste zufügen könnten.

«Wir kehren nach Philadelphia zurück», verkündete Sir William, als auch am Ende des dritten Tages kein Ausweg gefunden war.

«Wir tun was, Sir?», entsetzte sich Christopher Vane, der heutige diensthabende Adjutant.

«Es ist zu kalt, um hier länger untätig herumzusitzen.» Howe zitterte auf seinem Pferd und ließ den Blick über die öde Landschaft wandern.

«Wir sollten lieber angreifen!», belehrte Vane seinen Oberbefehlshaber. Die Kälte und die Frustration der vergangenen elenden Tage hatten ihn alle Zurückhaltung vergessen lassen. «Wenn er diesen Winter übersteht, Sir, wachsen die Hoffnungen der Rebellen. Wir sollten ihm hier und jetzt sein Ende bereiten!»

«Seid auf der Hut, Vane!», mahnte Howe, den die Unverfrorenheit des Captains verwunderte.

Doch Vane konnte seine Zunge nicht länger im Zaum halten. Endlich, endlich war die britische Armee ausgezogen, den Feind zu zerschmettern, und jetzt, nach Tagen halbherzigen Manövrierens, wollte Sir William einfach wieder zurückmarschieren. «Wir werden tausend Tote haben, Sir!», drängte der Captain. «Doch dafür werden in den Geschichtsbüchern tausend Seiten davon künden, wie Ihr

eine Rebellion beendet habt! Wenn wir jetzt ins Quartier zurückkehren, werden alle verdammten Patrioten in der Stadt sich ausschütten vor Lachen! Befehlt den Angriff, Sir! Er hat weitaus mehr Angst vor uns als wir vor …» Vane hielt abrupt inne. Er wusste, dass er zu weit gegangen war. Er zitterte vor Kälte und entschuldigte sich dann mit einem reuevollen Lächeln. «Ich bitte um Vergebung, Sir. Ich fürchte, es war wieder einmal mein alter Fehler, mein loses Mundwerk.»

Doch damit gab Sir William sich nicht zufrieden. Er starrte seinen Adjutanten an und erklärte ihm mit eisiger Stimme: «Ich habe durchaus keine Angst, Captain Vane, und wenn es Euer Begehr ist, dass meine Zuneigung zu Euch erhalten bleibt, so wäre ich Euch dankbar, wenn Ihr in Zukunft fade Lektionen über die Durchführung von militärischen Operationen unterlassen würdet!» Sir William biss die Zähne aufeinander, um einen schlimmeren Ausbruch zu verhindern. «Einen guten Tag noch, Sir!» Howe wendete sein Pferd und ließ den Captain stehen. Zum ersten Mal hatte Vanes Charme nichts bewirkt. Er spürte die Kälte der Entfremdung und gleichzeitig Bedauern darüber, dass der Kleinmut des Oberbefehlshabers George Washington ein weiteres Jahr schenkte.

Sir William kehrte nach Philadelphia zurück und befahl den Truppen, sich in die Winterquartiere zu begeben. Die alten Hütten auf den Centre Commons wurden abgerissen,

weil sie nicht wintertauglich waren. Man verwendete ihr Holz entweder als Brennmaterial oder zum Bau von Betten, die in jeden freistehenden Raum der Stadt gestellt wurden. Doch nicht nur die Armee zog in die Stadt, auch vom ausgeplünderten Umland strömten die Bauern auf der Suche nach Nahrung und Unterkunft nach Philadelphia. Und von beidem war bei weitem zu wenig vorhanden.

Nur die Reichen der Stadt litten keinen Mangel. Die Läden, deren Lager durch die Ankunft der Schiffe, die nach dem Fall der Flussforts gekommen waren, wieder aufgefüllt wurden, boten all denen, die es sich leisten konnten, jeden erdenklichen Luxus. Feine Walrat-Kerzen wurden für fünf Shilling die Schachtel angeboten. Ausgezeichnete Gebisse aus den Zähnen, die man den Toten von Brandywine und Germantown gezogen hatte, waren für acht Guineen zu haben. Und auch an Uhrketten, Schönheitsflecken für die Damen, Haarpuder, Perücken, Seidenstrümpfen und Pomade herrschte nicht der geringste Mangel. Wein, Brandy, Gin und Rum waren jederzeit zu erwerben. Nur die Vorräte an Käse, Mehl, Hafermehl, Reis und Fleisch waren so geschrumpft wie in den Wochen vor dem Ende der Rebellen-Forts. Die Preise schnellten ebenso in die Höhe wie die Anzahl der Bettler, und die tiefhängenden Wolken am dunklen Himmel versprachen Schnee, der die Not in der Stadt noch verschlimmern würde.

Es war die tote Jahreszeit, die Wochen, in denen alles Schwache verging. Doch Jonathon genas.

Martha hörte von den Fortschritten ihres Bruders. Sie hörte, was das Gesinde an Gerüchten zu erzählen hatte, und sie erfuhr es direkt von Reverend MacTeague. Sie gab die gute Nachricht an Caroline weiter, obwohl die schon davon wusste, denn eine Magd aus Abel Beckets Haushalt schmuggelte Briefe von Jonathon zu Caroline und umgekehrt.

«Das liegt nur an Sams Stutenmilch», erklärte Caroline.

«Der Ansicht bin ich auch.» Martha hörte den Stolz in der Stimme der jungen Frau. «Und im Frühjahr wird Jonathon auf einem Holzbein laufen.» Sie sagte das fröhlich, um zu sehen, wie Caroline darauf reagierte.

Sie war keineswegs enthusiastisch. Caroline stieß etwas härter mit dem Schürhaken ins Küchenfeuer und sagte nur: «Ja, im Frühjahr.»

«Und dann wird es Zeit, Versprechen einzulösen, oder?»

Caroline lächelte schief. «Er will nach Trenton gehen, um dort als Schreiber für die Armee zu arbeiten. Er hat mittlerweile eingesehen, dass er nicht mehr kämpfen kann.»

«Und du gehst mit ihm?»

Caroline nickte. «Ich habe es versprochen.»

«Und was sagen deine Großeltern dazu?»

Caroline starrte in die Flammen. «Sie haben immer gewusst, dass ich eines Tages fortgehen würde. Die meisten

Mädchen werden im Alter von fünfzehn verheiratet, nicht wahr?» Sie sah die Witwe herausfordernd an. «Wenn nicht noch früher!»

«Ja, dem ist wohl so.»

«Und ich kann ihn sehr glücklich machen.»

«Ja, das kannst du.» Martha erhob sich und trat an das kleine Fenster, durch das sie auf ihren Innenhof blicken konnte. Graupelregen trommelte an die Scheiben. «Wie geht es Sam? Ich habe ihn hier schon viele Tage nicht mehr gesehen.»

«Er hat viel zu tun. Er muss sich um noch mehr Pferde kümmern. Und er spart das Geld, das er dafür erhält.»

Die Witwe hörte genau, wie Carolines Tonfall viel wärmer wurde, wenn sie von Sam sprach. Sie drehte sich zu ihr um. «Siehst du ihn öfters?»

«Manchmal.»

Martha trat zum Feuer und hielt ihre schmalen Hände über die Flammen. «Möchtest du von mir einen Rat hören?» Sie wartete die Antwort des Mädchens gar nicht erst ab und sagte: «Es wäre vielleicht besser, wenn du auf deiner Seite des Flusses bliebest. Wenn ich Sam sehe, erkläre ich ihm, dass du nicht mehr in die Stadt kommst, bis das Eis auf dem Delaware verschwunden ist.»

Caroline gab keine Antwort. «Oder soll ich lieber sagen, du fürchtest dich zu sehr vor den Männern, die dich überfallen haben?» Martha lächelte milde. «Ganz gleich, was ich ihm

sage, meine Liebe, es wird dir eine Menge Verwirrung ersparen.»

Caroline legte die Stirn in Falten. «Ich bin nicht verwirrt.» Sie erinnerte sich an die Nacht in der Gasse neben der Synagoge. «Sam ist ein Rotrock.»

Die Witwe hörte aus dieser kurzen Bemerkung heraus, wie hin und her gerissen Carolines Gefühle waren. «Sam ist ein Rotrock, dem du sehr zugetan bist. Und ich kann dir daraus nicht einmal einen Vorwurf machen. Aber du hast ein Versprechen abgegeben, und das darfst du nicht brechen.»

«Das werde ich auch nicht.»

«Dann bleibt auf der anderen Flussseite.» Martha war es sehr ernst damit. «Man kratzt nicht an einer halb verheilten Wunde. Man lässt sie in Ruhe.»

Caroline sah die Witwe an. «Und keine Nachrichten?»

Martha zuckte mit den Schultern. «Im Moment gibt es nur Gerüchte und Hörensagen. Bis zum Frühling finden keine Kämpfe mehr statt. Und wenn doch etwas Dringendes sein sollte, schicke ich einen Diener zu dir.»

Caroline starrte wieder ins Feuer. «Ich sage Sam, dass ich bis zur Eisschmelze nicht mehr in die Stadt kommen kann. Es wäre nicht fair, wenn ein anderer ihm das mitteilen würde.»

«Er ist ein Rotrock», die Witwe lächelte, «und müsste daher schlechte Nachrichten gewöhnt sein.»

Caroline lächelte nicht. «Und Jonathon kann ich sowieso nicht sehen», sagte sie nachdenklich, «also ist es für alle Seiten am besten so.»

«Ja, ganz recht.»

Caroline ging, und in dieser Nacht fiel der erste Schnee, der liegen blieb. Es schneite die ganze Nacht und auch am folgenden Tag. Dicke, weiche und schwere Flocken, die über den Dächern tanzten und in den Gassen die Unrathaufen überdeckten. Der Schnee verlieh den gefrorenen Straßen das Aussehen eines dicken weißen Mantels. Die Zimmer in den Häusern wurden vom Widerschein der Schneefläche beleuchtet, und für ein paar Tage waren die Menschen wieder froheren Mutes. Um die Weihnachtszeit fanden auf den Centre Commons Schneeballschlachten statt, und pferdegezogene Schlitten mit eisernen Kufen und Glöckchen tauchten in den Straßen auf. Auf dem Neck wurden Schlittenrennen veranstaltet, und in einem der leeren Sommerhäuser am Ufer des Schuylkill wurde ein Eisfest gegeben. An Neujahr war der Fluss zugefroren, sodass die Menschen mit Schlittschuhen die Eisfläche zerkratzen konnten.

Und jeden Tag marschierte Sam zum Fluss, um festzustellen, ob das Eis schon zu schmelzen begann. Doch zu seinem Leidwesen schien es immer dicker zu werden. Aus dem Januar wurde der Februar, und der brachte den härtesten Winter seit Menschengedenken. Der Schnee hatte

sich in einen schmutzigen Matsch verwandelt, als neue Flocken fielen. Die Vorräte gingen bedenklich zur Neige, und die ersten Menschen starben an Skorbut. Ihnen fielen die Zähne aus, sie zitterten ununterbrochen und rollten sich an nackten Wänden zusammen, um dort auf den Tod zu warten. Nur die Ratten fanden Nahrung genug. Zwei Ratten, gehäutet und ausgeweidet, bildeten die Grundlage für einen kräftigenden Eintopf. «Kaninchen, Sir», pflegte Sam seinem Herrn zu erklären, und Vane war klug genug, nicht unbedingt von seinem Burschen erfahren zu wollen, wo der mitten im Winter in Philadelphia Kaninchenfleisch aufgetrieben haben wollte. Fourage-Trupps ritten tagtäglich aus, um in den umliegenden Farmen nach versteckten Vorräten zu suchen. Manchmal in den kurzen Wintertagen hörte man aus der Ferne Musketenfeuer, wo Rotröcke und Rebellen-Patrouillen aufeinandergestoßen waren.

Die Rebellen gingen immer noch Streife. General Washington hatte seine Kontinental-Armee an einen Ort namens Valley Forge ins Winterquartier geschickt. Lizzie Loring fand, Tal der Schmieden sei ein anheimelnder Name für einen Ort.

«Anheimelnd?», fragte Sir William.

«Ein ganzes Tal voller Schmieden, mit ganz vielen Essen und Feuern. Das stelle ich mir allerliebst vor.»

«Ich glaube mich zu erinnern, dass wir im letzten Sommer die Schmieden dort niedergebrannt haben. Und Gefangene

berichteten uns, dass aus dem Tal ein recht unheimlicher Ort geworden sei.»

Lizzie stand am Schlafzimmerfenster. Eiszapfen hingen von den Rändern der überhängenden Dächer. Die Sonne stand niedrig über dem State House und sah zwischen den Wolken kränklich gelb aus. «Wirst du das über uns sagen, wenn du fortgehst?» Sie drehte sich zu ihm um. «Dass Amerika ein unheimlicher Ort sei?»

Sir William war bekümmert über ihre Traurigkeit, konnte ihr aber nur wenig Trost spenden. «Vielleicht lehnen sie mein Gesuch ja ab.»

«Und wenn nicht?»

«Du könntest mich doch nach England begleiten.»

«Ich vermag mir nicht vorzustellen, dass Lady Howe davon übermäßig begeistert wäre. Und du kannst dir so etwas gesellschaftlich nicht leisten.»

«Nein.» Sir William trug seine Nachtmütze und den schweren Morgenmantel. Er streichelte seinen schlafenden Hund, der sich zwischen seinen Füßen und dem Feuer zusammengerollt hatte. «Aber wenn es Frieden gibt, Geliebte, bleibe ich hier.»

«Gibt es denn Frieden?»

Sir William sah sie hilflos an. «Ja, wenn die Franzosen nicht kommen.»

«Und wenn sie doch kommen?»

Howe dachte über eine Antwort nach, während er den Glühwein umrührte, der in einem Kessel über dem Feuer hing. «Dann wird es ein ganz anderer Krieg, Liebes. Ein Krieg, in dem es um Zucker, Inseln und Flotten geht. Womöglich schließen sich die Spanier den Franzosen an. Ein altmodischer europäischer Krieg wäre die Folge … und das alles nur wegen einer Steuer von drei Pence auf Tee.» Er sprach die letzten Worte bitter.

«Und du wirst gehen», erklärte Lizzie und ignorierte in ihrem eigenen Unglück das ihres Geliebten, «um in England zu verkünden, dass Amerika nie einen Krieg wert gewesen wäre. Dass es ein unheimlicher Ort mit stumpfsinnigen Bewohnern, nervtötenden Predigern und fürchterlichem Klima sei.»

«Nein, das werde ich nicht.» Howe erhob sich, ging zu ihr und nahm sie in die Arme. «Ich werde erklären, dass ich in Amerika das größte Glück meines Lebens gefunden und verloren habe.»

Der Winter lag über dem Land, das sich nach dem Frühjahr sehnte.

Teil drei

In dem höhlenartigen Gebäude herrschten Dunkelheit und eine ausgezeichnete Akustik. Es roch nach Farbe, aber an diesem Abend Anfang April des Jahres 1778 mischten sich die Düfte von Puder und Parfüm in diesen Geruch.

Seide und Kattun raschelten. Eine Frau begann zu kichern und wurde augenblicklich zischend zum Schweigen gebracht.

Nur vier Öllampen unter einer reflektierenden Haube beleuchteten die Bühne. Die kleinen Flammen warfen einen flackernden gelblichen Schein auf das Bühnenbild, das grüne Hügel, tiefe Wälder und einen Bach darstellte, der auf ein Dorf mit Steinhäusern und einem Kirchturm zufloss. Das Bühnenbild hing wie ein riesiger Vorhang über der Bühne des Theaters von Philadelphia und rief bei den Offizieren im finsteren Zuschauerraum angenehme Erinnerungen an das Landleben in England hervor.

Irgendwo tief aus dem Bauch des Theaters wurde langsam und unheimlich eine Trommel geschlagen.

Eine Trompete, die viel näher zu sein schien, aber ebenfalls unsichtbar blieb, gab einen grellen Stoß von sich, und die Menge fuhr erschrocken zusammen. Über

zweihundert Personen hatten sich eingefunden und blickten jetzt in Richtung der beleuchteten Bühne. Die Finger von Liebenden fanden sich im Schutz der Dunkelheit und verschränkten sich ineinander.

Die Trompete verstummte. Der Trommelschlag ging in einen Wirbel über. Dann kehrte Stille ein, die nur vom Regen an den Scheiben des hohen Fensters gestört wurde.

Die Pause dauerte gerade lange genug, um die Erwartungen der Zuschauer ansteigen zu lassen, dann verkündete eine körperlose Stimme von der augenscheinlich immer noch leeren Bühne:

Und wieder mit Theaters Ruhm im Sinn
Tritt Sir Williams Truppe jetzo vor euch hin!

Bei dem Wort ‹tritt› erloschen die vier Öllampen abrupt. Dafür gingen hinter der bemalten Leinwand andere Lichter an. Und jetzt stellte sich heraus, dass die englische Landschaft auf einen Gaze-Vorhang aufgemalt war. Der Stoff war so dünn, dass das Bild unter den neuen Lichtern zu verschwinden schien, ein alter Theatertrick, der immer wieder Applaus auslöste. Binnen eines Augenblicks vergingen Wälder und Bach, und an ihre Stelle trat ein schwarz gekleideter Mann, der vor dem Gesicht eine weiße Pappmaché-Maske trug.

Der Mann stellte den rechten Fuß vor, legte die rechte Faust an die Brust, und während der Vorhang hochgerollt wurde, hallte seine deklamatorische Stimme im Zuschauerraum wider.

Über Hügel, Täler und Moore, Wind und Wetter schwer
Nach Entfliehens mancher Gefahr, kam ich hierher
Denn wir, der Thespis-Rasse wahre Vagabunden
Haben im Sommer noch nie die Ruhe gefunden.

Die verborgene Trommel wurde wieder geschlagen. Erst langsam, dann schneller, und der Verhüllte mimte Panik.

Nun schlägt das Herz des Yankees bänger
Huch! Ach! Ohwee! Da kommen Howes Sänger!

Beim letzten Wort riss er sich die Maske vom Gesicht und warf sie in die Kulisse. Wieder Beifall, diesmal noch lauter, denn vor dem Publikum verbeugte sich der populäre Captain John Andre. Gleichzeitig öffneten sich an beiden Seiten der Bühne Türen, und Uniformierte mit brennenden Kerzenhaltern marschierten heraus, um im Zuschauerraum Licht zu verbreiten.

Andre hielt die Hände hoch und bat so um Ruhe. Er lächelte. «Meine Lords, Ladys, Galane und Freunde! Die

Gesellschaft der Gentlemen aus Armee und Marine, die zu repräsentieren ich heute Abend in aller Bescheidenheit die Ehre habe, heißt euch im Schauspielhaus willkommen.»

Applaus. Die Kerzenhalter wurden auf Tischen mit Leinentüchern abgestellt. Wein und allerlei Leckereien warteten dort schon.

«In diesem Winter freuen wir uns, euch in diesem Theater eine der kostbarsten Perlen der dramatischen Kunst zur Aufführung zu bringen: *Das standhafte Paar!*» Freche Bemerkungen und Gejohle aus dem Publikum hinderten ihn am Weitersprechen. Andre brachte sie wieder mit erhobenen Händen zum Schweigen. «Dazu *Das Wunder* und *Eine Frau bewahrt ein Geheimnis*!»

Noch lauteres Geschrei von den Zuschauern, das der Captain diesmal nur mit Mühe beenden konnte. Er trat an den vorderen Rand der Bühne, während hinter ihm Musikanten aus der Kulisse erschienen und ihre Stühle und Notenständer aufstellten. Heute gab es im Theater statt eines Schauspiels einen Wohltätigkeitsball für die Witwen und Waisen der Männer, die im Dienst des Königs ihr Leben gelassen hatten. Man hatte die Bänke aus dem Auditorium entfernt, um eine Tanzfläche zu schaffen. Und im Vorraum hatten zwei hessische Offiziere Pharo-Tische für die Glücksspieler aufgestellt, die auch an diesem Abend nicht von ihrer Sucht lassen konnten. Es war eine Nacht der lauten Lustbarkeit. Andre bedankte sich bei allen, die

gekommen und dafür bezahlt hatten, löste Gelächter aus, als er die Priester nachahmte, die behaupteten, das Theater verderbe Philadelphias Jugend, und befahl dann jedem einzelnen Gast, sich tüchtig zu amüsieren.

Seine Worte wurden mit Beifall bedacht. «Er hat bemerkenswert gute Arbeit geleistet!» Sir William klatschte wie wild. «Wusstet Ihr, dass er das Gedicht selbst geschrieben hat? Er ist wirklich talentiert.»

«In der Tat.» Charles Lee lächelte Lizzie an. «Es verwundert mich, dass Ihr nie Johns Bühne geschmückt habt, Missis Loring.»

«Gründgütiger, Charlie, niemals! Ich bin doch keine Schauspielerin!»

Howe entdeckte Martha an der Seite von Lord Robert und winkte ihr zu, um ihre Aufmerksamkeit zu erringen. «Abgesehen von meinen anderen Sünden, Gnädigste, seht Ihr an mir den Verderber der amerikanischen Jugend?»

«Teurer Sir William», die Witwe reichte ihm die Hand zum Kuss, «wen wollt Ihr denn verdorben haben!»

«Die Kirchenmänner erklären, ich hätte alle verdorben!»

«Dabei sollten sie Euch für solches Tun dankbar sein, nicht wahr? Priester brauchen Sünder wie Metzger Schweine. Liebste Lizzie.» Die beiden Frauen begrüßten sich mit einem Wangenkuss. Dann wandte Martha sich wieder an Howe: «Wenn Ihr damit aufhören wollt, unsere Jugend zu

verderben, warum schickt Ihr dann nicht Charlie zurück zu General Washingtons Armee?»

«Das wird binnen zweier Wochen geschehen.» Sir William lächelte den Kriegsgefangenen an. «Ich werde Euch vermissen, Charlie, mein Wort darauf.»

«Ich werde Euch auch vermissen, Sir William. Ich fürchte nämlich, ich kehre in Stumpfsinn und Langeweile zurück. Unser Kongress beabsichtigt doch tatsächlich, einen Bann auf Pferderennen, Glücksspiele, Hahnenkämpfe, Theater und kostspielige Zerstreuungen zu legen.» Lee schüttelte bekümmert den Kopf. «Manchmal frage ich mich, warum ich überhaupt für die Rebellion streite.»

«Ja, warum denn?» Howe klang ehrlich neugierig.

Der General trug wieder seine farbenprächtige polnische Uniform. Er zuckte mit den Schultern. «Vielleicht, um meinen Namen in den Geschichtsbüchern wiederzufinden.»

«Ihr glaubt, die Historie wird sich an einen so kleinen Krieg erinnern?»

«Man darf doch wohl noch hoffen.»

Die Musiker waren mit ihren Vorbereitungen fertig. Der erste Geiger schlug mit dem Bogen zweimal den Takt an und ließ ihn dann über die Saiten fliegen. Es war das kleine Orchester, das den ganzen Winter über bei den Festen im Hauptquartier oder in den Häusern der reichen Loyalisten, die sich ein Herz für solche Vergnügungen bewahrt hatten,

aufgespielt hatte. Sie machten Musik für dieselben Gäste, die an allen diesen Lustbarkeiten teilnahmen.

Und draußen litten die Menschen am Hunger und an der Kälte. Philadelphia war nicht zugrunde gegangen, doch es hatte nicht viel daran gefehlt. Die Fourage-Trupps hatten im Hinterland blutige Schlachten geschlagen, waren mehr als einmal in einen Hinterhalt geraten und hatten viel Blut gelassen, aber stets waren sie mit Beute zurückgekehrt. Die Farmer, denen Washington bei Strafe untersagt hatte, Vorräte an die Briten zu verkaufen, hatten ihr Vieh und ihre Ernteerträge gleichwohl auch vor den Rebellen versteckt, um es später gegen gutes Gold den Engländern zu verkaufen. Und so gab es für die Trupps immer etwas zu finden, womit Philadelphia vor dem Hungertod bewahrt wurde.

Als der Tanz begann, nahm Martha Lee beiseite. «Ich wollte mit Euch reden, Charlie.»

Lee und die Witwe hatten sich im Verlauf des Winters angefreundet. Ihre Schönheit zog ihn magisch an, und die gemeinsame Parteinahme für die Rebellion machte sie in der besetzten Stadt zu Verbündeten. Der General warf einen Blick auf Massedene. «Wird das Robert nicht eifersüchtig stimmen?»

«Robert und ich sind gute Freunde», erklärte sie bestimmt, «und nicht mehr. Er ist ein netter Mann, aber ich bin nicht in Philadelphia geblieben, um mich einem Feind hinzugeben.»

«Also darf ein Freund und Bewunderer weiter hoffen?», fragte Lee mit einem schelmischen Lächeln. «Ich würde gern eine bezaubernde Frau nach Valley Forge mitnehmen. Und sei es bloß, um mitzuerleben, wie General Washington vorgibt, davon keine Notiz zu nehmen.»

«Ich werde nicht diejenige welche sein, lieber Charlie. Doch sagt, wollt Ihr wirklich zu General Washington?»

«Habt Ihr je daran gezweifelt?», entgegnete er in gespieltem Entsetzen, denn ihm war nur zu bewusst, dass einige unter den Patrioten argwöhnten, dass er mit den Briten auf zu vertrautem Fuß stünde. «Ich werde gegen General Prescott ausgetauscht, der bei Saratoga, gepriesen sei dieser Name, in Gefangenschaft geriet. Doch ob Seine Exzellenz mich wirklich wiederhaben will, vermag ich nicht zu beurteilen.»

«Warum sollte er das nicht?»

«Weil der plumpe George mich nicht ausstehen kann. Allerdings kann er niemanden leiden, der mit einem Sieg über die Briten aufwarten kann. Ich habe mich durch meinen Erfolg bei Charleston bei ihm zutiefst unbeliebt gemacht, und ich wage zu behaupten, dass Gates und Arnold bei Saratoga neben ihrem Sieg auch die Ungnade Seiner Exzellenz errungen haben.»

Die Witwe nahm sich ein Glas Wein von einem der Tische. «Wollt Ihr etwa behaupten, General Washington sei eifersüchtig?»

«Ich will es so sagen: Er besitzt die Boshaftigkeit eines launischen Weibes und ist gleichzeitig ebenso süchtig nach Schmeicheleien.»

Martha lauschte diesen Ausführungen unbewegt. Sie hatte auch unter den britischen Befehlshabern Eifersüchteleien und böses Blut bemerkt, vor allem zwischen Sir William und dem kürzlich abgereisten Lord Cornwallis. Sie vermutete, dass es ambitionierten Männern in hohen Positionen unmöglich war, miteinander in Freundschaft auszukommen.

«Aber, Charlie, General Washington muss doch einige gute Seiten haben.»

Lee zuckte mit den Schultern. «Er ist tapfer wie ein Löwe und stur wie ein Ochse. Doch, bei Gott, ein Mann, der so viele Niederlagen erlitten hat, muss wohl über solche Eigenschaften verfügen.»

«Er muss durchstehen, bis die Franzosen kommen», entgegnete die Witwe. «Falls sie kommen.»

«Falls», wiederholte Lee düster das Wort. Den ganzen Winter über waren ständig neue diesbezügliche Gerüchte aufgekommen, aber die Franzosen zögerten immer noch und wogen ab, welche Verluste sie in ihrem weltweiten Reich treffen könnten, wenn sie der Rebellion zu Hilfe eilten. Und ein anderes Gerücht hielt sich ebenfalls hartnäckig in der Stadt: Sir William solle seinen Rücktritt eingereicht haben und bald ersetzt werden. Lee wurde von Martha darauf angesprochen und erklärte: «Ich könnte mir vorstellen, dass

Lizzie Loring es Euch mitteilen würde, oder? Armer Billy. Er hat sich nie so ganz entscheiden können, ob er uns bekämpfen oder streicheln soll.» Der General warf Howe einen mitfühlenden Blick zu. «Am liebsten würde er gleich Frieden schließen. Ich fürchte nur, bis dahin vergeht noch viel Zeit.»

«Wir müssen seine Hoffnungen bestärken», erklärte Martha schroff. «Wenn man Billy zu der Überzeugung bringt, dass der Friede möglich ist, wird er zögern, noch einmal in die Schlacht zu ziehen, nicht wahr?»

Lee sah sie in gespieltem Ernst an. «Das ist eine sehr unehrenhafte Bemerkung, Missis Crowl, und sie gefällt mir.»

Martha zeigte sich über dieses Kompliment erfreut. «Aber wenn Billy geht, wer wird dann an seine Stelle treten?»

Der General breitete übertrieben weit die Hände aus. «Vielleicht Henry Clinton.»

Martha hatte den in Amerika geborenen General Clinton, der zurzeit die Garnison in New York befehligte, nie kennengelernt.

«Ist er fähig?»

«So fähig wie Billy, wenn das etwas bedeutet. Und wie Billy war er immer gegen den Krieg. Doch eine Beförderung kann einen General verändern. Die Aussicht auf einen Sieg überwindet dann leicht alle moralischen Skrupel. Und ich könnte mir vorstellen, dass Sir Henry mehr an einem Sieg gelegen sein könnte als Billy.»

«Aber ist er ein gefährlicher Befehlshaber?», beharrte Martha.

«Man sollte ihn nicht unterschätzen», antwortete Charlie. «Also müssen wir, insofern wir beabsichtigen, ihn zu schlagen, einen General finden, der dazu in der Lage ist.»

Martha lächelte. «Etwa Euch, Charlie?»

«In aller Demut wünsche ich nicht mehr, als der heiligen Sache der Freiheit dienen zu dürfen.» Die Witwe las aus diesen aufgeblasenen Worten heraus, dass Lee tatsächlich danach strebte, den Oberbefehl über die Truppen der Patrioten zu erringen. Er lächelte jetzt boshaft. «Doch mir kam zu Ohren, unsere neue goldene Hoffnung sei ein ebenso untadeliger wie unreifer französischer Aristokrat. Lafayette. Habt Ihr je von ihm gehört? Das sind die unergründlichen Wege des Schicksals, Missis Crowl, denen wir uns widerspruchslos unterwerfen müssen. Buben, kaum der Wiege entwachsen, werden durch die Launen Seiner Exzellenz zum General erhoben. Aber was weiß unsereiner schon?» Lee stieß einen lauten Seufzer aus. «Vielleicht ist der Knabe Lafayette in der Lage, George das Tanzen beizubringen. Die Franzosen gelten allgemein als gute Tanzmeister.» Er bot ihr seinen Arm an. «Darf ich bitten?»

Martha wich einen Schritt von ihm zurück. «Aber ich habe Euch doch noch gar nicht um den Gefallen gebeten!»

«Teuerste Martha, darauf warte ich schon den ganzen Winter.»

Die Witwe lächelte pflichtschuldig über dieses belanglose Kompliment. Dann entdeckte sie Christopher Vane und zog sich rasch in den Schatten der Säule unter der Galerie zurück, damit er sie nicht entdecken konnte. «Es geht um meinen Bruder.»

«Oh, wie dumm von mir! Wie geht es ihm?»

«Schon fast wieder gesund. Man hat ihm ein Holzbein angefertigt, und bald lässt man ihn frei. Zumindest habe ich es so gehört.» Sie schwieg kurz, bis ein Marineoffizier vorbeigegangen war. Die Flotte war wieder eingelaufen, nachdem im März das Eis geschmolzen war, und hatte Pulver, Blei und Vorräte für den nächsten Feldzug mitgebracht. Martha fuhr fort: «Jonathon will in die Kontinental-Armee zurück.»

Lee runzelte die Stirn. «Mit nur einem Bein?»

«Er hat im Grunde genommen nie zwei Beine gehabt. Aber er könnte als Schreiber tätig werden, oder?»

«Das müsste möglich sein.» Beide drehten den Kopf, als plötzlich laut Hurra gerufen wurde. Christopher Vane führte einen schottischen Tanz an. Sir William applaudierte ihm. Nach dem fruchtlosen Ausrücken im Winter hatte es zwischen den beiden Männern einige Verstimmungen gegeben. Aber Sir William war nicht nachtragend, und Kit Vane stand, sehr zu Marthas Missfallen, wieder in seiner Gunst. Der Oberbefehlshaber lachte freudig, als einige Rebellen-Offiziere, die auf Ehrenwort freigelassen worden

waren und sich innerhalb der Stadt ungehindert bewegen durften, bei dem Tanz mitmachten. Über ihnen tanzte ein Offizier eines schottischen Highland-Regiments allein am Bühnenrand den traditionellen Schwerttanz.

«Die Briten und ihre kindischen Vergnügungen», bemerkte die Witwe giftig.

«Ihre Spiele sind um einiges vergnüglicher als die des griesgrämigen George», entgegnete Lee.

Martha wollte sich nicht weitere Beschwerden über Washington anhören und kehrte zum Thema Jonathon zurück. «Ich habe mich gefragt, Charlie, ob Ihr bei Eurer Rückkehr meinem Bruder Unterstützung gewähren könntet?»

«Aber mit Vergnügen. Falls sich die Dinge nicht wesentlich geändert haben, was ich bezweifeln möchte, ist man in der Intendantur froh über jeden Mann, der etwas im Kopf hat.»

«Und da gibt es noch eine Frau.»

«Was für eine Frau?»

«Jonathon plant, sich zu verehelichen.»

Lee bemerkte, wie kühl die Witwe klang. «Ihr billigt die Vermählung nicht?»

«Ich mag die Frau sehr gern.»

«Aber?»

Martha wechselte lieber das Thema. «Jonathon kann erst Ende April fort. Er muss noch bleiben und einige Papiere

unterzeichnen, weil er sonst sein Erbteil verliert. Dann seid Ihr sicher schon fort, oder?»

«Ich fürchte, ja. Wolltet Ihr denn, dass er mich auf der Reise begleitet?»

«Das wäre kaum möglich. Offiziell ist er immer noch Kriegsgefangener. Ich werde ihn wohl aus der Stadt schmuggeln müssen.»

Lee lachte. «Ihr seid sehr geübt darin, Dinge aus der Stadt zu schmuggeln, nicht wahr?»

Martha lachte ebenfalls. «Ich habe nicht die geringste Vorstellung, wovon Ihr redet.»

«Ich auch nicht. Aber selbstverständlich werde ich für Euren Bruder alles tun, was in meiner Macht steht. Das ist mir eine Ehrenpflicht. Er und seine Frau brauchen eine Unterkunft, und er muss einen Posten haben. Soll ich Euch einen Brief schreiben, in dem ich mitteile, was ich zuwege bringen konnte?»

«Das wäre zu liebenswürdig von Euch.»

«Wie kann ich mich mit euch in Verbindung setzen?»

«Über das Fisher-Haus am Cooper's Point.»

«Euer Gefallen lässt sich leicht erfüllen.» Er verbeugte sich vor der Witwe. «Doch nun erweist Ihr mir einen Gefallen und tanzt mit mir, um den Gerüchtemachern Gelegenheit zu geben, uns endgültig in Verruf zu bringen.»

Er bot ihr seinen Arm an, und gemeinsam schlossen sie sich einer Quadrille an. Die Tänzer hatten sich aus dem

Fundus bedient und sich kostümiert. Lizzie Loring trug ein Gaze-Cape, das mit Flitter verziert war. Sir William zog einen gefiederten Hut vom Kopf und verbeugte sich vor den Gästen, die ihm dafür mit lautem Beifall und fröhlichem Lachen dankten.

Christopher Vane entließ gerade eine Tanzpartnerin, um sich bei der nächsten einzuhaken, als er erkannte, dass er dabei über kurz oder lang bei Martha Crowl anlangen würde. Er trat elegant beiseite und verließ die Tanzfläche. Er begab sich zur Galerie, nahm sich ein Glas Wein und entdeckte Major Otto Zeigler, den hessischen Verbindungsoffizier, der finster und allein in einer Ecke stand.

«Ich bin betrunken», erwiderte der Mann auf Vanes Gruß.

«Warum auch nicht, Otto?» Vane beobachtete Peggy Shippen, die John Andre verzückt anhimmelte.

«Wir sollten kämpfen, nicht tanzen», brummte der Hesse.

«In der Tat.»

«Ihr Engländer wisst gar nicht, wie man einen Krieg führt. Tanzen könnt ihr wohl, aber nicht kämpfen. Man hat euch verraten, und ihr tut nichts dagegen. Nichts!»

«Man hat uns was?», begann Vane, aber Zeigler marschierte schon in den Vorraum, wo die beiden hessischen Offiziere mit bewundernswerter Gewandtheit die Pharo-Bank führten. Zeigler ließ sich an einem Tisch nieder, zog eine Handvoll Münzen aus der Tasche und fing an zu setzen.

Christopher Vane vergaß den Tanz und das Fest, folgte dem Major und stellte sich hinter ihn. Er sah einige Zeit zu, in der Zeigler rasch sein Geld verlor. Beim Pharo kam es nicht auf Finesse als vielmehr auf Glück an. Die Spieler mussten auf Karten setzen und erraten, in welcher Reihenfolge sie gezogen wurden. Der Major setzte konstant auf den Pharo, den Herz-König, bei dem der Einsatz verdoppelt werden musste,

Vane beugte sich zu ihm hinab. «Was meint Ihr mit Verrat, Otto?»

Zeigler suchte in seinen Taschen nach weiteren Münzen und fand schließlich zwei Guineen. «Meine letzte Barschaft», brummte er. «Wenn ich die auch noch verliere, blase ich mir das verdammte Gehirn aus dem Schädel.» Gut zwei Dutzend Offiziere hatten sich bereits auf diese Weise das Leben genommen, weil sie in den langen Winternächten ihr ganzes Vermögen verspielt hatten.

«Was meint Ihr mit Verrat?», fragte Vane noch einmal.

«Wen interessiert das schon?» Der Major setzte nach langem Überlegen sein Geld nicht mehr auf den Pharo, sondern auf eine Karo-Drei.

«Sagt es mir, Otto!»

«Ich stehe kurz davor, mich umzubringen, und Ihr belästigt mich! Jawohl, belästigt mich!»

Vane lächelte und nahm die zwei Guineen von der niedrigen Karte, um sie auf den Pharo zu setzen. «Ich fühle,

dass ich heute Nacht Glück habe, Otto.»

«Herr des Himmels!» Zeiglers Hand schoss vor, um sein letztes Geld auf die niedrigere Karo-Drei zu setzen. Doch Vane hielt das Handgelenk des Mannes fest, bis die Bank begann, Karten zu ziehen. Vane schätzte, dass bei diesem Spiel sechzig bis siebzig Guineen im Einsatz waren. Und nur Zeiglers Geld lag auf dem Pharo.

«Ihr seid ein richtiger Mistkerl, Vane.» Der Major verfolgte, welche Karten aufgedeckt wurden. «Das war mein letztes Geld. Wenn ich das auch noch verliere, kann ich mir die Kugel geben!»

«Ich habe Euch doch gesagt, dass mir heute das Glück winkt. Ich ersetze Eure Verluste, und Ihr dürft die Gewinne behalten.»

Die sechste Karte der Bank war der Herz-König. Auf dem ganzen Tisch wurde Geld eingesammelt, und vor dem betrunkenen Major erhob sich plötzlich ein Berg aus Gold. «Grundgütiger!» Zeigler starrte fassungslos auf sein Vermögen.

Vane packte den Gewinn in seinem Taschentuch zusammen. «Nun kommt mit und erzählt mir alles.»

«He, das ist mein Geld!»

«Ihr bekommt es, nachdem Ihr mit mir geredet habt.»

Zeigler murrte, gehorchte aber. Er holte sich eine Flasche Claret und torkelte zu dem kleinen Tisch, an dem der

Captain saß. «Donop wurde verraten», antwortete er auf Vanes wiederholt gestellte Frage.

Vane erinnerte sich, dass Donop der hessische General war, der im Herbst den Angriff auf Fort Mercer geführt hatte. Der Angriff war fehlgeschlagen, und man hatte den Hessen gefangengenommen, der drei Tage später gestorben war.

«Die Rebellen wussten, dass wir angreifen würden.» Zeigler goss sich ein Glas Wein ein. «Aber Ihr habt ja nichts. Ihr braucht ein Glas. Ein Gentleman trinkt nicht vor Damen aus der Flasche.» Er drehte sich um und blickte auf die Frauen, die an den Spieltischen saßen. «Selbst vor Dirnen nicht.»

«Wie kommt Ihr darauf, Donop sei verraten worden?»

«Ihr habt kein Glas!», beharrte Zeigler mit der Sturheit eines Betrunkenen.

Vane besorgte sich geduldig ein Glas, füllte es mit Rotwein und fragte erneut: «Wie kommt Ihr darauf?»

«Weil man es mir so gesagt hat! Jetzt gebt mir mein Geld!»

«Ihr erhaltet es gleich. Wer hat Euch das erzählt?»

Der Major rülpste. «Bei Gott, wir sollten auf jede Flasche eine Guinee setzen, was, Kit? Und dann trinken wir die Flaschen, ja? Wer zuerst umfällt, hat verloren!» Er lachte, weil dieses Spiel ihm am allerbesten gefiel. «Einverstanden?»

«Wer hat Euch das erzählt, Otto?»

Zeigler runzelte die Stirn und dachte angestrengt nach. «Ich habe einmal siebzehn Flaschen gegen einen Russen geleert. Er war ein Baum von einem Kerl, aber niemand trinkt einen Deutschen unter den Tisch, wusstet Ihr das, Kit? Ich hole die Flaschen.» Er klang sehr entschlossen, war aber schon zu angeschlagen, um sich noch von seinem Platz erheben zu können. Er leerte sein Glas, goss nach und schüttelte den Kopf. «Sie hätten uns nicht schlagen dürfen. Man hat uns verraten, Kit, verraten!»

«Wer hat Euch das erzählt?»

«Einer von den gefangenen Rebellen!», entgegnete der Major unwirsch, als sei damit alles gesagt. «Einer von denen, die in den Fluss gefallen sind. Ich habe ihn verhört, um etwas über das Schicksal General Donops zu erfahren.» Er legte eine Pause ein, und Vane betete darum, dass der Moment der Klarheit bei dem Hessen noch etwas andauern möge. Zeigler rülpste wieder. Er schwitzte stark und war kurzatmig. Vane sagte sich, dass der Mann seit dem Mittag getrunken hatte. «Was hat der Gefangene gesagt?»

«Ist schon so lange her», antwortete der Major erschöpft.

«Ich weiß, dass es schon lange her ist, Otto, aber was hat der Mann gesagt?»

«Er erklärte, sie hätten Bescheid gewusst! Die Rebellen wussten Bescheid! Sie haben sich auf uns vorbereitet und uns erwartet!» Er schrie die letzten Worte, und etliche Spieler drehten sich um.

«Fort Mercer wurde gewarnt?»

«Ja, hier!» Der Major suchte in seinen Taschen, bis er ein kleines Notizbuch fand und auf den Tisch knallte. Dann blätterte er darin herum. «Ein Lieutenant Lynch hat es mir erzählt. Da, seht selbst! Ich habe hier einen entsprechenden Vermerk eingetragen.»

Der Vermerk war in Deutsch verfasst und für Vane nicht zu verstehen. «Was hat er genau gesagt?»

«Sie seien gewarnt worden, und jetzt will ich mein Geld haben!»

«Wie konnten sie gewarnt werden? Niemand hat doch von der Sache gewusst!»

Zeigler trank Vanes Glas leer. «Niemand behält Geheimnisse für sich, Kit. Sie alle holen sich Huren ins Bett, nicht wahr?» Er drehte den Packen Karten um, der hier für das später am Abend stattfindende Whist-Spiel bereitlag. «Plapper, plapper im Bett, mein Freund. Nichts wird geheim gehalten.» Er warf die Karten wütend auf den Boden, so als seien sie am Verrat schuld. «Und vierhundert von meinen Landsleuten sind tot in den Marschen zurückgeblieben.»

«Hat Lynch Euch mitgeteilt, wer die Warnung überbracht hat?»

«Nein, zuerst hat er angegeben wie ein Wilder, doch dann wurde er urplötzlich sehr schweigsam.»

Das ergab einen Sinn. Vane hatte gefangene Rebellen beim ersten Verhör erlebt. Sie strotzten vor Trotz und wollten

nicht einsehen, dass sie besiegt worden waren. Und sie hatten die Briten gereizt und verhöhnt. Ohne Zweifel hatte dieser Lieutenant Lynch, nachdem man ihn aus dem kalten Wasser gezogen hatte, den Rotröcken etwas entgegenschleudern wollen, was seine eigene Schande verdeckte.

«Ihr trinkt ja gar nicht!», beschuldigte der Hesse Vane.

«Doch, ich trinke.» Vane wurde langsam bewusst, wie entsetzlich Zeiglers Neuigkeit war. Nur eine kleine Gruppe von Offizieren, nämlich die, die Sir William am nächsten standen, hatten von dem Angriff auf die Forts gewusst. Einer von ihnen musste geplappert haben, sei es nun aus Unachtsamkeit oder weil er ein Verräter war. Vane fiel jetzt auch ein, dass Howes Dezembermarsch verraten worden sein musste. Wie sonst hätte Washington sich so gut darauf vorbereiten und an der richtigen Stelle Erdwerke ausheben lassen können? Er runzelte die Stirn. «Warum habt Ihr das nicht schon längst gemeldet, Otto?»

«Hab ich doch! Ich habe Billy alles berichtet. Aber Billy ist das ja egal.» Der Hesse lachte und sagte dann feierlich einen Spottvers auf, der seit einiger Zeit in der Stadt kursierte:

Sir William ist klug und weise
Führt den Krieg lieber leise

Liegt den ganzen Tag im Bett
Er träumt von ’ner Farm
Er hat es schön warm
Und macht alles bei Lizzie wett.

Vane hatte diesen Vers selbst verfasst und heimlich in Umlauf gebracht. Doch jetzt lachte er höflich darüber, so als habe er ihn zum ersten Mal gehört. «Aber Billy muss doch etwas dazu gesagt haben, Otto!»

«Er sagte, ich solle es vergessen! Einfach vergessen. Vierhundert Hessen sind tot, und ich soll es vergessen!»

Vane warf einen verstohlenen Blick auf die Tanzfläche. Howe tanzte gerade mit Martha, und dieser Anblick löste blanken Hass in ihm aus. Einen Verrat vergessen! Das sah Sir William ähnlich, der glaubte, mit Freundlichkeit alles Böse bezwingen zu können. Die Rebellen-Armee hatte den ganzen Winter lang in Valley Forge gelegen, drei Tagesmärsche von Philadelphia entfernt, doch Howe hatte untätig herumgesessen. Vane hatte erkannt, dass der Sieg durch solchen Müßiggang nicht errungen werden konnte, und deshalb den Vers verfasst und verbreitet, um den Oberbefehlshaber zur Tat zu bewegen. Doch Sir William tanzte lieber mit der Witwe Crowl und gestattete ihr auch noch, selbst in höchsten Kreisen ihren Patriotismus zur Schau zu stellen.

Der Hesse lachte säuerlich. «Die Briten nehmen den Krieg ernst, Kit. Ich mag Billy wirklich, aber man darf dem Feind nicht mit Nettigkeiten begegnen. Nett sein! Pah! Man muss dem Feind aufs Haupt schlagen, muss ihn niedermähen und ihn in Angst und Schrecken versetzen. Wir sollten hier nicht das Tanzbein schwingen, sondern draußen Yankees metzeln!»

«Wie sollten wir das, wenn uns jemand verrät?»

«Dann hängt die Verräter auf.» Zeigler setzte die Flasche an den Mund und leerte sie. «Wo ist mein Geld?»

«Hier.» Vane schob ihm das zusammengebundene Taschentuch zu, ließ dabei aber einige Münzen aus einer Falte in seine Hand gleiten. «Lebt dieser Lieutenant Lynch noch?»

«Was weiß ich?» Der Major hatte einen Schluckauf. Er legte seine breite Hand auf das Gold. «Ich gehe jetzt zu Bett.»

Vane nahm das kleine Notizbuch und riss die Seite mit dem Vermerk heraus. Noch war der Krieg nicht verloren. Die Franzosen zögerten weiterhin, und die Aussichten standen gut, den Feind schon in diesem Frühjahr zur Schlacht zu zwingen. Wenn Washington zerquetscht würde, hätten die Franzosen kein Verlangen mehr danach, in den Krieg einzutreten. Doch das konnte nur gelingen, wenn die Briten nicht wieder verraten wurden. Vane beobachtete gedankenverloren die Witwe und schwor sich, dass bei der

nächsten Schlacht kein Verrat den Briten den Sieg rauben würde.

Dreißig

Weiße Wolken segelten über einen blauen Himmel. Endlich brachte die Sonne wieder Wärme. Die Nächte waren zwar noch kalt, und die Winde bissen und schnitten die Haut, aber das Land sah nicht mehr öde aus. Der Frühling kam an die Küste, und Philadelphia bereitete sich auf ein neues Aufflammen des Krieges vor.

Artilleristen übten Zielschießen auf Kisten, die den Delaware hinabtrieben. Infanteristen marschierten endlos mit vollem Gepäck, um die im Winter erschlafften Muskeln wieder zu stählen. Kavalleristen schärften ihre Säbel an Wetzsteinen.

Die Pferde mussten ebenso wie die Männer wieder fit gemacht werden. Sam führte seine vierbeinigen Schützlinge in die Neck und jagte sie über den weicher werdenden Boden. In der lutheranischen Kirche, die den Tieren als Winterstall gedient hatte, schlug er Stroh auf ihre Körper und rieb sie danach ab, bis sie glänzten. Und er bereitete Vanes Hengst auf den Kampf vor. Er feuerte neben seinen Ohren Musketen ab, brüllte ihn an und versuchte, ihm auch auf andere Weise einen Schrecken einzujagen. Und gleichzeitig beruhigte er das Ross und machte ihm klar, wie es immer überleben könnte, ganz gleich, welche Gefahr drohen mochte. Sam brachte ihm bei, sich auf die

Hinterläufe zu stellen, rückwärts zu laufen und mit den Hufen nach Infanteristen auszuschlagen, die den Reiter herunterholen wollten. Jeden Morgen trainierte er den Hengst, und jeden Morgen führte er seine Tiere an Jonathons Haus vorbei. Einmal sah er ihn sogar hinter einer Fensterscheibe. Er winkte, aber Jonathon schien ihn nicht zu bemerken.

Einen Monat später, am Morgen nach dem Wohltätigkeitsball im Schauspielhaus, raspelte er die Hufe des schwarzen Hengstes ab. Ein frischer Wind fauchte durch die zerbrochenen Fensterscheiben, durch die gleichzeitig der Rauch von einer Kohlenpfanne hinausfuhr, die auf der Kanzel stand. Sam war ganz allein und pfiff vor sich hin. Er hatte die rote Uniformjacke ausgezogen und eine Schmiedeschürze umgebunden. Spatzen hatten im Winter Zuflucht im Gotteshaus gefunden. Sie flogen immer wieder herab, um Haferkörner aufzupicken.

Sam hörte, wie das Kirchenportal hinter ihm aufging. Da er glaubte, ein anderer Stallknecht käme zu ihm, rief er ihm rüde zu, er solle nicht vergessen, die Tür hinter sich zu schließen.

«Schon wieder ein arroganter Engländer», erhielt er zur Antwort, «der glaubt, uns dumpfe Kolonisten herumkommandieren zu müssen.»

Sam ließ die Raspel fallen und fuhr herum. «Jonathon!» Er rannte durch den Mittelgang auf ihn zu. «Sieh mal einer an,

ein Hinkebein!»

«Hallo, Sam.» Jonathon lächelte voller Vergnügen über das Wiedersehen.

Sam genierte sich nicht, den Jungen in die Arme zu nehmen. Jonathon trug ein Holzbein mit einer Lederspitze. Zwei Krücken gaben ihm zusätzlich Halt. «Ich habe es Euch gesagt!», rief Sam. «Ich habe Euch gesagt, dass Ihr wieder herumlaufen werdet!»

«Das ist heute mein erster richtiger Ausflug», sagte Jonathon. «Sie haben es mir vor zwei Wochen angesetzt, und seitdem hüpfe ich im ganzen Haus herum.» Er lehnte sich gegen die Wand einer leeren Box, um das Gewicht vom Beinstumpf zu nehmen. Die Lederkappe, die an seinen Oberschenkel festgebunden war, hatte die Haut aufgeraut. «Fühlt sich besser an als das alte Bein, aber im Moment ist es höllisch wund.»

«Das gibt sich.» Sam entdeckte einige harte Züge in Jonathons Gesicht. Falten, die vom Schmerz hervorgerufen worden waren. «Es dauert eben seine Zeit, bis man sich an ein Holzbein gewöhnt hat.»

Jonathon lächelte immer noch. «Ich bin Euch zu großem Dank verpflichtet. Wenn die Stutenmilch nicht gewesen wäre …»

Sam winkte ab. «Caroline hat das meiste getan.»

«Sie behauptet aber, das wärt Ihr gewesen.» Der Junge blickte zur Sakristeitür. «Sie sagt, sie wolle mich dort

treffen.»

Sam spürte, wie sich sein Pulsschlag augenblicklich beschleunigte, nahm sich aber vor, sich nichts anmerken zu lassen. «Hier?», fragte er so gelassen, wie es ihm möglich war.

«Ich stehe unter Bewachung», erklärte Jonathon mit einem Augenzwinkern. Sam entdeckte jetzt durch die offene Tür einen Hausdiener. Jonathon schloss sie mit einer seiner Krücken. «Mein Onkel glaubt immer noch, ich will davonlaufen, deshalb darf ich nur in Begleitung eines Bediensteten das Haus verlassen. Der Bursche fürchtet sich allerdings vor Pferden und kommt deswegen nicht herein.»

«Wie konnte Caroline denn dann …»

«Wir schreiben uns.» Jonathon sah immer noch blass aus, aber Farbe war auf seine Wangen und Leben in seine Augen zurückgekehrt. Er grinste, als freue er sich darüber, wie geschickt sie es angestellt hatten. «Eine Küchenmagd schmuggelt die Briefe zu Martha, und die schickt sie weiter an Caroline.»

«Ich habe das Mädchen seit Monaten nicht mehr gesehen», bemerkte Sam.

«Sie hat erklärt, sie fürchte sich zu sehr vor den beiden Männern, die sie und Euch überfallen haben. Auch dafür muss ich mich bei Euch bedanken!»

«Sie hat gekämpft wie eine Löwin.» Sam erinnerte sich in diesem Moment daran, wie er Caroline in der Seitengasse

festgehalten hatte, und es schnürte ihm die Kehle zu.

Jonathon blickte ungeduldig durch die Kirche. «Sie hat gesagt, sie wolle durch den Hintereingang kommen.»

«Das hat sie immer getan, bevor …», entgegnete Sam und biss sich dann auf die Zunge. «Ihr habt sie gewiss sehr vermisst.»

«Mehr als das Bein», sagte Jonathon lachend. Dann stützte er sich auf die Krücken und humpelte auf die Kanzlei zu.

Sam ging neben ihm her. Er sah, dass der Hengst die Ohren zurückgelegt hatte, und wusste, dass jemand in der Sakristei ein Geräusch verursacht haben musste. Sam redete sich ein, dass seine Träume von Caroline eben nichts weiter als Träume gewesen seien. Das Herz malte sich in solchen langen Trennungszeiten die schönsten und verrücktesten Dinge aus, und so versuchte Sam sich jetzt davon zu überzeugen, dass ihm eine Enttäuschung ins Haus stand. Wenn Caroline tatsächlich erschien, würde er nur ein ganz gewöhnliches Mädchen vor sich sehen. Und er hätte dann keinen Grund mehr für seine Eifersucht, derer er sich so schämte.

Dann ging die Tür auf, und sie stand da.

Jonathon eilte auf seinen Krücken zu ihr, aber Caroline warf kurz einen Blick an ihm vorbei auf Sam.

Und Sam, der sich so lange nach der Eisschmelze gesehnt hatte, brachte nur ein krächzendes «Hallo, Miss», über die Lippen.

«Hallo, Sam», grüßte sie zurück und ging dann zu Jonathon. Sam wandte sich ab, als die beiden sich an der Kanzel umarmten. Er striegelte den Rappen und versuchte, die Freude des Wiedersehens in seinem Rücken zu überhören.

Doch Jonathon wollte Sam von dieser Freude nicht ausschließen. Er bombardierte ihn mit tausend Fragen. Sah Caroline nicht einfach großartig aus! War dies nicht der glücklichste aller Tage? War es nicht wunderschön, wieder vereint zu sein?

Wenn Sam ihm antworten wollte, musste er dabei auch Caroline ansehen. Er gab sich einen Ruck und stellte fest, dass sich bei ihr nichts an ihren Gefühlen verändert hatte. Sam errötete. «Es war eine lange Zeit, Miss.»

«Fast vier Monate, Sam.»

Caroline war eben doch kein ganz gewöhnliches Mädchen, und sie ließ sich nicht einfach so aus seinen Träumen verbannen. Das Bild, das er sich in den langen Winternächten von ihr gemacht hatte, war falsch. Er hatte die Lebendigkeit in ihren Zügen vergessen, die blauen Augen und die Wildheit und Herausforderung ihres Auftretens. «Ich hatte viel zu tun», erklärte Caroline. «Die Kälber-Saison hat begonnen.»

«Ja, das ist immer mit viel Arbeit verbunden.»

«Aber Jonathon wollte mich unbedingt treffen.» Caroline schien zu glauben, dass sie ihre Anwesenheit rechtfertigen

müsse. «Und da habe ich ihm vorgeschlagen, uns hier zu treffen.»

«Das freut mich.»

Caroline löste ihre Hand aus der Jonathons, ging zur nächsten Box und streichelte dort Massedenes grauen Wallach. «Wir brauchen deine Hilfe, Sam.»

«Alles, was Ihr wollt.»

Sie drehte sich zu ihm um. «Wir brechen bald auf.»

«In drei Wochen!» Jonathon war immer noch selig. Offenbar hatten sie in ihren geheimen Briefen die Flucht geplant. Und nun ließ es sich nicht mehr vermeiden, Sam einzuweihen.

«Ihr wollt in den Norden?» Sam hatte so lange darauf gewartet, Caroline wiederzusehen, und jetzt teilte sie ihm mit, dass sie fortginge. Er konnte es kaum noch ertragen, sie anzusehen.

«Mit dem Boot geht's nach Trenton», sagte Jonathon. «Ich kann zwar nicht mehr kämpfen, Sam, aber ich kann meinen Teil mit der Feder leisten.»

«Als Schreiber für die Rebellen?»

«Ja.» Jonathon lächelte verlegen.

«Natürlich.»

Sam zwang sich zu einem Lächeln. «Vielleicht muss ich irgendwann auf Euch schießen.»

«Vielleicht.»

«Die Schwierigkeit besteht darin», unterbrach Caroline mit entschlossener Stimme die beiden, «Jonathon aus der Stadt zu schaffen. Er ist immer noch Kriegsgefangener und erhält deswegen keinen Passierschein.»

«Das ist wahr», sagte Sam. Sir William hatte in den letzten Wochen Passierscheine eingeführt, die man benötigte, um von den britischen Wachtposten durchgelassen zu werden. Diese waren vor allem dazu gedacht, Rebellen-Offiziere, die ihr Ehrenwort gegeben und das mit der Hinterlegung von einhundert Pfund bestärkt hatten, daran zu hindern, sich zu Washingtons Armee durchzuschlagen.

«Aber die Wächter kennen dich, Sam.» Caroline sah ihn grimmig an, und Sam hatte den Eindruck, sie würde von ihm erwarten, ihre Wünsche abzuschlagen. «Wenn du einem betrunkenen Offizier in ein Boot helfen würdest, würde niemand Verdacht schöpfen, oder?»

«Nein.»

«Dann brauchen wir eine Uniform.»

Sam wischte sich die Hände an der Lederschürze ab. «Um welche Tageszeit wollt Ihr los?»

«In der Nacht.» Jonathon warf einen nervösen Blick auf das Portal. Offenbar befürchtete er, der Diener könnte ihr Gespräch belauschen.

«Dann müsste es eine Marineuniform sein», erklärte Sam. «Marineoffiziere dürfen nachts an den Fluss, weil sie ja auf ihre Schiffe zurück müssen …» Seine Stimme versagte.

«Könnt Ihr mir eine solche Uniform besorgen?»

Sam nickte. «Und das Holzbein wäre auch kein Problem. Viele Burschen von der Marine haben ein falsches Bein.»

Jonathan lächelte. «Ich wusste, Ihr würdet uns helfen, Sam.»

«Ja, als der Trottel, der ich bin», gab Sam lächelnd zurück. Jonathan warf noch einmal einen Blick auf das Portal und sah dann Sam schafäugig an. «Macht es Euch etwas aus, wenn wir uns in die Sakristei zurückziehen?»

«Wir bewahren dort unsere Hufeisen auf», entgegnete Sam.

Caroline stand wieder neben Jonathan. «Danke, Sam.»

Sam hörte den Abschied in diesen Worten. «Es war schön, Euch wiederzusehen, Miss Caroline.» Diese formelle Anrede kam ihm selbst eigenartig vor, aber jede andere Anrede wäre ein Hinweis auf die kurze Intimität gewesen, die Caroline anscheinend unter Schmerzen verdrängen wollte.

«Kannst du die Uniform zu Missis Crowl bringen?», fragte sie so sachlich, dass es Sam das Herz zerriss.

«Das werde ich.»

«Ich versuche, noch einmal vorbeizuschauen, Sam.» Jonathon reichte ihm die Hand. Sam nahm sie und spürte den kraftvollen Druck des Jungen. Jonathon hatte sich auf den Händen fortbewegt, um das fehlende Bein zu ersetzen, und dabei tüchtig an Kraft gewonnen.

«Ich besorge die Uniform», versprach Sam und schaute dann Caroline nach, wie sie dem Jungen in die Sakristei half. Die Tür schloss sich hinter ihnen.

Sam war für einen Moment unfähig, sich zu rühren. Dann begab er sich zu dem Rappen und strich ihm über die Nüstern. «Man sollte keine Träume haben, was? Blödsinnige Einrichtung, diese Träume. Ziehen einen nur nach unten.» Er setzte sich auf den Hocker, hob den Huf und feilte daran herum. Dann schloss er die Augen, um die Tränen zurückzuhalten.

Er hielt die Lider unten, als die Sakristeitür sich wieder öffnete. Er lauschte den Schritten auf dem Steinboden. Er wagte nicht, sich umzudrehen.

«Hallo, Sam.»

Er öffnete die Augen.

Caroline sah ihn an und zuckte plötzlich mit den Schultern, so als sei die Erklärung, die sie abgeben wollte, eigentlich gar nicht nötig, und nur die Höflichkeit zwinge sie dazu. «Er ist durch die Hintertür gegangen. Er wollte nicht zu lange bleiben, damit sein Onkel nicht misstrauisch wird.»

Sam klopfte das Hufeisen an den Huf zurück. Später würde er den Hengst in eine Schmiede führen und ihn dort richtig beschlagen lassen. «Er darf sich nicht mit dir blicken lassen?» Sam sah nicht von seiner Arbeit auf.

«Er hat ziemliche Angst vor seinem Onkel. Und er fürchtet, sein Erbteil nicht zu erhalten.» Caroline ließ sich auf einer

Kanzelstufe nieder. «Erst wenn wir in Trenton sind, wird er sich wohler fühlen.»

«Wirst du ihn dort heiraten?», fragte Sam und beobachtete, wie der Rappe auf seinem gefeilten Huf stand. Sam hatte die Frage freundlich stellen wollen, doch Bitterkeit schwang in seiner Stimme mit.

«Ich habe es ihm versprochen», antwortete sie, so als habe das Schicksal entschieden, ohne sie zu fragen.

Sam klopfte auf den Widerrist des Tiers. «Das ist schon viel besser, was, mein Junge? Von nun an wirst du nicht mehr ausrutschen.»

Der Hengst wieherte. Caroline schwieg. Von der Race Street ertönten Peitschenknallen und das Rumpeln von Wagenrädern. «Wie geht es dir, Sam?», fragte sie schließlich.

«Ich bin froh, dass der Winter vorbei ist. Jeder freut sich darüber. Der Winter legt sich einem aufs Gemüt, nicht wahr?»

«Ja.»

«Und ihr habt hier wirklich harte Winter. Doch jetzt bricht wieder die Zeit des Kämpfens an, was, Junge?» Der Rappe zeigte seine Zuneigung, als er sein Maul an Sams Wange rieb.

Caroline stand auf. Das Sonnenlicht, das durch das hohe, geborstene Fenster hinter ihr hereinfiel, bestrahlte ihr Haar. «Was wird aus dir, Sam?»

«Aus mir?» Sam lachte kurz, als sei die Antwort völlig nebensächlich. Doch in Wahrheit hatte er in den langen Winternächten oft und angestrengt darüber nachgedacht. «Ich schlage mich schon durch.»

«Sag es mir.»

Sam zögerte einen Moment, dann hob er die Schultern. «Ich habe beim Pferd eines Generals eine Kolik auskuriert. Er meinte danach, Billy würde mich vielleicht in seinen privaten Stallungen haben wollen.»

«Ist das gut?», fragte sie leise.

«Ich hätte dann die Armee hinter mir.»

«Ich dachte, man muss lebenslänglich in ihr dienen.»

Sam lächelte. «Das muss man auch. Aber wenn einer der hohen Herren einen haben will, lässt sich da einiges arrangieren. Wenn ein General mich zu Hause in seinem Stall sehen will, holt er mich aus der Armee heraus. Natürlich erst, wenn der Krieg vorbei ist.»

«Willst du das denn?»

Sam führte den Hengst aus der Box. «Es ist besser, als eine Muskete zu tragen.»

Caroline nickte. Wieder schwieg sie, und als sie erneut sprach, klangen ihre Worte so leise, dass man sie kaum verstehen konnte: «Ich hatte gehofft, du würdest mit uns kommen, Sam.»

Zuerst glaubte Sam, seine Ohren hätten ihm einen Streich gespielt, doch als er sich zu ihr umdrehte, erkannte er, dass

sie es ernst meinte. «Nach Trenton?»

«Dort wollen wir hin.»

Sam wusste nicht, was er sagen sollte. Er zuckte mit den Schultern, lachte kurz und schüttelte den Kopf. «Ich soll auf meine eigenen Leute schießen?»

«Eine ganze Menge Rotröcke haben die Seiten gewechselt.»

«Ja. Mein Bruder wollte das auch, und wie weit ist er damit gekommen? Ich habe Fahnenflüchtige gesehen, Miss. Wie die Haut ihnen in Fetzen vom Rücken hing und das Blut ihnen die Beine hinunterlief.»

«Hast du Angst?», fuhr sie ihn an.

«Nein, Miss, keine Angst.» Er führte den Rappen in die Box zurück. Er band ihn nicht an, sondern schloss nur die Tür hinter ihm. «Aber ich bin ein wenig wie Jonathon, verstehst du? Nur eines könnte mich zum Davonlaufen bewegen, und das ist ganz gewiss nicht die Freiheit, die dir so wichtig ist.»

Caroline antwortete nicht darauf. Sie hielt die Hände über die Kohlenpfanne.

Sam wusste, dass jetzt der Augenblick gekommen war, in dem er die Worte aussprechen musste, die er sich in den vergangenen Wochen wieder und wieder zurechtgelegt hatte. Doch als er den Mund öffnete, musste er feststellen, dass ihm das gar nicht so leicht fiel. Er entschied sich dafür, nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen.

«Ich habe die ganze Zeit gewartet, dass das Eis endlich schmelzen würde.»

Caroline starrte in die Flammen. Zuerst glaubte Sam, sie habe ihn nicht gehört. Doch nach einer endlosen Weile antwortete sie ihm und wich ihm genauso aus wie er ihr. «Wir haben Jonathon gesund gemacht, Sam.»

«Das haben wir.»

«Und wir wussten, was das bedeuten würde.»

«Ja, das haben wir gewusst.»

Wieder schwieg sie einen Moment. «Ich wollte dich nicht bitten, um meinetwegen mitzukommen, Sam.»

«Weswegen dann? Für fünfzig Morgen Land und drei Schweine?», entgegnete er verächtlich.

Caroline sah ihn jetzt zornig an und sprach drängend: «Es ist ein ganz neues Land, Sam. Eine neue Zukunft für uns alle! Ein Ort, an dem man für immer bleiben kann! Etwas Schönes und Leuchtendes! Ganz anders als die alte Welt, Sam. Begreifst du das denn nicht? Wir fangen hier etwas Neues an, das nicht so verrottet und verderbt ist wie Europa. Eine saubere neue Welt!» All ihre Begeisterung und all ihre Hoffnungen lagen in diesen Worten. «Gottes eigenes Land, Sam. Ein gutes Land. Du könntest hier sehr glücklich werden, Sam. Du könntest …»

Caroline hielt inne, als die Kirchentür mit lautem Knall aufflog und ein britischer Offizier hereinmarschierte. Seine laute Stimme hallte durch die Kirche. «Sam! Sam?» Captain

Vane ging an den Boxen entlang. «Sam, alter Halunke! Seid Ihr noch nicht fertig? Ich brauche …» Er verstummte, als er Caroline entdeckte. Er blieb abrupt stehen, starrte sie an und zog dann seinen Dreispitz. «Teure Lady, ich fürchte, wir sind uns noch nicht begegnet.»

Caroline sagte nichts. Vane, der heute bester Laune zu sein schien, wandte sich an seinen Burschen: «Wollt Ihr uns nicht miteinander bekannt machen, Sam?»

Sam war vor Verlegenheit wie versteinert. Nur mit Mühe stammelte er: «Miss Caroline, Sir. Captain Vane, Miss.»

«Miss Caroline!» Vane sprach den Namen aus, als gehöre er einem Engel. Er blickte sie unverfroren an und bewunderte ihre Frische und Schönheit. Die Frau mochte bloß ein Bauernmädchen sein, aber sie konnte einen Mann durchaus um den Verstand bringen. Der Captain verspürte Eifersucht mit einer Wucht, die ausgereicht hätte, Festungsmauern zum Einsturz zu bringen. Eine solche Maid ist viel zu schade für einen Stallknecht, dachte er. «Seid Ihr vielleicht Sams geheimnisvolles Küchenmädchen?»

Caroline reagierte schnell. «Ja, Sir.»

«Sam, Sam! Kein Wunder, dass Ihr sie verborgen haltet!»

«Ich sollte nicht hier sein, Sir.» Caroline zog sich zur Sakristei zurück.

«Aber bitte, Miss Caroline!» Vane spielte seinen ganzen Charme aus. «Um nichts in der Welt würde ich wagen, Euch von Sams Seite zu vertreiben!»

«Nein, Sir, ich habe zu tun.» Sie nickte Sam kurz zu und eilte rasch zu der Tür.

Vane wartete, bis die Hintertür ins Schloss gefallen war. «Grundgütiger, Sam! Sie ist zwar blond, aber ansonsten allerliebst.»

«Sie ist sehr nett und freundlich, Sir.»

«Nett?» Vane schüttelte heftig den Kopf. «Der Himmel stehe mir bei! Männer würden für sie töten! Ist dies hier Euer heimlicher Treffpunkt? Jetzt wird mir klar, warum ihr Euch so oft und so lange im Stall aufhaltet. Ich an Eurer Stelle würde das auch tun. Wenn Ihr ihrer jemals überdrüssig werden solltet …» Vane bemerkte, wie Sams Gesicht zuckte, und er schüttelte rasch den Kopf. «Vergesst, was ich gerade gesagt habe, Sam. Ich entschuldige mich dafür, denn ich hatte kein Recht dazu. Aber ein Trottel seid Ihr doch, Sam.»

«Ein Trottel, Sir?»

«Ein Soldat sollte sich nie mit einer hübschen Frau zusammentun, sondern immer eine Hässliche wählen. Was die Essenz des Vergnügens angeht, so gibt es zwischen beiden keinen Unterschied, aber man kann die Hässliche viel ruhigeren Herzens zurücklassen, wenn man ins Feld zieht. Und außerdem sind sie viel dankbarer als die Schönen.» Vane lachte und strich dem Rappen über die Nüstern.

«Wie geht es ihm?»

«Die Hufe sind wieder in Ordnung, Sir.»

«Wirklich?»

«Tretet zurück, Sir.» Sam wartete, bis sein Herr mit verwirrter Miene gehorchte, und stieß dann einen kurzen, scharfen Pfiff aus. Der Hengst wieherte und sprang dann sauber über die niedrige Boxtür. Er trottete zu Sam und senkte den Kopf, um von ihm gestreichelt zu werden.

Vane lachte herzlich. «Ihr bringt ihm ja Kunststücke bei!»

«Er ist ein gutes Pferd, Sir, das beste!» Sam führte den Rappen in die Box zurück und band ihn an. «Es geht ihm wieder prächtig, Sir. Wolltet Ihr auf ihm ausreiten?»

«Nein, nein, ich vertreibe mir nur etwas die Zeit.» Der Captain ließ den Blick durch die leere Kirche wandern. «Ein trübsinniges Gotteshaus, was?»

«Ja, Sir.» Sam fragte sich, warum sein Herr heute so redselig war.

«Stumpfsinnig, grau und schal.» Vane warf einen abfälligen Blick auf das Kirchenschiff. «Ein Gotteshaus braucht das Mysterium, Sam, einen dunkeln Ort hinter dem Altar. Eine Kirche ist wie ein Land, Sam. Sie braucht einen Hauch von Geistern und Gewaltigkeit. Aber hier findet man nichts davon. Hier kennen sie nur ihre Räson, und ich bete zu ihrem einträglichen Gott, dass sie stumpfsinnige und langweilige Menschen bleiben mögen, denn sollten sie doch einmal einem Mysterium begegnen, gäbe es in ihrem Glauben nichts, das ihnen das erklären könnte. Wie hieß

doch noch gleich der Sergeant, vor dem Ihr die Hosen voll hattet?»

Die letzte Frage erfolgte so unerwartet, dass Sam zunächst nichts verstand. «Sir?»

«Der Kerl, der mit dieser Dirne, äh, Sacharissa verheiratet war?»

Sam erschrak. «Scammell, Sir.»

«Genau, das ist der Name. Vielen Dank, Sam.» Vane ging.

«Sir?»

Der Captain drehte sich zu ihm um. «Ja, Sam?»

Sam hatte Angst. Seit der Nacht, in der Scammell ihn und Caroline überfallen hatte, hatte er nichts mehr von dem Sergeant gehört. Und er wünschte, dass dieser Zustand noch eine Weile anhielt. «Ihr werdet ihn doch nicht zur Anzeige bringen, Sir?»

«Anzeige, wieso?»

«Na ja, ich habe Euch doch von dem Jungen in Germantown erzählt, Sir. Den er ermordet hat.»

«Ja, ein Mord, Sam. Glaubt Ihr nicht, dass man ihn dafür bestrafen sollte?»

«Er gehört an den Galgen, Sir, doch wenn er je erfährt, dass Ihr das von mir erfahren habt, wird er mir die Seele aus dem Leib treten.»

Vane lachte. «Ich werde ihn nicht anzeigen, Sam, also beruhigt Euch wieder. Mich bewegen andere, weniger dramatische Gründe. Unsere wunderhübsche Sacharissa ist,

wenn ich recht informiert bin, eine Liaison eingegangen. Sie hat ihr Herz verschenkt, und ihr Offizier wünscht, dass ihr Gatte keinen Ärger macht. Könnt Ihr mir folgen?»

«Sie hat Scammell nie kirchlich geheiratet, Sir.»

«Nichtsdestoweniger habe ich dem Kameraden versprochen, dem Sergeant eine Abfindung zu zahlen. Ich habe ganz gewiss nicht vor, die Rache Scammells auf Euer Haupt zu laden.»

«Er ist ein Bastard, Sir», warnte Sam.

«Bastarde bringen uns den Sieg. Bastarde und so gute Pferde wie du, mein Junge.» Er klopfte dem Rappen den Hals. «Vielen Dank, Sam.»

Sam sah, wie der Captain hinausging, und fragte sich, warum er immer noch eine Gänsehaut hatte. Ohne zu wissen, warum, nahm er sein stumpf gewordenes Bajonett und fing an, es an einem Wetzstein zu schärfen. Der Frühling war ins Land gezogen, und der nächste Kampf stand bevor.

Einunddreißig

Captain Vane traf sich mit Sergeant Scammell vor einem großen Steinhaus, dessen Fenster mit rostigen Gittern gesichert waren. Vane hatte den Sergeant zwar nur einmal flüchtig auf dem Schlachtfeld gesehen, aber jetzt erkannte er den Mann augenblicklich wieder. Ein großer Mann mit wissenden Augen und geraden Zügen, in denen jedoch zu viel Wildheit lauerte, um ihn schön nennen zu können. Scammell erweckte den Eindruck eines Mannes, den keine

Schlechtigkeit und kein Schicksalsschlag in Erstaunen versetzten konnten. «Seid Ihr Sergeant Scammell?», fragte der Captain trotzdem.

«Sir!» Scammell trug von der Kugel, die er in der Winternacht empfangen hatte, eine Narbe am Bein. Er kannte diesen Offizier und wusste, dass er der Herr des Mannes war, der ihm diese Narbe beigebracht hatte. Und deswegen nahm der Sergeant sich vor, auf der Hut zu sein.

«Ich bin Vane, Captain Vane.»

«Ich erinnere mich an Euch, Sir.» Scammells Augen suchten das Gesicht seines Gegenübers nach einer Schwäche ab, die er ausnutzen konnte. «Befehle, Sir?»

«Nichts zu tun und nichts zu sagen, bis ich es anordne.» Vane drehte sich um und zog an der Türglocke. Tief im Innern des düsteren Gebäudes klingelte etwas jammervoll.

Scammell betrachtete die Straße. Er verachtete die Bürger, die durch den Nieselregen hasteten. Der Sergeant hatte von Lieutenant-Colonel Elliott erfahren, dass Captain Vane um seine Hilfe nachgesucht habe. Nachgesucht, hatte Elliott gesagt, nicht befohlen. Scammell wusste, dass ihm das kaum Ärger bringen würde. Aber er war dennoch neugierig und auch ein wenig nervös. «Hat Sam Euch von mir erzählt, Sir?»

«Er hat mir gesagt, dass Ihr in Germantown einen Halbwüchsigen ermordet habt», erklärte der Captain hart

und bemerkte, wie Furcht über das Gesicht des Mannes huschte.

«Ich hätte mehr als nur einen umbringen sollen», entgegnete Scammell leise.

Vane ignorierte die Antwort. Er fragte sich nur, ob er vielleicht seinen Trumpf zu früh ausgespielt hatte, doch andererseits sicherte er sich so schon früh das Schweigen und die Loyalität des Mannes. Vane schämte sich dafür, auf die Hilfe eines so widerlichen Mannes angewiesen zu sein, doch die Eifersucht und seine Ambitionen trieben ihn unerbittlich voran. Ein Krieg ging wegen Zauderns verloren, und es war höchste Zeit, dass jemand das Spiel auf brutale Weise spielte. Vane zog ungeduldig noch einmal an der Glocke. Kurz darauf öffnete ein britischer Wärter. Er ließ die beiden Besucher in die weitere Halle ein, in der es von Geistesgestörten wimmelte, die, so weit und so rasch ihre Ketten es zuließen, nach vorn krochen, um zu sehen, wer da erschienen war. «Willkommen im Parlament, Sir», erklärte der Wärter.

«Was soll das heißen?», entgegnete der Captain und fuhr vor einem halb nackten, sabbernden Mann zurück, der versuchte, die Regentropfen von den Stiefeln der Neuankömmlinge zu lecken.

«So nennen wir das Rund unserer Idioten, Sir!» Der Wärter versetzte einer Frau einen Tritt, und sie flog zurück an die

Wand. Sie zog eine schwere Brust aus ihren Lumpen und bot sie Vane an. Scammell brachte der Anblick zum Grinsen.

Der Captain wartete, bis der Wärter ein Eisengitter aufsperrte, durch das man in den Teil der Irrenanstalt gelangte, in dem man gefangene amerikanische Offiziere untergebracht hatte. Das neue Gefängnis an der Walnut Street war überfüllt, aber im Irrenhaus hatten sich noch ausreichend freie und verschließbare Zellen gefunden, um daraus ein Gefängnis zu machen. Vane rümpfte die Nase, weil es hier entsetzlich nach menschlichen Ausscheidungen stank. In diesem Teil der Anstalt gab es keine Beheizung. Jeder Gefangene erhielt eine verlauste Decke und ein stinkendes Bündel Stroh, um sich damit eine Bettstatt herzurichten. Die Rebellen-Offiziere, die den Winter überlebt hatten, trugen nur noch Lumpen am Leib, und die meisten von ihnen hockten fieberkrank in einer Zellenecke. Vane hatte sein Kommen angekündigt, und man führte ihn in einen großen Raum, in dem ein Tisch und ein Stuhl standen. Ein sauertöpfischer Lieutenant, der diensthabende Offizier des Gefängnisses, befahl, den Gefangenen James Lynch herbeizuschaffen. «Soll ich Tee bringen lassen, Sir?», fragte er Vane.

«Ich will mit ihm keinen netten Plausch abhalten, Lieutenant», entgegnete der Captain. «Wenn Ihr uns bitte allein lassen würdet?»

Während er wartete, holte Vane Blätter, ein Tintenfass und Federn hervor und legte alles auf den Tisch. Scammell verschränkte derweil die Finger, drehte die Hände nach außen und ließ die Knöchel knacken. Der Captain blickte irritiert auf, und der Sergeant lächelte. Vane erkannte, dass dieser Mann ihm in die Seele blicken konnte, und machte sich rasch wieder über seine Papiere her.

Die Tür ging auf, und ein Gefangener in einer dünnen Drillichjacke und einer verdreckten Kattunhose wurde in den Raum gestoßen. Die Blässe in seinem Gesicht kündete von der langen Gefangenschaft, und er hatte auf geradezu lachhafte Weise versucht, das ungeschnittene Haar zu einem Zopf zu binden. Der Mann zitterte. «Ihr wieder», brummte er ungehalten.

Der Captain sortierte immer noch seine Papiere und bereitete sich nicht die Mühe, aufzublicken. «Ja, ich bin es wieder. Guten Morgen, Lieutenant.»

Lynch drehte sich um und entdeckte den britischen Sergeant. Das Gesicht des Mannes flößte ihm Angst ein, und er wandte sich rasch wieder an Vane. «Ich verlange, auf Ehrenwort freigelassen zu werden!»

«Das habt Ihr beim letzten Mal auch schon vorgetragen.» Vane hatte den Gefangenen vor vier Tagen, am Morgen nach dem Wohltätigkeitsball, aufgesucht. Und das Ergebnis dieses ersten Verhörs hatte ihn dazu bewogen, sich

Scammells Hilfe zu besorgen. Er hoffte immer noch, dass diese Hilfe nicht nötig sein würde.

«Ich habe ein Recht darauf, freigelassen zu werden!», zischte der Lieutenant. «Immerhin bin ich Offizier!»

Jetzt blickte Vane auf. Lynchs Gesicht war voller Pockennarben und eingefallen. Der Hunger und die Kälte des Winters hatten ihn beinahe zerbrochen, doch immer noch funkelte in seinen Augen Trotz. «Das könnt Ihr haben, Lieutenant, sobald Ihr einhundert Pfund hinterlegt habt.»

Lynch war anzusehen, dass er nicht im Traum daran denken konnte, jemals eine solche Summe aufzubringen. «Ich habe ein Recht darauf!», fuhr er den Captain an. «Dafür muss ich nicht bezahlen!»

Vane lächelte. «Ihr habt dieses Recht verwirkt, Lieutenant. Eure Kameraden haben sich unehrenhaft betragen. Wenn Eure Offiziere in der Lage wären, einen feierlichen Eid nicht zu brechen, brauchten sie kein Pfand zu hinterlegen.»

«Ich muss mir von einem Engländer keine Lektion in Moral anhören!» Lynch sprach mit einem irischen Akzent, und er besaß die Unbeugsamkeit seines Volkes.

«Anscheinend doch», entgegnete der Captain amüsiert. Die Freilassung auf Ehrenwort gewährte einem gefangenen Offizier die Möglichkeit, sich frei innerhalb der Stadt bewegen zu können, legte ihm aber die Verpflichtung auf, keinen Versuch zu unternehmen, sich zu Washingtons Armee durchzuschlagen. Zu viele amerikanische Offiziere

hatten dieses Ehrenwort als schrullige Schwäche der Engländer angesehen, es leichten Herzens gegeben und die erstbeste Gelegenheit zur Flucht ergriffen. George Washington hatte dieses Verhalten in einem Schreiben an Sir William zwar beklagt, dies aber nicht zum Anlass genommen, die geflohenen Gefangenen zurückzuschicken. Die Korrespondenz, die die beiden Oberbefehlshaber unterhielten, drehte sich auch mehr um das Schicksal der Gefangenen in den Zellen. Und gleichermaßen zynisch versicherten beide Männer einander, dass ihre Gefangenen die allerbeste Behandlung erhielten. Vane lächelte Lynch an. «Habt Ihr hundert Pfund, Lieutenant?»

«Ihr wisst genau, dass ich so viel nicht besitze.»

«Dann bleibt Ihr weiterhin Gast Seiner Majestät.» Vane schraubte das Tintenfass auf und tauchte die Feder in die Flüssigkeit, um anzuzeigen, dass der Austausch von Höflichkeiten nun vorüber war und es Zeit für dringendere Geschäfte wurde. «Euer Name ist Lieutenant James Lynch, und Ihr wart Offizier in der Garnison von Fort Mercer. Ist das korrekt?»

«Und warum gebt Ihr uns nichts zu essen? Wir bekommen nur Abfälle, Ihr Schweinehunde!»

Sergeant Scammell nahm eine bedrohliche Haltung ein, so als wollte er dem Gefangenen Manieren beibringen. Der Captain ignorierte seinen Begleiter. «Euer Mister Washington ist dazu verpflichtet, Euch Vorräte zur

Verfügung zu stellen. Das ist nicht unsere Aufgabe. Würdet Ihr jetzt bitte so freundlich sein und meine Frage beantworten, Lieutenant?»

«Ihr wisst doch, wer ich bin. Wie oft wollt Ihr mich das noch fragen, Engländer?»

«So oft, wie es sich als notwendig erweist», entgegnete Vane geduldig. Er schrieb Lynchs Namen auf ein freies Blatt Papier. «Erinnert Ihr Euch an den Angriff der Hessen auf Fort Mercer?»

«Ich erinnere mich, etliche von diesen Mistkerlen in die Hölle geschickt zu haben.»

«Wer hat Euch vor dem Angriff gewarnt?»

«Niemand.»

Bislang verlief dieses Verhör Lynchs genauso wie das erste: Wütende Proteste gegen die Zustände in dieser Haftanstalt bei gleichzeitiger Verneinung aller Fragen, die ihm gestellt wurden. Vane hielt die Feder über das Fass, um überschüssige Tinte abfließen zu lassen. «Ihr habt Major Zeigler erklärt, ihr wäret vorab gewarnt worden. Ich möchte wissen, wer diese Nachricht überbracht hat.»

«Es gab keine Nachricht.»

Der Captain stand auf und trat an das kleine, vergitterte Fenster. Er starrte hinaus auf den Gefängnishof, wo sich vor einem toten schwarzen Baum grüne Grashalme zeigten. «In Fort Mercer gab es eine Bastion, die Ihr aufgegeben hattet. In der Nacht vor dem Angriff wurde sie jedoch wieder

bemannt. Man nimmt solche Mühe nicht auf sich, Lieutenant, wenn man vorher keine Warnung über einen bevorstehenden Angriff erhalten hat.» Er drehte sich zu dem Gefangenen um. «Ich weiß, dass man Euch eine entsprechende Nachricht hat zukommen lassen. Ihr selbst habt damit geprahlt, nachdem man Euch gefangen genommen hatte. Mir liegt ein Protokoll Eurer damaligen Aussage vor.»

«Da habe ich gelogen. Man hat uns nicht gewarnt. Wir haben Euch vor Fort Mercer in den Hintern getreten, Engländer, so wie wir Euch aus diesem Land treten werden.»

Der Captain seufzte und kehrte zum Tisch zurück. Er musste den Namen des Boten haben, der die Nachricht überbracht hatte. Über ihn würde er an einen der Hintermänner bei diesem Verrat gelangen. Er zog ein Blatt mit einem roten Siegel aus dem Papierstapel. «Dies, Lieutenant, ist ein Erlass, der mich bevollmächtigt, Euch zu unseren Posten an der Wissahickon Road zu bringen. Dort sollt Ihr Kleidung, ein Pferd und Geld erhalten und könnt Euch dann wenden, wohin es Euch beliebt.» Er legte das Papier auf den Tisch, damit der Gefangene den Text lesen konnte. «Und dafür müsst Ihr nicht mehr tun, als mir den Namen der Person zu nennen, die Euch vor dem Angriff auf Fort Mercer gewarnt hat.»

Lynch studierte den Text und sah den Captain dann frech an: «Trinkt eure Pisse, Engländer!»

Vane stellte sich vor den Rebellen. «Was für vornehme Offiziere Mister Washington doch inzwischen zu nehmen gezwungen ist. Kein Wunder, dass die Rebellen bei der ersten Musketensalve wie die Hasen davonrennen.» Der Captain starrte den Mann an, als wollte er ihn zu einer Gewalttätigkeit ermuntern.

Lynch schien fast der Verlockung zu erliegen, gewann dann aber die Kontrolle über sich zurück. Vane seufzte. «Sergeant Scammell!»

«Sir!»

«Habt Ihr meine Fragen gehört?»

«Klar und deutlich, Sir!»

«Glaubt Ihr, Ihr vermögt eher als ich die Antworten aus dem Mann herauszukitzeln?»

Der Sergeant wusste sofort, was von ihm erwartet wurde. «Das wäre möglich, Sir, doch dürfte ich Euch zuerst auf ein Wort bitten?»

Vane drehte sich überrascht um. Warum tat der Sergeant nicht gleich, was von ihm verlangt wurde? Aber das, was er jetzt hier tat, war nicht legal, und das wusste Scammell. So blieb dem Captain nichts anderes übrig, als zu nicken und dem Mann nach draußen zu folgen.

Der Captain und der Sergeant ließen Lynch fünf Minuten lang allein, damit er über sich und sein Schicksal nachdenken konnte. In diesen fünf Minuten schloss Vane einen Pakt mit dem Teufel, und Scammell erkannte, wie tief

der Wunsch nach dem Sieg im Innern seines Gegenübers brannte.

Nach dieser Frist kehrte der Sergeant allein in den Raum zurück. Er sperrte hinter sich ab und sah Lynch streng an. «Ihr habt eine Minute, Schweineschnauze, um mir alles zu erzählen.»

«Ich bin Offizier! Wie könnt Ihr es wagen …»

Scammell wartete nicht den Ablauf der Minute ab und begann gleich mit seiner Arbeit.

Der Captain entfernte sich. Er brauchte dringend frische Luft, in der es nicht nach Exkrementen und Fieber stank. In der Vorhalle bahnte er sich mit Fußtritten einen Weg durch die Irren und gelangte endlich auf die Straße zurück. Er lehnte sich gegen die Außenwand des Gebäudes und füllte seine Lunge mit der kühlen Aprilluft.

Was er tat, war falsch, und das war ihm bewusst. Sein Tun war unehrenhaft, und das ärgerte ihn, aber aus der Unehrenhaftigkeit und dem Teufelspakt, den er mit dem Sergeant geschlossen hatte, würde ihm der Schlüssel zum Sieg erwachsen. Es gab einen Verräter, und dieser Verräter befand sich in der Umgebung von Sir William. Solange der Verräter nicht gefasst werden konnte, gab es keine Aussicht auf den Sieg. Und der Sieg rechtfertigte für den Captain jedes Mittel. Denn der Sieg würde die Franzosen in ihrem Land belassen und eine unverschämte Rebellion zu ihrem verdienten Ende führen. Trotz Sir Williams Zaudern, das aus

seinem Wunsch nach Frieden entsprang, würde die Armee noch in diesem Frühjahr eine große Anstrengung unternehmen und die Rebellenarmee stellen und vernichten. Dieses Ziel war nur zu erreichen, wenn der Verrat ausgemerzt wurde. Und deshalb war das, was jetzt in dem kalten, leeren Raum stattfand, richtig. Doch noch während er sich das einzureden versuchte, breitete sich in seinem Magen die Furcht aus, er könnte entdeckt werden.

Die Glöckchen eines Pferdegeschirrs rissen ihn aus seinen Überlegungen. Zwei Grauschimmel zogen einen leichten Wagen mit gelben Rädern und einem roten Kasten. Auf dem Kutschbock saß Sir William und hielt die Zügel. In der Kutsche saß Lizzie Loring.

Vane wollte nicht gesehen werden und versteckte sich. Er versteckte sich vor seinen Landsleuten wie ein Verbrecher, und er hatte das dringende Bedürfnis, in die Anstalt zu laufen und den Wahnsinn zu beenden, der ihn ruinieren konnte.

Er schlich tatsächlich in das Irrenhaus und vernahm dort zu seiner Genugtuung, wie die grässlichen Geräusche aus dem Raum leiser wurden. Zwanzig Minuten vergingen, dann verließ Scammell den Raum und präsentierte dem Captain die Antwort, die er so dringend brauchte. «Es war ein Bursche namens Davie Logan, Sir.» Die Hände des Sergeants waren blutbeschmiert. «Er ist Fährmann, irgendwo am Fluss. Er hat nur noch ein Auge und eine gebrochene Nase.»

«Also wohnt er nicht in der Stadt?»

«Nein, flussaufwärts. Ein paar Meilen von hier.»

«Großer Gott», sagte Vane leise. Er hatte mit dem Namen eines Bürgers aus Philadelphia gerechnet, hatte sogar insgeheim gehofft, Martha Crowl möge etwas damit zu tun haben. Doch der Name des Fährmannes sagte ihm gar nichts, und schlimmer noch, der Mann lebte womöglich jenseits der britischen Verteidigungslinien. Er fluchte unhörbar. «Seid Ihr Euch ganz sicher?»

«Ganz sicher.»

«Wie geht es dem Gefangenen?»

«Er stirbt, Sir.»

«Was?»

Scammell, der die Schwachstelle dieses Offiziers herausgefunden hatte, grinste gehässig. «Was habt Ihr denn gewollt? Wie hättet Ihr einen geprügelten Yankee erklären wollen?»

«Ich habe euch lediglich aufgetragen, ihm Angst einzujagen!»

«Das habe ich ja auch getan.»

«Himmel noch mal!» Vane eilte an die Tür zu dem Raum, riss sie auf und spähte hinein. Der Anblick ließ ihn würgen, und er musste sich am Türknauf festhalten. «Gott der Gerechte!»

«Ich werde sagen, er habe Euch angegriffen, Sir.» Scammell zeigte sich von dem blutenden und zuckenden

Körper am Boden völlig unbewegt. «Da mussten wir ihn töten. Er hat sich in einen rasenden Berserker verwandelt.»

Vane schnürte es die Kehle zu. Er hatte Lynch erschrecken wollen, damit er den Namen des Boten preisgab, aber er hatte nie beabsichtigt, den Mann zu Tode prügeln zu lassen. Als der Drang zu würgen nicht mehr so stark war, wurde ihm bewusst, dass er ebenso wie der Sergeant für diese Tat hängen konnte. Vane beugte sich vor und erbrach sich.

Scammell marschierte an ihm vorbei und zog sein Bajonett aus der Scheide. Lynchs rasselnder, keuchender Atem setzte abrupt aus.

Der Sergeant kehrte zu ihm zurück. «Der macht keinen Ärger mehr, Sir.»

«Jesus!» Der Captain kriegte keine Luft mehr.

«Er hat Euch angegriffen und sich wie ein Wahnsinniger gebärdet. Also musste ich ihn umbringen.» Der Sergeant wischte das Blut von dem Bajonett und verließ die Zelle. Er hatte jetzt das Kommando.

«Ja, Sergeant», Vane nickte.

«Er ist nicht der erste Gefangene, der in die Hölle gefahren ist, Sir!»

«Da bin ich mir sicher.»

«Und Maggie, Sir?» Der große Sergeant blickte selbstsicher auf den kleineren Captain hinunter. «Ich komme heute Nacht.»

Der vertrauliche und überhebliche Tonfall des Sergeants verletzte Vanes Selbstachtung. Er reckte sich und war entschlossen, die Herrschaft über diese schreckliche Beziehung zurückzugewinnen. «Ihr erhaltet Euer Weib zurück, Sergeant, sobald ich überprüft habe, ob Ihr sie auch verdient.»

Wut blitzte in Scammells Augen, die sich aber nicht gegen den tiefsitzenden Respekt vor allen Offizieren durchsetzen konnte. «Verdient, Sir?» Er warf über die Schulter einen Blick auf den Raum. «Also, wenn das nicht Beweis genug war?»

«Sobald ich herausgefunden habe, ob Lynch Euch die Wahrheit gesagt hat.»

«Das hat er», beharrte Scammell.

«Das möchte ich gern selbst herausfinden, nicht wahr?» Vane fühlte sich jetzt wieder obenauf. «Und bis dahin verliert Ihr niemandem gegenüber ein Wort. Verstanden, Sergeant?»

«Ich bin doch nicht so ein Chorknabe wie Euer Sam, Sir!» Der Sergeant war alles andere als zufrieden.

«Nein, ganz gewiss nicht!» Der Captain entfernte sich und war bereit, die Lügen aufzutischen, die den Mord vertuschen sollten. Doch er kannte jetzt den Namen, der ihn auf seinem blutigen Weg weiterführen würde. Davie Logan. Er fragte sich, wie er Logan aufspüren sollte. Und doch blieb ihm nichts anderes übrig, denn so wie Lynch zu dem Fährmann geführt hatte, würde Logan zu dem nächsten Verräter

führen, und so weiter, bis er den Hintermann gefunden hatte. Und dieser würde nie wieder der Sache des Königs schaden können. Allein aus diesem Grund hatte Vane den Pfad des Grauens beschritten, und nur an seinem Ende stand der Sieg.

Zweiunddreißig

General Lee verließ Philadelphia Ende April. Nicht in der farbenprächtigen Uniform eines polnischen Kavallerie-Generals, sondern im stumpferen Tuch der Kontinental-Armee. Eine Reisekutsche würde ihn bequem befördern, und im Gepäck derselben fanden sich unzählige Geschenke der britischen Offiziere. Kisten mit Weinflaschen in Sägemehl, zwei Schinken, ein Fass mit eingelegten Austern und ein Paar Reitstiefel aus feinstem Leder, das Sir Williams Schuster in London angefertigt hatte. «Damit könnt Ihr umso rascher vor uns davonrennen, Charlie.»

«Ich werde Euch alle vermissen, doch, das werde ich.» Er umarmte Howe und gab Missis Loring einen Kuss. «Teuerste Lizzie, kann ich Euch nicht doch dazu bewegen, mich auf die Reise zu begleiten?»

«Wir nehmen Euch bald genug wieder gefangen, Charlie.»

«Euch gehen die Versprechungen wirklich leicht über die Lippen.» Lee drückte noch einmal Sir Williams Hand. Beide Seiten verspürten über diese Trennung Schmerz.

«Unterbreitet General Washington meine Friedensvorschläge!», mahnte Howe.

«Das werde ich, Sir! Und ich werde ihm auch gut zureden.» Lee schwang sich auf Sir Williams Pferd. Er würde die ersten Meilen auf der Stute reiten und dann in die Kutsche steigen, deren Ledervorhänge trotz der Hitze des Tages heruntergezogen waren.

Ein halbes Dutzend von Sir Williams Adjutanten, unter ihnen Christopher Vane, John Andre und Lord Robert Massedene, würden den General auf dem ersten Teil seiner Reise begleiten. In der vorangegangenen Nacht hatte ein gemischtes Detachement aus britischer Infanterie und loyalistischer Kavallerie ein Rebellen-Lager bei Crooked Billet, einer Land-Taverne, überfallen. Bis dahin würden die Adjutanten Lee begleiten und dann mit den eigenen Truppen zurückkehren. Die sechs Burschen der Offiziere, unter ihnen Sam Gilpin, trugen Wein und Speisen für ein Abschiedsmahl im Freien.

«Wen versteckt Ihr da in der Kutsche, Charlie?», fragte Sir William im Scherz.

«Zwölf fahnenflüchtige Engländer.»

Sir William lachte. «Gottes Segen möge Euch begleiten, Charlie.»

«Und Euch auch, Sir.» Die beiden Männer schüttelten sich die Hände, dann ließ der Kutscher seine Peitsche knallen, und die Pferde zogen den Wagen aus dem Hof auf die Market Street. Lee und die Offiziere ritten voraus, während die Burschen hinter der Kutsche blieben.

Es wurde ein lustiger Ritt. Die Offiziere führten auf den Straßen Philadelphias einige Reiterkünste vor, und hernach ritt man aus purer Freude über die Northern Liberties. Zum ersten Mal seit langem war das Umland im Norden frei von Rebellen-Patrouillen, und die jungen Herren durften ihrer Ausgelassenheit nachgehen.

Es war in diesem Jahr der erste Tag solcher ungezwungenen Freiheit. Das ganze Frühjahr hindurch hatten die feindlichen Patrouillen im Hinterhalt gelegen und den Fourage-Trupps das Leben schwer gemacht. Als das Wetter besser wurde und man wieder auf dem Land reiten konnte, steigerten sich gleichermaßen die Aktivitäten der Rebellen. Von Heckenschützen getroffen, blieb mancher Rotrock tot in einem Graben oder auf einem Feld zurück. In den Wäldern, die nur hier und da von Äckern oder Weiden unterbrochen wurden, fühlten die Amerikaner sich heimisch. Und britische Kompanien, die vor allem für den Kampf auf offenem Feld und in geschlossener Formation gedrillt waren, bewegten sich hier langsam, schwerfällig und verwundbar. Die Rebellen, die mit jedem getöteten Feind siegessicherer wurden, lachten über die herumstolpernden britischen Verbände.

Doch der Erfolg machte sie zu sicher. Am Tag vor Lees Abzug versammelten sich mehrere Rebellen-Trupps zu einer Streitmacht von fünfzehnhundert Mann. Sie planten, bis zu den britischen Verteidigungslinien bei Philadelphia

vorzudringen und die Holzfällerabteilungen anzugreifen, die täglich Brennholz in die eingeschlossene Stadt schafften.

Ein loyalistischer Bauer brachte die Nachricht von dieser feindlichen Truppenansammlung in die Stadt. Die Briten wussten jetzt, wo die Störenfriede saßen, und stellten eine Abteilung zusammen, die noch in derselben Nacht losmarschierte, um den Feind zu überfallen. Lord Robert schloss zu Vane auf und deutete auf eine Rauchwolke, die am Horizont in den Frühlingshimmel stieg. «Es hat den Anschein, als wären wir erfolgreich gewesen.»

«Wir hätten es längst erfahren, wenn es anders wäre», entgegnete Vane barsch. Er konnte den Lord immer noch nicht ausstehen, was von der Eifersucht ausgelöst worden war, die die Witwe im letzten Herbst in ihm hervorgerufen hatte. Doch da die beiden Männer Adjutanten in Howes Generalstab waren, konnten sie sich kaum gegenseitig aus dem Weg gehen. Vane begegnete Lord Robert mit vorsichtiger Höflichkeit, während Massedene zu Vanes Verdruss so tat, als hätte es zwischen ihnen nie böses Blut gegeben. Und in diesem Moment irritierte der Adlige ihn schon wieder. «Ihr macht heute Morgen einen recht erholten Eindruck, Vane.»

«Erholt?»

«Wir hatten schon befürchtet, Euch hielte seit Tagen das Fieber im Bann. Sogar Billy hat sich Sorgen bereitet.»

Vane musste sofort an den blutenden und zuckenden Körper in dem Verhörraum denken. Das Schuldgefühl saß wie eine giftige Schlange in seinem Bauch. Er trieb sein Pferd an, damit Massedene sein Gesicht nicht sehen konnte. «Ich hatte mich verkühlt, My Lord, aber nichts Schlimmes.»

«Billy dachte, Ihr grämtet Euch, weil Ihr untätig herumsitzen musstet.»

«Grämen wir uns nicht alle?», gab Vane zurück. Gereiztheit schwang in seiner Stimme mit, die von vielen in der britischen Armee geteilt wurde. Der Frühling war längst da, und immer noch wollte Sir William nicht ausrücken, um den Feind zu schlagen. Die Truppen hockten weiterhin in ihrem Winterquartier und fragten sich, was an den Gerüchten über die Franzosen, Sir Williams Rücktrittsgesuch und Friedensverhandlungen wahr sein konnte. Manche Offiziere murrten sogar, Sir William liebe Amerika mehr als Britannien. Andere wie Vane drängten Howe zum Angriff. Doch der Oberbefehlshaber riet allen zur Geduld. «Wir unterbreiten ihnen bald ein Friedensangebot mit sehr günstigen Bedingungen. Wir wollen nicht den Hass der Männer provozieren, deren Verständnis und Einsicht wir suchen.»

Dann war der loyalistische Bauer gekommen und hatte von der Vereinigung der Rebellen-Trupps bei der Crooked-Billet-Taverne berichtet. Da konnte Sir William nicht länger untätig zusehen. Eine solche Herausforderung der Yankees

fast unter den Mauern Philadelphias durfte nicht ignoriert werden. Gegen Mittag sahen die Adjutanten, die der knarrenden und quietschenden Kutsche ein gutes Stück voraus waren, die Folgen des nächtlichen Überfalls.

Sechs Rotröcke waren verwundet worden, aber über hundert Rebellen lagen tot da. Charles Lee, der immer noch auf Howes Stute saß, blickte voller Entsetzen auf die Szene. «Was ist denn hier geschehen?»

«Sie haben Fersengeld gegeben», antwortete ein Major der Loyalisten in der grünen Uniform der Queen’s Rangers. «Ihre Posten haben wieder tief geschlafen, wie damals bei Paoli’s Tavern.»

Vane ritt im Schritt zwischen den Leichen umher. Rauch stieg von den Lagerfeuern der Rebellen auf. Ein Sack Weizenmehl lag neben einem Feuer. Daneben ein abgewetztes Paar Stiefel, das niemand mehr haben wollte. Der Besitzer der Stiefel lag in seinen löchrigen Socken fünf Meter weiter. Ein Säbelhieb hatte ihn getötet. Die Rotröcke hatten ihm auf der Suche nach Geld die Kleider zerrissen. Viele Männer verbargen ihre Münzen gern im Saum ihrer Jacke oder Hose.

«Welche Einheit?», fragte Lee.

«Laceys Männer!», verkündete der Major und schien stolz zu sein, dem General eins auswischen zu können.

«Wir wurden verraten», erklärte Lee bitter.

«Ein kleiner Ersatz für all die Male, bei denen man uns verraten hat», entgegnete der Loyalist barsch.

Lee wandte sein Pferd ab. Die Taverne, die diesem Ort den Namen gab, brannte immer noch, und als ein Dachbalken einstürzte und einen Funkenregen hervorrief, scheute die Stute. Eine Scheune, die hinter der Taverne stand und in der man Stroh gelagert hatte, war nur noch eine rauchende Ruine. Zwischen den verkohlten Brettern entdeckte Lee verdrehte Leichen. Hier roch es auch nach verbranntem Fleisch.

«Patrioten?», fragte der General.

Der Major nickte. «Sie haben so ungeschickt mit ihren Musketen herumhantiert, dass dabei das Stroh Feuer gefangen hat.» Er lachte, als sei er der Überzeugung, ein solches Schicksal sei für Rebellen gerecht.

Lee ritt von diesem garstigen Ort fort. Aber Vane blieb. Der Anblick der verkohlten Leiber ließ ihn nicht los. Sie waren vollkommen schwarz und geschrumpft und nur vage als Menschen erkennbar. Er drehte sich erst um, als hinter ihm Hufgetrappel ertönte. Sam Gilpin ritt heran, um seine Neugier zu befriedigen. «Lasst Euch das eine Lehre sein, Sam, niemals im Stroh eine Muskete abzufeuern.»

«Das haben die Männer hier aber nicht getan, Sir.»

Vane hob eine Braue. Sam, der voller Entsetzen auf die Leichen starrte, erklärte es ihm: «Man hat sie in die Scheune

gedrängt, nachdem dort das Feuer schon ausgebrochen war.»

Vane lachte kurz und hart. «Seid nicht absurd, Sam!»

«Das haben die dort aber gesagt, Sir.» Der Bursche deutete auf eine Gruppe Grünuniformierter, die vor der brennenden Taverne stand. «Sie prahlen damit, Sir.»

«Man hat sie in die Scheune gedrängt?»

«Eher gestoßen. Sie werden es Euch gegenüber abstreiten, aber der Major war dabei.» Er zeigte auf den Mann, der Lee über das Schlachtfeld führte, um ihm die Stätten des Massakers vorzuführen.

Vane hielt das für nicht ausgeschlossen. Gemeine würden einem einfachen Soldaten wie Sam gegenüber mit solchen Taten prahlen. «Haben sie auch gesagt, warum sie das getan haben?»

«Einer der Kerle hat von hinten auf sie geschossen, Sir!»

«Dann haben sie es nicht besser verdient. Das wird sie lehren, auf solche Schurkereien zu verzichten.»

Sam war von so viel Kälte wie vor den Kopf geschlagen. «Ihr hört Euch an wie Sergeant Scammell, Sir.»

Sam, der immer noch über Vanes Frage in der Kirche rätselte, hatte bewusst den Namen des ihm verhassten Sergeants ausgesprochen. Aber er hätte nie mit einer solchen Reaktion seines Herren gerechnet. Vane wendete das Pferd, bis er Sam ins Gesicht sehen konnte, und die

Muskeln an seinem Hals traten wie Stricke hervor. «Wie könnt Ihr es wagen, Gilpin? Ihr unverschämter Lümmel!»

«Sir, ich …»

«Und haltet Euer ungewaschenes Maul, wenn ich spreche! Mein Gott, was Ihr Euch einbildet! Ihr denkt wohl, bloß weil Ihr mein Bursche seid, hätte Disziplin für Euch keine Bedeutung mehr! Ich kann Euch immer noch auspeitschen lassen, Private Gilpin, bis Euch das Blut in die Stiefel strömt! Vergesst das nicht, Mann!»

Lee und Andre waren auf das Geschrei aufmerksam geworden und hörten interessiert zu. Sam schwieg. Er hatte miterlebt, wie fieberhaft und leicht erregbar Vane in den Tagen seit seiner Begegnung mit Caroline gewesen war, aber ein solcher Wutausbruch wie eben war selbst bei ihm ungewöhnlich. «Ihr macht mich krank!», brüllte der Captain. «Ihr seid nichts als ein frecher Bauernlümmel! Und nun geht mir aus den Augen!»

«Es tut mir leid …»

«Verschwindet!»

Sam wendete seine Stute. John Andre ritt zu Vane, um zu vermitteln. Doch der Captain gab seinem Pferd die Sporen und eilte zu dem Major. «Ihr solltet Eure Männer dazu erziehen, den Mund zu halten, Major.»

Der Loyalist sah sich vorsichtig nach Lee um, doch der Rebellen-General war außer Hörweite. «Warum?»

«Das wisst Ihr sehr gut.»

Der Major, der vor dem Krieg Bauer in Pennsylvanien gewesen war, wollte sich von diesem fremden Offizier nicht herunterputzen lassen. «Und wer seid Ihr, dass Ihr mich zurechtweisen wollt, Captain?»

Vane atmete tief durch, um sich zu beruhigen. «Christopher Vane, Sir, Mitglied des Generalstabs von Sir William.»

«Und ich bin Major William Moir.»

Moir war ein großer Mann mit einem wettergegerbten Gesicht und Händen, die aussahen, als könnte er damit einen Ochsen erwürgen. Seine Augen standen niemals still und zuckten ständig über dem Schlachtfeld hin und her. Er hatte diese Angewohnheit wie alle Ranger, Männer, die sich in den Wäldern auskannten und mit den feindlichen Heckenschützen Katz und Maus spielten.

Vane wollte den amerikanischen Offizier nicht gegen sich aufbringen. Freundlich erklärte er: «Mir ist es gleich, Major. Von mir aus könnt Ihr jeden verdammten Rebellen zwischen hier und den Bergen verbrennen. Ich würde Euch sogar dabei helfen, die Schufte in die Flamme zu stoßen. Doch Eure Männer sollten so etwas nicht überall herumerzählen.»

Moir nickte kurz. Er warf einen undefinierbaren Blick auf die Scheune mit den Verbrannten. «Die verdammten Hunde haben uns in den Rücken geschossen. Wir hatten die Scheune bereits eingenommen, aber sie wollten nicht nachgeben.»

«Dann habt Ihr das Rechte getan, aber Sir William wird so etwas nicht gerne hören.»

Der Major lächelte müde. «Hier draußen gibt es eine Menge Dinge, die Sir William nicht gefallen würden. Dieser Krieg wird nicht nach Art der Gentlemen geführt, Sir.»

«Ihr dürft versichert sein, dass Sir William von mir nichts erfahren wird.» Vane hatte das Gefühl, eine schwere Last sei von seinen Schultern genommen. Er war anscheinend nicht der Einzige, der in dem Pfad der Grausamkeit den einzigen Weg zum Sieg erkannt hatte. So beliebt Sir William auch sein mochte, seine Strategie verdammte die kämpfende Truppe zur Untätigkeit. Eine Rebellion ließ sich nicht mit den Samtpfoten beenden. Man musste den Rebellen mit blinder Gewalt und übermächtigen Waffen begegnen. «Und im Gegenzug könntet Ihr mir einen kleinen Gefallen erweisen, Major.»

Zum ersten Mal standen Moirs Augen still, als er argwöhnisch den vornehmen Captain anstarrte. «Einen Gefallen?»

«Kennt Ihr Euch in dieser Gegend aus?»

«Ich bin hier aufgewachsen.»

Vane spürte neue Hoffnung. Er hatte sich in der Stadt nach dem Fährmann erkundigt, doch niemand schien je von ihm gehört zu haben. Er hatte schon halb befürchtet, nie ans Ziel zu gelangen. «Ich suche nach einem Mann mit Namen

Davie Logan. Er hat nur noch ein Auge und eine gebrochene Nase …»

«Ich kenne Davie», unterbrach ihn der Major. «Die gebrochene Nase hat er sich bei einer Schlägerei mit einem betrunkenen Prediger geholt. Und das Auge hat er verloren, als die Frau des Predigers mit einem Schürhaken nach ihm gestochen hat.»

Vane war trotz seiner Erregung amüsiert. «Ein Prediger?»

«Irgend so ein verdammter Baptist, der sich mit Rum hat volllaufen lassen. Was wollt Ihr von dem Mann?»

Vane antwortete nicht direkt darauf. «Ich habe gehört, er sei Fährmann.»

«Jeder, der hier am Fluss wohnt und ein Boot sein eigen nennt, schimpft sich schon Fährmann», entgegnete Moir abschätzig. «Doch Davie ist mehr als das. Er befördert Lebensmittel in die Stadt.»

«Und auch Botschaften?»

Wieder starrte der Major den Captain an. Er dachte einen Moment lang nach und nickte dann. «Schon möglich.» Seiner Stimme war anzuhören, dass ihm das noch nie in den Sinn gekommen war und er sich jetzt, als er davon gehört hatte, eingestehen musste, dass etwas dran sein könnte. «Mein Gott, ja! Er fährt Waren hin und her. Warum sollten die Rebellen ihm so etwas gestatten, wenn er sich ihnen dafür nicht erkenntlich zeigt? Grundgütiger!» Moir schlug

mit der Faust in die andere Hand. Dann sah er Vane besorgt an. «Seid Ihr Euch sicher?»

«Ich weiß, dass er Fort Mercer vor unserem Angriff im vergangenen Herbst gewarnt hat. Ein Kriegsgefangener hat das gestanden.»

Der Major war noch nicht überzeugt. «Diese Hunde gestehen einem alles für einen Laib Brot.»

Der Captain wusste, dass er Moir mehr bieten musste, um alles von ihm zu erfahren. Er drehte den Kopf und betrachtete die verbrannten Leiber. «Manche Dinge tun sich auch in der Stadt, von denen Sir William besser nie etwas erfährt.» Er sah den Major wieder an. «Der Gefangene hat die Wahrheit gesagt. Also, wo kann ich Logan finden?»

«Es ist nicht leicht, diesen Bastard zu greifen. Kaum wittert er Gefahr, setzt er sich schon aufs Wasser ab.» Moir blickte nach Norden. «Und zwischen uns und ihm steht mehr als nur ein Rebellen-Gehöft.»

«Aber wenn er Waren in die Stadt bringt, könnte ich ihn doch dort abfangen.»

«Philadelphia ist groß», brummte der Major. «Und vielleicht segelt er nicht bis in den Hafen und lädt auf halber Strecke in ein anderes Schiff um.» Moir schüttelte den Kopf, und Vane spürte, wie die Hoffnungen, die eben neu gewachsen waren, wieder zusammensackten. «Und in dieser Jahreszeit gibt es recht wenig Nahrungsmittel zu befördern, Captain. Davie muss nicht mehr täglich hinaus auf den

Fluss. Es könnte zwei Monate dauern, bis der die nächste Fahrt antritt.»

Vane sah dem davonwehenden Rauch nach. «Könnte eine Ranger-Patrouille ihn finden?»

«Nichts wäre mir lieber», antwortete der Major grimmig. «Doch dafür brauchten wir Sir Williams Erlaubnis.»

«Dafür sorge ich.»

«Ihr bekommt sie nicht.» Moir lachte bitter. «Seine neue Politik verlangt von uns, die Rebellen mit Samthandschuhen anzufassen. Wir durften ja nur hierher, weil diese Narren so dumm waren, ihren Kopf freiwillig auf den Henkersblock zu legen.» Der Major verschränkte die Hände. «Es gibt aber einen Mann, der wissen dürfte, was Davie gerade treibt: Ezra Woollard.»

«Beckets Vormann und Lagermeister?»

«Ezra erfährt von allem, was sich auf dem Fluss tut. Wenn also jemand den Fährmann aufspüren kann, dann er.»

«Dem Himmel sei Dank, Ihr wart mir eine große Hilfe.» Vane hätte wirklich ohne die Hilfe des Pennsylvaniers nicht mehr weiter gewusst.

Moir nickte in Richtung der Scheune. «Und Ihr schweigt.»

«Mein lieber Major, die Rebellen haben ungeschickt an ihren Musketen herumhantiert und dabei das Stroh in Brand gesetzt.»

Der Major warf ihm einen warnenden Blick zu, und der Captain entdeckte, dass Charles Lee zu ihnen zurückkehrte.

Der General hob eine Hand. «Vergebt mir bitte, Captain Vane, aber in dieser Umgebung bekomme ich keinen Bissen hinunter.»

«Wir werden Euch zutiefst vermissen, Sir.» Vane wandte sich von dem Ranger ab. «Vielleicht sieht man sich auf dem Schlachtfeld wieder.»

«Nicht, wenn es Billy gelingt, Frieden zu schließen.» Lee schlug auf dem Rückweg zur Kutsche einen weiten Bogen um die Scheune. «Kommt zu mir zum Dinner, wenn wir alle wieder Freunde sind. In diesem großen neuen Land werde ich ein bedeutender Mann sein. Vielleicht benennen sie sogar eine Stadt nach mir.»

John Andre gesellte sich zu ihnen. «Ich werde Euch in Eurer Stadt besuchen, Charlie. Ich könnte mir vorstellen, dass es dort sehr gesellig zugeht.»

Der General tat so, als wäre ihm gerade etwas Entsetzliches eingefallen. «Grundgütiger! Haltet Ihr es für möglich, dass sie eine Stadt nach dem plumpen George benennen? Was das für ein trostloser Ort sein wird!» Er lachte. Vor der Kutsche stieg er von Sir Williams Stute. «Gott schütze Euch, Captain Vane.»

«Das hat er bislang getan.» Vane schüttelte ihm die Hand.

Einer nach dem anderen verabschiedeten sich die Stabsoffiziere von dem Rebellen-General. Glück- und Segenswünsche regneten auf ihn herab, und er musste manchen gut gemeinten Spott über sich ergehen lassen. Der

Kutscher, der den Wagen nach Philadelphia zurückbringen würde, sobald er Lee abgeliefert hatte, saß auf seinem Bock und starrte stoisch auf das sonnenbestrahlte Land, wo die Fliegen über den Leichen summten.

«Ich lade Euch alle zu einem Umtrunk ein, sobald die Unseren Euch gefangen genommen haben!», revanchierte sich Lee für den Spott. Er begab sich zu der Kutsche und öffnete den Verschlag. John Andre, der ganz in der Nähe stand, entdeckte im Innern eine verschleierte Frau.

«Wer ist denn das, Charlie?»

«Meine Kriegsbeute aus Philadelphia.» Er schloss die Tür rasch wieder, nachdem er eingestiegen war, zog aber den Vorhang zurück. Dann klopfte er zweimal auf das Holz. «Viel Glück, ihr Mistbande!»

«Viel Glück, Charlie.» Die Kutsche setzte sich in Bewegung. Andre versuchte, einen Blick auf die Unbekannte zu werfen, doch sie hielt ihr Gesicht verschleiert. Der Wagen erreichte die Straße und rumpelte nach Norden. Als er zwanzig Meter weit gekommen war, entrollte Lee am offenen Fenster eine Rebellenfahne.

«Dieser Hundesohn!», lachte Andre.

Dann öffnete sich plötzlich das Fenster auf der anderen Seite, und ein Frauenkopf zeigte sich. «Sam! Sam!»

Sam, der gerade auf der Weide neben der Straße den Imbiss für die Offiziere vorbereitete, blickte auf.

«Auf Wiedersehen, Sam!» Das war Maggie. Sie hatte den Schleier abgelegt, und ihr Haar wehte im Wind. Sie war die glücklichste Frau der Welt und reiste zu General Washington, um dort als Missis Lee vorgestellt zu werden. «Komm uns mal besuchen, Sam!»

Sam lachte, winkte und warf ihr eine Kusshand zu. Maggie hatte endlich ihr Paradies hinter den Hügeln gefunden und ließ sich von einer vornehmen Kutsche dorthin befördern.

Vane starrte dem Wagen mit bleichem Gesicht nach.

«Was ist denn, Kit?» Andre sah Vanes Miene und machte sich Sorgen.

«Sacharissa …» Der Captain sprach wie in Trance.

«Charlie ist eben ein Teufelsbraten!», sagte Andre mit breitem Grinsen.

«Möge Gott ihn verdammen. Ich habe sie jemand anderem versprochen!»

«Dort, wo sie hergekommen ist, finden sich auch andere Schönheiten», bemerkte Lord Robert trocken.

Vane dachte an Scammell und an den Satanspakt. Er fragte sich, wie er jetzt seinen Teil des Handels einhalten sollte. Doch dieses Problem konnte warten. Zuerst wollte er sich um das nächste Glied in der Kette des Verrats kümmern, das ihn weiterführen würde, bis er den Feind in Sir Williams Umgebung enttarnt hatte. Vane spürte endlich wieder Hoffnung.

Dreiunddreißig

Am Morgen nach dem Ausflug zur Crooked-Billet-Taverne kehrte Sam aus dem Stall ins Haus zurück und fand in der Küche Scammell vor. «Miss Sam», der Sergeant schnitt ein Stück aus einem Käserad, «mache ich Eure hübsche Küche schmutzig?»

«Was habt Ihr hier verloren?»

«Das ist aber nicht nett, Sam. So begrüßt man doch keinen alten Freund, oder?» Scammell stampfte um den Tisch herum und hielt das Käsemesser wie eine Waffe. Er schob dem ehemaligen Kameraden die Spitze in den Bauch, doch Sam wich nicht zurück, noch zeigte er Furcht. Der Sergeant lachte. «Ich habe nichts vergessen, Bube. Ich schulde Euch noch einige Stockschläge.»

«Ich stehe Euch jederzeit zur Verfügung, Sergeant.»

«Nein, Sam, nicht zu jeder, sondern zu meiner Zeit.» Scammell drückte fester, und die Messerspitze drang durch den Mantelstoff und ritzte Sams Haut. Dann zog er es zurück und warf es auf den Tisch.

«Ich habe gehört, meine Hure ist gestern mit einem Yankee-Lamettaträger auf und davon.»

«Sie hat endlich einen richtigen Mann gefunden.»

Der Sergeant brauste nicht auf, sondern entgegnete: «Immerhin hat sie es bei ihm besser angetroffen als bei Eurem Bruder. Ist das Eure neue Uniform?» Scammell befingerte die rote Jacke, die neben dem Herd hing. Sam hatte sie gereinigt und gemangelt, weil er heute bei einem

Dinner bedienen musste, das Sir William gab. Alle Burschen der Adjutanten waren dorthin verpflichtet worden. «Nein», antwortete Sam, «die gehört mir nicht.»

«Dann macht es ja nichts, wenn sie ein wenig schmutzig wird.» Scammell nahm ein Stück Kohle vom Tisch.

«Tut das besser nicht!», warnte Sam.

Der Sergeant drehte sich um, sah Sam in die Augen und legte die Kohle wieder hin. «Ihr werdet langsam übermütig, Sam. Mir ist zu Ohren gekommen, Ihr hättet gestern Euren Herrn gegen Euch aufgebracht. Wenn Ihr das noch einmal tut, wird er Euch zu mir zurückschicken, nicht wahr?»

Sam sagte nichts. Seit seinem Ausbruch gestern hatte Vane seinen Burschen barsch behandelt. Sam fürchtete, dass es genau so kommen könnte, wie Scammell es ihm gerade angekündigt hatte. Sam verstand nicht, warum Vane so aus der Haut gefahren war, und er konnte sich nicht erklären, welche Verbindung zwischen dem Captain und diesem halb wahnsinnigen Sergeant bestand.

Scammell lachte leise. «Er ist ganz in Ordnung, Euer Herr. Nicht so ein Weichling, wie ich ursprünglich dachte. Wenn es ein paar mehr von seiner Sorte gäbe, Sam, würden wir nicht noch immer im gottverdammten Philadelphia herumhängen, habe ich nicht recht? Sondern wir würden den Rebellen die Abreibung verpassen, die sie verdient haben.» Der Sergeant schnitt die Rinde von seinem Käsestück und ließ sie achtlos auf den Boden fallen. «Wie geht es denn Eurer kleinen

Dirne? Hab sie schon länger nicht mehr gesehen, dabei behalte ich Euch doch ständig im Auge.»

«Sie gehört nicht zu mir.»

«Vielleicht finde ich sie ja.» Scammell grinste boshaft. «Sie würde mir ein paar hübsche Pennys einbringen, nicht wahr? Vielleicht beschafft Euer Herr sie mir, Sam. Er wollte mir Maggie zurückgeben.»

«Das kann nicht sein!» Sam wollte es nicht glauben.

«Sir!» Der Sergeant ließ das Stück Käse fallen und stand stramm, als Captain Vane aus der Diele eintrat.

Vane schien nicht darauf gefasst zu sein, Sam hier anzutreffen. «Ihr seid aber früh zurück.»

«Nach dem gestrigen Ritt brauchten sie heute nicht viel Training, Sir.»

Vane grunzte. «Vermutlich nicht.» Er reichte dem Sergeant einen Beutel, in dem Münzen klingelten.

«Sir! Vielen Dank, Sir!»

«Das wäre alles, Sergeant.»

«Sir!» Scammell drehte sich um und marschierte an Sam vorbei. Sein Stiefel zermatschte die Käserinde.

Als der Sergeant verschwunden war, spürte Sam, wie die Anspannung von ihm abfiel. Der Captain fühlte sich offenbar etwas unbehaglich, weil Sam Scammell in seinem Haus gesehen hatte.

«Habe ich richtig gehört, dass er behauptet hat, ich wollte ihm seine Frau zurückgeben?»

«Ja, Sir.» Sam war immer noch etwas verletzt, weil der Captain ihn gestern so angefahren hatte.

Vane runzelte die Stirn und bemerkte Sams Stimmung. «Es gibt im Krieg einige Dinge, die nur schwer zu verstehen sind.»

Anscheinend wollte Vane etwas wieder gutmachen, doch Sam war nicht bereit, den Ölzweig anzunehmen. «Maggie war ein nettes Mädchen, Sir.»

«Nett? Ihr seid nett, Sam. Ich kann außerordentlich nett sein, wenn ich das will, und vielleicht hat sogar George Washington ein paar nette Seiten. Aber was hat das mit dem Krieg zu tun?»

«Weiß ich nicht, Sir.»

«Der Krieg ist nie nett.» Vane klang wieder irritiert. «Er ist vielmehr eine blutige Angelegenheit, Sam. Der letzte Halt für die Politiker. Wenn alles andere versagt hat, muss die Armee ran! Es gab eine Zeit, da glaubte ich, der Krieg sei etwas Wunderbares. Wehende Fahnen, Tapferkeit und Ruhm, aber so ist der Krieg nicht. Nein, nur Blut, Schmerzen und verbrannte Leiber. Er ist nicht nett, Sam. Ganz und gar nicht nett! Aber er ist notwendig. Und dieser Krieg hier ist notwendig, um diese gleichmacherischen Hunde daran zu hindern, in den Kolonien eine Republik einzurichten. Und wenn wir nett zu ihnen sind, werden sie damit Erfolg haben. Wollt Ihr etwa diesen Krieg verlieren?»

Sam hörte zwar die Intensität in der Stimme seines Herrn, fragte sich aber insgeheim, warum Scammell von Vane Geld erhalten hatte. «Nein, Sir, ich will ihn nicht verlieren.»

Vanes Laune, die in diesen Tagen so unberechenbar war, änderte sich wieder, und er schlug einen versöhnlichen Tonfall an. «Tut mir leid, Sam. Ich hätte Euch gestern nicht anbrüllen sollen.» Der Captain kehrte ihm den Rücken zu, damit Sam sein Gesicht nicht sehen konnte, während er die Entschuldigung aussprach. Dann betrachtete Vane die Uniformjacke. «Müsst Ihr heute wieder einen Pfingstochsen aus Euch machen?»

«Ja, Sir.»

«Dann sollte ich wohl lieber selbst den Flammeri auftragen.» Vane drehte sich wieder um. «Noch etwas, Sam.»

«Sir?»

«Ich bin froh, dass Maggie mit Lee gegangen ist.»

«Danke, Sir.»

«Und nun trollt Euch, Ihr Nichtsnutz!» Es war dem Captain deutlich anzuhören, wie erleichtert er darüber war, die Unstimmigkeit zwischen ihm und Sam aus der Welt geschafft zu haben. «Und passt ja auf, keinen Wein auf das Tischtuch zu vergießen!»

«Ja, Sir!», erwiderte Sam grinsend.

Es wurde ein üppiges Dinner. Sechs lange Tische waren in Hufeisenform aneinander gestellt, um allen höheren

Offizieren und ihren Adjutanten Platz zu bieten. Admiral Lord Howe, dessen Kriegsflotte in der Delaware Bay vor Anker lag, war mit zwanzig Marineoffizieren erschienen. Sam und die anderen Burschen versorgten die Gäste mit Wein und Fleischplatten voller Rind-, Gänse- oder Lammfleisch.

Sir William hatte einen besonderen Anlass für dieses Dinner, doch den wollte er erst bekanntgeben, wenn der Wein die Gemüter der Männer weicher gestimmt hatte. So lauschte er zunächst der Konversation um sich herum und wunderte sich über die unverhohlene Kriegslust der Offiziere. Mehrere Trinksprüche wurden auf den Überfall bei Crooked Billet ausgebracht, und der Oberbefehlshaber spürte, dass diese Männer sich danach sehnten, von der Kette gelassen zu werden. Und die Aussicht, die Franzosen könnten in den Krieg eintreten, tat ihrer Leidenschaft nicht den geringsten Abbruch. Einige bezweifelten, dass die Franzosen jemals kommen würden, während andere sich geradezu darauf freuten. «Lasst sie doch anhüpfen», knurrte ein Colonel. «Im Fröschetöten sind wir Engländer Meister!»

Ein Marine-Captain prostete ihm zu und schlug vor, beim Kriegseintritt der Franzosen ein großes Fest abzuhalten, um die neuerliche Gelegenheit, dem britischen Erbfeind aufs Haupt zu schlagen, zu feiern. «Ein Fest, wie es Amerika noch nicht gesehen hat!», stimmte der Colonel zu und hob sein Glas. «Auf die Franzosen, Gentlemen, auf dass sie freiwillig zur Schlachtbank kommen!» Begeisterter Beifall folgte

seinen Worten. Lord Howe, der den Friedenswunsch seines Bruders teilte, rührte dabei keine Hand.

Lord Robert Massedene wandte sich an Sir William. «Würdet Ihr ein solches Fest abhalten, Sir?»

«Ein Fest zur bevorstehenden Niederlage der Franzosen? Eine hübsche Vorstellung, doch ich fürchte, Robert, ich bin dann nicht mehr hier. London hat mein Gesuch akzeptiert, und Sir Henry Clinton wird meinen Platz einnehmen, sobald ein Schiff ihn von New York hierher gebracht hat. Dürfte ich um die Bratensauce bitten?» Den letzten Satz sprach Howe mit derselben Gelassenheit, mit der er seine Demission bekanntgegeben hatte.

Er musste lange auf die Sauce warten.

Schweigen senkte sich über Sir Williams Tisch, und es breitete sich an den anderen Tischen aus, während die Gäste sich zuflüsterten, dass Billy gerade das Gerücht über seinen Abschied bestätigt hatte.

«Selbstverständlich bleibe ich als Friedenskommissar in Amerika», fuhr Sir William fort und tat so, als hätte er das schockierte Schweigen ringsum nicht registriert. «Ich würde es allerdings Sir Henry gegenüber für äußerst unfair halten, wenn ich in Philadelphia bliebe. Ich fürchte, ich reise zurück nach New York. Das ist nicht gerade eine Stadt, die mir mehr als andere ans Herz gewachsen ist», er unterbrach sich, weil ihm klar wurde, dass nach all den Jahren des Kampfes und nach all den Siegen die Briten in drei kleinen Enklaven an

der Küste eines Kontinents festsaßen, «doch mir bleibt keine große Auswahl, nicht wahr? Dürfte ich noch einmal um die Sauce bitten, Robert?»

«Die Sauce, Sir!» Massedene reichte sie ihm.

Dann war es mit der Stille vorbei. Ein Proteststurm brach über den Oberbefehlshaber herein. Er hatte das Dinner gegeben, um seinen Rücktritt bekanntzugeben, und jetzt war er doch gerührt über die Bestürzung, die sein Schritt hervorrief. Männer, die ihn früher zur Tat gedrängt hatten, wollten nun seinen Abschied nicht wahrhaben. Schließlich hob Sir William beide Hände, um das Geschrei zu beenden. Doch diesmal folgten die Offiziere ihm nicht. Der Oberbefehlshaber wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. «Bis heute haben die Menschen darüber geklagt, ich liege den ganzen Tag im Bett, nicht wahr, Kit!»

Vane lief rot an. Er hätte nie für möglich gehalten, dass Sir William herausfinden könnte, wer den Spottvers verfasst hatte.

Howe sah die Scham seines Adjutanten und lachte. «Ich fand den Vers höchst amüsant. Lorrie übrigens auch.»

Der Captain senkte den Kopf. «Wir werden Euch vermissen, Sir. Euch beide.»

«Ihr habt mich in einer Woche vergessen», entgegnete Sir William, hoffte aber insgeheim, es würde nicht so sein.

«Doch wir lassen Euch nicht gehen, Sir.» Vane klopfte mit einem Löffel auf den Tisch, um die Aufmerksamkeit aller

Anwesenden zu erlangen. «Ich sagte, wir lassen Sir William nicht gehen, ohne ihm ein Abschiedsfest gegeben zu haben, an das man sich in den Kolonien noch in hundert Jahren erinnern wird!»

Vane erhielt lautstarken Beifall. Sir William schüttelte den Kopf. «Ihr wollt feiern, dass ich endlich gehe?»

«Nein, Eure Triumphe, Sir!», rief Vane.

Sir William lachte. «Das wird dann aber ein sehr kleines Fest, Kit. Was wollt Ihr auftischen? Brot und Wasser?»

«Nein!», rief Vane. Der Adjutant wollte von seinem Oberbefehlshaber eine Gunst erwiesen haben. Deshalb holte er jetzt zu einer Lobrede aus, die er vorher gründlich einstudiert hatte: «Seit Ihr nach Amerika gekommen seid, Sir, habt Ihr dem Feind sechs Male in offener Schlacht gegenübergestanden. Und aus jedem dieser Treffen gingt Ihr, Sir, als Sieger hervor. Ihr habt New York und Philadelphia eingenommen. Von Bunker Hill bis Germantown seid Ihr ungeschlagen. Ich empfehle daher eine Abschiedsfeier, die es mit den Triumphzügen im alten Rom aufnehmen kann!»

«Bravo!», rief ein Marine-Captain, und alle Gäste, diesmal auch Admiral Howe, schlugen ihr Besteck auf den Tisch, um einerseits ihre Unterstützung für Vanes Idee zu verdeutlichen und sich andererseits einen Spaß daraus zu bereiten, Sir William in Verlegenheit zu bringen.

«Auf mein Wort, Kit, wenn man Euch zuhört, könnte man es fast glauben!», sagte Sir William in gespielter

Nachdenklichkeit.

Vane hob eine Hand, um Ruhe zu erbitten. «Ich möchte den Antrag begründen, Sir!»

«Dann steht auf!», rief jemand, und andere wiederholten die Aufforderung, bis der Adjutant seinen Stuhl zurückschob und sich erhob.

«Bei Bunker Hill, Sir, habt Ihr das Feld betreten und es behalten. Bei Brooklyn Heights habt Ihr den Feind zur ungeordneten Flucht verleitet. Bei White Plains habt Ihr ihn aus seinen Befestigungen gefegt. Dreitausend Feinde haben sich Euch bei Fort Washington ergeben. Bei Brandywine habt Ihr die Rebellen in Panik versetzt und vernichtend geschlagen. Bei Germantown habt Ihr ihren Überraschungsangriff zurückgeschlagen und sie ihren Übermut teuer bezahlen lassen. Und Ihr habt die sogenannte Hauptstadt der Rebellen eingenommen. Ihr wurdet nie geschlagen, Sir!» Wieder erhielt Vane donnernden Beifall. Er sah sich in dem Raum um. «Will jemand gegen den Antrag sprechen?»

«Nein!» Und wieder schrien und johlten alle. Das Zögern und Zaudern Sir Williams war in einer Flut der Zuneigung zu ihm vergessen.

«Ich denke, Sir, der Antrag ist einstimmig angenommen.» Vane verbeugte sich vor dem Oberbefehlshaber. «Also wollen wir Eure großen Siege im angemessenen Rahmen würdigen.»

Sir William bedachte den Adjutanten mit einem dankbaren, aber auch nachdenklichen Lächeln. «Vielleicht können wir dann gleich auch den Frieden feiern, Kit.»

«Der Sieg bringt den Frieden», erklärte Vane bestimmt, und fast alle im Saal stimmten ihm lautstark zu.

Am Ende des Dinners, als die Offiziere sich auf ihren Stühlen rekelten und Portwein und Brandy genossen, brach Sir William zu seinem allabendlichen Spaziergang durch den Garten auf. Er pflegte ihn allein zu unternehmen, doch heute bat Vane um das Privileg, ihn begleiten zu dürfen.

«Aber gern», sagte Sir William, der sich immer noch über Vanes übertriebene Lobrede freute. «Es war furchtbar nett von den Männern, so viel Beifall zu spenden, wenn auch ein wenig unangemessen.»

«Warum, Sir?», fragte Vane.

«Dreitausend Gefangene vor Fort Washington wiegen nicht sechstausend Männer auf, die wir bei Saratoga verloren haben.» Sir William ging schweigend weiter, während sein Hund, zu dessen Erleichterung der abendliche Spaziergang diente, an Büschen und Sträuchern schnüffelte. Dann sah Howe den jungen Offizier an. «Unsere einzige Aussicht auf Erfolg besteht darin, dass die Rebellen auf unser Friedensangebot eingehen.»

«Wenn Ihr es sagt, Sir», erklärte Vane ausweichend, weil er es zu diesem Zeitpunkt nicht für ratsam hielt, Howe zu widersprechen.

«Und die Franzosen sind ganz begierig darauf, an dem Tanz teilzunehmen.»

«Die Rebellen würden vielleicht gründlicher über unser Friedensangebot nachdenken, Sir, wenn sie noch eine Niederlage erleiden müssten.»

Sir William lachte bitter. «Ich glaube, wir haben diese Konversation schon einmal vor sechs Monaten geführt. Ein weiterer Sieg, und der Friede würde automatisch folgen, nicht wahr? Nun, wir haben unseren weiteren Sieg gehabt, doch der hat uns nicht viel weiter gebracht. Vielleicht habt Ihr ja recht. Vielleicht sollte ich Euch Hitzköpfen für eine Weile die Zügel überlassen. Ist es nicht das, was Ihr wollt, Kit? Ich wusste, dass Ihr etwas im Schilde führt, oder sollte die wohlgesetzte und so überaus schmeichelhafte Rede von vorhin nur Eure Liebe zu mir ausdrücken?»

Vane zwang sich zu einem Lächeln. «Und dabei dachte ich, ich wäre so subtil vorgegangen, Sir.»

«Nein.» Sir William spazierte ein Stück über den Rasen und drehte sich dann zu seinem Adjutanten um. «Als ich Euch, Kit, im letzten Sommer für Eure Tapferkeit belohnte und zu meinem Adjutanten ernannte, was glaubtet Ihr damals, was daraus folgen würde?»

«Ich verstehe nicht ganz, Sir.»

«Eure Zukunftsvorstellungen, Eure Ambitionen, wie sahen die aus?»

«Euch mit mir zufrieden zu stimmen, Sir», entgegnete Vane bescheiden.

«Ich bin mit Euren Leistungen zufrieden, sehr sogar. Ihr seid ein äußerst gründlicher Offizier.» Sir William lächelte. «Manchmal bin ich versucht anzunehmen, das hängt damit zusammen, dass Ihr in einem Kaufmannshaushalt aufgewachsen seid. Oder hätte ich das jetzt nicht sagen dürfen?»

Vane konnte es nicht ertragen, wenn jemand auf seine Herkunft anspielte. Aber er ließ sich nichts anmerken.

«Doch, Sir.»

«Nur bei einem Punkt bin ich von Euch ein wenig enttäuscht.» Er sah Vane freundlich an, um ihm damit anzuzeigen, dass er sich diese Kritik nicht sehr zu Herzen nehmen sollte. «Ihr seht den Krieg als einen persönlichen Kreuzzug an, und das ist er nicht. Wir sind die Werkzeuge der Politik, mehr nicht.» Der Oberbefehlshaber blieb stehen. «Ihr schmeichelt mir und wollt mich beeinflussen, und ich fürchte, wenn ich Euch nachgäbe, wäre ich der Komplize eines Eurer Rachefeldzüge. Wer ist es diesmal?»

Vane erschrak über diesen Tadel. Für einen Moment hätte er seine Mission am liebsten aufgegeben, doch der Gestank von Verrat war ihm zu tief in die Nase gedrungen. Und er war der Überzeugung, dass er nur die Quelle dieses Gestanks finden musste, um die Balance zwischen Niederlage und Sieg zu seinen Gunsten zu beeinflussen.

«Ich weiß nicht, ob das wirklich ein Rachefeldzug ist oder nicht, Sir. Ich weiß aber, dass unser Angriff auf die beiden Fluss-Forts verraten wurde. Und ich habe in Erfahrung bringen können, wer die Warnung zu den Forts gebracht hat.»

Anscheinend hatte er den Oberbefehlshaber jetzt doch überrascht, denn Sir William erweckte den Eindruck, als sei er vom Donner gerührt. Nach ein paar Sekunden rieb Howe sich den Rücken, der ihm in den letzten Tagen wieder Pein bereitete.

«Ich spreche von Verrat, Sir, vielleicht Hochverrat.»

«Ja, das tut Ihr.»

«Der Mann, der die Warnung überbrachte, muss in der Stadt Verbündete haben. Ich erbitte Eure Erlaubnis, diesen Mann zu verhaften und zu verhören, Sir.»

«Also ein Mann.» Sir William klang eher höflich interessiert als besorgt.

«Jawohl, Sir.»

Sir William streckte sich und betrachtete die obersten Zweige eines Apfelbaums, die in voller Blüte standen. «Wie viele Menschen leben in Philadelphia? Dreißigtausend? Und im Umland sicher noch einmal zehntausend. Etwa ein Drittel von ihnen sind Anhänger der Rebellion. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es unseren Bemühungen dienlich sein könnte, den Richtigen in einer solchen Menge zu suchen.»

«Sir!», rief Vane und zwang Howe so, ihm direkt ins Gesicht zu sehen. «Nur eine Handvoll Männer kannten Euren Plan, Sir. Nur eine Handvoll, nicht aber Zehntausende.»

Sir William wusste, dass er jetzt nicht mehr ausweichen konnte. «Wie habt Ihr von diesem Mann erfahren?»

«Ein Kriegsgefangener hat das ausgesagt, Sir.»

«Aha!» Endlich zeigte Howe etwas echtes Interesse. «Und was hat den Mann zu solcher Untreue verleitet?»

«Er wollte seine Freiheit, Sir.»

«Und die habt Ihr ihm gegeben?» Howe war erstaunt über so viel Käuflichkeit.

«Ich habe ihm versprochen, mich bei Euch für ihn zu verwenden, Sir, mehr nicht.»

«Ganz gewiss werde ich die Untreue eines Mannes seinen Kameraden gegenüber nicht mit seiner Freilassung vergelten. Nie und nimmer! Davon abgesehen sagen solche Männer alles, wenn sie sich davon einen Vorteil versprechen. Wirklich alles.»

«Ich glaube dem Mann, Sir.» Lieutenant James Lynch war in der Pestgrube im Westen der Stadt beerdigt worden. Die Gefängnisverwaltung, die selbst genug Dreck am Stecken hatte, hatte Vanes Aussage akzeptiert und nicht weiter überprüft. Lynch hatte offiziell einen britischen Captain angegriffen und war bei dem Getümmel ums Leben gekommen. Damit wurde seine Akte geschlossen.

Howe schien sich mit Vanes Überzeugung abzufinden. «Und was hat dieser ungetreue Rebell ausgesagt?»

«Er nannte den Namen des Mannes, der Fort Mercer die Nachricht überbracht hat, Sir. Ein gewisser Davie Logan, Fährmann von Beruf, der ein paar Meilen stromaufwärts lebt und nur noch ein Auge und eine gebrochene Nase hat.»

Die letzten Details amüsierten den Oberbefehlshaber. «Und was wollt Ihr von diesem Einäugigen?»

«Ich habe mit den Rangern gesprochen, Sir, und die erklärten, sie würden den Fährmann aufspüren. Ich weiß selbst, dass Logan nicht der Drahtzieher ist, aber über ihn könnte ich an den Betreffenden geraten. Sobald ich den entdeckt habe, Sir, haben wir die Person, die alle unsere Unternehmungen im Winter durchkreuzt hat.»

Sir William notierte in Gedanken, dass die Person, die den Angriff auf die Forts verraten hatte, nun offenbar für alles Ungemach im Winter verantwortlich gemacht wurde. Doch er sprach diesen Gedanken nicht laut aus und sagte stattdessen: «Ihr habt also mit den Rangern gesprochen?»

«Ja, Sir.»

«Das war voreilig von Euch.»

Sir William klang freundlich, doch Vane hörte einen neuen Tadel heraus. Er hatte sich so bemüht, mit seiner Lobrede das alte Verhältnis der Freundschaft und des Vertrauens zwischen ihm und Howe wiederherzustellen. Nun musste er dem Oberbefehlshaber eine plausible Erklärung bieten,

sollte nicht alles zerschlagen werden. «Ich wollte mich nur ihrer Ortskenntnis bedienen, Sir.» Als er merkte, dass das noch nicht ausreichte, lächelte er reuevoll und beschloss, frank und frei die Wahrheit zu sagen: «Nein, Sir, das stimmt nicht ganz. Ich habe vor, und dazu benötige ich Eure Erlaubnis, mit den Rangern nach Norden zu reiten und diesen Logan zu finden. Die ganze Geschichte dauert höchstens einen Tag, Sir, und die Ranger sind sehr zuversichtlich.»

Sir William verschränkte die Hände hinter dem Rücken und ging schweigend ein paar Schritte. «Ich fürchte, das wird Euch nicht gefallen, Kit, aber ich muss Euch verbieten, die Angelegenheit weiterzuverfolgen.»

«Sir?»

Howe zuckte entschuldigend mit den Schultern. «Ihr dürft solche Dinge nicht zu wichtig nehmen. Natürlich hat der Feind seine Spione, aber die haben wir auch. Wie sonst hätten wir die armen Teufel bei Crooked Billet überraschen können?»

«Aber der Verrat, den ich meine, wurde in Eurer nächsten Nähe begangen, Sir. Und das sollte man durchaus wichtig nehmen.»

Sir William kam nicht dazu, darauf zu antworten. Eine der Türen, die auf die Terrasse hinausführten, flog auf, und Admiral Howe erschien und warf seinem Bruder einen bitterbösen Blick zu. «Ärgerlich, sehr ärgerlich, Willie!»

«Was ist denn, Richard?»

«Mein Umhang und mein Hut, beide fort! Dein Diener Evans schwört, er habe sie in der Diele aufgehängt. Ich bin nur nach draußen gekommen, um nachzusehen, ob du dir die Sachen ausgeborgt hast.»

«Ich nicht, fürchte ich.» Sir William breitete die Arme aus.

«Verdammtes Diebesgesindel!» Der Admiral kehrte empört ins Haus zurück.

Der Oberbefehlshaber wollte das unterbrochene Gespräch fortsetzen und sah Vane traurig an: «Ich schätze, Ihr habt eine Erklärung verdient, Kit.»

«Ich wäre Euch sehr zu Dank verbunden, Sir.»

Howe schnitt ein unglückliches Gesicht. «Otto Zeigler hat mir die Geschichte bereits vor drei oder vier Monaten erzählt. Er wusste zwar nichts von dem Fährmann, aber das, was er zu sagen hatte, reichte auch so aus, mir Kopfschmerzen zu bereiten.» Wieder hob Sir William die Schultern. «Doch ich habe nichts unternommen. Und dafür hatte ich meine besonderen Gründe.»

Vane spürte, dass Howe ihn in sein tiefstes Vertrauen zog, und schwieg jetzt lieber.

Sir William starrte auf das Gras. «Wie Ihr eben richtig sagtet, wusste nur eine Handvoll Offiziere von dem Angriff. Allesamt Männer, denen ich bedingungslos vertraue. Doch ich habe noch jemandem davon erzählt.»

«Oh.» Vane zeigte die Verlegenheit eines jungen Mannes, der mit der Schwäche eines Älteren konfrontiert wird.

«Ja. Nicht, dass ich Lizzie für eine Verräterin halten würde. Nein, das wäre purer Unsinn. Aber sie ist manchmal etwas indiskret, und sie hat sich sehr mit Martha Crowl angefreundet. Ich weiß, Ihr mögt die Witwe nicht, ich hingegen schon.»

«Liebet Eure Feinde? Tut denen Gutes, die Euch hassen?»

«Was mir ganz vorzüglich bei Missis Crowl gefällt», sagte Howe lächelnd, «ist der Umstand, dass sie als Einzige aus der immensen Schar meiner Feinde mich nicht mit Bibelsprüchen traktiert. Doch davon abgesehen hege ich nicht den geringsten Zweifel daran, dass sie nicht zögern würde, meine Pläne ihren Freunden zu verraten.»

«Aber Ihr wollt sie nicht bestrafen?», fragte Vane etwas zu unbeherrscht.

«Es war schließlich meine Schuld, Kit. Ich habe mich selbst verraten, und ich kann es einer geschworenen Rebellin nicht verdenken, wenn sie aus meiner Dummheit Vorteile zieht. Ich möchte Euch Folgendes voraussagen: Wenn Ihr Euren Einäugigen gefunden habt und ihn zum Reden bringen könnt, wird Euch das im Endeffekt zu Missis Crowl führen. Nur – was bringt es uns? Sie kann uns nicht wieder verraten, solange ich Indiskretionen vermeide. Nein, Kit, ich muss Euch ersuchen, die Angelegenheit nicht weiterzuverfolgen.» Er bemerkte die Enttäuschung im Gesicht des Adjutanten.

«Davon abgesehen möchte ich in dieser Zeit, in der über das Friedensangebot beraten wird, die Pferde nicht scheu machen. Und Missis Crowl ist mir bei der Vorbereitung der Friedensverhandlungen eine große Hilfe gewesen. O ja, das war sie.»

«Wie bitte, Sir?» Vane konnte seine Fassungslosigkeit nicht verbergen.

«Es ist immer von Nutzen, einen feindlichen Prüfstein zu haben», erklärte Howe heiter. «Und, da unser lieber Charlie zu den Rebellen zurückgekehrt ist, finde ich wohl keinen Besseren mehr als die Witwe Crowl.» Sir William lachte plötzlich. «Ich habe gehört, Charlie habe seine Hure in der Kutsche versteckt?»

«Ja, Sir.» Maggie hatte Vane fünf Guineen gekostet.

«Und er wird Mister Washington zum Friedensschluss drängen. Missis Crowl ist ebenfalls guter Hoffnung, was den baldigen Frieden angeht. Sie bestärkt mich immer wieder.»

«Das glaube ich gern, Sir», entgegnete Vane erbittert. «Solange sie Euch in dem Glauben bestärkt, dass es in absehbarer Zeit Frieden gibt, schweigen unsere Waffen!»

Sir William lächelte seinen Adjutanten milde an. Doch dieses Lächeln wurde von Vane ganz falsch verstanden und veranlasste ihn zu einer der Äußerungen, die er danach stets bereuen musste. Es schmerzte ihn, dass Sir William seine Suche mit den Rangern nicht erlauben wollte. Er hätte sich zwar immer noch an Ezra Woollard wenden können,

doch er versprach sich von Major Moir und seinen wilden Reitern mehr. «Darf ich annehmen, Sir, dass Sir Henry Clinton diesen Verrat vielleicht in einem etwas anderen Licht sieht, Sir?»

Howes Gesicht lief augenblicklich vor Zorn rot an. «Sir Henry steht noch nicht auf meinem Platz, und dort wird er so lange nicht zu finden sein, wie ich mich in der Lage sehe, den Geschäften dieses Kommandos nachzugehen! Ihr werdet mit Sir Henry weder über diese noch über eine andere Angelegenheit korrespondieren!» Sir William war mit dem König verwandt, wenn auch über viele Ecken, und zu bestimmten Gelegenheiten konnte er von echt königlichem Hochmut sein. «Nehmt Euch nichts heraus, was Euch nicht zusteht, Captain Vane! Ihr seid mein Adjutant, weil ich Euch dazu ernannt habe. Ich kann Euch genauso leicht ins Nichts zurückstoßen!»

Vane begriff, dass er zu weit gegangen war. «Ich möchte mich in aller Form entschuldigen, Sir.»

Das reichte Howe noch lange nicht. «Ihr werdet die Angelegenheit vergessen. Das ist ein Befehl!»

Der Captain war zutiefst entsetzt. Dieser sonst so leutselige Mann befahl Vane, einen Fall von Hochverrat zu ignorieren, um seine Mätresse zu schützen und seine kindischen Friedensvorstellungen nicht zu gefährden. Der Captain war klug genug, Zerknirschung und Unterwürfigkeit zu zeigen. «Ja, Sir. Natürlich.»

«Solltet Ihr meinem Befehl zuwiderhandeln, Captain Vane, schicke ich Euch in den Regimentsdienst zurück. Und dort gibt es für Euch keine Karriere mehr. Nie mehr!»

Die Kälte zwischen ihnen war zurückgekehrt. Ein tiefer Graben zwischen zwei Männern, die sich in den hoffnungsvollen Tagen des Herbstes so nahe gestanden hatten. Damals hatte Sir William noch geglaubt, mit der Eroberung von Philadelphia den Kolonien Frieden und Glück zurückgeben zu können.

Doch der Friede war noch nicht gekommen, und Glück bestand heute darin, Rebellen in einer mit Stroh gefüllten Scheune zu verbrennen. Und dennoch wollte Sir William immer noch nicht von seinem Traum lassen. Wie dem auch sei, die Träume des Oberbefehlshabers waren nicht die von Captain Vane. Sir William hatte die Witwe Crowl erwähnt, und das verstärkte nur Vanes Wunsch nach Rache. Wenn er schon nicht mit den Rangern den Fluss hinaufreiten durfte, würde er sich eben an den Lagerverwalter wenden. Sir William wollte den Frieden, doch Vane wollte den Sieg, und er würde ihn bekommen.

Vierunddreißig

Abel Becket, wie stets mit seinem altmodischen Halstuch und dem nüchternen schwarzen Anzug bekleidet, war ungewöhnlich redselig, als er neben dem humpelnden Jonathon über den Kai ging und an einem vor Anker liegenden Handelsschiff vorüberkam. «Sie hat Waren zu den

Plantagen auf Antigua gebracht. Uhren, Chronometer und nautische Geräte aus London. Uhren aus der Schweiz, französisches Glas und Schwertklingen aus Österreich. Luxusgüter! Und alle nach Antigua. Daran solltest du dir ein Beispiel nehmen!»

«Ich habe noch nichts vom Geschäft verlernt.» Jonathon betrachtete den salzverkrusteten Rumpf der *Deirdre-Ann*, eines Kauffahrteischiffs, das jetzt mit Fracht aus Beckets Lagerhäusern beladen wurde.

«Wir haben die Waren mit angelegtem Hartgeld in London gekauft. Sie wurden in unserem Auftrag auf die Insel Antigua gebracht.» Becket sprach den Namen der Karibikinsel mit einer Verwunderung aus, als könne er sich nicht vorstellen, wie ein so kleiner Ort sich solchen Luxus leisten konnte. «Und von den Plantagenbesitzern haben wir dafür Melasse, Rum, Indigo und Mahagonistämme erhalten.»

«Damit bezahlen sie doch immer, oder?»

Abel überhörte den höhnischen Tonfall seines Neffen. «Nun wird sie die bearbeiteten Mahagonihölzer, Walnüsse, Eichenholz und Leinsamen nach Europa tragen. Das ist Handel, Jonathon, der Lebensborn unserer Küste!»

Jonathon wappnete sich gegen den Sermon, der jetzt folgen würde, denn er wusste, dass sein Onkel in diesen Tagen keine Gelegenheit ausließ, ihm den Irrsinn seiner rebellischen Träume vor Augen zu halten. «Nicht die Freiheit, Jonathon, sondern der Handel! Die Freiheit ist nicht

mehr als eine Parole, die Politiker benutzen, um den Mob in Wallung zu bringen. Und am Ende der Rebellion, mein lieber Junge, wird der Mob immer noch der Mob sein. Nur hat sich dann der Preis für Brot verdoppelt, und lediglich die Anwälte sind reich geworden. Freiheit ist ein Wort, das man meinetwegen auf Münzen prägen kann, aber diese Münzen werden durch den Handel erworben, Jonathon, nur durch den Handel.»

«So erzählst du es mir gern, Onkel.» Jonathon war inzwischen gegen diese Beeinflussungsversuche stumpf geworden. Er blickte zu den großen Schiffen hinüber, die im Fluss darauf warteten, am Kai anlegen zu dürfen. Doch in Wahrheit interessierte er sich nicht so sehr für diese schwimmenden Säulen des Handels, sondern hielt vielmehr Ausschau nach Carolines Schaluppe.

«Kannst du eine Laufplanke hinauf?», fragte Abel unerwartet besorgt.

«Ja, es wird wohl gehen.» Jonathons Beinstumpf war immer noch eine Quelle ständiger Schmerzen, doch er war entschlossen, sich davon nicht unterkriegen zu lassen. Jeden Morgen schmierte er die Lederpfanne am Holzbein mit Butter ein, um die Reibung abzumildern, aber spätestens nach zehn Minuten war es so, als würden glühende Nadeln in schieres Fleisch gebohrt. Jonathon hatte darauf bestanden, die Krücken in die Ecke zu stellen, und benutzte nun einen Gehstock.

Die Laufplanke war steil, aber mit Holzleisten bestückt, und zusätzlich hatte man sie mit einem Seilgeländer versehen. Jonathon zwang sich hinauf, ignorierte die Folter seines Stumpfs und war entschlossen, vor britischen Matrosen keine Schwäche zu zeigen. Unter Ezra Woollards Aufsicht ließen die Seeleute vertäute Holzstapel in die Frachträume der *Deirdre-Ann* hinunter. An der Luke standen zwei Kanonen, sichtbares Zeichen für die Gefährlichkeit amerikanischer Kaperschiffe. Und an den Masten waren Bogenkanonen angebracht.

Woollard begrüßte Jonathon mit seinem gewohnten Grinsen. «Ihr bewegt euch so flink wie ein Eichhörnchen, Master Jonathon.»

Der Junge unterdrückte die intensive Abneigung gegen den Lagerverwalter seines Onkels, der damals in besseren Tagen um Carolines Hand angehalten hatte. «Ich versuche mein Möglichstes, Mr. Woollard.»

«Bald werden wir erleben, wie Ihr durch die Takelage klettert.» Der Lagermeister lachte laut. Dann drehte er sich um und brüllte den Seeleuten, die das wertvolle Bauholz an Seilen hinabließen, einen Befehl zu. Es hatte eine Zeit gegeben, da hätte Jonathon sich nichts Wichtigeres vorstellen können, als das Beladen eines Schiffes persönlich zu überwachen, um die Kapitäne und Kaiarbeiter daran zu hindern, etwas von der Ladung abzuzweigen. Heute interessierte es ihn nicht mehr. Er sah zu, wie die kräftigen

Männer Kisten mit getrocknetem Rindfleisch aufs Schiff schafften und weiter hinten Wasserfässer unter Deck gebracht wurden.

«Ich beabsichtige, eine ordentliche Krämerhandlung zu eröffnen», erklärte Abel. «Es gibt Kapitäne, die tun nichts lieber, als im Hafen herumzulungern, und dafür ist ihnen schon eine gebrochene Schuhschnalle Ausrede genug.»

«In der Tat, Sir.»

Becket lächelte Jonathon an. «Und ich dachte, du hättest vielleicht Lust, diesen Laden für mich zu leiten. Wir könnten das alte Seillager nehmen. Es müsste nur frisch gekalkt werden.»

«Das würde ich gern tun, Onkel.» Jonathon musste so tun, als könne er es gar nicht erwarten, wieder an die Arbeit zu gehen. Doch in Wahrheit musste er nur noch die knappe Woche durchstehen, bis ihm die Papiere seines Vaters zur Unterschrift vorgelegt wurden und ihm endlich sein Erbteil zufiel. Noch am selben Tag, vorausgesetzt, Sam konnte die Uniform besorgen, wollte er Philadelphia verlassen und alles, was mit dem Handel und Kramläden zu tun hatte, möglichst rasch vergessen. Er würde mit Caroline nach Norden fliehen und sich der Kontinental-Armee anschließen. Und erst wenn die letzte Schlacht geschlagen war und die Freiheit den Sieg errungen hatte, wollte er sich um das kümmern, was von seinem Besitz übrig geblieben war.

Sein Onkel würde so etwas natürlich nie erlauben, und deshalb durfte Jonathon kein Sterbenswort von seinen Plänen preisgeben. Nur noch ein paar Tage standen ihm bevor, die er wie ein Gefangener zählte, der auf seine Freilassung wartet. Und in dieser Zeit wollte er sich verstellen, wollte er heucheln und so tun, als begeistere er sich für den Verkauf von Hanf, Teer, Indigo, Leinwand und Nutzholz. Doch er sehnte sich allein nach Caroline und dem Sieg.

Becket stand vor der Tür zum Achterschiff, klopfte an, wartete höflicherweise einen Moment und drückte sie dann auf. «Guten Morgen, Captain.»

«Mister Becket! Was für ein Vergnügen, Sir!» Ein großer, grauhaariger Mann mit dem wettergegerbten Gesicht eines Seefahrers legte ein Lesezeichen in die Bibel, in der er gerade gelesen hatte, und streckte seine Hand zum Gruß aus. «Und ist das Euer Neffe?»

«Jawohl, das ist er.» Abel schien in diesem Moment stolz auf Jonathon zu sein. «Captain Carroll, der Herr der *Deirdre-Ann.* Jonathon Becket.»

«Ein feines Schiff, Sir.» Jonathon glaubte, dass solche Worte von ihm erwartet wurden.

«Das ist sie in der Tat. Wird diese Pfingsten sechs Jahre alt und ist aus bestem englischem Eichenholz gebaut.» Captain Oscar Carroll hatte eine angenehm weiche Stimme, die im Widerspruch zu den harten Linien in seinem Gesicht stand.

Er litt an einem Tick, der ständig sein linkes Augenlid herabzog. Und das sah so aus, als würde er unentwegt zwinkern. «Euer Onkel hat mir mitgeteilt, Ihr wäret ein vielversprechender Handelsmann, Master Jonathon.»

«Es war nett von ihm, so etwas zu sagen, Sir.»

«Das Leben eines Kaufmanns ist angenehm, aber nicht so schön wie das in einer Teerjacke, was?» Carroll verwies auf seine Kabine, die tatsächlich komfortabel und behaglich wirkte. Sie war mit hellem Eichenholz ausgeschlagen, an dem Gemälde von Seemonstern hingen. Durch die Fenster an der Rückwand konnte man die vor Anker liegenden Schiffe sehen. Jonathon starrte sehnsüchtig hinaus und spähte nach einem Anzeichen der Schaluppe mit dem dunklen Segel. Sein Onkel sprach von London, und der englische Kapitän erzählte von den Handelshäusern in der Fish Street und der Pudding Lane. In London herrschte eine Stimmung der Irritation, berichtete Carroll. Die amerikanische Rebellion störte den Handel, und einige Handelsmänner beschwerten sich über das Unvermögen der Armee, die Rebellen zur Räson zu bringen. Andere dagegen meinten, man hätte die Armee nie in die Kolonien schicken dürfen. «In London gibt es viel Sympathie für Eure Rebellen. Sie kosten uns Unsummen, und so finden sich einige, die erklären, man hätte das Geld auch sinnvoller einsetzen können.»

«Der Teufel findet doch überall eine Gefolgschaft», beschwerte sich Becket. Er schwieg, als ein Diener eine Kanne mit heißem, gesüßtem Tee brachte. «Habt Ihr unterwegs Ärger mit den Kaperschiffen gehabt?», fragte er den Kapitän besorgt.

Carroll schüttelte den Kopf. «Mir persönlich ist in diesem Jahr keins untergekommen, aber ich habe gehört, sie sollen vor einem Monat ein Schiff aus Bristol zwischen den Inseln aufgebracht haben.» Der Kapitän stopfte eine Pfeife mit flachem Kopf und zündete sie an der Kerze an, die anscheinend allein zu diesem Zweck hier brannte. «Die nördliche Route ist relativ sicher.»

«Und hört man Neues von den Franzosen?»

«Sie lauern und lauern.» Carroll blies nach dieser rätselhaften Antwort erst einmal eine aromatische Rauchwolke aus, die nach oben zwischen den bemalten Querstreben an der Decke entschwand. «Es heißt in London, dass Philadelphia vielleicht aufgegeben werden muss, Mister Becket.» Jonathon sah dem Kapitän an, dass er dieses Gerücht nur ausgesprochen hatte, um festzustellen, wie dieser prominente loyalistische Kaufmann darauf reagieren würde. «Ich habe gehört, wenn die Franzosen uns den Krieg erklären, brauchen wir Soldaten auf den Zucker-Inseln. Und nur der Herr allein mag wissen, wo wir die hernehmen sollen.»

«Nicht von der Philadelphia-Garnison», entgegnete Abel so hart, dass kein Widerspruch möglich war.

«Wenn Ihr es sagt.» Carrolls Tonfall zeigte deutlich, dass er daran seine Zweifel hatte.

Abel entging das nicht, und er brachte seine Argumente vor: «Ihr seid doch der Ansicht, dass die Briten ihre Kolonien behalten wollen, oder? Nun, wie sollten sie dann die größte Stadt in Amerika aufgeben wollen? Nein, Captain, Philadelphia ist sicher!»

«Ich hoffe es, für Euch. Ich habe mitgeholfen, Loyalisten aus Boston zu schaffen, und das war kein sehr glücklicher Tag, Mister Becket, nein, ganz und gar nicht glücklich!»

«Philadelphia wird nicht aufgegeben», beharrte Abel mit aller Kraft.

«Es würde mich freuen.» Der Kapitän wandte sich an Jonathon, der bislang kein Wort gesagt hatte. «Mir ist zu Ohren gekommen, Ihr hättet diese Verwundung in den Reihen der Rebellen empfangen, Master Jonathon.»

«Das stimmt, Sir.»

«Narrheit in der Jugend führt zu Weisheit im Alter, habe ich nicht recht, Mister Becket?»

Abel reagierte nicht auf das tröstlich gemeinte Sprichwort, sondern sah seinen Neffen an. «Du hast deine Lektion gelernt, was, Jonathon?»

«Ich habe gelernt, Infanteristen nicht in die Quere zu geraten, die gerade Musketen tragen.»

Der Kapitän lächelte über diese Antwort. «In London werdet Ihr kaum Gefahr laufen, der Infanterie ins Gehege zu geraten, das steht fest.»

Das Wort hing in der Kabine wie der Rauch aus Carrolls Pfeife. «London?», wiederholte Jonathon mit heiserer Stimme.

«Wenn Ihr uns bitte entschuldigen würdet, Captain?», verlangte Abel.

Carroll sah Onkel und Neffe an, dann nickte er. «Selbstverständlich, Sir. Mit dem größten Vergnügen.» Er erhob sich, verließ die Kammer und trat hinaus in den Frühlingssonnenschein. Das Beladen des Schiffes war noch in vollem Gange.

Widergespiegeltes Licht wanderte wellenförmig über die Kabinendecke. Oben auf dem Deck stampften die Schritte der Männer, und ein Schiffskran knarrte und quietschte. Doch Jonathon nahm nichts davon wahr. Er sah nur das schmale Gesicht seines Onkels und spürte, dass ein Desaster auf ihn zurückte. «London?»

«Hast du auch nur einen Moment geglaubt, ich würde dir einen Teil des Geschäftsvermögens aushändigen, damit du es gleich an die Rebellen weitergeben kannst?»

Jonathon bebte. «London?» Es war ihm in diesem Moment unmöglich, ein anderes Wort auszusprechen.

«Du bist verseucht, Junge», erklärte Abel hart. «Verseucht mit Unzufriedenheit. Und deine Schwester flößt dir dieses

Gift ein! Nicht zu vergessen die Schlampe, mit der du Briefverkehr unterhältst. O ja, junger Herr, ich weiß von deinen Briefen. Du musst in Quarantäne, und bei Gott, dazu werde ich dir verhelfen!»

«Du kannst doch nicht …»

«Ich bin dein Vormund und tue alles, was für dich das Beste ist.» Onkel und Neffe starrten sich über den Tisch an. «Mein lieber Junge, begreifst du denn nicht, was für eine Möglichkeit ich dir biete? London, die größte und bedeutendste Stadt auf der Welt! Ich hatte leider nie eine solche Chance.» Abel zog ein Bündel Papiere aus seiner Jacke. «Hier ist ein Wechsel, der ausreichen dürfte, dir zwölf Monate lang ein bescheidenes Auskommen zu sichern. Das ist ein Empfehlungsschreiben an Mister John Martin von der Firma Angel Passage. Du wirst bei seiner Familie wohnen und in seiner Schreibstube arbeiten.» Abel lächelte seinen Neffen unvermittelt an. «Mister Martin, ein guter Freund von mir, hat eine Tochter. Es heißt, sie sei nicht gerade hässlich, und …»

«Nein!» Jonathons Protest richtete sich nicht gegen die Aussicht, ein Mädchen aus London zu heiraten, sondern dagegen, dass seine ganzen Pläne so unerwartet umgestoßen und zerstört werden sollten.

«Achte auf deine Worte!»

«Ich bleibe hier!»

«Du tust das, was ich anordne!» Abel schlug mit der Faust auf den Tisch. Die Teekanne klapperte, und einige Schachfiguren flogen vom Brett. «Du hast mir einmal nicht gehorcht, junger Mann, und das soll dir kein zweites Mal gelingen. Und du bist für deinen Ungehorsam bestraft worden. Dem Herrn hat es gefallen, dir ein Bein zu nehmen. Solltest du noch einmal den Pfad der Untugend beschreiten wollen, wird Er dir mit Sicherheit das Leben nehmen! Du gehst nach London, und dort, wo das Herz des Welthandels schlägt, lernst du alles, was es über unser Gewerbe zu wissen gibt. Hier hast du Geld und ein Empfehlungsschreiben.» Er schob sie ihm über den Tisch zu. «Dein Gepäck wurde bereits vor einer Stunde an Bord gebracht. Ich habe eine Bibel dazu gelegt, damit du jeden Tag in ihr lesen kannst …»

Abel hielt abrupt inne, weil Jonathon, trotz der Schmerzen in seinem Beinstumpf, sich plötzlich von der Sitzbank hochstieß und auf die Kabinentür zueilte. Doch bevor er auch nur in ihre Nähe gelangt war, ging die Tür auf und präsentierte einen großen britischen Offizier. Jonathon war darüber so fassungslos, dass er erstarrte.

Captain Vane schien die vergiftete Atmosphäre in diesem Raum nicht wahrzunehmen. Er nickte Abel zu und sagte: «Das Papier, um das ihr gebeten habt, Sir.» Er zog ein zusammengefaltetes Dokument aus der Jacke und reichte es dem Kaufmann. «Ein offizieller Pass, Sir. Ich habe ihn zwar

Sir William nicht vorgelegt, aber Ihr werdet feststellen, dass niemand etwas gegen dieses Papier einwenden kann.» Vane sah Jonathon an. «Ihr seid Jonathon Becket?» Der Junge antwortete nicht, was den Captain jedoch nicht bekümmerte. «Ihr seid ein sehr glücklicher junger Mann.»

«Glücklich?»

Er zeigte auf den Pass, den Abel bereits studierte. «Ihr seid frei, Mister Jonathon. Ihr seid nicht länger ein Gefangener der Armee Seiner Majestät und dürft die Stadtgrenzen überschreiten.» Er wandte sich an Abel, der lächelte und das Papier einsteckte. «Ich hoffe, alles ist in Ordnung, Sir?»

«Ich bin Euch zu Dank verpflichtet, Captain Vane.»

Vane zögerte. «Und was Mister Woollard angeht …»

«Ich habe angeordnet, dass er Euch alles erzählen soll, was Ihr erfahren möchtet.» Abel wartete, bis der Offizier die Kabine verlassen hatte. Dann wandte er sich wieder an seinen Neffen: «Willst du immer noch fliehen? Du hast Captain Vane gehört. Du bist jetzt ein freier Mann. Du darfst die Kabine verlassen, aber ich bezweifle, dass der Captain oder Ezra dich von Bord lassen werden.»

Jonathon stand still da. Er wusste, dass er im Moment nichts tun konnte.

Abel glaubte zu erkennen, dass der Trotz seines Neffen gebrochen war. «Mister Martin wird dich in einem Jahr zurückschicken. Sollte er dann allerdings der Ansicht sein, dass du immer noch Sympathien für die Rebellen hegst, wird

er dich auf meine ausdrückliche Anweisung hin in London behalten.» Abel beugte sich zu ihm vor. «Der Herr erweist dir eine große Gnade.»

«Mit London verbinde ich keine Gnade», antwortete der Junge leise.

«Glaubst du denn wirklich, ich würde dich diese Fisher-Schlampe heiraten lassen? Meinst du, ich würde wollen, dass sie eines Tages die Früchte meiner Arbeit, mein Haus und meine Würde erhält?»

«Ich werde sie doch heiraten, und wenn ich zehn Jahre warten muss.»

Abel schnaubte verächtlich. «Andere Männer hätten dich enterbt oder dich im Gefängnis verrotten lassen. Aber ich tue dir stattdessen einen Gefallen, einen außerordentlichen Gefallen! London, was für eine Gelegenheit!» Er schob sich um den Tisch herum und stand auf. «Eines Tages wirst du mir sehr dankbar sein.»

Tränen der Wut standen dem Jungen in den Augen. «Ich werde dich verfluchen.»

«Ich habe deine Schiffspassage bezahlt. Du wirst wie ein Gentleman im Achterschiff untergebracht. Begegne meinen Freunden in London mit Höflichkeit.» Abel nahm seinen Hut in die Hand. «Bei der Abendflut segelt ihr los.» Er reichte dem Neffen die Hand. «Gehab dich wohl.»

Jonathon nahm die Hand nicht und sprach auch kein Abschiedswort. Er kehrte dem Onkel den Rücken zu, und

Abel verließ die Kabine.

Jonathon stand lange so da und wartete. Rings um ihn herum knarrte die *Deirdre-Ann* im Wind, der an ihren aufgegeiten Segeln und Masten und Wanten zerrte. Die Fenster in der Kabine ließen sich nicht öffnen. Doch auch dann wäre da noch der Wachtposten am Ende der Pier gewesen, der sofort Alarm gegeben hätte. Jonathon saß in der Falle.

Die einströmende Flut hob das Schiff, brachte es dem Moment immer näher, an dem es Segel setzen und seinen plumpen Bug in Richtung Meer drehen würde, um seine Fracht über den Ozean nach London zu befördern, wo Jonathon weit weg von der Rebellion und seiner Liebe sein würde. Wieder suchte er den Fluss nach der Schaluppe ab, doch sie war noch immer nicht zu entdecken.

Die Möwen kreischten über den Luken, die geschlossen wurden. Eine frische Brise kam auf, und Jonathon wartete auf den Einbruch der Nacht. Er schwor sich, von der *Deirdre-Ann* zu fliehen und dem Schicksal des langen Exils zu entgehen, das sein Onkel so geschickt für ihn arrangiert hatte. Er würde niemals nach London segeln. Er ließ sich nicht aus diesem Land vertreiben. Er würde fliehen.

Fünfunddreißig

Captain Vane musste lange warten, nachdem er Abel Becket den Pass ausgehändigt hatte. Der Lagermeister sprach mit

einem großen grauhaarigen Mann, dessen linkes Auge unentwegt zuckte.

Woollard wusste, dass der britische Offizier auf ihn wartete, und zog deswegen das Gespräch in die Länge, bis er endlich dem Grauhaarigen einen Geldbeutel überreichte.

Vane nutzte seine Chance und nickte dem Vorarbeiter zu. «Erinnert Ihr Euch an mich?»

«Aber gewiss, Sir.» Woollard nahm ein Messer und ein Kerbholz in die Hand. Er sah den Offizier nicht an, sondern verfolgte das Einladen der Hölzer.

«Mister Becket hat erklärt, ich könnte von Euch einige Informationen erhalten», begann Vane.

«Er sagte mir, Ihr brauchtet Hilfe», entgegnete der Vormann und sah dann den Captain frech an. «Und als Gegenleistung dafür hättet Ihr die Freilassung des jungen Jonathon bewirkt.»

«Das stimmt.» Vane folgte Woollard zum Steuerbordschanzkleid. Von den beiden salzverkrusteten Kanonen aus konnte der Vorarbeiter das Beladen weiter überwachen. «Passt Euch etwas daran nicht?», fragte der Brite.

«Ob mir das nicht passt?» Woollard lachte humorlos. «Wenn Master Jonathon dieses Geschäft einmal übernehmen soll, sollte er sich zu einem Händler ausbilden lassen. Ich bezweifle allerdings, dass er ein Talent dafür hat, und an Interesse für dieses Gewerbe mangelt es ihm auch. Tja, das

Glück trifft selten die, die es sich verdient haben, nicht wahr? Himmel, was ist denn das?»

Er starrte auf ein Langboot der Marine, das an der *Deirdre-Ann* vorbeigepullt wurde. Es war weiß gestrichen, hatte vergoldete Dollborde, und von seinem Bug ragte ein noch unbemalter Schwanenkopf hoch.

«Die *Meschianza*», erklärte Vane. «Es soll dort auch eine Bootsparade geben.»

«Die Meski-was?» Der Vorarbeiter konnte das Wort kaum aussprechen.

«Eine Festlichkeit zu Ehren von Sir Williams Entlassung.»

«Ihr solltet lieber das Aufknüpfen von George Washington feiern!» Alle Wut Woollards über das ausgelassene Feiern der Oberschicht Philadelphias und der britischen Offiziere schwang in dieser Bemerkung mit. Wie viele Bürger der Stadt konnte er nicht verstehen, wie man so viel Geld und Zeit in Lustbarkeiten vergeuden konnte, während die Rebellen-Armee immer noch nicht besiegt war. Doch so sehr der Vormann die Art und das Benehmen der Engländer verachtete, er galt auch als strammer Loyalist. Deshalb hatte Abel Becket ihm aufgetragen, dem englischen Offizier behilflich zu sein. «Ich kenne Davie Logan ziemlich gut», erklärte Woollard jetzt. «Wir haben ihm vor vier Jahren eine Schaluppe verkauft, und es war eine höllische Mühe, das Geld von ihm zu erhalten.»

«Wisst Ihr, wo ich ihn finden kann?»

Der Vorarbeiter antwortete erst, als er eine weitere Kerbe in seinen Stock geschnitten hatte, um das Einladen eines weiteren Holzstapels festzuhalten. Dann erklärte er kurz angebunden, dass Logan hinter dem Pennypack Creek ein Haus besitze.

«Das weiß ich bereits.» Der Captain hatte Mühe, nicht gereizt zu klingen. «Ich möchte erfahren, wo er hier in der Stadt vor Anker geht, wo er sich aufhält und so weiter.»

Woollards Miene zeigte an, dass er nicht fassen konnte, wie wenig sein Gegenüber wusste. «Logan schuldet zu vielen Leuten in dieser Stadt Geld, als dass er wagen könnte, sich hier offen zu zeigen. Nein, er benutzt eine Mittelsperson.»

Das war die erste brauchbare Information, die Vane von diesem unfreundlichen Zeitgenossen erhielt. Doch in gewisser Weise war diese Auskunft auch enttäuschend. Er hatte geglaubt, bloß Logan finden zu müssen, um über ihn an die Witwe zu gelangen. Und nun musste er erfahren, dass noch weitere Menschen im Spiel waren. Er ließ sich seine Enttäuschung jedoch nicht anmerken. «Eine Mittelsperson?»

Der Vorarbeiter starrte den Captain an, als habe er einen Schwachsinnigen vor sich. Dann drehte er sich beleidigend träge zur New-Jersey-Küste hin und spuckte aus. «Dort drüben, Sir.»

«Erklärt es mir!», fuhr Vane ihn im Kommandoton an.

Woollard war zunächst darüber beleidigt. Aber sein Herr hatte ihm aufgetragen, den Engländer zu unterstützen. Also erzählte er ihm unfreundlich, dass die Bauern Pennsylvanias Schwierigkeiten hätten, mit Philadelphia Handel zu treiben, denn überall auf den Straßen trieben sich Rebellen-Patrouillen herum, die nicht lange zögerten, Kollaborateure zu bestrafen. Für die Bauern in New Jersey sei es viel einfacher. Einerseits gäbe es dort nicht so viele Rebellen, und andererseits brauchten sie ihre Waren nur an das Ufer des Delaware zu schaffen. Das konnte nicht als Handel mit dem Feind angesehen werden, da die Briten erst letzte Woche das jenseitige Ufer besetzt hatten. Sobald die Bauern dort angelangt waren, verkauften sie ihre Waren an Flussanrainer, die ihrerseits die Waren über den Delaware nach Philadelphia brachten. «Diese Mittelspersonen bereichern sich am Hunger der Stadt.»

«Also bringt Logan seine Güter nach Cooper's Point?»

«Hm.» Der Vorarbeiter schnitzte eine weitere Kerbe in den Stock.

«Verkauft er dort an jemand Bestimmten?»

Woollard ließ sich mit der Antwort Zeit. «Ich mag Davie Logan nicht», erklärte er schließlich, «aber er ist Schiffer auf meinem Fluss, und eines schönen Tages, Captain, wird er auch wieder mein Kunde sein. Ich möchte nicht, dass die Leute sagen, Ezra Woollard habe einen Flussschiffer verraten.»

Es klang wie eine Herausforderung, und Vane hatte nicht übel Lust, den Vorarbeiter zurechtzuweisen. Doch er widerstand der Versuchung, denn damit hätte er nur noch weniger aus dem sturen Mann erfahren. Woollard mochte zu den Flussschiffern loyal sein, aber Abel Becket hatte gesagt, er sei auch dem König treu. Der Captain verließ sich darauf, dass letztere Treue stärker war als die erste. «Ich habe Grund zu der Annahme … dass es sich bei Logan um einen Feind der Krone handelt.»

«Die Krone hat viele Feinde», entgegnete der Vormann vieldeutig.

«Ich bin auch der Überzeugung, dass Logan Nachrichten aus Philadelphia zu den Rebellen befördert.»

«Nicht Logan, aber seine Mittelsperson.»

Woollards Wortkargkeit war schon beleidigend. «Wenn Ihr es sagt!», erwiderte Vane.

Und plötzlich lächelte der Vorarbeiter zum ersten Mal. Er drehte sich zum Schanzkleid um, stützte sich dort auf und nickte in Richtung der großen Flussbiegung. «Seht Ihr die kleine Pier dort oben? Nicht die Anlegestelle der Fähre, sondern die kleinere auf unserer Seite?»

Vane konnte gerade so eben noch einen grob zusammengezimmerten Holzsteg erkennen, der am New-Jersey-Ufer ins Wasser ragte. Ein Ast ragte dort aus dem Fluss und markierte eine Sandbank. «Bei dem Holz?»

«Ja.» Woollard spuckte wieder aus. «Wenn Ihr genau hinseht, Captain, erkennt Ihr ein Boot mit einer blonden Schlampe, die gerade dort abgelegt hat. Eine junge Frau mit Namen Fisher, Caroline Fisher.»

Vane notierte den Namen in sein Notizbuch. Sams Mädchen hieß auch Caroline, fiel ihm ein, aber er verdrängte den Gedanken sofort, es könnte sich bei ihr um ein und dieselbe handeln.

«Sie ist eine Rebellin.» Der Vorarbeiter verzog höhnisch das Gesicht. «Eine widerspenstige, stolze Rebellin, die den Teufel im Leib hat.»

«Und sie lebt am Cooper's Point?»

«Eine halbe Meile weiter südlich, bei ihren Großeltern.»

Woollard drehte sich wieder um und verfolgte weiter das Beladen. «Caleb und Anna Fisher leben hauptsächlich von ihrem Hof.» Vane schrieb die Namen in sein Buch. «Ebenfalls Rebellen?»

Der Vormann zuckte mit den Schultern. «Kommt darauf an, aus welcher Richtung der Wind weht. Ich dachte immer, Caleb gehöre zu uns, aber er hat eine Rebellin großgezogen.»

«Betreibt Logan mit den Fishers Handel?»

«Sie verkaufen seine Waren. Ich könnte mir gut vorstellen, dass sie auf seine Fässer und Kisten noch ein paar Shilling draufschlagen.»

Vane schloss das Notizbuch und schob es in die Rücktasche seiner Jacke. «Ich wäre Euch sehr zu Dank verbunden, Mister Woollard, wenn Ihr die Einzelheiten unseres Gesprächs für Euch behieltet.»

Der Vorarbeiter schenkte dem Captain zum zweiten Mal ein Lächeln. «Wenn mein Schweigen dazu führt, dass dieses verdammte Mädchen bestraft wird, schweige ich gern bis zum Jüngsten Tag.»

Vane hörte heraus, dass der Mann eine alte Rechnung mit Caroline Fisher begleichen wollte. Er lächelte. «Ich versichere Euch, Mister Woollard, dass sie die Strafe erhält, die sie verdient.»

Der Vormann nickte und schnitt eine weitere Kerbe. «In der letzten Zeit ist sie nicht oft zu uns gekommen. Aber sie

wird gleich am Painter’s Kai anlegen.» Er ruckte mit dem Kinn nach Norden. «Eine neue Schaluppe mit einem höheren Bug als bei anderen Booten und mit einem weißen Achtersteven.»

«Bringt sie Waren zum Markt?», fragte der Captain.

«Nicht nur, auch in Privathäuser.»

Der Captain wollte es jetzt wissen. «Vielleicht auch in das Haus von Missis Martha Crowl?»

Woollard drehte sich sofort zu ihm um. Vanes Pfeil, ins Blaue geschossen, war mitten im Ziel gelandet. «Ja», bestätigte der Vorarbeiter, «sie geht auch in das Haus der Witwe. Dort hat sie den Krüppel kennengelernt und ihm den Kopf verdreht. Und es war die Witwe Crowl, die ihr das neue Boot gekauft hat.»

Jetzt wusste Vane genug. Endlich fügte sich alles zusammen. Der Feind war enttarnt. Er spürte, wie Triumph und Begeisterung in ihm aufstiegen, aber er verbarg seine Gefühle hinter einer gleichgültigen Miene. «Vielen Dank, Mister Woollard, Ihr wart mir eine große Hilfe.»

«Wenn Ihr die Schlampe ausgepeitscht haben wollt, gebt mir Bescheid. Aber sie ist eine aalglatte Teufelin, Captain. Wenn Ihr über den Fluss fahrt, verschwindet sie in den Wäldern.» Die frühere Grobheit des Vorarbeiters wich einer grimmigen Hilfsbereitschaft. «Wollt Ihr sie schon heute zur Rede stellen?»

«Das glaube ich kaum.» Vane fühlte sich für eine solche Konfrontation noch nicht vorbereitet, und er wollte das Mädchen nicht vorzeitig alarmieren. «Aber wenn sie in den nächsten Tagen wieder in die Stadt kommt, könntet Ihr mich benachrichtigen, ja? Ihr braucht nur in Sir Williams Hauptquartier Bescheid zu geben. Man wird mich schon informieren.»

«Das werde ich tun.»

Vane lächelte dankbar. «Habt Ihr genug Zeit, um mir Painter's Kai zu zeigen?»

Der Vormann schüttelte den Kopf. «Ich muss an Bord bleiben, Captain, bis das Schiff ablegt.»

Er nickte kurz zu der Kapitänskabine, in der Jonathon eingesperrt war. Vane verstand und marschierte über die Laufplanke auf den Kai, wo der Abend die Schatten der Poller und Taue verlängerte.

Die Kais im Norden waren zu klein für die großen Schiffe. Hier hatten nur Schaluppen und Prahme angelegt. Fische wurden in Körben herausgetragen und wie silberne Wasserfälle in Fässer und Kisten gekippt. Eine Frau bot Vane einen Sack voller Austern an. Hier kam die Nahrung für die Stadt an, doch abgesehen vom Fisch waren die Lagerhäuser immer noch beklagenswert leer. Philadelphia musste warten, bis im Herbst die Ernte eingefahren wurde. Der Captain gab der Frau einen Shilling für den Sack. «Welches ist der Painter's Kai, Ma'am?»

«Der vorletzte.»

Vane entdeckte den Kai und spazierte an das Dockende. Ein Dutzend Schaluppen mit Spieren aus Rundholz dümpelte unter ihm im verdreckten Wasser. Eine hatte einen gekälkten Achtersteven und einen erhöhten Bug. Das musste das Boot sein, das die Witwe gekauft hatte. Vane wusste, dass es das Gefährt war, das den Rebellen so viele nützliche Dienste erwiesen hatte.

Er machte abrupt auf dem Absatz kehrt. Am Ende der Kaianlagen, wo sie durch eine Mauer von den Werften getrennt wurde, stand eine weitere britische Batterie. Hinter einer Brustwehr aus aufeinandergeschichteten Steinen waren die Geschützrohre auf den Fluss gerichtet. Vane marschierte dorthin. «Gestattet Ihr, dass ich hier ein wenig Luft schöpfe, Sergeant?»

Der Unteroffizier verbarg seinen Ärger darüber, von einem fremden Captain gestört zu werden. «Es wäre mir eine Ehre, Sir.»

«Ich dachte mir, Euren Männern würden ein paar Austern munden.»

«Vielen Dank, Sir.»

Vane lächelte den Kanonieren zu, die neben den Geschützen gehockt und ihre Pfeifen geraucht hatten. Sie hatten sie hastig ausgemacht. «Raucht ruhig weiter, Männer. Ich schätze, Ihr versteht von den Gefahren dabei mehr als ich.»

Der Sergeant freute sich über so viel Leutseligkeit und grinste. «Die Rohre sind nicht geladen, Sir.»

«Sind sie nicht?»

«Seit sechs Monaten hat sich hier kein Rebell mehr blicken lassen.»

Ein altes Fernglas, das dazu benutzt wurde, den Einschlag eines Geschosses zu verfolgen, lag auf einer Stufe. Vane nahm es in die Hand, öffnete die Messingklappen vor den Außenlinsen und blickte über den Fluss. Da war das kleine Flussdorf Camden und weiter links das Land zwischen Camden und Cooper's Point, wo der Wald bis ans Wasser reichte. Er bemerkte zwischen den Stämmen einige Hütten. Noch weiter links, wo der Cooper River in den Delaware einmündete, erhob sich die Palisade des kleinen britischen Holzfäller-Forts. Man hatte es vor drei Wochen dort am Rand des Waldes errichtet, der Philadelphias Versorgung mit Holz sicherstellte. Immer wieder hatten Rebellen-Trupps die Holzfäller gestört. Vane entdeckte durch das Fernglas, wie einige Rotröcke Wasser in Eimern aus dem Fluss zogen.

Vane senkte das Glas und machte es sich in der Geschützstellung bequem. Die vordere Spitze seines Huts legte einen Schatten über sein Gesicht. Eine frische Bö blies, aber in der Stellung wurde er davon kaum behelligt. Wenn es sich als nötig erwiesen hätte, hätte er bis zum Einbruch der Nacht hier gewartet. Der Fluss trieb unter ihm dahin, und sein Plätschern wirkte beruhigend.

Die Schaluppe mit dem weißen Achtersteven zeigte sich eine halbe Stunde später. Vane hätte sie, weil seine Aufmerksamkeit nachgelassen hatte, fast verpasst, wenn der Sergeant, der die freundliche Behandlung des Captains nicht vergessen hatte, ihn nicht darauf aufmerksam gemacht hätte. «Da lohnt sich das Hinschauen, Sir.»

«Worauf, Sergeant?» Vane war wieder hellwach.

«Nicht auf das Boot, sondern auf den Inhalt, Sir. Ein properes Weibsbild, kann man sagen.»

Vane setzte das Glas wieder an die Augen. Im ersten Moment sah er nicht mehr als das flatternde dunkle Segel. Dann drehte er an der Brennweite und blickte auf das Heck der Schaluppe. Da hockte eine junge Frau am Ruder. Sie steuerte das Boot wie ein erfahrener Seemann. Sie kehrte der Batterie den Rücken zu, und Vane war schon versucht, ihr einen Scherz zuzurufen, damit sie sich umdrehe. Doch er beherrschte sich. Wenn das wirklich die Verräterin war, die die Hessen vor Fort Mercer in den Untergang geschickt hatte, dann wollte Vane lieber unbemerkt und unerkannt bleiben.

Der auffrischende Wind blähte das Segel, als die Schaluppe auf die Leeseite der Kais gelangte. Vane beobachtete, wie das Mädchen das Ruder legte und sich auf die hintere Bank setzte.

Dazu musste sie sich drehen, und plötzlich füllte ihr Gesicht das Fernglas. Vane erkannte sie augenblicklich

wieder und stieß einen leisen Pfiff aus.

«Sie ist schon eine echte Schönheit, was?» Der Sergeant glaubte, der Pfiff des Offiziers sei Bewunderung gewesen. «Sie lässt sich aber auf nichts ein. Verdammte Zeitverschwendung, mit ihr etwas anfangen zu wollen.»

Caroline Fisher. Sams Caroline. Sie erschien Vane jetzt noch hübscher als bei der ersten Begegnung mit ihr in der Kirche. Eine junge Frau mit sonnengebleichtem Haar und leuchtenden Augen. Ein Gesicht, um auf dem Schlachtfeld der Liebe tausend schwere Geschütze abzufeuern. Ein Mädchen zum Verlieben. Doch jetzt eine Verräterin, die gejagt, gestellt und bestraft werden musste. Was trieb Sam eigentlich mit dieser Schönen?, fragte er sich plötzlich. Das war keine Küchenmagd, sondern eine Rebellin, die mit ihrem unverdächtigen Boot nach Belieben durch die britischen Linien segelte.

Das Mädchen sah genau in seine Richtung. Vane hätte das Fernglas fast aus einem Impuls heraus abgesetzt, doch dann wurde ihm klar, dass das Instrument sein Gesicht verdeckte, sodass Caroline ihn unmöglich identifizieren konnte. Er tat so, als sei er nichts weiter als ein wollüstiger Bock, der Ausschau nach hübschen Mädchen hielt. Caroline schien ihm das abzukaufen. Erst lachte sie, dann machte sie eine abfällige Geste.

«Ein blitzgescheites, lebhaftes Ding», bemerkte Vane.

«Sie lässt aber keinen an sich heran, Sir.»

«Das sagtet Ihr bereits.» Als Caroline fortsegelte, senkte der Captain das Glas und verließ die Stellung. «Durchsucht Ihr gelegentlich die Boote?»

«Ich hätte nichts dagegen, sie einmal zu durchsuchen, Sir. Nein, eigentlich kaum. Hin und wieder durchsuchen wir den Boden einer Schaluppe, aber man findet ja doch nie etwas.»

Im Süden, wo die größeren Kais lagen, legte die *Deirdre-Ann* ab. Die Toppsegel blähten sich, und die Seeleute setzten weitere Segel.

Vane warf noch einen Blick auf Carolines Schaluppe, doch sie war schon zu weit fort und näherte sich bereits dem Steg bei Cooper’s Point. Sam, dachte der Captain, ach, Sam. Der stets aufrechte und ehrliche Sam. Sollte am Ende ein verräterisches Herz in seiner Brust wohnen? Vane wäre am liebsten gleich aufgebrochen und hätte seinen Burschen zur Rede gestellt. Dann dachte er gründlicher nach. Was er heute erfahren hatte, war geheim. Und er hielt es besser geheim, bis der Moment gekommen war, an dem sich dieses Wissen als nützlich erweisen könnte. Vane wandte sich an den Sergeant. «Würdet Ihr dieses Mädchen wiedererkennen?»

«Bei Gott, ja, Sir.»

«Ich werde Euch vielleicht bitten, ihr eine Nachricht zu überbringen, Sergeant.»

Der Unteroffizier, der die Intentionen des Captains gründlich, aber entschuldbar missverstand, grinste.

«Selbstverständlich, Sir.»

«Sie heißt Fisher.» Vane ignorierte das, was die Miene des Sergeants ihm unterstellte. «Solange Ihr nichts von mir hört, sollt Ihr sie nicht behelligen. Und wenn Ihr die Nachricht überbringt, sagt Ihr nichts von mir. Verstanden? Ihr erklärt, die Nachricht stamme von Sam. Nur Sam.» Er gab dem Mann das Fernglas zurück. «Es kann einige Tage dauern, Sergeant, aber Eure Mühen sollen mir eine Guinee wert sein. Wie heißt Ihr?»

«Pollock, Sir.»

«Dann gute Nacht, Sergeant Pollock.»

«Gute Nacht, Sir.»

Lynch hatte Vane zu Logan geführt, und Logan zu Caroline. Und Caroline führte direkt ins Haus der Witwe. Also konnte nun die geeignete Rache für eine unverschämte Zurückweisung erfolgen. Vane brauchte nur noch einen hieb- und stichfesten Beweis. Und Sam, ob der gute oder der verräterische Sam, würde den besorgen. Vane war an diesem Abend ein glücklicher Mann.

Sechsunddreißig

Matthäus, Markus, Lukas und Johannes,
Segnet mein liebes Bett, mein kleines.
An meinem Bett steh’n der Engel vier
Ich sehe euch, ihr seid schon hier.
Einer zum Wachen, einer zum Fragen
Und zwei, um meine Seele davonzutragen.

Lydia Crowl holte tief Luft. «Gott segne Mama, Onkel Jonathon, Caroline, Jenny und alle Mägde und Knechte, und bitte, lieber Gott, schick uns die Franzosen und die Freiheit. Und mach alle Hummer tot. Amen.»

«So etwas sagt man aber nicht», tadelte Martha, «wenn Sam bei uns ist.»

«Mit Ausnahme von Sam», fügte Lydia rasch hinzu und öffnete dann hinter den gefalteten Händen ein blaues Auge. «Hallo, Sam.»

«Hallo.»

«Ich gehe zu Bett.» Und mit der Energie einer Sechsjährigen kroch sie unter das Federbett und beobachtete dann Sam. «Caroline war hier.»

«Tatsächlich?»

«Sie hat mir vom Grünen Mann erzählt. Und sie sagte, du wüsstest alles über ihn.»

«Das stimmt.» Sam blieb nichts anderes übrig, als von dem Monster zu erzählen, das des Nachts durch den Wald rauschte und krachte, um amerikanische Kinder zu finden. «Er wird kommen und dich fressen», erklärte er zum Schluss der fast unsichtbar gewordenen Lydia.

«Ihr macht ihr Angst!», entfuhr es Martha.

«Er wird dich mit Haut und Haaren verschlingen, jawohl! Aber du kannst ihn aufhalten.»

Zwei kleine Augen tauchten am Rand der Decke auf. «Wie denn, Sam?»

«Indem du immer deine Gebete sprichst und ein artiges Kind bist.»

«Ich bin doch artig, oder?»

«Du bist ein ganz, ganz liebes Kind.» Martha beugte sich über sie und gab ihr einen Kuss. Mit Essig und Kräutern getränkte Tücher hingen vor dem Fenster, um den Gestank von der Straße fern zu halten. «Schlaf gut.»

«Ich möchte auch einen Kuss von Sam.»

Sam, den Jenny hinauf zu dem Mädchen geschickt hatte, gehorchte. Als sie draußen auf dem Flur standen, lächelte Martha. «Alle Mädchen mögen Euch, was, Sam?»

«Woher soll ich das wissen, Ma'am?»

Martha verzog die Nase. «Es tut gut, Euch wiederzusehen, auch wenn Ihr ein Bad dringend nötig hättet.»

«Ja, Ma'am», grinste Sam. «Ich habe die Kleider für Jonathon mitgebracht.»

«Gott allein mag wissen, warum Ihr uns so helft, Sam. Ich kann mich nur ganz herzlich bei Euch bedanken.»

Die Witwe führte ihn hinunter in die Küche, wo Jenny den Admirals-Umhang und -Hut bestaunte. Der Dreispitz trug einen gestickten goldenen Saum, und aus seiner höchsten Stelle ragte eine schwarze, goldumrahmte Feder.

«Grundgütiger!», entfuhr es Martha. Sie nahm den Hut und probierte ihn auf. «Ihr habt doch nicht etwa Lord Howes Hut gestohlen, Sam?»

«Ich schätze, er hat noch einen anderen», entgegnete Sam leise.

Die Witwe lachte. «Darin wird Jonathon aber prächtig aussehen, was?»

«Er muss unter dem Umhang einen Säbel tragen, damit es echt wirkt. Und um den Hals einen weißen Stehkragen.»

Martha legte den Hut auf den Tisch. «Werdet Ihr Schwierigkeiten haben, Sam?»

«Nein.» Sam beschäftigten mehr die Gefahren, die Jonathon bevorstanden, wenn er versuchte, auf dem Painter's Kai an den Posten vorbeizukommen. «Er muss nur so tun, als sei er betrunken. Wer sieht in Philadelphia schon einem betrunkenen Offizier nach?»

Die Witwe seufzte. «Ich wünschte, Jonathon würde nicht gehen. Die Welt gerät aus den Fugen, Sam. Einfach verrückt!» Martha ließ sich ihm gegenüber am Tisch nieder. «Habt Ihr gesehen, was sie am Wharton Mansion treiben?»

«Ich war heute Morgen dort», antwortete Sam. Das Wharton Mansion stand in der Walnut Grove im Süden der Stadt. Ein großer Garten führte vom Haus bis an den Fluss. Das Mansion gehörte einem Patrioten, der im Herbst aus Philadelphia geflohen war. Nun sollte dort die große Meschianza abgehalten werden. Tische, Teppiche, Porzellan, Kristall, Tafelsilber, Tischdecken, Laternen, Stühle, Behänge, Spiegel und Kerzenhalter wurden von den Reichen der Stadt ausgeborgt, um dem Fest einen würdigen Charakter zu

verleihen. Die Waffenmeister der Flotte heckten ausgefallenes Feuerwerk aus, und die Köche zerbrachen sich bereits den Kopf darüber, was sie für ein solches Ereignis zubereiten sollten.

«Lord Robert Massedene möchte, dass ich ihn begleite», sagte Martha. «Aber ich werde mich nicht so kostümieren, wie er das von mir erbittet. Als türkische Haremsdame, also wirklich! Man mag es kaum glauben!»

Jenny lachte. «Das würde Euch aber ausgezeichnet stehen, Ma'am.»

«Ich werde mich in roten und weißen Streifen präsentieren und eine Schärpe tragen, auf der in goldenen Lettern das Wort Saratoga aufgestickt ist!» Die Witwe lachte bei der Vorstellung in sich hinein.

«Es wird bestimmt ein tolles Fest», bemerkte Sam.

«Sir William gibt immer tolle Feste», bestätigte Martha. «Das ist unbestreitbar sein hervorstechendes Talent. Es tut mir leid, dass er uns verlässt. Mein Feind ist ein sehr freundlicher Mann, genau wie Ihr, Sam.»

«Ich mag Billy auch», wich Sam ihrem Kompliment aus.

«Und doch geschehen in seinem Namen so schreckliche Dinge.» Die Witwe klang mit einem Mal sehr bitter. «Habt Ihr gehört, dass sie bei Crooked Billet Gefangene bei lebendigem Leib verbrannt haben?»

Sam antwortete nicht, aber Martha spürte, dass er ihr auswich. Sie schlug auf den Tisch. «Also, habt Ihr?»

«Ich war erst am nächsten Tag dort, Ma'am, nicht während der Schlacht.»

«Stimmt das mit der Verbrennung?»

«Ich weiß es nicht.»

«Sam!»

Sam zuckte zusammen. «Die Ranger haben behauptet, sie seien von ihnen von hinten angegriffen worden. Aber ich weiß nicht, was daran wahr ist.»

«Es wird immer schlimmer, Sam. Sie begehen einen Mord und machen den Krieg dafür verantwortlich. Als Nächstes metzeln sie Frauen und Kinder ab!»

«Nein!», entgegnete Sam empört.

Die Witwe ignorierte seinen Protest. «Deshalb will ich, dass Jonathon nicht geht. Es gibt keine Ehre mehr, Sam. Die nackte Gewalt regiert. Und wenn er doch geht, woran kein Zweifel bestehen dürfte, möchte ich, dass Ihr ihn begleitet.»

«Ich?» Sam glaubte, nicht richtig gehört zu haben.

Martha lächelte dankbar für die Tasse Tee, die Jenny auf den Tisch stellte. «Nun tut nicht so überrascht. Ich weiß, dass Caroline Euch das gefragt hat.»

«Ja, sie hat mich gefragt», gab Sam zu, «aber ich habe nein gesagt.»

«Noch ein Engländer, der keinen Wert auf die Freiheit legt?» Die Witwe bemerkte, wie Sam vor Zorn die Farbe wechselte. «Und gebt mir nicht eine Eurer sturen englischen

Standardantworten, Sam! Es gibt tatsächlich so etwas wie die Freiheit!»

Sie klang so eindringlich, dass Sam glaubte, sich verteidigen zu müssen. «Ich habe nie gesagt, es gäbe keine Freiheit.»

«Dann erklärt mir, was Ihr darunter versteht.»

Sam zuckte mit den Schultern. «Das, wovon mein Bruder geträumt hat, nicht wahr? Immer hinter dem nächsten Hügel, und dann hinter dem nächsten.»

«Glaubt Ihr denn, die Rebellen sterben für nichts?»

«Mein Bruder ist für nichts gestorben. Und ich habe Eure Rebellen gesehen, Ma’am. Ich habe sogar einige von ihnen getötet, wenn Ihr mir die Erwähnung dieses Umstands vergeben wollt. Sie sind kaum anders als wir. Ganz gewöhnliche, normale junge Männer, die man in die Schlacht stößt. Dass sie für Eure Freiheit kämpfen, macht sie nicht zu etwas Besonderem. Es gibt keinen Extra-Himmel für Rebellen, Ma’am.»

Martha lehnte sich zurück. «Die Freiheit ist nicht der Himmel und keine segensreiche Belohnung, Sam. Wenn wir die Freiheit haben, werden immer noch Menschen voller Kummer und in Armut sterben. Freiheit bewirkt nicht mehr, als einem die Möglichkeit zu geben, sich sein eigenes Leben auszusuchen. Eine Garantie auf Erfolg ist damit jedoch nicht verbunden. Ich hasse die Engländer nicht, manche von ihnen sind wirklich liebenswert. Aber ich hasse es, wenn ein

fetter, arroganter Mann im fernen London darüber entscheidet, was ich zu tun und zu lassen habe. Ich hätte lieber, der fette, arrogante Mann säße in Philadelphia, denn dann könnte ich ihn mit Steinen und was weiß ich noch bewerfen. Wir brauchen London nicht mehr. Wir sind erwachsen geworden. Und jetzt wollen wir unsere Freiheit. Als Ihr erwachsen wart, wolltet Ihr auch nicht mehr, dass Eure Eltern Euch alles und jedes vorschreiben. Ihr wolltet Eure Freiheit, und die habt Ihr auch bekommen. Ihr seid in die Armee eingetreten, was nur beweist, dass auch die nettesten Menschen nicht davor gefeit sind, Freiheit zu missbrauchen. Doch es ist immer noch besser, die Freiheit zu haben und sie zu missbrauchen, als gar keine Freiheit zu haben.» Die Witwe schüttelte leicht verlegen den Kopf. «Jetzt höre ich mich schon so an wie ein Winkeladvokat auf einer Stadtversammlung.»

Sam schämte sich seines Ausbruchs von vorhin und erklärte: «Ich höre gern zu, wenn Ihr erzählt, Ma'am.»

Martha streckte ihm die Zunge heraus. «Ich wünschte, Ihr würdet gehen, Sam. Um Jonathons willen.»

«Jonathon kommt allein zurecht.» Sam blieb standhaft.

«Jonathon kommt überhaupt nicht zurecht!», empörte sich die Witwe. «Er ist ein Krüppel mit einem Holzbein, das man ihm mehr oder minder fest an den Beinstumpf gebunden hat. Er ist verliebt, was ihn erst recht verletzlich macht. Und er will nur zur Armee, weil er ein sturer Narr ist, der glaubt,

er müsse aller Welt beweisen, dass er genauso ein Mann ist wie alle anderen auch. Habt Ihr jemals überlegt, wie schwierig es für Caroline wird, ihn nach Trenton zu schaffen? Sie müssen mit dem Boot durch einige Stromschnellen, und Jonathon ist da alles andere als eine große Hilfe. Sie muss die ganze schwere Arbeit tun, und er kann nichts anderes, als ihr hinterher zu humpeln. Deswegen möchte ich, dass Ihr den beiden helft. Ihr seid doch zu so vielen Dingen in der Lage.»

Sam schüttelte langsam den Kopf. «Wenn sie es aus eigener Kraft nicht schaffen, Ma'am, sollten sie gar nicht erst aufbrechen.»

Martha lächelte traurig, denn Sam hatte absolut recht. «Natürlich sollten sie gar nicht erst losziehen. Aber Jonathon macht die Liebe blind. Ich weiß nicht, ob Caroline ihn liebt, aber er ist wie im Fieber.» Sie beobachtete Sam bei diesen Worten genau, um festzustellen, wie er darauf reagierte. Aber er ließ sich nichts anmerken. «Liebe, Liebe, Liebe. Habt Ihr je darüber nachgedacht, wie viel besser die Welt ohne eine solche Plage wäre?»

«Keine Ahnung, Ma'am.»

Martha zog unwillig die Brauen zusammen. «Aber wenn es nicht wegen Jonathon wäre, würdet Ihr doch den Fluss überqueren, nicht wahr, Sam?»

Sam sagte nichts. Jetzt beobachtete ihn auch noch Jenny, die am Herd stand.

Martha zog den Admirals-Hut zu sich heran, und ihre Finger spielten mit der Feder. «Wollen wir doch für einen unbehaglichen Moment an Caroline Fisher denken.»

«Sie hat ein Versprechen gegeben», beharrte Sam.

Martha verdrehte die Augen. «Ihr wollt nicht um der Freiheit willen Amerikaner werden, Sam, weil Ihr glaubt, uns mangele es nicht an ihr. Und Ihr würdet auch aus einer republikanischen Gesinnung kein Amerikaner werden, weil Ihr nicht wisst, wie das Wort geschrieben wird. Aber für Caroline würdet Ihr das tun. Das ist es, was ich Liebe nenne, Sam.»

«Ich habe nicht gesagt, dass ich es ihretwegen tun würde», erklärte Sam heftig. «Außerdem wäre sie nicht bereit, für mich die Seiten zu wechseln.»

«Natürlich nicht! Ihre Leidenschaft gilt der Sache und nicht dem Mann, den sie liebt.» Martha verzog in gespieltem Entsetzen das Gesicht. «Und mit diesem Mann meine ich nicht Jonathon! Er ist Patriot geworden, weil sie Patriotin ist. Caroline lässt von der Revolution nicht mehr ab. Der Mann, der sie haben will, muss also mit ihr auch die Revolution umarmen. Wofür schlägt Euer Herz, Sam? Für diesen fetten König aus Deutschland? Ist Eure Liebe zum fetten George genauso groß wie die Carolines zum General George?»

Sam senkte den Blick. «Ich kann doch nicht auf meine Landsleute schießen.»

«Bei allen Heiligen, was denn für Landsleute? Was meint Ihr denn, woher alle unsere Familien kommen?» Martha übersah geflissentlich die Anwesenheit der schwarzen Köchin. «Aus England! Caroline ist genauso englisch wie Ihr, sie wohnt nur hier und nicht dort. Ach, Sam, wollt Ihr denn ewig in der Armee bleiben?»

«Vielleicht komme ich fort von ihr.»

«Natürlich, Caroline hat mir davon erzählt. Es besteht der Hauch einer Chance, dass Ihr bei Sir William Stallknecht werden könnt.» Sie hatte höhnisch geklungen, doch jetzt wurde sie übergangslos wieder grimmig. «Dort draußen fließt ein Fluss, Sam, und an dessen jenseitigem Ufer beginnt die Freiheit. Ihr braucht nicht mehr zu tun, als das Wasser zu überqueren. Dann gibt es kein Ausprügeln, keine Sergeants und keinen Captain Vane mehr!»

Sam schwieg, und die Witwe seufzte. «Mögt Ihr uns denn so wenig, Sam?»

«Ihr wisst doch, dass ich Euch mag.»

Martha seufzte. «Ihr könnt den Fluss überqueren, Sam, und in eine ganz neue Welt gelangen. Dort sind mehr Hügel und Täler, als Ihr Euch je erträumen könnt. Und sie alle warten nur darauf, von einem Pflug durchfurcht zu werden. Dort fließen Ströme, die breiter sind als Eure Themse, und sie haben noch nicht einmal einen Namen. Pferde warten darauf, gezüchtet zu werden, und jenseits des Flusses findet Ihr alles Gras, um sie zu füttern. Hier findet sich alles, was

ein Mann braucht, Sam. Und wenn wir den Krieg gewinnen, gibt es hier sogar die Freiheit, selbige zu missbrauchen.»

Sam sah auf. «Vielleicht überquere ich irgendwann den Fluss.»

Martha hörte den missmutigen Tonfall genau heraus. «Aber erst, wenn es Euch passt und wenn Ihr es auf Eure Weise tun könnt, nicht wahr? Und das alles, nur weil Ihr Caroline nicht haben könnt.»

«Nun, ich kann sie ja nicht haben, oder?»

Martha sagte zunächst nichts, und nur das Rattern des Windes an der Küchentür war zu vernehmen. «Ich bin mir da nicht so sicher. Vielleicht könnt Ihr sie doch haben, wer weiß das schon? Ich bin mir nur einer Sache sicher. …» Sie legte eine Pause ein und wollte, dass Sam etwas sagte. Er fiel darauf herein: «Ma'am?»

«Mein Onkel wird Euch sagen, dass nur Geld es wert sei, sich dafür zu engagieren. Geld, Geld und nochmals Geld. Aber das viele Geld hat ihm keinen Moment des Friedens beschert. Die Armee wird Euch sagen, es gäbe nur den Ruhm oder den Sieg oder die Fahne, denen man folgen müsse. Und was steht am Ende davon? Das Grab.» Sie sah Sam ins Gesicht. «Ich aber sage Euch, folgt der Liebe. Liebe hat nichts mit Vernunft zu tun, und sie bringt auch Leid, aber sie ist das Einzige, das einem Glück schenken kann.»

Sam hatte sorgfältig zugehört, und nur zu gern folgte er diesem Ratschlag. «Aber jemand wird leiden, Ma'am.»

«Und dieser Jemand werdet höchstwahrscheinlich Ihr sein, denn Ihr drei seid allesamt unfassbar edel und unglaublich jung. Trotzdem ist es das Beste, was ich Euch raten kann. Und glaubt mir, wenn ich Euch sage, dass es weh tut, denn ich habe es selbst verspürt.» Der Schmerz drohte, sie zu überwältigen, und so fuhr sie rasch fort: «Folgt der Liebe, Sam, sprecht Eure Gebete und seid ein artiger Junge. Dann wird Euch der Grüne Mann nicht holen!»

«Ja, Ma'am.» Er erhob sich und zupfte an seiner Uniformjacke. «Da wäre nur noch das hier.»

«Es ist nichts weiter als eine rote Jacke, dazu miserabel geschnitten und schlecht gefärbt.»

«Aber ich habe einen Eid abgelegt.»

«Um Gefangene ins Feuer zu stoßen?» Martha bemerkte zum ersten Mal, dass sie zu weit gegangen war. «Tut mir leid, Sam. Ich weiß, dass Ihr nicht dabei wart. Aber wenn Ihr länger in der Armee bleibt, wird sie Euch dahingehend verändern.»

Sam dachte daran, wie sehr er vor Nates Tod Sergeant Scammell bewundert, wie sehr er ihm nachgeeifert hatte. Er lief bei dieser Erinnerung rot an. «Das wird nicht geschehen, Ma'am.»

«Ich hoffe es für Euch, Sam. Ich werde sogar darum beten.»

Später, als Sam gegangen war, begab sich die Witwe nach oben und warf einen Blick auf ihr schlafendes Kind. Lydias

Gesicht war so friedvoll, so glatt und so rein. Martha dachte daran, dass eine furchtbare Erscheinung die Stadt bedrohte. Der Grüne Mann war über den Ozean gekommen, um Albträume und Angst zu bringen. Martha sagte sich, dass es nichts zu fürchten gebe, doch das ungute Gefühl, das so formlos und unlogisch war wie ein Waldmonster, hielt sie fest im Griff. Sie hatte Angst vor der Zukunft. Sie hatte Angst um ihr Kind, und sie fürchtete sich vor dem Wahnsinn, der an die Küste gekommen war. Sie fürchtete sich vor Sir Williams Abreise, denn die Männer, die ihm nachfolgten, glaubten vielleicht wie Captain Vane an den Sieg. Sie fürchtete sich, und weil sie sich fürchtete, weinte sie die ganze Nacht hindurch.

Siebenunddreißig

Die *Deirdre-Ann* stand nur unter Topp-, Stag- und Besansegel, als sie den Delaware hinabfuhr. Captain Carroll schien sich vorgenommen zu haben, freundlich zu sein. Er erklärte Jonathon, dass es in diesem Wasser mit seinen vielen Untiefen und Sandbänken gefährlich wäre, unter zu vielen Segeln zu fahren. Deshalb kröche die *Deirdre-Ann* über den Delaware und würde bei Einbruch der Nacht auf der Leeseite von Billins Island vor Anker gehen. Am Morgen käme ein neuer Lotse an Bord, der das Schiff durch die verbliebenen Hindernisse, die noch immer nicht vollständig beseitigt waren, steuern würde. «Morgen gegen Mittag sind

wir auf offener See, Mister Jonathon, und dann könnt Ihr erleben, wie prachtvoll dieses Schiff am Wind liegt.»

Jonathon, der sich mit einem Mantel gegen die Nachtkälte schützte, lehnte auf dem Rohr einer kleinen Kanone am Achterdeck. Ein amerikanischer Lotse stand neben dem Rudergänger. Captain Oscar Carroll hielt sich mit Jonathon etwas abseits. «Euer Onkel hat mir mitgeteilt, Ihr wärt nicht besonders glücklich über diese Reise.»

«Nein, Sir, das bin ich in der Tat nicht.»

«Ohne Zweifel wird Euch irgendwann das Heimweh plagen, aber glaubt mir, London ist eine großartige Stadt.» Das Augenzucken verzog das Gesicht des Kapitäns immer wieder zu grotesken Grimassen. «Es gibt dort natürlich allerlei Versuchungen, aber alles in allem ist London wunderbar, vor allem für junge Männer.»

«Da bin ich mir sicher, Sir.» Jonathon starrte auf die flache Uferlinie, die im vergehenden Licht versank. Entenjäger stakten mit ihren Kähnen durch die seichten Wasser, und näher an der *Deirdre-Ann* fuhren mit Körben beladene Austernboote an den durchlöcherten und geschwärzten Wällen von Fort Mifflin vorbei. Eine britische Besatzung stand jetzt in dem Fluss-Fort, und die Soldaten starrten oft genug auf die Holzrippen der untergegangenen *Augusta*, die jetzt Backbord achteraus sichtbar wurde. Jenseits des gesunkenen Kriegsschiffs hatte auf einer kleinen, reetbestandenen Insel eine Fischerfamilie aus einem

umgekippten Boot eine Hütte erstellt. Eine dünne Rauchfahne stieg aus dem kleinen, metallenen Schornstein, der aus dem Kiel des Bootes ragte. Das Kauffahrteischiff gelangte der Insel so nahe, dass Jonathon den Fisch riechen konnte, der in der Hütte gekocht wurde. Geteerte Netze hingen neben einer alten, mitgenommenen Schaluppe zum Trocknen. Ein Kind saß in dem Boot und löste Austern aus den Schalen. Der Kapitän verzog wieder das Gesicht. «Ich schätze, hier hat es einen strengen Winter gegeben.»

«Einen sehr strengen sogar, Sir.»

Carroll sah Jonathons sehnsüchtigen Blick. «Denkt Ihr ans Schwimmen, junger Mann?»

«Nein, Sir», log Jonathon. Er war fest zur Flucht entschlossen, und es musste noch in dieser Nacht sein, denn morgen erreichte die *Deirdre-Ann* das offene Meer.

Der Kapitän klopfte am Schanzkleid seine Pfeife aus. «Ihr seid kein Gefangener, Mister, jedenfalls nicht auf meinem Schiff. Ich habe zugesagt, Euch nach England zu bringen, und das werde ich auch tun. Aber Ihr seid hier Gast, nicht Gefangener. Nur bedenkt, keiner meiner Männer wird untätig zusehen, wie Ihr Euch mit aller Gewalt ertränken wollt.»

Jonathon hatte Mühe, den Sinn hinter diesen widersprüchlichen Erklärungen zu entdecken. «Wenn ich ans Ufer will, werdet Ihr mich dann lassen?»

«Ich werde Euch dabei nicht behilflich sein, also fragt erst gar nicht.»

«Dann bin ich doch ein Gefangener?»

«Nein, Ihr seid Gast an meinem Abendbrottisch. Vielleicht können wir danach eine Partie Schach spielen?»

Die Nacht brach herein. Die *Deirdre-Ann* war das letzte von etwa einem Dutzend Schiffen, die vor Billings Island vor Anker gegangen waren, um im Morgengrauen von einem Lotsen durch die Hindernisse gesteuert zu werden. Der Fluss gurgelte und plätscherte an der Wasserlinie des Handelsfahrers und spiegelte das Licht der anderen ankernden Schiffe auf seinem schwarzen Wasser wider. An Captain Carrolls Tisch wurden Linsen mit Speck gereicht. Danach setzten sie sich zu drei Partien Schach zusammen, die Jonathon allesamt verlor. Er dachte unentwegt an Caroline und die Küste, die so verlockend nah war, sodass er sich nicht auf das Spiel konzentrieren konnte.

Gegen Mitternacht setzte der Kapitän Jonathon zum letzten Mal schachmatt. «Ihr müsst noch viel üben, junger Freund.»

«Ja, Sir.»

Carroll warf einen Blick nach draußen. «Die Flut steigt. Zeit für die Koje.» Er holte seine Bibel hervor. «Schlaft gut, Mister Jonathon, und erfleht den Segen des Himmels.»

Jonathon humpelte in seine Kammer. Im Grunde nur ein Kämmerlein, das sich vor dem geräumigen Quartier des

Kapitäns befand. Es hatte kein Fenster und enthielt nur eine hölzerne Koje. Jonathon bückte sich beim Eintreten und hockte sich auf sein Bett. Kein Licht brannte, und sein Reisegepäck, das sich aus zwei Seesäcken zusammensetzte, bedeckte die gesamte freie Bodenfläche.

Er zog sich aus, behielt aber die Wäsche und das Hemd an. Er legte sich den Überrock um, band sein Bein nicht los und wartete.

Niemals würde er nach London gehen. Vor drei, vielleicht auch noch vor zwei Jahren hätte er einer solchen Verlockung kaum widerstehen können. Selbst die Rebellion mit ihren edlen und hehren Zielen verblasste angesichts der Versuchungen Londons. Doch er hatte Caroline kennengelernt, und gegen sie hätte selbst eine Stadt, die zehnmal größer war als London, nicht bestehen können.

Jonathon war bis über beide Ohren verliebt. Doch er hatte auch bemerkt, dass seine Liebe nicht im gleichen Maße erwidert wurde. Er hatte ihr ein Versprechen abgerungen, und das würde sie auch einhalten. Und er war fest entschlossen, ihr Herz ganz und gar zu gewinnen. Ihm war klar, dass er bislang so gut wie nichts erreicht hatte. Er war ein paar Tage lang mit der Rebellen-Armee geritten und gleich beim ersten Geschützdonner ausgefallen. In dieser Nacht würde er Caroline beweisen, dass er ihrer würdig war. Er würde von diesem Schiff fliehen.

Er wartete, während die Wachen draußen riefen, wie viel Glasen es geschlagen hatte. Und er wartete, bis wieder Ruhe eingekehrt war. Dann nahm er seinen Stock und verließ die Kabine.

Ein Seemann stand am Steuerrad. «Noch so spät unterwegs, junger Mann?»

Jonathon verzog das Gesicht. «Mein Bauch.»

Der Seemann lachte. «Gab's beim Käpten wieder Linsen? Ihr solltet einen Seefahrermagen entwickeln. Braucht Ihr einen Kammertopf?»

«Nein, ich gehe nach vorn.»

«Braucht Ihr Hilfe?»

«Nein, aber vielen Dank.» Jonathon humpelte zum Bug. Sein Holzbein schlug dumpf auf dem Deck auf, und er kam an den Geschützen und den zwei Männern vorbei, die nach feindlichen Kanonenbooten Ausschau hielten. In der Kombüse brannte noch das Feuer im Herd. Am Bug, wo der große Bugspriet mit seinem Gewirr von Netzen, Tauen und Ketten in die Sternennacht hinaufragte, war eine niedrige Reling angebracht, und dahinter befand sich ein Rundholz.

Jonathon verzog schmerzhaft das Gesicht, als er das Holzbein über die Reling hob. Er hielt sich mit einer Hand an einem Seil fest und hob das gesunde Bein auf das Holz. Kurz bevor er das Gleichgewicht verlor, hatte er es geschafft und hockte sich hin. Er bemerkte, dass der Seemann, der am Ruder gestanden hatte, ihm gefolgt war und ihn jetzt

beobachtete. Jonathon vermutete, dass man ihn trotz Captain Carrolls Versicherung, er sei kein Gefangener, für einen gefährlichen Rebellen hielt, den man nicht einen Moment aus den Augen lassen durfte.

Jonathon hob den Überrock und blickte hinab in das dunkle Wasser. Zwischen ihm und dem Fluss war nur noch ein aufgespanntes Netz, das die Männer retten sollte, die von der prekären Sitzstange fielen. Zu seiner Rechten befand sich die vollbusige Galionsfigur der *Deirdre-Ann.* Ihre großen gemalten Augen glitzerten unheimlich im Sternenlicht. Hinter ihr konnte Jonathon durch den Wirrwarr der Taue das Ufer sehen. Es schien nicht weit bis dorthin zu sein.

Der Seemann drehte sich um, vielleicht aus Anstand, und kehrte zum Achterschiff zurück.

Sobald der Mann sich entfernt hatte, band Jonathon sein Holzbein ab. Ein Lederriemen war um seinen Oberschenkel, ein zweiter um seine Taille gebunden. Seine Finger waren in der Kälte steif. Er zog die Ledertasse vom Stumpf und spürte die Kühle des Nachtwinds auf dem aufgescheuerten Fleisch. Er ließ das künstliche Bein und den Stock in das Netz fallen. Ein Blick nach links vergewisserte ihn, dass der Seemann weit fort war. Er wusste, dass er jetzt oder nie handeln musste. Jede Verzögerung konnte zu einem Desaster führen. Er befreite sich von dem Mantel, streckte beide Hände aus und hielt sich an einer der Wanten am Bug fest. Dann hob er

sein Hinterteil von dem Rundholz und ließ los. Einen Moment blieb er an dem dick geteerten Seil kleben, ehe er nach unten fiel.

Er prallte gegen das faulig riechende Netz. Ein Stück Seil schnitt ihm in den Beinstumpf, und er hätte fast laut aufgeschrien. Aber als er das Holzbein und den Stock fand, fühlte er sich wieder besser. Er kämpfte sich zum Netzrand vor. Er hätte nie gedacht, dass ihm das so schwer fallen würde. Sein Fuß glitt immer wieder durch die Maschen. Endlich konnte seine Rechte das Randseil des Netzes fassen, und mit der neuen Kraft, die seine Arme gewonnen hatten, zog er sich hoch. Das schwarze Wasser lag nur sechs Fuß unter ihm. Die Linke umklammerte Stock und Holzbein. Er holte Luft, rollte sich über den Netzrand, hielt sich aber noch mit der Rechten am Wasserstag fest, und ließ sich nach einem Herzschlag fallen.

Das Wasser war kalt wie Eis.

So kalt, dass er glaubte, darin zu verbrennen.

Er tauchte unter und stieß mit dem Kopf gegen den rauen Rumpf der *Deirdre-Ann.*

Er bibberte und klapperte mit den Zähnen, aber er schob sich am Rumpf entlang und vertraute darauf, dass Stock und Holzbein ihn oben halten würden. Er war noch nie geschwommen, aber Caroline hatte ihm einmal erklärt, es sei ganz einfach. Er hoffte, dass sie recht hatte.

Die Flut trug Jonathon weiter. Er presste Stock und künstliches Bein an seine Brust und stieß sich mit der freien Hand vom Rumpf ab. Über sich hörte er einen Ruf und wusste, dass man sein Fehlen bemerkt hatte.

Er zog sein gesundes Bein an und stieß sich dann mit aller Kraft vom Schiff ab. Wasser drang ihm in den Mund. Er würgte, spuckte und bemühte sich, mit dem freien Arm voranzukommen. Er bemerkte einen Widerschein von Licht und Wasser. Jemand musste oben am Schanzkleid stehen und mit einer Laterne den Fluss absuchen.

«He!» Die Stimme klang unangenehm nah. «He, junger Mann!» Ein Seilende klatschte plötzlich neben ihm ins Wasser. Jonathon hatte sich erst wenige Fuß vom Schiff entfernt. Er verdoppelte seine Anstrengungen mit der Rechten und dem gesunden Bein und spürte, wie die Flut ihm half und ihn von der *Deirdre-Ann* forttrug.

Er schwamm nun mit aller Kraft. Seine Bewegungen waren unbeholfen und ähnelten mehr dem Strampeln eines Ertrinkenden, aber die Verzweiflung trieb ihn voran, bis er aus dem Lichtschein geraten war. Er hörte Schritte auf dem Deck und dann den Befehl, ein Boot zu Wasser zu lassen.

Die Kälte biss in seine Haut. Er trug nur sein Hemd und die Unterwäsche am Leib. Jonathon musste um jeden Atemzug ringen. Irgendwann hörte er hinter sich Geräusche. Er verdrehte den Kopf und stellte überrascht fest, wie weit er sich schon von dem Schiff entfernt hatte. Die Flut trug ihn

auf die Wirbel vor dem New-Jersey-Ufer zu, führte ihn zu den dunklen Stellen, wo er zwischen den Schatten von Sandbänken und Untiefen nicht mehr entdeckt werden konnte.

Rollen quietschten, als das Boot hinabgelassen wurde. Jonathon kämpfte sich weiter durch den Fluss, schluckte immer wieder Wasser und würgte es hinaus. Er ging nicht unter und war grimmiger denn je entschlossen, dem Schicksal zu entkommen, das sein Onkel für ihn bestimmt hatte. Das dicke Holzbein war seine Rettung, sein Mut war seine Inspiration.

Nur leise hörte er den Befehl, die Riemen ins Wasser zu bringen. Sein gesunder Menschenverstand ließ ihn damit aufhören, wild um sich zu strampeln. Der Stock war fort, aber das Holzbein war ihm geblieben. Er hielt sich daran fest und ließ sich treiben. Er drehte sich mit den Wirbeln und bibberte immer noch vor Kälte. Er dachte an Caroline, rief sich ihr Bild ins Gedächtnis und redete sich ein, sie sei der Geist des Wassers, der ihn bewahren und erretten würde. Er wollte ihren Namen laut aussprechen, denn er sollte ihm wie ein Talisman Glück bringen. Doch er schwieg, und bis auf das hastige Atmen und das Klappern seiner Zähne war nichts von ihm zu vernehmen. Er konnte das Boot nicht hören, und er wagte nicht, sich danach umzudrehen.

Die Strömung, die ihn genauso gut in die weite Flussmündung hätte tragen können, wo er unweigerlich den

Tod gefunden hätte, rettete ihn hier. Es herrschte Flut, und die trug ihn, wie eine andere Strömung einst Moses in seinem Binsenkorb, sanft zum schlammigen Ufer. Eine Weile bemerkte Jonathon, dem die Kälte die Sinne vernebelte, nicht, dass er gerettet war. Dann trieb ihn sein Überlebensinstinkt voran, und er kroch weiter auf das Ufer.

Er schob sich durch klebrigen Schlamm, der ihn schwarz färbte. Er durchquerte einen Bach und erreichte eine weitere Schlickfläche, wo er vor Erschöpfung liegen blieb. Er hob den Kopf und sah, wie sich das Land dunkel von den Sternen abzeichnete. Dann hörte er das Platschen und Quietschen von Riemen. Er drehte sich vorsichtig um und entdeckte den Schatten des Boots auf dem Wasser. Er glitt in den Bach zurück. Hier hinter der Landaufwölbung wollte er liegen bleiben, bis seine Verfolger fort waren.

Er wurde nicht gewahr, dass er einschlief. Er dachte, er würde marschieren, mit zwei gesunden Beinen unter einer freundlichen Sommersonne auf einer duftenden Wiese. Um ihn herum andere Männer, die hinter einer gestreiften Fahne sangen. Der Feind war vernichtet und geschlagen, seine Fahnen lagen im Staub, und seine Geschütze schwiegen. Später träumte er von einer jungen Frau mit goldenem Haar, die den Helden freudig begrüßte, der aus dem Krieg heimkehrte. Er lächelte selig, als ihre Arme sich ihm entgegenstreckten und sie ihn anstrahlte. Dann riss ihn die kalte Berührung der steigenden Flut aus dem Traum in die

brutale Wirklichkeit. Er öffnete die Augen einen Spalt weit und sah vor sich nicht Caroline, sondern das erste Licht des Morgengrauens, das gerade den Schlick vor ihm erreichte.

Er öffnete die Augen weiter und entdeckte zwei Paar Stiefel. Zwei Männer standen direkt vor seinem Gesicht.

Jonathon wollte den Kopf heben, um mit den Männern zu sprechen, doch ein Stiefel schob seinen Kopf ins Wasser des Bachs. «Caroline!», konnte er noch ausstoßen, dann drang ihm das kalte Nass in den Mund und in die Nasenlöcher.

Der Bach, besser ein Rinnsal, war hier nur zwei Zoll tief, doch das reichte aus. Einer der Männer stellte einen Stiefel auf Jonathons Hinterkopf und hielt das Gesicht des jungen Mannes unter Wasser. Es war so leicht, als würde man ein neugeborenes Kätzchen ersäufen. Jonathon zuckte noch ein paar Mal, und seine Linke presste sich in den Schlick. Etwas Blut, das aus dem Beinstumpf rann, vermischte sich mit dem Salzwasser.

Captain Carroll hob den Stiefel und stellte fest, dass Jonathon Becket tot war. «Ein undankbarer Bursche!» Carroll schüttelte betrübt den Kopf, so als fühle er sich durch Jonathons Parteinahme für die Rebellen persönlich beleidigt. «Man serviert ihm die Welt auf einem silbernen Tablett, und er wirft es weg.»

«Ist schon ein Wunder, dass er es so lange gemacht hat», brummte der andere Mann. Er bückte sich und durchsuchte

den Toten nach Wertsachen. «Er hat als Allerletztes Euren Namen gerufen.»

«Weiß der Himmel, warum. Ich habe ganz gewiss mit Rebellen nichts zu schaffen.» Carroll rollte Jonathon in den Wasserlauf und kehrte dann zu dem Ruderboot zurück. «So war es besser», erklärte er.

«Ich hätte ihn ja lieber auf hoher See über Bord geworfen», beschwerte sich der Bootsmann, als habe man ihn um ein großes Vergnügen gebracht.

«Das Geld bleibt uns auch so. Hier wird man ihn finden, und Woollard erfährt dann, dass wir die Vereinbarung eingehalten haben.»

Die Flut hatte fast ihren Höchststand erreicht. Die ersten Kauffahrteischiffe lichteten bereits die Anker, um loszusegeln. Doch sie mussten warten, bis eine Korvette der Marine, die vom Ozean eintraf, durch die Passage gesegelt war. Der Bootsmann, der früher in der britischen Marine gedient hatte, hielt eine Hand über die Augen, um das Kriegsschiff besser erkennen zu können. «Die *Porcupine*, ein schneller Segler.»

«Ein hübsches Schiff», entgegnete Carroll ohne echte Begeisterung. Die *Porcupine* stand unter vollen Segeln, und vor ihrem Bug schäumte weiß das Wasser auf. Das Segeltuch war schmutzig, sichtbares Anzeichen für eine lange und harte Reise. «Depeschen von London, was?», vermutete der Captain.

«Höchstwahrscheinlich, Sir», bestätigte der Bootsmann. Dann rief er den Rudergasten zu, sie sollten das Boot ins Wasser schieben.

Zwei Stunden später war der Fluss leer. Jonathons Leiche trieb am Rand der Wirbel und blieb an einem der Hindernisse hängen, die die Rebellen im vergangenen Sommer errichtet hatten. Möwen entdeckten ihn und pickten und zerrten an seinem Fleisch.

Und über ihm füllten in majestätischer Pracht die Gänse auf ihrem Flug nach Norden den Himmel.

Achtunddreißig

Major-General Sir Henry Clinton erreichte an Bord einer Fregatte Philadelphia. Auf demselben Schiff hatte der scharfäugige Ausguck inmitten eines Rebellenhindernisses eine Leiche entdeckt. Der Kapitän des Schiffes wollte seinem wichtigen Passagier keine Verzögerung zumuten und hatte sich geweigert, wegen einer Wasserleiche anzuhalten. Man hatte stattdessen einer Korvette ein entsprechendes Signal gegeben, und die hatte ein Boot zu Wasser gelassen, während die Fregatte unbehelligt weitergesegelt war.

Sir Henry wurde in Philadelphia nicht so überschwänglich willkommen geheißen wie sieben Monate vorher Sir William. Der Winter, die Kapitulation bei Saratoga und die Nachrichten, die die *Porcupine* gebracht hatte, hatten die Stimmung unter den Loyalisten der Stadt erheblich gedämpft. Die Nachrichten des Schiffes aus England waren

darunter das Schlimmste gewesen. London hatte Depeschen geschickt, in denen zu lesen stand, dass Frankreich England den Krieg erklärt hatte und so aus einer relativ kleinen Rebellion ein europäischer Konflikt geworden war. Und mehr noch, weit über Europa hinaus wurden alle Forts in Florida, der Karibik und sogar in Indien aufgefordert, sich für den Krieg zu rüsten.

So ritt Sir Henry durch freudlose Straßen – und stinkende Straßen, denn überall sammelten sich Unrat und Kot. Man nimmt es hier nicht sehr genau, dachte Sir Henry grimmig. Weniger Feste und Tanzvergnügen und dafür mehr Disziplin würden der Stadt gut zu Gesicht stehen. Sir Henry trug angesichts der titanischen Aufgabe, die ihn erwartete, die Miene eines Mannes, der gekommen war, alle Unsicherheit und Niedergeschlagenheit mit Macht und Entschlossenheit hinfortzufegen.

Doch bevor er das neue Kommando seinem Willen unterwerfen konnte, musste erst dem Zeremoniell Genüge getan werden. So begab sich Sir Henry zu den Centre Commons, wo achttausend Soldaten angetreten waren. Hessen in ihren dunkelblauen Uniformen, britische Rotröcke und Kavalleristen in allen Farben des Regenbogens. Und alle paradierten hinter ihren Fahnen, um sich von ihrem neuen und von ihrem alten Oberbefehlshaber inspizieren zu lassen.

«Fein! Prächtig! Ausgezeichnet!», beschied Sir Henry dem Kommandeur des 40. Regiments zu Fuß, als er an dessen

Reihen vorüberritt. Mochte die Stadt auch dreckig sein, diese Männer sahen proper und sauber aus. Er musste sich eingestehen, dass Sir William nicht alles hatte schleifen lassen.

Und ihm wurde auch klar, wie beliebt Sir William war. Sir Henry hörte von jedem Bataillon die Abschiedsrufe an Howe, und das zeigte seinem Nachfolger deutlich, dass seine Aufgabe noch schwieriger war, als er ohnehin schon angenommen hatte. Die Soldaten würden ihn zunächst ablehnen, weil sie seinen Vorgänger nicht verlieren wollten. Doch Sir Henry sagte sich, dass es bei Soldaten kein Unglück gab, das nicht durch eine Schlacht und einen Sieg kuriert werden konnte.

Die beiden Generale ritten nebeneinander zum Westrand der Commons. Ein aus vielen Kapellen zusammengesetztes Orchester spielte das Rebellenlied ‹Yankee Doodle Dandy›, und die Musikanten ließen, wie stets, den letzten Ton in einem schrillen Misston auslaufen, um den Feind zu verspotten. Dann stimmte das Orchester den ‹Grenadiers' March› an, und die achttausend begannen ihren Vorbeimarsch. Die Ladys, die aus der Stadt erschienen waren, um diesem Schauspiel beizuwohnen, machten mit ihren fransenbesetzten bunten Sonnenschirmen die Farbenpracht noch vielfältiger.

«Ich habe gehört», sagte Sir William, «dass unsere Feinde im Winter nicht viel anderes getan haben, als ihre Soldaten

zu drillen.»

«Dann sind sie ja vielleicht als Gegner in der Schlacht nicht mehr so lahmarschig!»

Sir William salutierte vor der Fahne eines Highlander-Bataillons, das aus hartgesottenen Klan-Mitgliedern bestand, die traditionsgemäß ihren Häuptlingen in den Krieg folgten. Wie kann man mit diesen Schotten einen Krieg verlieren?, dachte Sir Henry. Nach den Highlandern kam das 2. Bataillon der New-Jersey-Freiwilligen, und denen folgten die grünberockten Reiter der Queen’s Rangers.

Sir William zeigte auf die Loyalisten-Kavallerie. «Die besten Reiter, die ihr finden könnt.»

«Noch sind sie nicht die meinen.» Sir Henry salutierte vor der Fahne eines irischen Regiments. «Es wäre vielleicht nützlich, wenn Ihr bis zu Eurer Abreise das Kommando behalten würdet.»

«Das ist im höchsten Maße freundlich von Euch!» Sir William war von dem großzügigen Angebot überrascht. «Ich würde nicht einen Moment zögern, doch seid Ihr Euch auch ganz sicher?»

«Das bin ich», bestätigte Sir Henry kurz und knapp. Nie hätte er zugegeben, dass er es kaum abwarten konnte, an Sir Williams Stelle zu treten. Die Enttäuschung der Truppe über den Verlust ihres beliebten Oberbefehlshabers ließe sich abmildern, wenn Sir William bis zum Tag seiner Abreise das Kommando behielt. Auf diese Weise entging Sir Henry

wahrscheinlich auch den spontanen und kaum für ihn freundlichen Vergleichen, die zwischen Howe und seinem Nachfolger gezogen würden. Davon abgesehen gewann Sir Henry somit auch eine Atempause, in der er sich einen gründlicheren Eindruck von den Soldaten verschaffen konnte, denen er bald vorstehen sollte. «Doch ich nehme an, Eure Abreise wird in Bälde stattfinden?» Diesmal konnte er seine Ungeduld nur schlecht verbergen.

«Wir müssen nur noch die Meschianza über uns ergehen lassen», antwortete Sir William entschuldigend.

«Was habe ich mir denn darunter vorzustellen?»

Sir William lächelte. «Der Begriff setzt sich aus zwei italienischen Wörtern zusammen: *Mescere* für vermischen und *mischiare* für vermengen. Ein recht pompöser Name für das kleine Fest, das zu meinem Abschied gegeben werden soll.» Er winkte Lord Cathcart zu, der die Husaren anführte. «Nichts zu Verschwenderisches, versteht Ihr?»

«In der Tat.» Das italienische Kunstwort stand symbolisch für all den Widerwillen, den Sir Henry für das ausschweifende Gesellschaftsleben in Philadelphia empfand. In New York hatte er zu so viel Prunk und Ausgelassenheit nicht ermuntert.

«Und ich bin immer noch der Friedenskommissar, bleibe Amerika also für eine Weile erhalten.» Sir Williams alter Enthusiasmus war zurückgekehrt. «Habt Ihr schon gehört, dass die Rebellen bereit sind, sich mit uns zu treffen?»

«Doch nicht etwa in Philadelphia?» Man hörte Sir Henry das Entsetzen darüber an, dass sein Vorgänger womöglich noch länger hierbleiben würde.

«Ich dachte daran, das Treffen in New York einzuberufen», antwortete Sir William fröhlich. «Vielleicht gibt es ja keinen Kampf mehr.»

Sir Henry hielt den Frieden für ebenso wahrscheinlich wie die Vorstellung, dass Schweinen Flügel wüchsen. Aber er sagte während der Parade nichts dazu. Und auch nicht während des Dinners, das ebenso üppig ausfiel wie das Essen, bei dem Sir William seinen Abschied bekanntgegeben hatte. Wie damals mussten auch hier die Burschen der Offiziere bedienen. Sam Gilpin reichte gerade Gänsebratenscheiben, als er in der Ferne das Krachen von Musketen hörte. Viele Köpfe drehten sich zu den Fenstern. Dann neues Gewehrfeuer. Sir William lächelte Massedene an: «Würdet Ihr bitte nachsehen, Robert? Ich wäre sehr vergrätzt, wenn die Rebellen Sir Henry auf so rüde Weise willkommen heißen würden.»

Lord Robert kehrte eine halbe Stunde später zurück und berichtete, dass eine feindliche Kavallerie-Patrouille sich kurz auf der Germantown Road vor den englischen Befestigungen im Norden habe blicken lassen. «Es sah mir ganz nach einem *Feu de joie* aus, Sir.»

Massedene hatte zu Sir William gesprochen, aber Sir Henry nahm die Sache persönlich und entgegnete giftig: «In

Englisch, Mann! Wir befinden uns hier nicht in einem Hurenhaus!»

Lord Robert lief rot an.

«Die Rebellen haben ihre Musketen aus Freude abgefeuert, Sir. Und sie hielten es für passend, dabei eine französische Fahne zu entrollen.»

«Gott verdamme sie für so viel Unverschämtheit», knurrte Sir Henry.

Nach dem Mahl zogen sich die beiden Oberbefehlshaber in Sir Williams Arbeitszimmer zurück. «Ich fürchte, die Nachrichten aus Frankreich erschweren Euch die Arbeit beträchtlich», begann Sir William, nachdem er Hamlet auf seinen Schoß gelegt hatte. «Sehr beträchtlich.»

«Könnte sein.» Sir Henry ging nachdenklich vom Kamin zum Tisch.

«Warum so vorsichtig?»

Sir Henrys Miene verfinsterte sich. «London hat angeordnet, von dieser Truppe hier achttausend Mann auf die Zucker-Inseln zu schicken.»

«Kommen denn von England Verstärkungen?»

«Zweitausend Mann, im Höchstfall. Die Rekrutier-Trupps sind auch in Hannover unterwegs.»

«Grundgütiger.» Sir William starrte ins Feuer. Auch wenn der Frühling das Land wärmte, wollte der Hausherr doch nicht auf diese Annehmlichkeit verzichten. «Großer Gott. Ein Drittel unserer Streitmacht soll in die Karibik?» In seiner

Stimme schwang die Erleichterung eines Mannes mit, der nicht länger mit einem gordischen Knoten konfrontiert war.

«Doch vielleicht kommt es gar nicht dazu», brummte Sir Henry.

«Das walte Gott!» Sir William freute sich, weil er zu erkennen glaubte, dass sein Nachfolger ebenso wie er an den Erfolg der Friedensverhandlungen glaubte. «Ich neige zu der Ansicht, dass die Rebellen umsichtig genug sind, die Generosität unserer Friedensvorschläge zu erkennen. Und wenn wir zu einem Friedensschluss gelangen, werden die Franzosen gewiss zu Hause bleiben.»

«Frieden!» Sir Henry spuckte das Wort geradezu aus. «Sir William, ich wurde hier geboren, und ich kenne diesen Menschenschlag. Sie sind wie verzogene Kinder! Reicht man ihnen den kleinen Finger, schreien sie gleich nach mehr. Saratoga hat alle Aussichten auf einen Frieden zerstört, und jetzt, da die Frösche ihr Kommen angekündigt haben, wird es erst recht keinen Frieden mehr geben. Die Rebellen haben sich nur zu Verhandlungen bereit erklärt, weil sie uns einlullen wollen. Begreift Ihr das denn nicht, Sir William? Ihr haltet die Verhandlungen ab, und dort wird sich nichts bewegen. Eine Entscheidung fällt erst, wenn wir sie auf dem Schlachtfeld in Grund und Boden gerammt haben!»

«Immer heißt es: noch eine Schlacht», entgegnete Howe leise. «Noch eine Schlacht?» Sir Henry schien nicht recht zu verstehen, was sein Vorgänger damit sagen wollte.

Sir William fürchtete, dass sein Nachfolger recht haben könnte und die Friedensverhandlungen im Sande verliefen, doch so rasch wollte er seinen Traum nicht aufgeben. «Es gibt in dieser Stadt Rebellen-Stimmen, die sich sehr ermutigend anhören.» Sir William hätte beinahe Martha Crowls Namen genannt, hielt sich aber zurück, weil er der Ansicht war, die Witwe sollte Sir Henry bei angenehmerer Gelegenheit vorgestellt werden. «Die Rebellen werden sicher ein großes Geschrei anstimmen, wenn es zu dem Punkt kommt, dass sie ihre Unabhängigkeit aufgeben sollen. Doch ich denke, im Endeffekt lassen sie sich überzeugen.» Sir William schüttelte den Kopf. «Die Unabhängigkeit ist natürlich Blödsinn, und die Rebellen können nicht umhin, das schließlich einzusehen. In ihrer Unabhängigkeit liegt keine Gerechtigkeit. Nicht ihr Geld hat diese Kolonien gegründet, sondern das unsere. Sie benehmen sich wie Pachtbauern, die plötzlich das Land für sich fordern, nicht wahr? Und es gibt auf der ganzen Welt kein Gesetz oder einen vernünftigen Grund, ihre Forderung ernst zu nehmen.»

Sir Henrys Verdrossenheit war bei den Ausführungen des amtierenden Oberbefehlshabers deutlich gewachsen. «Verdammt seien Gesetz und Vernunft», schimpfte er. «Mein Auftrag besteht darin, den Feind zu schlagen. Wenn mir das gelungen ist, kommen die Rebellen vielleicht angekrochen

und winseln um Frieden. Doch bis dahin werde ich die Hunde nicht an der Leine halten!»

Sir William erkannte, dass er umsonst gesprochen hatte. Seufzend erklärte er: «Ihr werdet feststellen, dass sie recht erfahren darin sind, unseren Schlägen auszuweichen.»

Sir Henry schien das nicht gehört zu haben. «Und wenn ich die Rebellen von Philadelphia forttreiben kann, sehe ich keine Notwendigkeit mehr, in der Stadt eine starke Garnison zurückzulassen. Fünftausend Mann dürften ausreichen, Philadelphia zu halten. Und noch einmal so viele für New York.»

«In der Tat.» Sir William fühlte sich mit einem Mal zu müde, dagegen zu argumentieren.

«Und ich muss Washington fest aufs Haupt schlagen, bevor die französische Flotte Truppen gebracht hat. Falls sie überhaupt an unserer Kanal-Flotte vorbeikommt.» Sir Henry war beim Reden an den Tisch getreten, wo neben Sir Williams Dokumenten auch einige seiner eigenen Papiere lagen. «Allerdings habe ich den Eindruck, Sir Henry, dass jeder Schlag, zu dem wir ausholen, zuvor an die Rebellen verraten wird.» Sir Henry fand das Schreiben, das er gesucht hatte, und hielt es hoch.

«Verraten?» Sir William war fassungslos.

«Captain Vane hat mir geschrieben. Ich gehe davon aus, dass er Euch eine Kopie seines Schreibens vorgelegt hat.»

Sir William schloss die Augen, um seine bittere Enttäuschung zu verbergen. Für einen Moment war er versucht zu antworten, er habe Captain Vane ausdrücklich verboten, sich mit dem neuen Oberbefehlshaber in Verbindung zu setzen. Doch was würde das nutzen? Clinton war nun der Herr über Vanes Schicksal, und deshalb musste Sir William schweigen.

Sir Henry studierte das Papier. «Er behauptet hier, ihm lägen Beweise für die Existenz einer Rebellenorganisation in dieser Stadt vor. Diese Organisation soll buchstäblich jeden unserer Schritte an den Feind verraten haben. Er führt weiter aus, dass Ihr diese Gruppe als Kanal für die Friedensverhandlungen zugelassen hättet.»

Jetzt durfte Sir William nicht länger schweigen. Solche Anschuldigungen würden ihren Weg bis nach London und ins Parlament finden. «So ist es nicht gewesen», widersprach Howe.

«Doch nun sind die Franzosen mit von der Partie. Vorher mag es sinnvoll gewesen sein, mit den Rebellen in Verhandlung zu treten. Aber jetzt nicht mehr, Sir William, jetzt nicht mehr! Heute müssen wir alle unsere Feinde schlagen.» Sir Henry trat mit dem Brief in der Hand ans Fenster und blickte auf das Dach des State House. «Mir gefällt die Sprache des jungen Vane! Ihn scheinen nicht Grillen und jugendliche Ignoranz zu plagen.»

«Ich denke, er wäre über ein solches Lob aus Eurem Mund höchst erfreut.»

«Ich werde ihn zu meinem Adjutanten ernennen, und dann soll er dieses Übel beseitigen.» Rechtzeitig fiel Sir Henry ein, dass er Sir William ja aufgefordert hatte, bis zu seiner Abreise das Kommando innezuhalten. «Mit Eurer Erlaubnis natürlich, Sir.»

Sir William überlegte, ob er sich gegen dieses Ansinnen aussprechen sollte. Aber dann sagte er sich, dass er in einer Woche nicht mehr hier wäre und sein Widerspruch daher nicht das Geringste bewirken würde. Er zuckte mit den Schultern. «Was die Zukunft angeht, so führt Ihr das Kommando, Sir Henry. Ihr müsst die Feldzüge dieses Jahres so planen, wie Euch das am besten dünkt.»

«Dann werde ich Captain Vane bitten, seine Vorschläge in die Tat umzusetzen.»

«Das wird ihm sehr angenehm sein», erwiderte Sir William geistesabwesend. Dann fürchtete er, ein wenig zu unhöflich gewesen zu sein, und versuchte, etwas Enthusiasmus für die Vorhaben seines Nachfolgers zum Ausdruck zu bringen. «Die Loyalisten werden sich freuen, dass Ihr eine Weile in Philadelphia bleiben wollt.»

«Wenn sie sehen, wie alles gedeiht», erklärte Clinton hart, «sind sie vielleicht eher bereit, für unsere Sache zu den Waffen zu greifen.»

«O ja, natürlich!» Sir William tat so, als wäre ihm diese simple Lösung für die nagende Knappheit an Truppen noch nie in den Sinn gekommen.

«Die Loyalisten sollen Pennsylvanien und New Jersey halten», erklärte Sir Henry. «Ich kümmere mich dann in der Karibik um die Franzosen.»

«Um nach dem dortigen Sieg in die Kolonien zurückzukehren und sie zu befrieden?» Wieder schauspielerte Sir William Erstaunen, so als sei die Antwort, nach der er so lange in endlosen Monaten gesucht hatte, plötzlich und zu spät für ihn vor ihm ausgebreitet worden.

«Ganz genau.»

«Es ist beglückend», fuhr Sir William fort und setzte Hamlet auf den Teppich, «dass Ihr für die Fortführung des Krieges so viel Eifer mitgebracht habt, Sir Henry.»

Clinton fühlte sich geschmeichelt. «Natürlich hätte dieser Krieg nie begonnen werden dürfen, doch jetzt stecken wir drin, und für uns darf es keine Niederlage geben. Darin läge unser Ruin. Wir können uns nicht hinausschleichen, also werden wir die verdammte Sache auch zu Ende bringen!»

«Wir sehen in Euch eines Tages den Earl von Philadelphia!», strahlte Sir William. «Wenn Ihr mich jetzt bitte entschuldigen würdet? Hamlet braucht vor Einbruch der Nacht noch einen Spaziergang im Garten.»

Sir William eilte durch den großen Saal, und der Krieg interessierte ihn nicht mehr. Die Burschen räumten gerade

die Tische ab. Er lächelte ihnen kurz zu und wollte die Tür zum Garten öffnen, doch ein stechender Schmerz im Rücken hinderte ihn daran.

Ein Rotrock huschte an ihm vorbei und öffnete ihm die Tür. «Sir?», sagte er nervös.

«Ich bin Euch zu Dank verpflichtet.» Die Schmerzen in seinem Rücken wurden so stark, dass er sich für einen Moment am Arm des Mannes festhalten musste. «Verzeiht mir bitte.»

«Möchtet Ihr Euch lieber setzen, Sir?»

«Nein, nein, es geht gleich vorüber. Mein Vater hat schon daran gelitten, und die Ärzte haben nie gewusst, was sie dagegen tun können. Nie!» Sir William stützte sich auf den Rotrock und trat mit ihm hinaus in den Garten. Hamlet verschwand sofort zwischen den Büschen. Sir William humpelte hinter ihm her. Er erkannte den Mann. «Ihr seid doch Vanes Bursche, nicht wahr?»

«Ja, Sir.»

«Ah ja.» Die Begegnung mit Vanes Mann schien Sir William nicht angenehm zu sein. Doch er war auf Gilpins Arm angewiesen und zwang sich deshalb zu einem Lächeln. «Eine idiotische Geschichte. So schlimm habe ich es schon seit Monaten nicht mehr gehabt. Vielleicht schlägt das Wetter um.»

«Das macht es stets schlimmer, Sir. Doch ein heißer Breiumschlag mit einem Leinsamensud könnte Euch

Linderung verschaffen.»

Plötzlich strahlte Sir William, weil ihm jetzt eingefallen war, woher er den Rotrock kannte. «Sam! So heißt Ihr doch, nicht wahr? Ihr seid derjenige, der meinen Fuchs kuriert hat, der an einer Kolik litt.»

«Ja, Sir, das war im Januar, Tom Evans hat den Hengst zu mir gebracht.»

«Wie um alles in der Welt habt Ihr ihn wieder gesund gemacht?» Sir William war nicht mehr der Oberbefehlshaber, der mit einem Private sprach, sondern redete jetzt so wie ein englischer Squire, der sich mit einem Experten über sein Lieblingsthema unterhält.

«Im Grunde nicht viel, Sir. Ich habe sein Trinkwasser angewärmt und ihm Pfefferminz und Honig hineingetan.»

«Das muss ich mir merken.»

«Und danach habe ich ihm Süßholz und gestoßenen Ingwer verabreicht, Sir.»

«Ich muss zugeben, ich könnte jetzt selbst etwas gestoßenen Ingwer vertragen.» Sir William löste zögernd seine Hand von Sams Arm und prüfte, ob es seinem Rücken wieder besser ging. «Es scheint zu vergehen. Aber was sucht Ihr bei der Infanterie, Sam? Ein Mann mit Euren Kenntnissen wäre doch bei der Kavallerie viel besser aufgehoben.»

«Ich weiß auch nicht, Sir.» Nun, da sein Arm nicht mehr gebraucht wurde, fühlte er sich etwas unbehaglich.

Sir William bemerkte die Verlegenheit des Rotrocks, und da es ihn stets danach drängte, die Menschen um sich herum fröhlich zu stimmen, wollte er nun auch Sam aufheitern. «Aber Ihr würdet lieber mit Pferden arbeiten, oder?»

«Ja, Sir.»

«Das solltet Ihr, Sam, das solltet Ihr auch. Die Welt ist nicht so voll von Fachmännern, wie Ihr vielleicht glaubt. Hat Evans Euch für die Heilung des Fuchses entlohnt?»

«Ja, Sir.»

«Brav, gut.» Sir William nickte glücklich. «Und Ihr seid Captain Vane bei Germanstown begegnet, wenn ich nicht irre.»

«Ja, Sir.»

«Gutes Pferdeland, das hier», sagte Sir William wie in Gedanken. «Hervorragendes Gras und gute Bewässerung. Wenn der verdammte Krieg nicht wäre, Sam, würde ich mich am liebsten hier niederlassen und eine Pferdezucht gründen.»

Sam antwortete voller Wärme: «Das wäre ein gutes Leben, Sir, ja wirklich.»

Sir William nickte. «Es liegt außerhalb meiner Macht, das jetzt schon haben zu können, Sam. Die vermaledeiten Franzosen stehen dem im Weg. Ich weiß nicht, warum Gott die Franzosen geschaffen hat, sie sind auf der Welt wirklich zu gar nichts nutze.» Er lachte kurz und trocken. «Aber

wenn ich noch jung wäre und wir uns nicht so verdammt dumm angestellt hätten, hätte ich mich längst in diesem Land niedergelassen.» Er zuckte mit den Schultern. «So muss ich denn zurück nach England, und das ist ja schließlich auch ein schönes Fleckchen Erde. Was wollt Ihr unternehmen, wenn Ihr wieder in der Heimat seid, Sam?»

Sam zupfte an seiner guten Uniform. «Mir stehen nicht viele Möglichkeiten offen, Sir.»

«Aber natürlich doch! Ein Mann mit Euren Fähigkeiten wird mit Kusshand genommen!» Sir William sah Sam ins Gesicht und sagte sich, dass ihm das sehr gefiel, was er dort erblickte. «Wollt Ihr nicht in meine Dienste treten?»

Sam war davon so überrascht, dass er zuerst gar nicht wusste, was er antworten sollte, und dann stammelte er: «Eure Dienste, Sir?»

«Rennpferde, Sam!» Sir William war wieder ganz Feuereifer. «Tiere, die den Neid Newmarkets hervorrufen, was? Nun, denkt in Ruhe darüber nach und wendet Euch vor Ablauf dieser Woche an Evans. Ich sorge dafür, dass Ihr als Invalide aus der Armee entlassen werdet.» Sir William lachte herzlich. «Da findet sich immer ein Weg, Sam!»

«Sicher, Sir.»

«Sprecht mit Tom Evans. Ich werde dafür sorgen, dass Vane keine Schwierigkeiten macht.» Sir William sprach die letzten Worte grimmig aus. Dann entdeckte er Lizzie Loring,

die auf die obere Terrasse getreten war, und winkte ihr zu. «Wendet Euch an Evans, Sam.»

«Das werde ich, Sir.»

«Und noch einmal vielen Dank, Sam!», rief Sir William ihm über die Schulter nach. Sam konnte es noch gar nicht so recht glauben. Der Traum jedes Rotrocks war für ihn in Erfüllung gegangen: Er durfte nach Hause.

Neununddreißig

Am Vorabend der Meschianza regnete es in Strömen vom grauen Himmel, und auf dem Friedhof führte Reverend MacTeague eine Beerdigung durch. «Der Mensch wird vom Weibe geboren», trug er vor, «und ihm bleibt nur eine kurze Spanne, die voller Pein ist. Er wächst auf und wird abgeschnitten wie eine Blume.»

«Mörder!», rief Martha Crowl. Dieses Wort ertönte bei jeder Pause, die der Priester einlegte, von ihren Lippen. Sie starrte dabei ihren Onkel an und schien das Unbehagen, das sie bei den Trauergästen auslöste, gar nicht zu bemerken.

«O heiliger und gnadenreicher Erlöser», erhob MacTeague seine Stimme, um die Witwe zu übertönen, «entlasse uns nicht in den Schmerz des ewigen Todes!»

«Mörder!»

Captain Lord Robert Massedene fasste Martha am Arm und zog sie von der Grabstatt fort. Sie wehrte sich nicht und wand sich an dem roten Arm zwischen Grabsteinen und Baumstümpfen hindurch. Martha hatte bei der Nachricht

von Jonathons Tod einen Zornesausbruch gehabt und daher Lord Robert gebeten, sie zu der Beerdigung zu begleiten, weil sie fürchtete, dort einen weiteren Anfall zu erleiden. Lydia war zu Hause in der Obhut von Jenny geblieben. Die Stimme des Reverend wurde hinter ihr leiser und verging im Nachmittagsregen, der kleine Perlen auf Marthas schwarzem Schleier hinterließ. Sie trug ihre Witwentracht. «Jonathon ist nicht freiwillig gegangen, Robert.»

«Das denke ich auch», antwortete Massedene mit dem Mitgefühl eines Gentlemans, auch wenn er nicht von Marthas Worten überzeugt war.

«Er lügt!», schrie die Witwe unvermittelt. «Jonathon war verliebt. Er wäre nie nach England gegangen, selbst wenn sie ihm den Thron angeboten hätten!» Sie führte Lord Robert über eine nasse Wiese zu einer abgebrochenen Säule, unter der Caroline stand. Die junge Frau war erst vor einem Moment durch das Friedhofstor gekommen.

«Es ging leider nicht eher», sagte Caroline und starrte mit leeren Augen auf die Trauergemeinde.

«Macht nichts.» Martha umarmte die Freundin. «Ich bin froh, dass die Nachricht dich erreicht hat.» Martha hatte ein paar Zeilen über den Fluss geschickt. Doch die Begräbnisvorbereitungen waren so zügig durchgeführt worden, dass sie schon befürchtet hatte, Caroline würde es nicht mehr schaffen, bevor der Sarg in die Erde gesenkt wurde.

«Was ist denn geschehen?», fragte die junge Frau.

«Sie sagen, er sei auf einem Schiff nach London unterwegs gewesen und sei in der Nacht ausgeglitten und über Bord gegangen.» Marthas Stimme bebte.

«Das ist nicht wahr!» Carolines Stimme klang hohl.

Martha zog Massedene zu der Säule und stellte die beiden einander vor. «Ich möchte, dass du Lord Robert Massedene erzählst, was Jonathon vorhatte.»

Caroline zögerte. Massedene zog höflich seinen Dreispitz zum Gruß.

«Es ist schon in Ordnung», beruhigte Martha die junge Frau. «Er gehört zu den anständigen Engländern. Nicht so wie dieser Mörder dort!» Sie zeigte auf ihren Onkel. «Erzähl es ihm.»

«Jonathon wollte fliehen», begann Caroline müde. «Und er wollte mich heiraten.»

Massedene verzog teilnahmsvoll das Gesicht. Da er nicht wusste, was er jetzt sagen sollte, rettete er sich in einen Allgemeinplatz. «Das tut mir sehr leid.»

«Er wäre niemals freiwillig an Bord dieses Schiffes gegangen!», beharrte die Witwe.

«Dessen bin ich mir sicher», sagte Massedene.

«Vielleicht wollte er zum Ufer zurückschwimmen, vielleicht hat ihn jemand über Bord gestoßen, in beiden Fällen bleibt es Mord, Robert!» Martha geriet wieder in Rage.

Seine Lordschaft schüttelte hilflos den Kopf. «Das Schiff ist weit fort, Ma’am.»

Die Witwe drehte sich zu den Trauernden um. «Möge Gottes Fluch sie treffen!» Und dann fing sie an zu weinen.

Caroline liefen die Tränen bereits aus den Augen. Sie weinte still und voller Reue. Sie weinte, weil sie Jonathon nicht mehr geliebt hatte. Der Priester predigte unerbittlich weiter. Trotz des Sargs trieb der Geruch der Leiche über den Friedhof, wo der Wind den Regen aufpeitschte. Die tiefhängenden dunklen Wolken verhießen eine frühe Dunkelheit.

Ein hohles Poltern brachte die Witwe dazu, sich noch einmal umzudrehen. Abel Becket hatte eine Schaufel Erde auf den Sarg geworfen. Der Totengräber nahm nun die Schaufel, warf eine Ladung Erdreich hinterher, um den billigen Kiefernholzsarg zu bedecken. «Wartet!», rief Martha mit einer Stimme, die bis zum Ende des Friedhofs zu vernehmen war. «Haltet ein!»

Sie zog Caroline hinter sich her und stampfte zum offenen Grab. Ezra Woollard stellte sich ihr in den Weg. Lord Robert eilte hinzu, und der Vormann, der sich nicht auf eine Konfrontation mit einem britischen Offizier einlassen wollte, trat beiseite.

Der Totengräber hielt die beladene Schaufel in den Händen und wusste nicht so recht, was er jetzt tun sollte. MacTeague ging zu der Witwe, um ihr Trost zu spenden,

doch sie ließ ihn einfach stehen. Sie öffnete ihren Umhang, zog eine zusammengefaltete Fahne heraus und entrollte sie. Rote und weiße Streifen, Sterne auf blauem Grund. «Er soll zumindest so beerdigt werden, wie er sich das gewünscht hätte!», erklärte Martha trotzig.

Abel Becket stürmte vor und griff nach der Fahne der Rebellen. «Er hatte diesem Unsinn abgeschworen! Was du hier betreibst, ist ein Sakrileg!»

Die Witwe machte eine halbe Drehung, damit ihr Onkel die Fahne nicht erreichen konnte. «Er hat nichts abgeschworen, du Mörder!»

Becket sah Massedene an. «Wollt Ihr das dulden? Auf britischem Grund?»

Lord Robert stellte sich vor Martha und nahm ihr die Fahne ab. Becket und Woollard grinsten im Angesicht von Marthas Niederlage.

Doch Massedene hatte die Fahne nur genommen, um die Ehrung richtig durchzuführen. Er hielt zwei Ecken des Tuchs in einer Hand und reichte der Witwe die beiden anderen. Er lächelte ihr zu und trat einen Schritt zurück, sodass die Fahne zwischen ihnen voll entfaltet wurde. Seine rote Uniformjacke und seine goldenen Epauletten erstickten jeden Protest der Anwesenden.

Caroline legte einen Finger auf das Tuch. Dann ließen Lord Robert und Martha es los, und die Fahne wehte in die Grube und blieb etwas verdreht auf dem Sarg liegen. Massedene

zog zum letzten Gruß den Hut. «Möge Gott seiner Seele gnädig sein.»

«Zumindest wird er bald in einem freien Land seine letzte Ruhe gefunden haben!», schleuderte Martha ihrem Onkel entgegen und starrte ihn mit funkelnden Augen an. «Und das dank der Franzosen. Wohin willst du laufen und wo dich verstecken, Onkel?»

«Es war ein Unfall», entgegnete Becket. Seine Frau zog ihn am Ärmel, um ihn zum Fortgehen zu bewegen, aber Abel war kein Feigling. Er sah Martha ebenso fest an. «Ich wollte, dass Jonathon nach London geht, um dort unser Gewerbe zu erlernen, nicht mehr und nicht weniger. Und in einem solchen Wunsch lag nichts Böses.»

«Es war Mord, Onkel.»

«Der Kummer spricht aus dir, nicht aber der Verstand.»

«Und Ihr?», fuhr sie Woollard an. «Wollt Ihr etwa auch behaupten, es sei ein Unfall gewesen?»

Ezra warf einen scheelen Seitenblick auf seinen Herrn. Als er aber von dort keine Hilfe erhielt, zuckte er mit den Schultern. «Ein schwankendes Schiffsdeck, dazu die Dunkelheit und nur ein gesundes Bein. Ich denke, damit wären alle Voraussetzungen für einen Unfall beisammen.»

«Und wann wollt Ihr Euch in das Geschäft einkaufen, Ezra Woollard?», fragte Martha so laut, dass jeder sie hören konnte. «Schließlich steht Euch jetzt kein Neffe mehr im Weg, oder?»

«Ihr seid von Sinnen, Weib.»

«Genug!» Abel Becket hatte gesagt, was er zu sagen hatte, und wünschte nicht, sich im Regen und an einem offenen Grab mit einer hysterischen Frau herumzuzanken. Er führte seine Gemahlin und Bediensteten fort. Woollard nickte dem Totengräber zu, bedachte Martha und Caroline mit einem Kopfschütteln und schloss sich seinem Herrn an.

«Mörder!», kreischte Martha ihnen hinterher.

«Teure Missis Crowl.» Der Reverend tauchte neben der Witwe auf, aber sie zuckte vor ihm zurück. Der Totengräber schaufelte Erde in das Grab und beeilte sich mit seiner Arbeit, so als wollte er möglichst rasch die Rebellenflagge bedecken.

Martha ging zwischen Lord Robert und Caroline zu einem Walnussbaum, der ein wenig Schutz vor dem endlosen Regen bot. Jonathons Leiche war am Vortag nur wenige Stunden nach Sir Henrys Eintreffen in die Stadt gebracht worden. «Sie konnten ihn nicht schnell genug unter die Erde bringen!», giftete Martha und glaubte, damit einen neuen Beweis für die Schuld des Onkels gefunden zu haben.

«Ich fürchte, ihnen blieb nichts anderes übrig», erklärte Lord Robert.

«Ich weiß. Mir hat man gesagt, die Leiche böte keinen hübschen Anblick.» Sie legte einen Arm um Carolines Schultern. «Ich wollte auch Sam Bescheid geben, aber Jenny konnte ihn nicht finden.»

Caroline zitterte. «Dann werde ich es ihm wohl sagen müssen.»

«Ich kann das doch tun», bot Martha sich an.

«Er will sich heute Abend um sechs mit mir treffen. Er hat bei einem Sergeanten am Kai eine entsprechende Nachricht für mich hinterlassen. Vermutlich will er mit mir über Jonathon reden.»

«Von mir weiß Sam das nicht», sagte die Witwe. «Und ich kann mir nicht vorstellen, wer es ihm gesagt haben könnte. Wirst du hingehen?»

Caroline warf einen letzten Blick auf das Grab. «Ich weiß nicht, ob ich das tun sollte.»

«Es ist nicht deine Schuld, Caroline. Du hast ihn nicht umgebracht.» Martha wandte sich an Massedene. «Wie ist Jonathon überhaupt auf das Schiff gelangt, Robert? Er war doch Kriegsgefangener, oder?»

«Er wurde freigelassen.»

«Von wem?», fragte die Witwe mit gefährlichem Unterton. «Nein, sagt nichts, Robert. Lasst mich raten. Captain Vane?»

Massedene hob die Schultern. «Ich weiß es ehrlich nicht. Jonathons Name wurde auf eine Liste gesetzt. Die Personen auf dieser Liste sollten einen Passierschein oder Pass erhalten. Und es lässt sich heute nicht mehr feststellen, wer Jonathons Namen darauf geschrieben hat.»

«Und ich kann nichts mehr tun, oder?» Martha war wieder den Tränen nahe. «Der Bruder tot, Männer, die in eine

brennende Scheune gestoßen werden, und man kann nichts dagegen unternehmen, weil die Mörder eine rote Uniform tragen!» Sie schrie die letzten Worte so schrill, dass Lord Robert sie kaum noch verstehen konnte. Einen Moment später schüttelte sie den Kopf. «Tut mir leid, Robert, das war nicht fair von mir.»

Massedene schwieg. Der Totengräber hatte seine Arbeit beendet und klopfte jetzt den Erdhügel mit der Schaufel platt. Danach verschwand er über einen moosbewachsenen Seitenweg. Caroline starrte auf das geglättete Grab. Wie geistesabwesend kam über ihre Lippen: «Sam trägt auch rot.»

«Eine Jacke kann man ausziehen!», fuhr Martha sie an.

Caroline starrte immer noch auf den Erdhügel. «Ich werde mich nicht mit Sam treffen», sagte sie tonlos. «Ich kann es nicht.»

Martha stellte sich vor sie und hob mit zwei Fingern Carolines Kinn. «Warum um alles in der Welt denn plötzlich nicht?»

«Nicht heute.» Caroline trat einen Schritt zur Seite, um das Grab wieder sehen zu können. Der Regen floss daran herab. «Nicht nach dem hier.»

«Jonathon ist tot!»

Die junge Frau schüttelte den Kopf. Auf ihrem Gesicht floss so viel Wasser, dass man nicht mehr unterscheiden konnte, ob es Regentropfen oder Tränen waren. «Nicht heute.»

Martha legte ihr die Hände auf die Schultern und rüttelte sie durch. «Hör mir zu! Du gehst zu Sam und sagst ihm, er soll über den Fluss gehen. Sag ihm, er verliert seine Seele, wenn er nicht über den Fluss geht!»

Caroline schwieg.

Martha schüttelte sie heftiger. «Du musst zu ihm! Sag ihm, er soll über den Fluss. Sam weiß, was damit gemeint ist. Sag ihm, dass sie Jonathon ermordet haben und er jetzt über den Fluss muss!»

Caroline hörte ihr gar nicht zu. Sie schluchzte, und plötzlich klammerte sie sich an die Witwe. «Ich habe mir gewünscht, dass er stirbt.»

«Ach Gott, du armes Kind.» Martha umarmte sie.

«Ich habe mir wieder und wieder vorgestellt, er sei tot, und ich wäre endlich frei!» Die Worte kamen zwischen den Schluchzern nur stoßweise über ihre Lippen. «Ich habe mich dafür gehasst. Ich habe darum gebetet, diese Gedanken mögen verschwinden. Und doch kamen sie immer wieder. Ich bin ein schlechtes Mädchen!»

«Nein.» Die Witwe hatte hinter dem Schleier die Augen geschlossen. «Ich habe einmal ähnliche Wunschträume gehabt. Meinst du denn, das sei so unnatürlich?»

«Ich wünschte, ich wäre Sam nie begegnet!»

«Nein, das tust du nicht.» Martha hielt Caroline fest, als sei sie ihre Tochter Lydia. «Du gehst zu Sam und sagst ihm, er soll über den Fluss gehen.»

«Nein, nicht heute.» Die junge Frau zog sich aus Marthas Armen und wischte sich die Tränen am Ärmel ab. «Ich möchte es gern, aber ich kann es nicht. Seinetwegen.» Sie deutete zum Grab. «Es ist nicht viel, aber es wäre wenigstens einmal etwas, das ich für Jonathon getan habe. Ich kann und darf Sam heute nicht sehen.»

Martha verstand, was in ihrer Freundin vorging. «Was willst du dann tun?»

«Ich weiß es nicht.» Caroline, die immer so stolz darauf gewesen war, vor anderen keine Schwäche zu zeigen, konnte jetzt das Weinen nicht mehr beenden.

«Komm mit in mein Haus.»

«Ich gehe zu meinen Großeltern.» Caroline hasste es, hier so verletzlich zu erscheinen, vor allem vor einem britischen Offizier. «Du wirst mir nie vergeben können, was ich gerade gesagt habe», schniefte sie.

«Jonathon hat dich geliebt», entgegnete Martha sanft. «Und das Glück, das er empfunden hat, entstammte dieser Liebe. Du hast ihn in seiner Liebe nie leiden lassen, und dafür danke ich dir. Aber Sam und du seid füreinander bestimmt.»

Caroline gab nicht zu erkennen, ob sie diese Worte verstanden hatte. Sie rieb sich die geröteten Augen. «Ich gehe nach Hause.»

«Gottes Segen begleite dich.» Die Witwe sah dem Mädchen nach und sackte dann vor Erschöpfung zusammen.

«Ich wünschte, ich wäre ein Mann.»

«Warum?» Lord Robert trat an ihre Seite.

«Dann könnte ich laut fluchen.» Martha sah noch einmal zu Caroline, die gerade durch das Friedhofstor verschwand. «Sie ist in einen Rotrock verliebt.»

Massedene warf einen raschen Blick auf das Grab und verstand. «Armes Ding.»

«Nein, glückliches Ding. Jonathon wäre nie stark genug für sie gewesen. Niemals. Ihr Rotrock ist kein Schwächling.» Sie schwieg kurz und fuhr dann leise fort: «Manchmal hasse ich die Liebe.»

«Nein, das tut Ihr nicht.»

«Armer Robert.» Sie hakte sich bei ihm ein. «Ihr seid so geduldig. Vielen Dank, dass Ihr gekommen seid. Es war bestimmt nicht übermäßig angenehm für Euch.»

«Ich hätte mich sowieso heute bei Euch gemeldet, ganz gleich aus welchem Anlass.» Die beiden spazierten zusammen zum Grab. «Ich bin beauftragt, Euch eine Nachricht von Sir William zukommen zu lassen. Ich soll Euch sagen, dass Captain Vane die Erlaubnis erhalten hat, in Philadelphia Verräter zu verhaften.»

Die Witwe blieb abrupt stehen und sah ihn an. «Verräter?»

«Jemand hat Fort Mercer vor unserem Angriff gewarnt.» Massedene sprach sehr leise und war im Prasseln des Regens kaum zu verstehen. «Sir William glaubt, Lizzie habe

Euch davon erzählt, und Ihr hättet dann eine entsprechende Botschaft abgeschickt.»

Martha lachte kurz und laut. «Nein, so ist es nicht gewesen. Lizzie hat kein Wort darüber verloren. Sagt das Sir William.» Sie schüttelte den Kopf. «Robert, die Diener haben geklatscht und getratscht. Das war alles.»

«Aber Ihr wart es doch, die …»

«Natürlich bin ich es gewesen!» Martha war böse, weil er die Frage überhaupt gestellt hatte. Doch im nächsten Moment drehte sich ihre Stimmung wieder um hundertachtzig Grad. «Tut mir leid, Robert. Ich schätze, Ihr müsst jetzt offiziell werden. Wollt Ihr mich gleich hier verhaften? Ich werde mich natürlich nicht schuldig bekennen, aber könntet Ihr dafür sorgen, dass Lizzie nicht in Schwierigkeiten gerät?»

«Sie braucht keine Schwierigkeiten zu befürchten. Genauso wenig wie Ihr, zumindest von Sir William oder mir nicht. Doch in sieben Tagen verlassen wir Philadelphia. Bis dahin behält Sir William das Kommando. Dann tritt Sir Henry seine Nachfolge an, und er scheint Gefallen an Captain Vane gefunden zu haben.»

Die Witwe senkte den Kopf. «Ich verstehe.»

«Sir William möchte, dass Ihr geschützt werdet», fuhr Massedene fort. «Er nimmt die Verantwortung für den Tod Eures Bruders auf sich. Und er mag Euch, ebenso wie ich, der ich …»

«Robert!», unterbrach sie ihn, weil sie ahnte, was er jetzt sagen wollte.

«Und so hat er mir das hier gegeben», erklärte Massedene jedoch und zog ein zusammengefaltetes Papier aus seiner Säbeltasche. Da es aber immer noch wie aus Eimern goss, öffnete er das Schreiben nicht. «Ein Pass für Euch und Euren Haushalt. Ihr dürft die Stadt mit zwei Wagenladungen Gepäck verlassen.» Er hielt der zögernden Martha das Papier hin. «Bitte nehmt ihn.»

Die Witwe nahm den Pass, erkannte Sir Williams Siegel und steckte ihn in eine Tasche. «Ich weiß wirklich nicht, warum Ihr das für mich tut, Robert. Immerhin bin ich eine Feindin.»

«Eine Frau kann niemals meine Feindin sein, und Ihr seid es am allerwenigsten», sagte Massedene warm. «Um der Wahrheit die Ehre zu geben, Eure Freundschaft ist mir lieb und teuer, und wenn es nach mir ginge, würde daraus viel mehr entstehen.»

«Robert …» Das war es, was sie befürchtet hatte.

«Nein, hört mich bitte an.» Er errötete wie ein Jüngling, aber er wandte den Blick nicht von ihrem Gesicht ab und sprach das aus, was er zu sagen hatte: «Ich würde Euch meinen Schutz anbieten, meine Teure, auch wenn der nicht übermäßig groß ist. Ich bin ein jüngerer Sohn und nicht besonders reich, aber kein Mann würde wagen, Euch zu beleidigen, wenn Ihr Lady Massedene wärt. Ich weiß, dies

sind an einem Ort wie diesem und am heutigen Tag nicht die geeigneten Worte, doch sie kommen aus tiefstem Herzen und sind grundehrlich gemeint.»

«Vielen Dank.»

«Ich hoffe, ich bin Euch nicht zu nahe getreten.»

«Ach, mein lieber Robert.» Martha ging schweigend ein paar Schritte, dann drehte sie sich zu ihm um. «Könntet Ihr Amerikaner werden?»

Er dachte darüber nach, offenbar ernsthaft, lächelte dann aber schief. «Ich weiß nicht, ob ich dafür mutig genug bin. England ist der Ort, den ich kenne und an dem ich meine Freunde habe. Und es bedarf außerordentlicher Tapferkeit, um seine Freundschaften aufzugeben.»

«Das gilt auch für eine Frau.» Martha wartete, während Massedene ihr das Friedhofstor öffnete. Dann ging sie mit ihm über den schmalen Weg in die Stadt. «Eines Tages weht dort unsere Fahne, Robert.» Sie zeigte auf das State House. «Und ich möchte unter keiner anderen Fahne mehr leben. Nicht einmal mit jemandem, der mir so teuer ist wie Ihr. Seht Ihr, nun bin ich Euch zu nahe getreten, und Ihr werdet mich jetzt für undankbar halten.»

«Niemals.»

Martha lächelte. «Es gab einmal eine Zeit, Eure Lordschaft, da träumte ich von nichts anderem, als ‹My Lady› genannt zu werden. Und ich fürchtete, an gebrochenem Herzen zu sterben, wenn ich gezwungen wäre, in Philadelphia zu

bleiben, statt nach London zu ziehen. Doch ich bin immer noch hier, und mein Herz schlägt wie eh und je.»

«Es ist noch nicht zu spät.»

«Diese Träume, lieber Robert, waren die Phantasien eines unreifen Mädchens. Vielleicht sehe ich London eines Tages ja doch noch, doch tausendmal lieber will ich ein freies Amerika sehen. Und ich weiß, dass es dazu kommen wird!»

Massedene spazierte schweigend neben ihr her, bis sie in die Seventh Street einbogen. Als er wieder sprach, schwangen Freundlichkeit und Neugier in seiner Stimme mit: «Seid Ihr Euch des Sieges Eurer Rebellen immer sicher gewesen?»

Martha lachte. «Sicher? Manchmal beobachte ich Regentropfen an einer Fensterscheibe. Ich sage mir dann, wenn der rechte Tropfen eher unten anlange als der linke, werden wir den Sieg erringen. Meine Sicherheit besteht darin, darum zu beten, dass ein Regentropfen schneller sein möge als ein anderer.» Sie verzog das Gesicht. «Jetzt wisst Ihr Bescheid, Robert.»

«Da sind wir uns gleich», entgegnete Massedene traurig. «Wir suchen nach Zeichen und Omen. Fast alle Soldaten tun das übrigens.»

«Nicht alle?»

Massedene erwiderte geistesabwesend den Gruß eines Sergeants, der einen Trupp Männer nach Süden zum Hauptquartier der 2. Grenadiere führte. «Die meisten, aber

eben nicht alle. Ich könnte mir vorstellen, dass General Washington fest von seinem Sieg überzeugt ist. Wie sonst sollte er noch nicht an seinen vielen Niederlagen zerbrochen sein. Mit ihm kommt man in normalen Zeiten nur schwer aus, aber einen Krieg kann man nur mit solchen Männern gewinnen.»

«Gibt es auf Eurer Seite keine solchen Männer?»

Massedene lächelte. «Nicht in diesem Krieg. Wir glauben, Gott sei Engländer, und sobald es Ihm gefällt, wird Er uns den verdienten Sieg bescheren. Bis dahin hangeln wir uns durch, ohne so genau zu wissen, warum wir hier sind, ob wir überhaupt hier sein sollten oder wie wir diesen Schlamassel beenden können.» Er runzelte plötzlich die Stirn. «Doch wir haben auch Männer, denen das Durchhangeln nicht gefällt und die Gottes Hand beschleunigen wollen.»

«Ihr sprecht von Captain Vane», entgegnete sie tonlos.

Massedene blieb stehen und sah ihr ins Gesicht. «Ihr müsst mir versprechen, nicht in Philadelphia zu bleiben. Captain Vane hat sich sehr verändert. Ich kann es nicht richtig erklären. Ich habe mich ihm gegenüber stets um Freundlichkeit bemüht und wäre auch immer noch bereit dazu, nur …» Er schüttelte den Kopf. «Er war im Kampf sehr mutig, so furchtbar unerschrocken. Das hat mich sogar ein wenig eifersüchtig werden lassen. Aber er kann keine Niederlage verkraften. Und ich fürchte, er ist der Ansicht, er habe zu viele Niederlagen hinnehmen müssen. Er grämt sich

seiner niederen Geburt. Er glaubt, mit Euer Lordschaft angeredet zu werden, sei das wunderbarste Geschenk, das die Welt zu bieten habe. Ich könnte ihm erklären, dass dieser Titel keinen Pfifferling wert ist, aber er würde mir keine Sekunde lang glauben.» Er seufzte. «Muss ich davon ausgehen, dass Ihr meinen Heiratsantrag abgelehnt habt?»

«Vermutlich zu Eurer größten Erleichterung, ja.»

«Sobald diese Geschichte vorüber ist und Eure neue Fahne weht, dürft ich es dann vielleicht noch einmal versuchen?»

«Ich erwarte Eure Rückkehr mit dem größten Vergnügen», entgegnete Martha voller Freude und Wärme. «Ihr seid also nur noch eine Woche hier?»

«Ja, und für diese Frist steht Ihr unter Sir Williams Schutz.»

«Dann werde ich Philadelphia am Tag vor Eurer Abreise verlassen. Doch am nächsten Freitag müsst Ihr zusammen mit Sir William und Lizzie Loring zu mir zum Abendessen kommen. Wollt Ihr mir das versprechen?»

«Aus ganzem Herzen.» Massedene verspürte große Erleichterung, weil die Witwe die Stadt verlassen wollte, und das zeigte sich auch auf seiner Miene.

Martha hakte sich wieder bei ihm ein. «Ich fürchte, ich werde Sir William bis dahin nicht mehr sehen. Die Pflichten der Trauer, Ihr versteht.»

«Die Meschianza wird ohne Euch armselig sein.»

«Doch am Freitag scheiden wir als Freunde.» Martha blickte wieder auf das State House, und Eifer und Glück erfüllten ihre Stimme. «Und eines Tages kehrt Ihr zurück, Robert. Ihr werdet meine neue Fahne auf dem Turm dort sehen und wisst dann, dass ich mitgeholfen habe, sie dort aufzuziehen.»

«Das werde ich.» Massedene lächelte. «Doch, ganz gewiss werde ich das.»

Der Minutenzeiger der großen Uhr am State House wanderte mit einem vernehmlichen Klicken auf die zwölf. Es war sechs Uhr am Abend, und die Witwe fragte sich, ob Caroline sich anders entschieden hatte und zu Sam gegangen war. Um der Liebe willen hoffte sie es für beide.

Vierzig

«Um Mitternacht hört es auf zu regnen», erklärte Captain Andre und fuchtelte mit der Hand durch die Luft, als schwänge er einen Zauberstab.

«Das hoffe ich, Sir», antwortete Sam ergeben.

«Nicht nur hoffen, junger Gilpin! Ihr müsst Vertrauen in mich haben. Ich habe mit Gott gesprochen, und der hat meinem Gebet Gehör geschenkt. Der Regen wird aufhören, und morgen erleben wir den schönsten Sonnenschein.» Der Captain sah durch das Fenster die große Wiese, auf der morgen die Meschianza stattfinden sollte. «Federbüsche!», rief er fröhlich aus und malte mit den Händen aus, wie er

sich das vorstellte. «Prachtvolle, wunderschöne Federbüsche.»

«Hohe Federbüsche!» Sam, der im Winter Andres beide Pferde versorgt hatte, amüsierte sich immer wieder über den Enthusiasmus des Captains.

«Sehr hohe Federbüsche!», antwortete Andre voller Überzeugung. «Schwarze, rote, grüne, weiße und vor allem sehr hohe Federbüsche! Ja, riesengroße. Federbüsche für die Ritter der Melierten Rose und für ihre geschworenen Feinde, die Ritter des Brennenden Berges. Die Hufe ihrer Rösser werden mit ihrem Stampfen den Erdboden zum Beben bringen!» Andre machte mit seinen Fäusten das Getrappel von Hufen nach.

Sam blickte ebenfalls zum Fenster hinaus. «Aber dann passen sie nicht mehr unter den Bögen hindurch. Nicht mit sehr hohen Federbüschen auf den Hüten.»

«Ich habe nicht den geringsten Zweifel», verkündete Andre indigniert, «dass an dem Tag, an dem Gott der Allmächtige vorschlug, Himmel und Erde zu schaffen, ein sauertöpfischer Engel dort so herumgesessen und erklärt hat, das würde nie funktionieren. Natürlich passen sie unter den Bögen hindurch!»

«Aber nur, wenn sie kleine Federbüsche tragen, Sir. Oder aber, die Herren Ritter müssten sich unter den Bögen ducken.»

«Ritter ducken sich nicht! Sie schreiten aufrecht. Und sie tragen große Federn am Hut.» Wieder malte er das Sam mit den Händen aus. «Enorme, Ehrfurcht gebietende Federbüsche!»

Sam lachte. Captain Vane hatte ihn zum Walnut Grove geschickt und ihm aufgetragen, dort Captain Andre bei den letzten Vorbereitungen für die große Meschianza zu helfen. Und es sollte wirklich ein gewaltiges Fest werden. Die Gäste würden über das Wasser kommen, begleitet von Kapellen und eskortiert von den Nymphen des Meeres, die dekorativ auf dem Bug der Langboote posierten. Am Ufer würden sie den sanften Hang hinaufgeleitet und konnten von oben das große Turnier zwischen den beiden Rittergruppen verfolgen. Und danach würden sich die Türen des Hauses öffnen, um die Gäste zu Tanz und Lustbarkeiten hereinzubitten. «Sir, vielleicht könnten die Ritter ihre Hüte in der Hand tragen», schlug Sam vorsichtig vor.

«Etwa unter dem Arm? Wie Geister, die ihren abgetrennten Kopf tragen?»

«Damit hätten die Gäste die Möglichkeit, ihre stolzen Gesichter zu sehen, Sir.»

«Die hätten sie», gab der Captain zu, wenn auch ohne Begeisterung. «Doch die Ritter müssen schon ihre Schilde und Lanzen tragen, Sam.»

«Dann könnten sie die Hüte an die Sattelknäufe hängen.»

«Da würden sie doch nur herunterfallen!» Andre starrte verdrossen über die Vorstellung durcheinanderpurzelnder Federbüsche auf die beiden vermaledeiten Bögen. Derjenige, der näher am Fluss stand, war Admiral Howe gewidmet und mit Neptuns Dreizack und einem Schiffsmodell verziert. Der andere war als Tribut an den scheidenden Oberbefehlshaber mit einer Girlande aus zusammengerollten Fahnen und mit Trommel und Waffen geschmückt. Über dem thronte die Figur der Schicksalsgöttin, und die würde morgen Sir William ihren wankelmütigen Lorbeer aufsetzen.

«Ich denke, die Bögen sind hoch genug», erklärte der Captain. «Und ich glaube, Ihr Nichtsnutz erfreut Euch daran, mir meine Freude zu vergällen!»

«Sie reiten im Trab», warnte Sam.

«Pah! Im Galopp, Knabe! Es sind Ritter, nicht irgendwelche Bauerntölpel, die auf ihren Kleppern zum Markt trotten!»

«Dann würde ich die Bögen aber um ein bis zwei Fuß erhöhen, Sir. Beim Galopp geht es auf und ab!» Sam äffte Andre nach, indem er die Bewegung eines galoppierenden Reiters vorführte.

«Ich bin schon oft geritten!», entgegnete der Captain mit gekränkter Würde. «Ein Pferd! Ein Pferd! Mein Königreich für ein Pferd! Mein Gott, wie konnte der Mann nur solche Klischees niederschreiben?»

Unten waren keine Pferde zu sehen. Nur Seeleute, die das Gerüst bauten, auf dem das Feuerwerk der Meschianza abgebrannt werden sollte. Und Soldaten, die Bretter und Gestellböcke ins Haus trugen. «Ihr könntet kleine Pferde nehmen», schlug Sam hilfsbereit vor.

Andre machte sich nicht die Mühe, auf einen so unmöglichen Vorschlag einzugehen. «Ich werde Euch beweisen, wie unrecht Ihr habt. Ihr erbärmlicher Lump! Bringt mir ein Pferd!»

«Ja, Sir.»

«Und zwar ein großes Pferd, vergesst es nicht! Kein zwergenwüchsiges Pony. Findet mir ein Pferd, das eines Ritters vom Brennenden Berg würdig wäre. Bringt besser zwei, damit wir dieses großartige Schauspiel proben können!» Andre drohte dem Regen mit dem Zeigefinger. «Und um der Liebe Gottes willen, beeilt Euch, Gilpin!»

Und Sam lief los. Er freute sich auf die Meschianza. Captain Vane gehörte zu den Rittern der Melierten Rose, und dafür hatte Sam einen Kavallerie-Harnisch und einen Dragonerhelm aufgetrieben und beides auf Hochglanz poliert. In der Küche von Vanes Quartier stand ein Schild mit einem aufgemalten Herz, das von einem Pfeil durchbohrt wurde. In Wahrheit war sich Sam ziemlich sicher, dass ein federbuschbewehrter Captain Vane ebenso wie die anderen Ritter mühelos unter den Bögen reiten konnte, aber Andre und er wollten zu gern vorher Turnier spielen, und so waren

sie auf ihre Debatte verfallen, als deren Folge Sam den Abend damit verbringen konnte, auf Vanes Hengst zu reiten und mit eingelegter Lanze gegen Andre zu stürmen.

Sam lief die Second Street hinunter, bog auf die Race ab und spürte, wie sein Herz schneller schlug, als er an der Synagoge vorbeikam. Die Uhren im Fenster eines Uhrmacherladens zeigten ihm an, dass es schon zwanzig nach sechs Uhr war. Er beschleunigte seine Schritte noch mehr, damit ihnen genug Zeit blieb, mit den Lanzen aufeinander loszureiten, bevor die Dunkelheit ihrem Spaß ein Ende bereitete.

Die Tür zur lutherischen Kirche stand offen. Sam stürmte hinein und schnalzte als Gruß an seine Schützlinge. Die langen Köpfe drehten sich in seine Richtung, und er eilte den Mittelgang entlang. Er nahm den Gurt ab, an dem sein Bajonett in der Scheide hing, denn es behinderte ihn stets beim Satteln der Pferde. Er hängte den Gurt über die Boxtür. Dann band er den Rappen los und streichelte ihm über die Blesse. «Du wirst das Ross eines edlen Ritters, mein Junge.»

Der Hengst stupste ihn mit der Nase an. Sam verließ ihn und ging zur Sakristei. Als er die zweite Stufe erreichte, bemerkte er im Augenwinkel eine Bewegung und wich instinktiv nach rechts aus. Er rollte die Stufen hinunter und griff nach dem Erstbesten, was seine Hände zu fassen bekamen: einen leeren Holzeimer.

Sergeant Scammell liebte den Überraschungsangriff, doch Sams behändes Ausweichen verhinderte diesen Vorteil. Scammell glitt aus der Dunkelheit hinter der Kanzel. Er hatte Sam mit dem Kolben seiner Muskete niederstoßen wollen, doch jetzt war sein Gegner unverletzt, bewaffnet und zum Kampf bereit.

«Aufhören!», rief eine Stimme aus dem hinteren Ende der Kirche.

Sam spähte in die Schatten und entdeckte dort Captain Vane. Sein Herr schloss das Portal und marschierte durch den Mittelgang heran. Noch vor einem Moment hatte Sam sich auf einen großen Spaß gefreut, und unvermittelt sah er sich jetzt Gefahr und Bedrohung gegenüber. Vane, dessen Gesicht im Halbdunkel fieberglühend wirkte, blieb vor der Box seines Rappen stehen.

«Wo ist sie, Sam?»

«Wer, Sir?»

Der Captain antwortete ihm nicht, sondern strich dem Tier über die Nüstern. «Ich dachte, ich hätte Euch aufgetragen, bei John Andre zu bleiben.»

«Er wollte sein Pferd, Sir.» Sam zeigte auf Andres Stute, die in einer anderen Box stand. «Und ich wollte Euren Hengst ausborgen, Sir, weil …»

Vane winkte ungeduldig ab. «Habt ihr Eure Freundin getroffen, Sam?»

«Meine Freundin?» Sam zog sich rückwärts gehend auf die Stufen zurück. «Nein, Sir.»

Vane lächelte. «Ich schätze, sie mag Euch nicht besonders, Sam, denn sie sollte Euch vor einer halben Stunde treffen.»

Sam verstand gar nichts mehr. Der Sergeant hob seine Muskete.

«Lasst den Eimer fallen, Sam», sagte der Captain leise. Er wartete einen Moment. «Ich habe gesagt: fallen lassen!»

Sam ließ den Eimer los, der dann die Stufen hinunterpolterte.

«Habt Ihr sie gewarnt, Sam?»

«Ich weiß nicht, wovon Ihr redet, Sir. Ich hatte nicht vor, sie zu treffen, sondern ich bin hierhergekommen, um die Pferde zu holen.»

Vane starrte seinen Burschen an, als sähe er ihn zum ersten Mal. «Niemand kann so unschuldig sein, Sam, niemand! Ihr habt mich belogen. Ihr sagtet, sie sei eine Küchenmagd. Doch in Wahrheit ist sie eine Rebellin. Wusstet Ihr etwa nicht, dass Miss Fisher für die Rebellen arbeitet?»

Sam glaubte, die Welt sei aus den Fugen geraten.

«Antwortet Eurem Offizier!», bellte Scammell.

«Ja, das habe ich gewusst», sagte Sam. «Natürlich, sie hat das ja nie verhehlt.»

«Sir!», brüllte der Sergeant, weil Sam die Anrede vergessen hatte.

Vane gab Scammell mit einer Handbewegung zu verstehen, er solle sich zurückhalten. «Ihr wusstet also, dass sie eine Rebellin ist, Sam, und habt mir das verschwiegen?»

«Warum sollte ich es Euch sagen? Es geht Euch nichts an!» Sam fügte nach einer kurzen Pause ein «Sir» hinzu.

«Natürlich ging es mich etwas an, Sam.» Der Captain trat einen Schritt auf ihn zu. «Erinnert Ihr Euch an den Angriff auf die Fluss-Forts? Wir wurden verraten, Sam! Verraten! Und wer hat den Rebellen dort die Nachricht gebracht?» Vane zeigte auf Sam. «Euer Mädchen!»

«Nein!»

«Nun, mir fehlen noch die Beweise, aber die werde ich zusammentragen.»

«Sie würde nie so etwas …»

«Ach, haltet den Mund!», fuhr der Captain ihn an. «Sie war nie Eure Freundin, und das wisst Ihr sehr gut. Sie war einem Rebellen zugetan, und weil sie selbst auch eine Rebellin ist, hat sie Euch benutzt. Gott allein weiß, was für Vorstellungen sie gehabt hat, wie viel sie von Euch, einem Private, erfahren könnte, aber nichtsdestoweniger hat sie Euch nur benutzt. Und was immer sie von Euch gehört hat, hat sie ihren Freunden berichtet. Wir werden diese Freunde von ihr finden und ihrem Verrat den Garaus machen!»

Sam schüttelte energisch den Kopf. «Sie hat mich nicht benutzt.»

Vane trat mit der Stiefelspitze ein paar Haferkörner fort. «Ihr seid ein Narr, Sam. Ich mag Euch, aber Ihr seid ein gottverdammter, kompletter Narr. Ich kann mir gut vorstellen, dass sie Euch süße Nichtigkeiten ins Ohr geflüstert hat, aber in Wahrheit hat sie einen Rebellen geliebt.» Der Captain rückte noch einen Schritt auf ihn zu. «Eure Caroline ist nicht auf den Kopf gefallen, Sam. Sie war zu schlau, um heute Abend hierherzukommen. Vielleicht habe ich bei meiner Nachricht etwas falsch angepackt. Gibt es ein besonderes Wort, das Ihr benutzt, wenn Ihr sie sehen wollt?»

«Nein, Sir.»

«Aber wenn sie Euch morgen auf ihrem Hof sieht, Sam, wird sie nicht misstrauisch, oder? Sie wird nicht davonlaufen?» Der Captain studierte das Gesicht seines Burschen. «Ihr könntet mir morgen helfen, Sam.»

Als Sam schwieg, richtete der Sergeant die Muskete auf ihn. «Er ist zu so was nicht zu gebrauchen, Sir.»

«Still!», herrschte Vane den Sergeant an und stellte sich auf die unterste Kanzelstufe. «Seid Ihr noch in sie verliebt, Sam? Natürlich verstehe ich das sehr gut. Sie ist hübsch und aufreizend, nicht wahr? Aber sie ist eine Verräterin, Sam, eine Verräterin!» Der Captain sah, dass sein Bursche widersprechen wollte. «Schweigt, Sam! Ich verlange, dass Ihr mir jetzt genau zuhört. Ich habe Euch in Germantown das Leben gerettet, oder? Ihr schuldet mir Loyalität und seid

mir deswegen verpflichtet. Ich fordere Euch jetzt auf, Eure Schuld zu begleichen. Ich möchte auch, dass Ihr dies begreift: Aus diesem Grund gibt es Offiziere. Offiziere treffen Entscheidungen, nicht aber die Gemeinen. Habt Ihr das verstanden?»

Sam wich einen Schritt zurück. «Was wollt Ihr heute Abend mit mir anstellen, Sir?»

«Sie befragen, Sam», lächelte Vane. «Sie nur befragen.»

«Mit dem da?» Sam zeigte auf den Sergeant.

«Doch stattdessen werden wir sie morgen verhören», fuhr der Captain fort, ohne Sams Frage Beachtung zu schenken. Er redete, als sei sein Vorhaben das Selbstverständlichste auf der Welt. «Wir müssen herausfinden, von wem sie ihre verräterischen Botschaften empfängt, und dazu brauche ich Eure Hilfe, Sam. Sie steht mir zu. Also, werdet Ihr mir morgen zu Seite stehen?»

Aber Sam erkannte, dass sein Herr etwas Böses im Schilde führte. Warum sonst hatte er Scammell mitgebracht? Die Erkenntnis erschreckte Sam. Offiziere mochten freundlich oder übellaunig, streng oder gutmütig sein, aber sie machten sich nie eines Verbrechens schuldig. Offiziere konnten mit Weisheit gesegnet oder Trottel sein, aber sie waren niemals Verbrecher. Und Sam spürte jetzt, dass etwas Böses in der Luft dieser entweihten Kirche hing. Sam starrte Vane an und sah in ihm zum ersten Mal nicht den Offizier,

sondern einen jungen Mann. Einen Mann, der schwächer war als er.

Als der Captain des Wartens auf eine Antwort müde war, zuckte er mit den Schultern. «Sam, Ihr müsst mir vertrauen. Ich brauche morgen Eure Hilfe. Caroline Fisher hat uns verraten, und wir müssen dafür sorgen, dass dieses Verräternest ausgeräuchert wird.» Er sprach freundlich. «Sie mag Euch nur benutzt haben, Sam, aber sie hat auch Vertrauen zu Euch. Nun erhaltet Ihr die Chance, sie zu benutzen. Wenn Ihr zu dem Hof geht, wird sie nicht vor Euch fliehen, sondern mit Euch gehen. Und Ihr bringt sie, ohne dass sie Verdacht schöpft, zu der Stelle, an der ich auf Euch warte. Wollt Ihr das für mich tun?» Vane legte eine kleine Pause ein und fügte dann hinzu: «Nicht allein für mich, Sam, sondern auch für den König und für England?»

Aber Sam dachte in diesem Moment nicht an England, sondern an den amerikanischen Jungen, den Scammell ermordet hatte. Und er erinnerte sich, wie feige er reagiert hatte, als Sergeant Derrick darauf beharrte, der Junge sei ein Rebell gewesen. Nate war damals mutiger gewesen, wohingegen Sam, um es sich mit Scammell nicht zu verderben, die Lüge geschluckt hatte. Nate war deswegen auf seinen Zwillingsbruder böse gewesen. Und jetzt und hier hatte Sam das Gefühl, der Geist des toten Nate würde ihn beobachten und über ihn ein Urteil fällen. Sam spürte, dass er jetzt etwas für sein Seelenheil tun musste. Er konnte sich

für das Gute entscheiden oder das Böse wiederholen, wie er es damals schon einmal getan hatte.

Vane sah Sam an, wie er mit sich rang. Als nach einer Weile noch immer keine Antwort erfolgt war, seufzte der Captain. «Ich frage Euch ein letztes Mal, Private Gilpin, und wenn Ihr mir dann die Hilfe verweigert, seid Ihr nicht länger mein Bursche. Dann befehle ich Euch in Sergeant Scammells Autorität zurück.»

«Ich wäre sowieso nicht mehr lange Euer Bursche gewesen!», entfuhr es Sam. «Sir William will mich als Stallknecht einstellen, und ich fahre mit ihm. Zurück in die Heimat!»

Vane schüttelte den Kopf, als würde ihn so viel Sturheit amüsieren. «Ach, Sam! Sam, Sam, Sam! Wie wenig Ihr doch von der Welt wisst!» Der Captain wandte sich sichtlich überdrüssig von Sam ab und Scammell zu. «Stimmt es, dass Private Gilpin Euch in Germantown geschlagen hat, Sergeant?»

«Ja, Sir, das hat er getan.»

«Und ist er für diese Unverschämtheit immer noch nicht bestraft worden?»

«Ja, Sir.»

Vane drehte sich wieder zu Sam um und sprach erneut freundlich: «Wenn Ihr mir nicht helfen wollt, Sam, dann bleibt mir, so fürchte ich, nicht anderes übrig, als Euch wegen eines schweren Vergehens unter Arrest zu stellen. Ich

kann mir kaum vorstellen, dass Sir William Zeit genug hat, sich vor seiner Abreise aus Philadelphia noch an einen Gemeinen wie Euch zu erinnern. Also, Sam, werdet Ihr mich morgen unterstützen?»

Sam zögerte, doch nicht, weil er sich unschlüssig war, sondern weil er nach rechten Worten suchte, die seine Seele vor der ewigen Verdammung bewahren würden. «Fahrt zur Hölle, Sir!»

Der Captain starrte Sam einen Moment an und stieg dann die Treppe hinunter. «Er gehört Euch, Sergeant.»

«Tot?», fragte Scammell interessiert.

«Ich habe gesagt, er gehört Euch.» Vane marschierte durch den Mittelgang und blieb an der Box seines Rappen stehen, um ihn an einem Holzpfosten anzubinden. «Sam ist aus meinen Diensten entlassen, Sergeant. Ich übergebe ihn Eurer Obhut. Verfahrt mit ihm so, wie Ihr es für richtig haltet.» Er ging weiter, erreichte die Kirchentür und öffnete sie. Er drehte sich noch einmal um, und seine Augen funkelten im trüben Licht. «Erstattet mir morgen früh Bericht, Sergeant.»

«Ja, Sir.» Scammell spannte den Hahn seiner Muskete. Sam starrte Vane so fassungslos nach, dass er davon nichts mitbekam.

Vane lächelte am Portal. «Gute Nacht, Sergeant.» Er verließ die Kirche und zog hinter sich die Tür zu. Er zog sie mit lautem Knall zu, und jetzt begriff Sam, was da eben für

ein Klicken an sein Ohr gedrungen war. Er ließ sich mit der Gewandtheit einer Katze fallen und rollte sich in Richtung Altar. Das Krachen der Muskete erfolgte mit dem Zuschlagen der Tür. Die Kugel verfehlte Sam und fuhr in das Holz einer Box. Pulverdampf stieg auf, als Sam sich langsam aufrappelte.

Der Sergeant kicherte boshaft. Er griff hinter sich, zog sein Bajonett aus der Scheide und pflanzte es auf sein Gewehr auf. «Ihr seid ganz schön flink, Sam!»

Sam antwortete nicht, sondern konzentrierte sich nur auf die siebzehn Zoll lange Stichwaffe. Er hatte in Schlachten gesehen, wie gut Scammell damit umzugehen verstand. Und ein Seitengewehr war eine weitaus sicherere und effektivere Waffe als eine Kugel, von der man nie genau vorhersagen konnte, ob sie traf oder nicht. Und als der Sergeant jetzt auf Sam zurückte, zeigte seine Miene, dass er sich seiner Sache absolut sicher war.

Er griff nicht plötzlich oder wie wild an, sondern langsam und entschieden. Scammell drängte Sam auf den Altar zu und brauchte nur auf den geeigneten Moment zu warten, an dem er dem Mann mit einem raschen Stoß die Bajonettspitze in die Lunge jagen konnte.

Nur bedachte er nicht, dass Sam zuerst angreifen könnte.

Sam war vor dem Seitengewehr zurückgewichen und hatte gewusst, dass er darin kein Heil finden würde. Er musste selbst aktiv werden. Und so, als kaum noch eine

Sekunde vergehen würde, bis Scammell zustach, drehte Sam sich seitlich und sprang an der Klinge vorbei. Mit der Linken umklammerte er den Musketenlauf und riss genau in dem Moment daran, als der Sergeant vorsprang.

Scammells Vortreten und Sams Zug brachten in ihrer Kombination den Sergeant aus dem Gleichgewicht. Sam wuchsen von diesem Erfolg neue Kräfte zu. Er rammte Scammell den Kopf gegen die Brust, zog ruckartig sein Knie an und versuchte immer noch mit der Linken, ihm das Gewehr zu entreißen. Er schlug dem Sergeant mit der Rechten ins Gesicht und setzte dann auch die zweite Hand am Gewehrlauf an. Zu seiner großen Verblüffung ließ Scammell die Muskete los. Sam taumelte nach hinten. Er stieß gegen etwas an und kippte um. Das Gewehr landete neben ihm.

Der Sergeant folgte ihm augenblicklich. Und der Sergeant war ein viel erfahrenerer Kämpfer. Bei tausend Gelegenheiten hatte er gelernt, wie man verstümmelt, Augen herausdrückt und den Gegner in eine Falle tappen lässt. Deshalb hatte er eben die Waffe losgelassen, weil er wusste, dass das Sam aus der Balance bringen würde. Und jetzt hatte er ihn so weit, um ihm den Rest zu geben.

Scammell trat in Sams Nieren, und als der junge Mann sich umdrehte, rammte er ihm die Stiefelspitze in die unteren Rippen. Sam keuchte. Dann war Scammells Knie auf seinem Bauch. Der Sergeant hockte auf ihm, und seine Fäuste

bearbeiteten Sams Gesicht. Blut sprudelte aus seiner Nase. «Bastard! Drecksack! Schweinehund!», grunzte Scammell immer wieder, ehe er die Finger krümmte und damit nach Sams Augen zielte. Sein Daumen rutschte dabei in Sams Mund, und der biss mit aller Kraft zu. Der Sergeant zitterte vor Schmerz. Sam war frei, rollte sich nach rechts ab, kam auf die Knie hoch und rammte dem Sergeant die Faust auf die Nase. Er spürte, wie der Knochen brach, und fürchtete, dass es seiner eigenen Nase nicht besser ergangen war.

Dann breitete sich in Sams Unterleib ein lähmender Schmerz aus, und er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Scammell grinste höhnisch. Er schlug wieder mit beiden Fäusten auf Sams Gesicht ein, und als Sam die Arme hochriss, um seine Züge zu schützen, trat er ihm in den Bauch. Sam beugte sich vor und versuchte, einen Stiefel seines Feindes zu fassen. Doch Scammell sprang rasch zurück, und Sam stürzte auf den Plattenboden.

Sam sah, wie der Boden auf ihn zuraste, und konnte doch nichts dagegen tun. Der Sergeant hob einen Stiefel und trat mit der eisenbeschlagenen Spitze auf Sams ausgestreckte Rechte. Der Mittelfinger brach, und Sam, der jetzt auf allen vieren war, schrie vor Schmerz. Die Pferde wieherten, als würden sie mit ihm fühlen.

«Ich mach Euch fertig!» Scammell schnaufte hart und ruckartig. Er hob seine Muskete auf und stieß mit dem Bajonett nach Sams Hals. Sam, der von den Schlägen und

Schmerzen einen roten Schleier vor den Augen hatte und nichts mehr sehen konnte, hörte nur an Scammells schwerem Atem, dass ihm Gefahr drohte. Instinktiv warf er sich zur Seite. Die Metallspitze traf mit einem hellen Klingen die Steinplatten, und das Seitengewehr bog sich wie eine Rute.

Sam sprang auf und trat zu. Der Sergeant war von dem harten Stoß aus dem Gleichgewicht geraten. Sams Stiefel traf ihn am Knie. Dem ließ er harte Schläge in das Gesicht des Sergeants folgen. Die Rechte konnte er nicht mehr gebrauchen, aber die Linke reichte vollauf, um Scammell zurückweichen zu lassen. Doch da stolperte Sam über die Muskete, und der Sergeant nutzte diese Chance zum Gegenangriff. Der erste Hieb ließ Sams Oberlippe aufplatzen. Der zweite traf sein linkes Auge. Die ganze Zeit über sprach keiner der Männer ein Wort. Sie bewegten sich wie zwei Preisboxer, die sich gegenseitig jeden Knochen im Leib einzeln brechen wollten. Doch Scammell hatte zwei Fäuste und Sam nur eine. Sam flog immer weiter zurück, und er schmeckte von einem ausgeschlagenen Zahn salziges Blut. Der Sergeant wusste, dass ihm der Sieg nicht mehr zu nehmen war, und grunzte zufrieden.

Sam riss die Rechte hoch und rammte den Handballen unter Scammells Brustbein. Der Sergeant fuhr zurück. Sam trat ihn, schlug ihn mit der Linken und traf mit der Rechten den Solarplexus. Dabei hatte er seinen gebrochenen

Mittelfinger vergessen. Schmerz wie von einem glühenden Eisen schoss den rechten Arm hinauf. Und dennoch wusste er, dass er nicht die geringste Chance haben würde, wenn er die Rechte schonte. So biss er die Zähne zusammen und setzte die Hand weiterhin ein.

Scammell gelang es, einem weiteren Hieb Sams auszuweichen. Der Sergeant senkte den Kopf und stürmte wie ein Stier los. Seine Stirn knallte gegen Sams Schädel. Beide Männer taumelten wie benommen zurück.

Ein paar Sekunden lang waren die Männer nicht in der Lage, den Kampf fortzusetzen. Sam wusste, dass er jetzt nicht zu Boden gehen durfte, weil er sonst nie wieder aufstehen würde. Der Sergeant starrte ihn mit seinem blutüberströmten Gesicht an und humpelte dann mit seinem angeschlagenen Knie auf ihn zu.

Scammell machten Sams Schläge nicht mehr viel aus. Er warf die Arme um ihn und versuchte, ihn zu Fall zu bringen, damit er ihm mit den Stiefeln den Rest geben konnte. Sam sammelte sich kurz, holte mit der Rechten weit aus, und der Schmerz des gebrochenen Fingers ließ ihn schreien, als die Faust Scammells Nase traf. Sam holte noch einmal aus. Er keuchte und konnte wegen des blutenden Auges kaum noch etwas erkennen, aber er spürte, dass der Sergeant ebenfalls furchtbar zuschlagen wollte. Sam wich im letzten Moment mit dem Kopf aus und riss mit der Linken an Scammells Schlagarm. Der Sergeant stolperte ein paar Schritte weit

und suchte schließlich Halt an der Box, in der Vanes Rappe stand.

Sam lehnte sich an das Chorgestühl. Das Blut aus dem Auge lief ihm in den Mund. Sein Bauch schmerzte, ein paar seiner Rippen schienen gebrochen zu sein, und er presste die Rechte an den Magen, um das Stechen dort zu lindern. Er glaubte, er würde sich nie wieder bewegen können.

Und dem Sergeant schien es ähnlich zu gehen. Er starrte Sam mit raubtierhaften Augen an, und sein Gesicht war eine blutige Fratze. Er atmete tief ein und aus, um die Kraft für den letzten Angriff zu sammeln. Blut rann aus seinen Mundwinkeln. Er hielt die Hände hinter dem Rücken und schien dort irgendetwas zu tun. Plötzlich begriff Sam und verzweifelte. Scammell hatte Sams Bajonettgurt entdeckt. Und schon schwankte er auf Sam zu und hielt das Seitengewehr wie einen Dolch. «Ich habe Euren Hund von einem Bruder abgemurkst», grunzte er, «und jetzt seid Ihr Schwein an der Reihe.» Scammell rückte immer näher. «Und morgen werde ich Euer Weibsbild flachlegen, bevor ich auch sie in die Hölle schicke.»

Sam wusste, dass er gegen das Bajonett nicht ankämpfen konnte. Er wich zurück zum Altar, der mit einer Zeltbahn abgedeckt worden war und schob zwei Finger der Linken in den Mund. Er versuchte zu pfeifen, doch kein Laut drang von seinen aufgeschlagenen und geschwollenen Lippen. Er

spuckte Blut auf den Boden, der um ihn herum rot gefärbt war.

Der Sergeant gelangte nur langsam voran. Sams Schläge und Tritte hatten ihm mörderisch zugesetzt. Doch er hielt wieder ein Bajonett in der Hand, und damit würde er diesen Kampf zu seinem Ende führen.

Sam wischte sich mit dem Ärmel den Mund ab, legte wieder die zwei Finger auf die Zunge und blies. Der schrille Pfiff hallte durch die Kirche wider. Sofort zerrte der Hengst an seinem Seil und schlug mit den Hufen gegen die Boxtür.

Scammell wurde von diesem unerwarteten Getöse überrascht und fuhr herum. Der Rappe wütete mit weißen Augen.

Sam pfiff wieder und wieder.

Der Sergeant wandte sich wieder seinem Opfer zu. «Ihr seid tot, Sam. Ihr seid schon tot!» Er humpelte wieder auf ihn zu, und Sam pfiff so laut, wie es ihm nur möglich war.

Das Seil riss, und der Hengst sprang. Scammell erstarrte.

«Auf!», rief Sam. «Hoch, hoch, hoch!»

Der Rappe stellte sich, wie Sam es ihm beigebracht hatte, auf die Hinterbeine, und seine Vorderhufe wirbelten durch die Luft. Der Sergeant drehte sich zu dem Tier um, brüllte es an, stach mit dem Bajonett nach ihm und wurde immer weiter zurückgedrängt.

«Hoch, mein Junge, hoch mit dir!» Sam taumelte auf die beiden zu. Der Hengst wieherte und hatte offensichtlich

Angst, aber er stellte sich immer wieder auf die Hinterbeine. Sam erreichte die Muskete mit dem verbogenen Bajonett. Der Schmerz in seiner Rechten ließ ihn laut stöhnen. Scammell drehte sich zu ihm um und erkannte die neue Gefahr. Aber Sam war schneller. Schon hielt er das Gewehr und rammte dem Sergeant das nadelspitze Bajonett in den Bauch.

Der Rappe bockte und sprang seitwärts. Sam schwanden vor Schmerzen fast die Sinne, als er das verbogene Seitengewehr im Bauch seines Feindes drehte. Dann ließ er von der Waffe ab. Sie hing wie eine Harpune aus dem Leib des Sergeants.

Scammell starrte Sam an. Er hielt sich mit der Linken den blutenden Bauch, taumelte ein paar Schritte weit und hielt sein Bajonett zum Stich hoch. Er öffnete den Mund, aber kein Laut kam über seine Lippen.

Sam wich zurück. Blut tropfte vom Sergeant auf den Boden und bildete eine Pfütze. Dann sackte Scammell wie von einem Schlag gefällt auf die Knie. Er sah Sam an, als wolle er um Hilfe flehen, und kippte dann nach vorn. Er versuchte, wieder aufzustehen, und zuckte in seiner Blutlache.

Sam wusste, dass er nun keine Gnade mehr erwarten durfte. Es war das Einzige, was ihm in den roten Nebeln klar war, die über seinen Gedanken hingen. Er hatte einen Vorgesetzten angegriffen und vermutlich sogar getötet. Man

würde ihn bestrafen, und Captain Vane würde gegen ihn aussagen. Sam entfernte sich instinktiv von dem verblutenden Mann und rief den Hengst.

Ihm blieb keine Zeit mehr, nach Sattel und Zaumzeug zu suchen. Er musste so rasch wie möglich fort von hier. Nur das Pferd war hier und der Mann, der noch in seinem eigenen Blut strampelte. Sam führte den Rappen durch den Mittelgang und schob mit der Linken das Portal auf. Er schluchzte vor Schmerz und Erschöpfung.

Und draußen im Nieselregen gingen die Menschen ihren normalen Geschäften nach, als sei nichts geschehen.

Sam bestieg langsam und mühsam den bloßen Rücken des Pferdes. Ein Passant blieb stehen und blickte verwundert auf den blutbeschmierten Rotrock, der jetzt seine Stiefelabsätze dem Tier in die Flanken stieß. Der Rappe lief los, und Sam hielt sich an der schwarzen Mähne fest.

Sam ritt davon.

Einundvierzig

Sam floh aus der Stadt. Die Gassen und Hinterhöfe hätten einem Deserteur bessere Unterschlupfmöglichkeiten geboten, aber Sam war ein Junge vom Land, und im Wald fühlte er sich zu Hause. Er ließ sich von dem Hengst über die Hügel im Westen tragen, überquerte die Centre Commons und jagte zwischen den Baumstümpfen des Waldes hindurch, der einst in der Neck gestanden hatte. Er ritt ohne

Steigbügel und Zügel auf dem bloßen Rücken des Tieres, doch er hatte schon in seiner Kindheit reiten gelernt. Und dieser Rappe kannte und vertraute Sam und ließ sich von ihm durch Kniebewegungen lenken.

Sam hielt das Pferd mit einem Ruck am Rest des Seiles an, das noch an seinem Hals hing. Er befand sich inmitten der Bohnenstangen, die die Soldaten hier in den Boden gestoßen hatten, um ihre mageren Rationen aufzubessern. Er wartete im Nieselregen, spürte das Stechen der kleinen Tropfen auf seinem blutenden Gesicht und versuchte darüber nachzudenken, was ihm noch für Möglichkeiten blieben und wohin er sich wenden sollte.

Er konnte in die Stadt zurückkehren und sich der Gnade von Sir William unterwerfen, oder er musste über den Fluss.

Sam wusste, dass Sir William ein freundlicher Mann war, doch Sam müsste ihm erst erklären, wie es zu dem Tod in der Kirche gekommen war, bevor der General ihm seinen Schutz anbieten könnte. Doch die Verlockung war groß: ein Stall in England, weit weg von Rotröcken und Rebellen und nicht zu vergessen seine Eltern und seine Heimat.

Sam wimmerte, weil seine Rechte entsetzlich schmerzte. Der Hengst zitterte, und ohne nachzudenken, strich Sam ihm mit der Linken über den Hals.

Sam wusste, dass sein Leben auf diesem vom Regen aufgeweichten Bohnenfeld am Scheideweg stand. Dieser Moment war für Nate auf dem Schlachtfeld gekommen. Nate

hatte sich für die Freiheit entschieden und dafür eine Kugel in den Rücken erhalten. Diese Kugel war jetzt gerächt, aber das bedeutete auch, dass Sam für den Rest seines Lebens von der Armee gejagt werden würde, wenn er sich nicht ihrer Gnade unterwarf. Er konnte der Armee entfliehen und bettelnd über fremde Straßen ziehen. Er konnte nach Norden, nach Kanada, wo einem Gerücht zufolge einige Schiffskapitäne Deserteuren eine Überfahrt gewährten, die ihre Passage auf dem Schiff abarbeiten mussten. Aber selbst wenn er bis in sein Heimatdorf gelangen sollte, fände er dort keine Ruhe. Sein Name würde als Mörder und Fahnenflüchtiger in allen Kirchen Englands ausgehängt werden.

Er ließ den Blick nervös über das Land in der Neck wandern. Baumstümpfe, Unkraut und ein paar Gärten befanden sich dort, wo sich einmal eine wunderschöne Parklandschaft erstreckt hatte. Ein paar Offiziere trainierten trotz des Regens ein Stück weiter ihre Pferde. Sam wusste, dass er von hier fort musste, ehe sie auf ihn aufmerksam wurden. Doch er fürchtete sich davor, wieder loszureiten. Natürlich musste er von hier fort, doch dann erwartete ihn nur eine Zukunft fern der Heimat. Er war in diesem wilden Land ein Fremder, und die junge Frau, die ihm diese Wildnis hätte angenehmer machen können, war einem anderen Mann versprochen.

Er würde allein bleiben, allein mit dem Bewusstsein, seine Uniform und seine Fahne verraten zu haben. In diesem Moment auf dem nackten Rücken des Rappen hätte Sam gern einen Rat erhalten, wofür er sich entscheiden sollte. Captain Vane hatte etwas Unrechtes getan, so viel wusste Sam, aber Vane war nicht gleichbedeutend mit England. England, das waren Wintermorgen, an denen die Pferde mit den Hufen scharrten und darauf warteten, dass die Hunde für die Fuchsjagd von der Leine gelassen wurden. England, das war eine aus Pferdehaar gedrehte Angelleine, mit der sich aus einem mit Weiden bestandenen Bach eine Forelle ziehen ließ. England, das war Lachen in einer Kneipe und die raue Freundschaft der Dorfbewohner, die wussten, so wie die Sonne jeden Morgen aufging, so lebten sie im besten aller Länder. Für Sam war England das Landleben fern von den Städten mit ihren gierigen und aufdringlichen Kaufleuten. Und nach dem Winter in der großen Stadt Philadelphia sehnte sich Sam nach diesem Landleben zurück, wo die Sonne nie erbarmungslos vom Himmel brannte und der Schnee nicht so hemmungslos fiel wie hier. Sam wollte nach Hause.

Doch auf der anderen Seite vom Fluss war Caroline. Und Captain Vane wollte zu ihr. Sam wusste, dass das, was sein ehemaliger Herr dort im Namen Englands wollte, unrecht war. Und Sam glaubte nicht, dass er dieses Unrecht aufhalten konnte, indem er sich der Gnade Sir Williams

unterwarf. Denn der Oberbefehlshaber mochte noch so freundlich sein, er würde nie gegen einen Offizier und zugunsten eines Gemeinen entscheiden. Sam musste ganz allein zu einer Lösung finden. Und auch, wenn das Richtige zu tun bedeutete, sich der Einsamkeit in einem fremden Land zu unterwerfen, so blieb ihm doch keine Wahl. Hätte er sich dagegen entschieden, hätte er sich selbst nicht mehr ins Gesicht sehen können. Sam konnte nur seine Fahne oder Caroline verraten. Auch wenn Caroline seine Liebe nie erwidern würde, weil sie einen anderen heiraten wollte.

Er drehte den Kopf des Hengstes nach Süden und schnalzte mit der Zunge. Sam würde England vermissen, so sehr, dass es ihm jetzt das Herz zu zerreißen drohte, aber England würde ohne Sam nicht zugrunde gehen, Caroline hingegen doch. Sam ritt aus Liebe weiter. Und wenn seine Wunden verheilt und die Armeen weitermarschiert waren, würde er nach Kanada gehen und in der Hoffnung, man habe seine Verbrechen vergessen, die Reise in die Heimat wagen. Der Rappe, dessen Fell vom Regen glänzte, witterte andere Pferde und wieherte.

Sam drehte sich auf dem Rücken des Tieres um. Eine Gruppe von Offizieren ritt aus der Stadt auf ihn zu. Sie wurden misstrauisch, als sie seine blutbefleckte und durcheinandergeratene Uniform entdeckten und riefen ihm zu, stehen zu bleiben. Sam wollte sich ihren Fragen nicht stellen und trieb den Hengst an.

Der Rappe galoppierte, als sei der Grüne Mann hinter ihm her. Er raste mit all der Kraft dahin, die Sam an vielen Morgen geduldigen Trainings in seine Muskeln gepackt hatte. Und heute ließ der Hengst seine Verfolger weit zurück. Sam ritt südlich am Posten bei Gray’s Ferry vorbei und riss erst den Kopf des Tieres zurück, als er nördlich von Lower Ferry die Büsche und Sträucher erreichte, die am Ufer des Schuylkill wuchsen.

Die Schmerzen brachten Sam fast um. Er bemühte sich, so tief und langsam wie möglich zu atmen. Die Schrammen und Wunden konnten warten, viel wichtiger war im Moment der gebrochene Mittelfinger.

Er schloss die Augen und legte die Linke um den Mittelfinger. Er drückte, bis der Schmerz unerträglich geworden war, und riss dann den gebrochenen Finger gerade. Er sah nur noch einen roten Schleier vor den Augen und wäre fast vom Pferd gekippt. Doch wenigstens stand der Mittelfinger jetzt nicht so von der Hand ab wie das Bajonett aus Scammells Bauch. Er zog das Tuch vom Hals und band den Mittelfinger mit dem Ringfinger zusammen.

Er hörte Stimmen. Die berittenen Offiziere waren nicht mehr weit. Die Armee würde nach ihm suchen, denn Sam hatte sich selbst als Deserteur gebrandmarkt. Doch die Offiziere, die beim Anblick dieses merkwürdigen Soldaten die Neugier gepackt hatte, waren mindestens eine ebenso große Gefahr wie die Suchtrupps, die hinter ihm her sein

würden. Die Offiziere wussten, dass der blutbeschmierte Rotrock etwas zu verbergen haben musste, und es wäre für sie ein vergnügliches Abenteuer, ihn zu fangen und ins Wachhaus zu zerren. Alle Männer, die früher Sams Kameraden gewesen waren, waren jetzt seine Feinde. Bei ihnen waren ihm die Stockschläge am Dreigestell und der Tod gewiss. Sam blickte nach Westen und entdeckte zu seiner großen Erleichterung, dass das Tageslicht verging. Ein glühendroter Streifen zeigte sich in der Wolkenkette.

Der Hengst zitterte, und Sam beruhigte ihn. Er hatte für das Tier keine Verwendung mehr, denn er musste durch den Fluss.

Er stieg ab und glitt am Ufer bis zum Wasserrand hinunter. Dort bog er nach links ab. Er war oft morgens an der Neck entlanggeritten, und er wusste, wo das Sommerhaus stand, in dem die Kähne der Pionier-Offiziere untergebracht waren, in denen sie auf Entenjagd fuhren. Er betete darum, dass ihnen bei diesem Wetter die Lust auf die Jagd vergangen war.

Er stampfte durch den Schlamm und brach sich einen Weg durch die Brombeeren und den giftigen Efeu. Er versuchte zu begreifen, was er in der Kirche erfahren hatte. Caroline sollte das Fort vor dem Angriff der Hessen gewarnt haben. Zu seiner Verwunderung stellte er fest, dass er Caroline dafür nicht verurteilen konnte. Seine Treue zu England wurde von seiner Liebe durcheinandergebracht. Sam sagte

sich, dass Caroline schließlich nie ihre Parteinahme für die Rebellen verheimlicht hatte. Und eigentlich hatte sie Sam nicht getäuscht, auch wenn Captain Vane das behauptete.

Sam spürte, wie sein Zorn auf Vane immer stärker wurde. Ein gewöhnlicher Mann blickte in dieser Welt nach oben, um Sicherheit zu finden. Doch wenn sein Herr verdorben war, welche Hoffnung blieb ihm dann noch? Damit war Sam ganz allein, abgeschnitten von allem, das ihm bislang Halt und Sicherheit gegeben hatte, und ihm blieb nur noch die Freiheit, die Martha ihm wieder und wieder nahe gelegt hatte.

Dann unterbrach das Brechen von Zweigen seine Gedanken. Einen Moment später hörte er den erstaunten Ruf des Offiziers, der den allein gelassenen Rappen entdeckt hatte.

Sam war jedoch schon am Ziel. Zwei Kähne lagen in einer Höhle am Ufer. Sie waren angekettet, und in ihnen lagen weder Riemen noch Stakstangen, nur die Köder, die die Jäger in den Marschen auslegten.

Die Ketten verliefen durch einen Eisenring, der am Bug der Kähne angebracht war, und waren dann mit Schlössern an einem Pfahl befestigt, der in den Boden eingelassen war. Sam zog an der Kette, jedoch ohne Erfolg.

Er inspizierte die Eisenringe. Einer wirkte lose, aber er war nicht lose genug. Sam lauschte. Er hörte den Regen und das Strömen des Flusses, aber keine Hufe oder Reiter.

Er hob den rechten Fuß, lauschte noch einmal kurz und trat dann mit dem Stiefelabsatz gegen den Ring. Der Bug des Bootes bebte. Er trat wieder und wieder gegen das Eisen, doch die Schrauben lösten sich nicht, und der Ring hielt. Nur die Kette klirrte immer lauter.

Dann krachten Hufe durch das Unterholz. Sam keuchte und schluchzte, als er mit beiden Händen und dem Fuß gegen den Ring drückte. Und endlich, endlich bekam er ihn los.

«Halt!» Ein berittener Offizier erschien sechs Fuß über Sam.

Sam zog noch einmal mit aller Kraft, und die Schrauben lösten sich aus dem Holz. Sam fiel zurück und gegen den Kahn, der durch diesen Stoß ins Wasser trieb und von einer Strömung erfasst wurde. Sam erkannte, dass der Fluss das Boot ohne ihn forttragen würde. Er stapfte durch den Matsch und warf sich über den Rand des Kahns.

Der Offizier drehte sich in seinem Sattel. «Da vorn! Da vorn!»

Sam hatte diesen Ruf oft auf den Winterfeldern gehört, wenn der Fuchs aus seiner Deckung geschlüpft war und über das flache Land rannte. Die Jäger trieben damit ihre Hunde an und ritten selbst hinter dem Fuchs her. Nun war Sam der Fuchs, und der Ruf würde die anderen Reiter auf seine Fährte bringen. Er zog sich ganz in das Boot und legte sich flach auf den Boden.

Der Offizier verfolgte, wie der Kahn sich in der Strömung drehte. Er zog eine Pistole aus dem Sattelholster und spannte den Hahn. Er streckte den Arm aus, zielte, berechnete die Abweichung vom Wind und drückte ab.

Die Kugel fuhr über Sams Kopf ins Holz und riss Splitter aus dem Dollbord.

Freudenrufe ertönten am Ufer. Sechs junge Offiziere hatten sich zu dem Schützen gesellt. Sie sahen, dass dort ein Mann offensichtlich über den Fluss zu fliehen versuchte. Ein Rotrock, also ein Deserteur. Sie holten ihre Pistolen und Karabiner von den Sätteln. Dies war eine willkommene Abwechslung, die sie an diesem verregneten Abend nie erwartet hätten.

Sam richtete sich auf und zerrte an einem Brett am Bug, auf das der Entenjäger beim Zielen sein Gewehr legte. Er benutzte es als Paddel. Der Schuylkill strömte rasch dahin, und überall waren Strudel. Der Kahn sauste am Ufer entlang, aber die Offiziere blieben ihm auf den Fersen, und ihre Schüsse alarmierten andere Rotröcke.

Kugel um Kugel spritzte Wasser auf. Die Entfernung vergrößerte sich zwar, aber die Offiziere setzten ihren Ehrgeiz daran, mit ihren langläufigen Pistolen zu treffen. Eine Kugel schrammte über Sams Rücken und zerriss die rote Jacke. Eine andere durchschlug den Rumpf des Bootes, und Wasser drang ein. Eine dritte ließ eine der hölzernen Köderenten hochspringen. Aber das Gelächter der Offiziere

verging, als die Strömung den Kahn immer rascher davontrug.

Sam erblickte vor sich den breiten Delaware. Er entdeckte die Gischt, wo die beiden Flüsse zusammentrafen. Er verdoppelte seine Anstrengungen mit dem Paddel, um endlich den großen Strom zu erreichen. Als der Kahn sich in den Stromschnellen drehte, sah er noch einmal seine Verfolger.

Die Offiziere hatten die Jagd aufgegeben. Sie ritten jetzt auf die Batterie am Lower Ferry zu.

Sam wusste, was sie beabsichtigten. Er paddelte mit der Kraft der Verzweiflung, doch er kam nicht gegen die Gewalt der zusammentreffenden Flüsse an. Der Kahn geriet in einen Mahlstrom und wäre fast gekentert. Irgendwie gelang es Sam, das Paddel nicht zu verlieren. Dann sah er die weiße Rauchwolke, die von der Batterie aufstieg.

Eine halbe Sekunde später drang das Donnern der abgefeuerten Kanone an sein Ohr. Die Kugel flog über ihn hinweg und klatschte rechts von ihm ins Wasser.

Er paddelte weiter. Die Strömung trieb ihn flussabwärts und hielt ihn am Pennsylvania-Ufer. Er paddelte verzweifelt auf das andere Ufer zu und hoffte, in das ruhigere Wasser des Delaware zu gelangen. Ein weiterer Knall zerrte an seinen Trommelfellen. Er duckte sich instinktiv und spürte mehr, als dass er hörte, wie die Kugel über ihn hinwegflog. Das zweite Geschütz der Batterie hatte geschossen, aber die

Kanoniere hatten zu hoch gezielt. Sam malte sich aus, wie die Männer das Rohr auswischten und mit Kugel und Pulver neu beluden. Er zählte die Sekunden und stieß kräftiger mit dem Brett ins Wasser.

Beide Kanonen feuerten gleichzeitig. Ein Donner ertönte, als sei in der Hölle eine Tür zugeworfen worden. Sam ertrank fast in den Wasserfontänen, die von den Kugeln hochgeschleudert wurden. Aber er lebte noch. Er brüllte vor Freude darüber, schrie, dass er leben und siegen würde, dass die Flucht ihm gelänge und dass er diesen Fluss überqueren würde. Sie konnten ihn nicht mehr aufhalten.

Die Strömung trug ihn nach Süden zu den Forts, die jetzt von Briten bemannt waren. Sam kniete in dem Kahn, um besser paddeln zu können. Und mit jedem Paddelzug rückte er dem niedrigen und schmutzigen New-Jersey-Ufer näher. Sam wusste, dass Fort Mercer aufgegeben war, dass dort keine britische Garnison lag. Die nächsten Truppen waren erst in dem Fort bei der Mündung des Cooper River stationiert, und das lag unangenehm nahe an Carolines Hof.

Eine Korvette, die weiter unten im Fluss segelte, hörte das Geschützfeuer und wendete. Sam sah dem Manöver zu und bemerkte dann die hohe Bugwelle, die vom Wenden des Schiffes hervorgerufen wurde. Wasser von den beiden Fontänen rann ihm noch über das Gesicht. Aber er war nur ein kleines Ziel, und in der hereinbrechenden Dunkelheit verloren die Kanoniere ihn. Er spürte die erste Begeisterung

über seinen Erfolg, begriff dann aber, dass der Erfolg ihn nicht würde befriedigen können, solange er Caroline nicht gewarnt hatte.

Die Geschütze feuerten ein letztes Mal, und Sam beobachtete, wie eine schwarze Kugel über die Wellen hüpfte. Dann verging das Platschen, und die Rauchwolken über der Batterie lösten sich auf. Die Korvette hatte keinen einzigen Schuss abgegeben.

Sam war eine Meile stromabwärts getrieben worden, und er war weit von Cooper’s Point entfernt, doch mit jeder Sekunde glitt er dem New-Jersey-Ufer näher. Er sammelte noch einmal alle Kräfte zum Paddeln und bemerkte nicht, wie er bei jeder Bewegung stöhnte und schnaufte. Nach dem Ende des Beschusses kam es ihm auf dem Fluss eigenartig ruhig vor. Und dann stieß der Bug seines Kahns gegen Land. Im ersten Moment konnte Sam sich nicht bewegen, dann fürchtete er, die Strömung würde ihn in den Fluss zurückreißen. Nach einer Weile lehnte er sich über den Bootsrand und stieg aus dem Boot und auf das Ufer hinauf.

Die Nacht brach herein, und zwischen den Bäumen, die sich hier erhoben, breitete sich eine unheimliche Dunkelheit aus. Er taumelte ein paar Schritte, stolperte und drehte sich dann um. Jenseits des Flusses und an der Neck breitete sich Philadelphia wie ein funkelnder Edelstein in der Nacht aus. Myriaden Lichter zeigten sich dort, wo die allerletzten

Sonnenstrahlen auf nasse Dächer und Fensterscheiben trafen. Sam starrte dorthin, als wäre er in Trance.

Dann riss er sich von diesem Anblick los. Scammells Leiche war sicher längst entdeckt worden, und Captain Vane musste nicht länger rätseln, wohin sein ehemaliger Bursche geflohen war. Freiwachen würden alarmiert werden, Langboote würden den Fluss absuchen, und jetzt begann die eigentliche Jagd zwischen Vane und Sam, wer von ihnen Caroline als Erster erreichen würde.

Das letzte Sonnenlicht erstarb, und die Wolken hingen tief und schwer über dem Fluss. Ein Blitz zuckte grell und unerwartet in die Hügel am Horizont. Dem folgte ein ferner Donnerschlag, und dann fiel wieder Regen auf Sams Gesicht. Ihm stand ein Marsch über mehrere Meilen durch Nässe und Dunkelheit bevor. Doch nicht um der Republik willen oder um die Freiheit zu finden, trabte Sam los. Ihn trieb die Liebe voran.

Zweiundvierzig

In der Nacht fiel der Regen stärker. Er löschte die Fackeln vor den Wachhäusern und überflutete die Keller in der Front Street. Der Wind zerrte an den Fenstern und Türen, schleuderte die Hängeschilder über den Ladeneingängen wild hin und her und bedeckte den Fluss mit brodelnden weißen Kappen. Ein irischer Wachtposten bekreuzigte sich und flüsterte, die Geister ritten durch die Nacht, und daraus könne nichts Gutes kommen. Im Westen zerriss plötzlich ein

Blitz den Himmel. Sein grelles blauweißes Licht offenbarte Männer, die sich nahe dem Painter's Kai im Windschatten eines Lagerhauses versammelten.

Zwei Kompanien Leichte Infanterie waren in den Hafen geschickt worden. Sie hatten Korkenstopfen in die Läufe ihrer Waffen geschoben und die Schlösser mit Lappen umwickelt, um die Musketen vor dem Regen zu schützen. Ein Marine-Offizier, der trotz seines langen Mantels zitterte, spähte den schwarzen Fluss nach dem versprochenen Langboot ab.

Lord Robert Massedene hastete über den Kai. Er trug noch seine Tanzschuhe, denn man hatte ihn dringlich aus einem warmen Salon gerufen. Seine weißen Seidenstrümpfe waren aufgeweicht, der Mantel war tropfnass, und unter seinem Dreispitz lief der billige Puder heraus, mit dem er seine Perücke gefärbt hatte. «Captain Vane! Captain Vane!»

Vane, der im Schutz des Lagerhaustores stand, trat vor. «Hier bin ich.»

Massedene bog dorthin ab, riss wütend den Dreispitz vom Kopf und warf ihn auf den Boden. Die Perücke löste sich mit dem Hut und flog hinterher. «Was um alles in der Welt geschieht hier?»

«Es regnet», entgegnete Vane grob.

«Ihr wisst genau, was ich meine! Was habt Ihr der Witwe Crowl zugefügt?»

Die Wachfeuer brannten auf dem Kai. Der Regen zischte in den Flammen, aber man hatte die Scheite geteert, und so verbreiteten die Feuer ein dumpfes Glühen im Bereich des Eingangs. Vane entdeckte den Zorn auf Massedenes Miene, und in diesem Moment erschien ihm nichts verachtenswerter. Seine Lordschaft stand für all die Schwächen der Briten, die sie bislang daran gehindert hatten, eine Rebellion niederzuschlagen. Vane konnte seine Verärgerung nicht verbergen, als er sagte: «Ich habe Missis Crowl nichts zugefügt.»

«Sie erklärte aber …»

«Oh, ich habe nicht den geringsten Zweifel, dass sie Euch eine ganze Menge erklärt hat. Wie jeder richtige Yankee schreit auch sie sofort nach Hilfe der Briten, wenn sie sich von etwas unangenehm überrascht fühlt.»

«Ihr habt ihr ganzes Haus auf den Kopf gestellt …», begann Massedene, aber wieder unterbrach Vane ihn.

«Ich habe in ihrem Haus nach einem Mörder und Deserteur gesucht. Gibt es vielleicht einen neuen Befehl, der besagt, in solchen Fällen seien die Häuser von Rebellen zu verschonen?»

«Es war Euer Bursche, der davongelaufen ist!», fuhr Lord Robert ihn an, und darin schwang der Vorwurf mit, Vane sei mitschuldig an der Fahnenflucht seines Dieners.

«Er war nicht mehr mein Bursche», Vane winkte gelangweilt ab, «sondern stand in den Diensten Sir Williams.

Oder ist es Eurer Aufmerksamkeit entgangen, dass Sir William ihn als Stallburschen wollte?»

«Er ist über den Fluss geflohen!», rief Massedene. «Das wisst Ihr sehr gut! Es gab also keinen Grund, in das Haus der Witwe einzudringen!»

«Tatsächlich wurde ein Mann beim Überqueren des Flusses gesehen», erklärte Vane mit schneidender Kälte. «Doch es liegt bis jetzt kein Hinweis dafür vor, dass es sich dabei um Samuel Gilpin gehandelt hat. Ich habe daher pflichtgemäß alle Orte abgesucht, an denen der Deserteur Zuflucht gesucht haben könnte. Und diese Suche erfolgte mit ausdrücklicher Genehmigung von Sir Henry Clinton!»

«Sir Henry hätte darüber vorher mit Sir William reden sollen», wandte Lord Robert ein und wusste im selben Moment, wie hilflos dieses Argument war.

«Sir William führt hier dank der Freundlichkeit Sir Henrys das Kommando», sprach Vane die harte Wahrheit aus.

«Hat Sir Henry Euch denn auch befohlen, das Haus von Martha Crowl zu zerstören?» Massedene klang so laut und gereizt, dass er die Aufmerksamkeit der umstehenden Rotröcke auf sich zog, die im Regen auf die Langboote warteten. «Mein Gott, Vane! Ihr Haus sieht aus, als wäre es von einer Horde Rothäute überfallen worden! Bodendielen sind herausgerissen, die Wandtäfelung ist ruiniert! Und ein kleines Mädchen ist zu Tode erschrocken!»

«Ich erhielt den Befehl, den Mörder und Deserteur rasch zu finden», erwiderte Vane. «Da blieb keine Zeit für die delikate Zurückhaltung, mit der Ihr diesen Krieg zu führen wünscht.»

Massedene lehnte sich gegen den Torbogen. Der Regen hüpfte über das Kopfsteinpflaster und zischte in den Feuern. «Ihr seid ein Schweinehund, Vane.»

«Dafür, dass ich meine Pflicht erfüllt habe?», entgegnete Vane scharf. «Gilpin hat heute Abend einen guten Mann ermordet. Er tat das, weil eine Rebellin ihn dazu verführt hat, sich gegen den König zu wenden. Wir können unsere Feinde nicht lieben, Massedene! Wenn wir das versuchen, schwächen sie uns einen nach dem anderen. Aber mich nicht! Bei Gott, mich nicht!»

«Ihr verwechselt Rache mit Sieg», erklärte Massedene matt.

Vane konnte darüber nur lachen. «Euer Lordschaft, unser Angriff auf die Forts wurde verraten. Diesen Verrat beging, darauf deuten alle Beweise hin, Missis Martha Crowl, und mit ihr im Bunde steht eine junge Frau, die auf der anderen Seite des Flusses lebt.» Vane zeigte durch den strömenden Regen auf das kaum sichtbare jenseitige Ufer. «Hochverrat, mein lieber Lord! Seid Ihr der Ansicht, ich sollte Verräter unbehelligt lassen? Wollt Ihr die Kolonien wegen der Befindlichkeiten von Verrätern verlieren?»

Lord Robert schüttelte den Kopf, als hielte er dieses Argument für widersinnig. «Ihr habt im Haus der Witwe das Unterste nach oben gekehrt! Wollt Ihr die Kolonien durch Barbarei an uns binden?»

«Ich werde alles unternehmen, was notwendig ist, um die Rebellion zu beenden.» Vane starrte unwillig auf den Delaware und hoffte, die Langboote würden endlich eintreffen. Mitternacht war lange vorüber, und Vane konnte seine Ungeduld kaum noch im Zaum halten. Es hatte Stunden gedauert, die Marine zur Erfüllung ihrer Pflicht zu bewegen, und dann hatten die Blaujacken erklärt, die Expedition müsse warten, bis die dunkelsten Stunden der Nacht vorüber wären, bevor man es wagen konnte, den aufgewühlten Fluss zu befahren. Und Vane wusste, dass mit jedem Moment, der verging, Sams Chancen wuchsen, Caroline Fishers Hof zu erreichen.

«Ihr habt im Haus der Witwe nichts gefunden», erklärte Massedene anklagend, um damit zum Ausdruck zu bringen, dass Vanes Tat ebenso ergebnislos wie unzivilisiert war.

«Ich werde alle Beweise zusammentragen», erwiderte Vane. «Gott sei mein Zeuge, das werde ich!»

Lord Robert fürchtete insgeheim, dass das Vane tatsächlich gelingen könnte. Und er bereitete sich große Sorgen um Martha. Wenn Vane in dieser Nacht die Schuld der Witwe nachweisen konnte, würde alle ihre Habe konfisziert werden. Ihre Möbel, ihre Kleider, ihr Schmuck und

das Haus würden zwangsversteigert, und man würde sie ohne einen Penny aus der Stadt jagen. Sir Henry Clinton war wie jeder neue Oberbefehlshaber darauf erpicht, seine Entschlossenheit unter Beweis zu stellen. Vane war gerissen genug gewesen, diesen Eifer Clintons für seine persönliche Rache einzuspannen. Wenn Vane in dieser Nacht den endgültigen Schuldnachweis erhielt, konnten weder Massedenes Zuneigung noch Sir Williams Güte Martha davor bewahren, in Schimpf und Schande aus Philadelphia vertrieben zu werden.

«Ich komme mit Euch über den Fluss», erklärte Lord Robert unvermittelt.

«Bei Gott, das werdet Ihr nicht!»

«Ihr habt, Himmel noch mal, kein Recht, mich daran zu hindern!», brüllte Massedene sein Gegenüber nieder. «Ihr sollt keine Gelegenheit erhalten, heute Nacht irgendwelche Beweise zu fabrizieren, Captain Vane! Ich habe Order von Sir William, das zu unterbinden!»

Vane erbleichte vor Wut. «Ihr beschuldigt mich der Unehrenhaftigkeit?»

Lord Robert wusste, dass Vane ihn zu einem Duell verleiten wollte, aber darauf konnte er in dieser Stunde keine Rücksicht nehmen. «Ich beschuldige Euch, Captain Vane, die Seele eines Krämers zu haben! Ihr wisst mit Ehre doch überhaupt nichts anzufangen! Glaubt Ihr denn im Ernst, man müsste nur ein paar Schädel einschlagen, um

Amerika zu unterwerfen? Amerika ist verloren, Mann! Bei Saratoga haben wir es verloren!»

«Dann müssen wir es zurückerobern», entgegnete Vane. «Doch dazu bedarf es nicht Eurer Tändelei, sondern kampfwilliger Soldaten!»

Ein Ruf von weiter vorn verkündete die Ankunft der Langboote. Ruder wurden quietschend eingezogen, und Dollborde prallten gegen Kaitreppen. Vane vergaß Massedene und eilte dorthin, um die Einschiffung zu überwachen. Im Feuerschein zeigten sich Boote, die verkleidet als Seeschlangen und Schwäne bereits für die Meschianza vorbereitet waren. Doch ganz gleich, wie lachhaft die Gefährte für die Expedition aussehen mochten, sie würden die Soldaten über den vom Wind aufgewühlten Delaware tragen, damit Captain Vane am jenseitigen Ufer seine Beweise finden konnte. Lord Robert hob seinen Hut und seine ruinierte Perücke auf und folgte den Rotröcken in eines der schwankenden Boote. Der Horizont im Osten verfärbte sich bereits grau. Blitze krachten, und Donner grollten über den wolkenverhangenen Himmel, unter dem Captain Vane endlich von der Leine gelassen war.

Sam Gilpin war nass bis auf die Knochen und fror entsetzlich. Er stolperte durch Unterholz und Dornenhecken, die sein aufgeschlagenes Gesicht zusätzlich aufrissen und manchmal auch in den gebrochenen Mittelfinger stachen.

Wenn das geschah, krümmte er sich vor Schmerzen und musste warten, bis sie etwas nachgelassen hatten.

Er war vom Pfad abgebogen und in den tiefen Wald gelaufen, um die kleinen Siedlungen am New-Jersey-Ufer zu umgehen. Er hatte keine Ahnung, ob dort Loyalisten oder Rebellen lebten. Er wusste nur, dass jeder, der ihm begegnete, ein Feind sein konnte. Einmal, als er wieder einmal darauf wartete, dass der Schmerz im Mittelfinger verebbte, glaubte er, hinter sich das Stampfen von Riesenschritten zu hören. Die Angst drohte ihn um den Verstand zu bringen. Er hörte den Wind und den Regen, und als Äste zerbrachen, war er sicher, dass ein Ungeheuer, grün wie der Wald, hinter ihm her war. Er vergaß den Schmerz und rannte nach Norden, floh vor dem Grünen Mann, der nach Amerika gekommen war, um ihn zu fangen.

Er eilte nordwärts, auch wenn er fürchtete, nichts mehr bewirken zu können. Vielleicht hatte man Caroline schon festgenommen. Vielleicht wurde sie gerade in einer Zelle mit steinernen Wänden von einem Sergeant verhört, der genauso brutal war wie Scammell. Vielleicht wartete Captain Vane auf dem Hof, weil er wusste, dass Sam hier auftauchen würde. Womöglich hing Sam morgen schon mit entblößtem Oberkörper an einem Dreigestell, während die Bestrafer nach jedem Schlag die Peitschen durch ihre Finger zogen, um sie von den blutigen Fleischfetzen von Sams Rücken zu reinigen.

Er stolperte weiter und achtete darauf, dass der Widerschein der Lichter Philadelphias immer zu seiner Linken war. Sam baute auf die notwendigen Verzögerungen, die jeder über sich ergehen lassen musste, der den Fluss überqueren wollte. Er war lange genug Offiziersbursche gewesen, um zu wissen, dass auch Captain Vane nicht sofort Boote und Männer um sich versammeln konnte. Aber der Morgen war nicht mehr weit, und jede Sekunde, die verstrich, bestärkte die Furcht in Sams Brust.

Er fürchtete um Caroline, er zuckte bei jedem Donnerschlag zusammen, und er hatte große Angst vor dem Grünen Mann, der hinter ihm durch den Wald stampfte.

Er kletterte einen sandigen Kamm hinauf, auf dem nicht so viele Brombeerbüsche standen. Hier gelangte er etwas schneller voran. Er keuchte und hatte Mühe, einen Fuß vor den anderen zu setzen, aber er gab nicht auf. Er spürte das Blut, das über seine aufgeplatzten Lippen rann, und fürchtete, Carolines Haus nicht mehr rechtzeitig zu finden. Er hatte es nur einmal von den Kais Philadelphias aus gesehen, als Caroline dorthin gezeigt hatte.

Er erreichte den Kamm und entdeckte im Osten das erste graue Licht des Tages. Der Regen fiel immer noch in Strömen, und Sam ertappte sich dabei, Captain John Andre dafür zu bedauern, dass seine Freude auf das Meschianza zunichtegemacht war. Dann entdeckte er im Licht eines Blitzes Langboote, die sich dem New-Jersey-Ufer näherten.

Er fing an zu laufen. Ein Donnerschlag, laut wie ein abgefeuertes Geschütz, verfolgte ihn, aber Sam hörte ihn gar nicht. Er vergaß den Regen, seine Ängste und seine Schmerzen. Er rannte nur noch auf die Stelle zu, wo er im Licht des Blitzes das Holzhaus gesehen hatte. Er eilte, als würde sein Leben davon abhängen. Er flog für Caroline dahin.

Er stolperte über eine Weide, prallte gegen ein Gatter und gönnte sich doch keinen Moment der Rast. Im Licht, das von Osten erschien, sah er Soldaten, die aus ihren Booten stiegen. Sam wusste, dass ihm noch ein paar kostbare Momente blieben.

«Caroline!», rief er im Rennen. «Caroline!»

Ein Hund bellte vor dem Haus, dann gingen seine Rufe in einem neuen Donner unter. Sam stieg über den letzten Weidezaun und gelangte auf einen nassen Rasen. Er erreichte die Haustür und hämmerte mit seiner blutigen Faust dagegen. Der Hund bellte sich die Lunge aus dem Leib.

Weitere Donnerschläge drohten, den Himmel zu zerschmettern, und ein Blitz fuhr in den Obstgarten. Brandgeruch lag in der Luft. Sam stellte sich die Soldaten jenseits der Obstbäume vor, Soldaten, die viel zu nahe waren. Er hämmerte mit aller Kraft gegen die Holztür. «Caroline! Caroline!»

Sam wusste, dass die Soldaten Angst hatten, weil das Metall ihrer Musketen Blitze anziehen konnte. Sie würden auf das Haus zueilen, um dort Schutz vor dem Sturm zu finden. Sam schlug verzweifelt gegen die Tür. Er schluchzte vor Enttäuschung und war aus irgendeinem Grund davon überzeugt, dass Caroline nicht mehr hier war; dass er vor dem falschen Haus stand; dass man ihn hier erwartete, um ihn festzunehmen und auszupeitschen. Doch er blieb und hämmerte weiter, denn es bestand die schwache Chance, dass Caroline im Haus schlief und nichts von Rotröcken wusste, die den Fluss überquert hatten, um sie zu verhaften.

«Caroline! Caroline!»

Sam brüllte den Namen seiner Liebsten, und plötzlich ging die Tür auf. Ein Hund an der Leine sprang Sam entgegen, erreichte ihn aber nicht. Ihm folgte ein alter Mann, der in der einen Hand eine Donnerbüchse und in der anderen das Ende der Leine hielt. Er verlangte eine Erklärung von Sam.

«Soldaten!», rief Sam gleich, ohne den Alten ausreden zu lassen. «Soldaten! Fort, fort, raus hier!»

Im Haus leuchtete plötzlich Licht, als eine alte Frau die Herdtür öffnete und die Glut anblies. Der Hund wollte immer noch Sam anspringen, aber der Mann hielt ihn zurück. «Soldaten?»

«Sie sind schon gelandet!» Sam zeigte in den Obstgarten, durch den die Rotröcke heranrückten.

Die Alte entzündete im Herd eine Kerze, und in deren Schein entdeckte Sam Caroline, die am Fuß einer Holztreppe stand und die blutüberströmte Erscheinung an der Tür anstarrte. «Sie wollen Euch holen!», rief Sam ihr zu. «Flieht!»

«Sam?» Caroline, die in eine Wolldecke gehüllt war, sah ihn ungläubig an. «Sam?»

«Sie sind gleich hier! Flieht! Eilt aus dem Haus!»

Der Alte, der Carolines Großvater sein musste, drehte sich zu seiner Frau um. «Die Tasche, Anna! Durch die Hintertür! Geh!» Die Alte holte eine Tasche, die am anderen Ende des Raums neben einer Tür hing. Sam wusste, dass eine Familie wie die Fishers in einer solchen Tasche alle Wertgegenstände aufbewahrte, um sie rasch nach draußen zu bringen, wenn im Haus ein Feuer ausbrach oder eine andere Gefahr drohte. «Geh mit ihr, Anna!», rief Caleb Fisher und schwang das altmodische Gewehr. «Ich werde sie lehren, mitten in der Nacht brave Christenmenschen zu wecken!»

«Geht mit ihnen!» Sam schob den alten Mann am Küchentisch vorbei auf die Hintertür zu. «Geht, und lasst die Donnerbüchse mir. Und nun fort mit Euch!» Sam nahm dem Großvater die Waffe ab. «Caroline, rennt!»

Aber Caroline verschwand nicht aus dem Haus. Stattdessen lief sie durch die Küche zu einer Truhe, die neben der Vordertür stand. «Da ist ein Brief drin, den ich dringend brauche!» Sie sprach leise, aber mit einer

Entschiedenheit, als könnte keine Macht der Welt sie davon abhalten. Die Großeltern waren schon fort. «So hilf mir doch, ich habe ihn hier versteckt!»

«Vergesst den dummen Brief! Lauft lieber!» Sam riss sie von der Truhe fort und drehte sich zum Küchentisch. Er hörte draußen die Soldaten, entdeckte plötzlich Entsetzen auf Carolines Gesicht und stellte sich schützend vor sie.

«Keine Bewegung!», erfüllte eine dröhnende Stimme das Zimmer.

Sam wirbelte herum. Ein riesiger Sergeant in einem tropfnassen Überrock stand in der Tür. Dann strömten weitere Soldaten herein. Sie hatten Bajonette aufgepflanzt. Sam wusste, dass der Regen das Pulver in den Pfannen ihrer Musketen in einen nutzlosen Brei verwandelt haben könnte, aber er war sich nicht ganz sicher. Er sah zu, wie die Rotröcke die Lappen von den Schlössern wickelten. Er schob Caroline hinter sich, damit sie, wenn Schüsse fielen, nicht von einer Kugel getroffen würde. Aber sie zog ihn um den großen Tisch herum auf die Hintertür zu.

«Hiergeblieben, Mann!», warnte der Sergeant.

Sam wich weiter zurück. Er richtete die Donnerbüchse auf die Soldaten und behielt sie im Auge. Als er den Tisch umrundet hatte, stieß er Caroline zur Hintertür. «Lauft!»

«Das wäre nicht klug.»

Captain Vane stand plötzlich in der Hintertür. Er hatte seinen Säbel gezogen und fuchtelte damit herum, um ihn

von den Regentropfen zu befreien. Die Klinge sauste zischend durch die Luft. «Gut gemacht, Sergeant. Sehr gute Arbeit.» Vane hatte unterwegs seinen Dreispitz verloren. Das nasse blonde Haar klebte ihm am Schädel. Er wirkte gefährlich und unerbittlich. Und gleichzeitig beglückt. «Legt das Gewehr hin, Sam!»

Sam gehorchte nicht. Er starrte seinen ehemaligen Herrn entsetzt an. Der Captain hingegen betrachtete interessiert die vielen Wunden im Gesicht seines alten Burschen. Er erkannte daran, wie furchtbar der Kampf in der Kirche gewesen sein musste. Vane wusste, dass Sam in die Ecke gedrängt und verzweifelt war.

«Die Waffe weg, Private!»

Sam hob die Donnerbüchse und zielte auf den Captain. Der Sergeant, der sich Sam von vorn näherte, blieb stehen. Für einen Moment schwiegen alle. Zwei Männer erschienen hinter Vane und blickten entsetzt auf die altmodische Waffe, die auf ihren Offizier gerichtet war.

Der Captain betrachtete kurz Caroline und wandte sich dann wieder Sam zu. «Ihr seid ein Deserteur, Sam, und ein Mörder dazu. Dennoch kann ich Eure Motive verstehen, o ja, Sam.» Vane sprach in dem väterlichen Tonfall, den Sam so gut kannte. «Scammell hat Euch verfolgt, und Ihr hattet Angst. Also seid Ihr blindlings geflüchtet. Das alles lässt sich erklären, Sam, und ich vermag das zu tun. Aber wenn Ihr abdrückt, Samuel Gilpin, kann Euch alle Freundlichkeit der

Welt nicht mehr retten. Damit hättet Ihr Euch selbst zum Rebellen abgestempelt. Dann wäret Ihr vogelfrei.»

«Geht mir aus dem Weg», knurrte Sam.

«Seid kein Narr. Glaubt Ihr, ich weiche vor einem Bauernburschen zurück?» Vane lachte und warf dann Caroline einen hasserfüllten Blick zu. «Tut Ihr es für sie, Sam? Hat sie Euch dazu gebracht, zu den Rebellen überzulaufen?»

«Aus dem Weg!» Blut tropfte von Sams Kinn auf seine rote Jacke.

«Sie hat Euch in eine Falle gelockt, Sam», erklärte der Captain. «Also legt die Waffe nieder.» Er wartete einen Moment und wiederholte den Befehl dann in schärferer Form. «Das Gewehr weg, Private Gilpin!»

Alles in Sam drängte danach, dem Befehl zu gehorchen. Er war ein Rotrock, und man hatte ihm eingetrichtert, Offizieren zu gehorchen. Doch diese Kette des Gehorsams war zwischen Vane und Sam zerrissen. Sam blickte den Captain über die trichterförmige Mündung seiner Waffe an und hielt sie mit beiden Händen fest.

Vane verzog angesichts Sams Trotzes den Mund und wandte sich dann an den Sergeant. «Nehmt ihn fest, Sergeant. Und auch das Schandweib dort.» Vane hatte alle Verachtung in das letzte Wort gelegt und dabei übersehen, dass er einen Fehler begangen hatte. Er kriegte noch mit,

dass der Sergeant erschrocken den Mund aufriss, dann drückte Sam ab.

Der Rückschlag traf Sams Mittelfinger, und er schrie laut. Aber sein Schrei ging in dem Donnern der Büchse unter, die Feuer und Rauch verbreitete und ihre Ladung aus gehacktem Eisen und gebogenen Nägeln in den Captain schoss. «Raus!», rief Sam und zog Caroline hinter sich her. Und er hörte nicht mehr das leise Klicken von Steinschlössern, als Flintsteine Funken in nasses Pulver schickten, das nicht zünden wollte.

Sam floh durch den Rauch, der aus seiner Waffe gedrungen war. Er sah einen Rotrock, der neben der Tür lag, und einen anderen, der hinaus in die Nacht kroch. Der Mann blutete, und Sam hatte den Eindruck, als hätte die Ladung aus der Donnerbüchse dem Rotrock den Leib aufgerissen. Ein dritter Soldat tauchte vor ihm auf. Sam rammte ihn mit der Schulter, sodass er aus dem Weg flog. Dann sprang er über die Schwelle, und Caroline war bei ihm. Andere Soldaten waren auf dem Hof und rissen die Scheunentore auf. Sie bemerkten die Flüchtigen und wandten sich ihnen mit ihren Bajonetten zu. Sam wusste, dass alles verloren war, dass er jetzt unrettbar in der Falle saß. Aber die Verzweiflung war stärker als alle Vernunft, und er schwang die Waffe wie eine Keule, als wollte er es mit einem ganzen Regiment aufnehmen, bevor er sich ergeben musste.

«Halt! Feuer einstellen!», rief eine befehlsgewohnte Stimme, und Sam glaubte zu träumen. Er verlor keine Zeit und rannte weiter. Er zog Caroline mit der verwundeten Hand hinter sich her und schluchzte vor Wut und Schmerz. Dann löste Caroline sich aus seinem Griff und stieß Sam in die dunklen Schatten hinter der Scheune. Plötzlich fand sich Sam in der Finsternis wieder, und der kalte Regen fiel angenehm auf sein blutiges Gesicht. Er taumelte, aber Caroline zog ihn weiter, und irgendwann wurde ihm bewusst, dass niemand ihnen folgte oder hinter ihnen her rief.

Sie blieben erst am Waldrand stehen. Beide keuchten, und dann hörte Sam, wie Caroline seinen Namen laut aussprach. Er vernahm ihn wieder und wieder aus ihrem Mund. Und sie hielten sich im werdenden Morgen fest, bis er nicht mehr unterscheiden konnte, ob die Nässe vom Regen oder von seinen Freudentränen herrührte. Eine ganze Armee stand gegen ihn, und er hatte nicht versagt.

Dreiundvierzig

Der Regen hörte auf. Als die Sonne aufging, befanden sich die Wolken auf dem Rückzug und wichen einem blauen Himmel. Die Sonne zeigte sich, so wie viele es sich gewünscht hatten. Die Meschianza war gerettet.

Schon früh versammelte sich die Menge auf den Kais. Flaggenschmuck war dort aufgehängt, der jetzt im warmen Sonnenlicht trocknete. Andere hatten sich gleich in ein Boot

gesetzt und fuhren auf dem Fluss, um die große Prozession aus nächster Nähe zu sehen, die um halb drei am 18. Mai des Jahres 1778 das Fest einläuten sollte.

Die Meschianza, für die Sir Williams Offiziere, teils aus Loyalität, teils aus Zuneigung zu ihm, über dreitausend Guineen gesammelt hatten.

Eine Flotte von Langbooten trug die Gäste vom Knight’s Kai fort. Ihnen folgte eine größere Pinasse, auf der unter einem bunten, seidenen Sonnendach der scheidende und der neue Oberbefehlshaber saßen. Die *Roebuck*, eine Fregatte, die den langen Winter in Philadelphia verbracht hatte, feuerte einen neunzehnschüssigen Salut, als die Pinasse vorüberglitt. Die Zuschauer klatschten begeistert. Die Loyalisten sagten sich zufrieden, dass die Briten wohl kaum eine Niederlage fürchten würden, wenn sie ein solches Spektakel veranstalten konnten. Mochten die Franzosen schon auf dem Weg sein, dieses prachtvolle Schauspiel demonstrierte eindrucksvoll, dass Philadelphia sicher war und blieb.

Die Gäste landeten auf der weiten Rasenfläche am Wharton Mansion. Dieser Ort lag weit genug entfernt von den Straßen der Stadt, um die Feiernden vor dem Gestank, der aus den Sielen strömte, zu bewahren. Sieben junge Frauen, allesamt unverheiratet, wurden zu einem Pavillon geführt, der eigens zu diesem Anlass am Nordende des Rasens errichtet worden war. Und sieben weitere Jungfrauen

geleitete man zu einem identischen Pavillon im Süden. Diese Maiden, die man nach ihrer Schönheit ausgesucht hatte, sollten die Damen der Ritter sein. Sie trugen Turbane mit silbernen Bändern, Perlenschnüren und goldenen Troddeln. Schleier hingen von den Turbanen. Ihre weißen Kleider, der jüngsten Mode gemäß vorn geschlitzt, um die seidenen Unterröcke zu präsentieren, waren umgeben von bunten Tüchern. Jede Jungfrau würde ihrem auserwählten Ritter ein Tuch für den Kampf mitgeben.

Die Ritter erschienen im gestreckten Galopp und mit hohen Federn auf den Hüten. Sie ritten ohne Schwierigkeiten unter den beiden Bögen hindurch. Jeder dieser Ritter war Offizier in der britischen Armee, doch nie zuvor, auch nicht in einer Armee, die prunkvolle Uniformen liebte, hatte man Offiziere so prächtig und schmuck herausgeputzt. Jeder trug ein Wams aus weißem Satin. Unter den geschlitzten Ärmeln zeigte sich bunte Seide, und die ledernen Stiefel waren versilbert. Die Ritter des Brennenden Berges forderten die Ritter der Melierten Rose zu einem Turnier heraus, um auf diese Weise festzustellen, auf welchem Pavillon die hübscheren Maiden versammelt waren. Der Fehdehandschuh wurde auf den Boden geworfen, die Ritter senkten ihre Lanzen, und der Kampf konnte beginnen.

Es wurde für alle ein großes Vergnügen. Die Ritter stürmten aufeinander ein, zersplitterten die bunten Lanzen

an den Schilden und hieben dann mit stumpfen Schwertern aufeinander ein. Am Ende des Turniers, bei dem glücklicherweise nicht ein Tropfen Blut geflossen war, erklärte ein Herold, dass beide Parteien gleich tapfer gewesen seien, und daher auch beide Maiden-Pavillons mit gleicher Schönheit aufwarten konnten.

Sir William beklatschte dieses gerechte Urteil, war aber immer mit seinen Gedanken weit fort. Endlich, nach so langer Zeit, hatten die Rebellen eingewilligt, eine Kommission zur Aufnahme von Friedensverhandlungen nach New York zu schicken. Es gab jedoch viele Stimmen, die meinten, die Rebellen wollten nur ausreichend Zeit bis zum Eintreffen der französischen Truppen gewinnen. Sir William versuchte, sich selbst davon zu überzeugen, dass der Friede doch am Ende dieser Verhandlungen stehen würde.
«Willie?» Lizzie Loring beugte sich zu ihm vor.

«Meine Liebe?» Sir William schien wie aus einem Schlaf zu erwachen. Er blinzelte und winkte dann huldvoll zum reich geschmückten Garten. «Es ist ganz einfach wunderbar, nicht wahr?»

«Man erwartet von uns, die Prozession anzuführen.»

«Die Prozession? Ach ja, natürlich. Dann wollen wir.»

Die Gäste spazierten nach dem Ende der Ritterschlacht paarweise zwischen über hundert Musikanten, und als aus dem schönen Tag ein perfekter Abend wurde, schritten sie in den mit Seide behangenen Saal, in dem ein Universum von

milchweißen Kerzen brannte. Ein Orchester spielte auf, und die ersten Paare fingen an zu tanzen.

Sir William übergab Lizzie John Andre und spazierte dann mit Lord Robert Massedene durch die Dämmerung im Garten. Sie bewegten sich auf den Triumphbogen zu, der Sir Williams Taten verherrlichte. Aus den Waffen und Fahnen erhob sich die Gestalt des Schicksals, die in der ausgestreckten Hand einen Lorbeerkranz hielt. Sir William stellte sich darunter und grinste. «Ist doch alles Unsinn, nicht wahr, Robert, alles Unsinn.»

«Ihr seid aber nun einmal als Sieger aus diesen Schlachten hervorgegangen, Sir», zog Massedene ihn auf. «Ihr habt nicht eine Niederlage zugelassen.»

«Wohl wahr, man hat mich nicht geschlagen, aber ich denke, diese Dame hier», Sir William deutete auf die Göttin, «hat auch wenig Anlass, den Lorbeerkranz über Mister Washington zu halten und ihm so zu unsterblichem Ruhm zu verhelfen. Doch Siege hin und Siege her, Robert, wir stehen immer noch mit dem Rücken zum Meer, oder?» Sir Williams Blick wanderte zur *Roebuck*, die im Fluss verankert und von vielen Laternen beleuchtet war, deren Lichter sich auf dem dunklen Delaware widerspiegelten. «Befindet sich Missis Crowl in Sicherheit?»

«Mittlerweile ja, Sir. Ihr Haus ist allerdings arg in Mitleidenschaft gezogen, und …» Massedene zuckte mit den Schultern.

«Häuser kann man reparieren. Und was ist mit dem Schreiben, das Ihr auf der anderen Seite des Flusses gefunden habt?»

Massedene winkte ab. «Nur ein Schreiben von Charlie Lee, Sir. Darin bot er Missis Crowls Bruder eine Stellung in der Rebellen-Armee an. Das reicht kaum als Beweis für Hochverrat, oder?»

Sir William lächelte. «Daran vermag ich überhaupt nichts Verräterisches zu entdecken. Doch bei der Suche nach diesem Schreiben kam Captain Vane ums Leben, Robert.»

«Das ist wahr», bestätigte Massedene unbewegt.

«Sir Henry hat erklärt, der Mann solle ein Heldenbegräbnis erhalten.» Sir William klang genauso emotionslos.

«Eine sehr noble und passende Geste, Sir, wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, das zu erklären.»

Sir William drehte sich zu seinem Adjutanten um. «Sir Henry meinte aber auch, Ihr hättet verhindert, dass der Mörder gefangen wurde.»

«Tatsächlich, Sir?» Massedene hörte sich überhaupt nicht verwundert an.

Sir William lächelte leise. «Ein Captain, der dabei war, hat ausgesagt, Ihr hättet seinen Männern befohlen, das Feuer einzustellen.»

«Es hat sehr stark geregnet, Sir. Die Musketen konnten nicht mehr feuern. Und davon abgesehen war es sehr dunkel. Nicht auszudenken, welcher Schaden entstanden

wäre, wenn man die Männer bedenkenlos hätte schießen lassen.»

«Das hört sich vernünftig an.» Sir William setzte sich wieder in Bewegung. «War es denn tatsächlich Vanes Bursche, der den tödlichen Schuss abgegeben hat?»

«Das entzieht sich meiner Kenntnis, Sir.»

Sir William tat so, als hätte er das nicht gehört. «Missis Crowl wird entzückt sein.»

«Entzückt, Sir?»

«Sie hat mir mitgeteilt, dass sie jemandem zugeneigt sei. Ach verdammt, wie war doch gleich der Name?»

«Ich freue mich für die Witwe, Sir.» Stimmen riefen aus dem Haus, und Lord Robert erklärte: «Ich schätze, Eure Anwesenheit wird für das Feuerwerk benötigt, Sir.»

«Ach ja, das Feuerwerk. Ein Feuerwerk für meine Siege. Was für eine nette Geste. Und Lizzie hat immer solchen Gefallen daran. Ach übrigens, Robert, sehr gut. Ihr habt gute Arbeit geleistet.»

Diesmal war Massedene erstaunt. «Gute Arbeit, Sir?»

«Aus diesem Anlass sind wir doch heute Abend hier, oder? Um uns selbst zu beglückwünschen.» Sir William lächelte. «Also mein teurer Robert, sehr gut. Ihr habt sehr gute Arbeit geleistet.»

Raketen explodierten in einem roten Sternenregen, und es sah so aus, als fielen leuchtende Rubine in den Fluss. Chinesische Fontänen sprühten weißes Feuer und machten

die Nacht zum Tag. Von zwanzig Gerüsten wurde blitzendes, funkelndes Feuer in den Himmel geschickt, um eine ganze Stadt in Erstaunen zu versetzen.

Sam schaute vom jenseitigen Ufer zu. Er saß auf einer Grasbank und hielt Caroline im Arm. Manchmal betrachtete er heimlich ihr Gesicht, das beschienen vom Feuerwerk noch wunderbarer aussah. Er spürte Tränen in seinen Augen. Sein Bruder, den er sehr geliebt hatte, hatte nie sein amerikanisches Paradies gefunden. Und Jonathon, mit dem er befreundet gewesen war, lag nun tot in diesem Boden. Aber Sam war noch am Leben, und er musste für die beiden Toten weiterleben.

«Was feiern sie denn in der Stadt?», fragte Caroline.

«Den Sieg.»

Sie lachte leise und zuckte dann zusammen, als eine besonders helle Rakete über dem Fluss explodierte und dunkle Schatten auf den Hafen Philadelphias warf.

«Ich habe mich in der Stadt nie wohl gefühlt», erklärte sie unvermittelt.

«Ich auch nicht.»

«Ich hätte mich aber unter Umständen dort niedergelassen.»

«Vermutlich wäre dir nichts anderes übriggeblieben», entgegnete er teilnahmsvoll. Er hielt eine ihrer Hände in seiner Linken. Die Finger verhakten sich.

«Ich wollte aber nie dort leben», erklärte Caroline bedauernd.

Sam verstand, was sie meinte. «Du hättest Jonathon nie im Stich gelassen.»

«Doch, in meinen Träumen habe ich es getan.»

«Dafür sind Träume geschaffen. Für Dinge, die nie sein können. Wie zum Beispiel der Grüne Mann.» Er lächelte, denn er hatte Caroline gestanden, wie sehr er sich in der letzten Nacht im dunklen Wald gefürchtet hatte.

«Träume werden aber manchmal wahr, Sam.» Sie lächelte ihn an.

«Wir haben nichts dafür getan, dass dieser hier wahr geworden ist.»

«Nein.» Ihr Tonfall verriet, dass diese Wahrheit sie sehr beruhigte.

Sie hatten sich den Tag über im Wald versteckt. Am Morgen hatten Soldaten den Hof der Fishers durchsucht und geplündert. Sie hatten das Vieh geschlachtet und die Vorräte aus der Scheune geholt. Doch die Familie war in Sicherheit. Caleb und Anna waren bei Nachbarn untergeschlüpft und wollten dort abwarten, ob die Rotröcke noch einmal erschienen. Und Sam saß mit Caroline am Fluss.

Sie legte den Kopf auf seine Schulter. «Was hattest du für Zukunftspläne, Sam?»

«Nachdem ich dich gewarnt hatte?» Sam dachte einen Moment nach. «Wahrscheinlich wäre ich sehr weit

fortgegangen. An einen Ort, an dem niemand mich finden könnte.»

«Und dort hättest du Pferde gezüchtet?»

«Vermutlich.»

Sie lächelte. Der Nachthimmel war voller Feuer, und es war wie ein Wunder, mitzuerleben, wie die Funken in den Delaware regneten. Caroline war nur etwas lauter als das Knallen des Feuerwerks. «Du kannst auch hier Pferde züchten, Sam.»

«Ein wunderbares Land für Pferde», stimmte Sam zu. Er hielt inne. Nicht weil er sich davor fürchtete, die nächsten Worte auszusprechen, sondern weil sie für ihn so wunderbar klangen, dass er sich diesen Genuss noch ein wenig aufheben wollte. «Und für Kinder.»

«Ja.» Caroline spürte eine so gewaltige Freude, dass sie davon höchst erstaunt war. Für die Liebe gibt es keine Erklärung, dachte sie, und nur ein Narr wird eine verlangen.

«Doch Kinder brauchen Frieden», sagte Sam nachdenklich.

Caroline schwieg.

Die Worte, die sie hier miteinander gewechselt hatten, mochten sie sich auch noch so unbeholfen angehört haben, waren eine beiderseitige Liebeserklärung, waren das Versprechen, dass diese Liebe ein Leben lang halten würde. Und dennoch: Sam war ein Rotrock und sie eine Rebellin.

Und Sam war der ungestellten Frage ziemlich nahe gekommen, die zwischen ihnen stand.

«Kinder brauchen Frieden», sagte Sam noch einmal, doch diesmal entschiedener, «und ich denke, deshalb müssen wir für den Frieden kämpfen.»

Caroline sah ihm ins Gesicht. «Wir?»

«Ja, wir», wiederholte Sam, und Caroline glaubte, er würde es dabei belassen. Sie erwartete auch nicht mehr von ihm, denn Sam war nicht wie Jonathon, der einen Moment wie diesen in möglichst viele Worte hätte kleiden wollen. Sam hingegen gehörte zu den Männern, bei denen die Knappheit der Aussage Ausdruck der Entschlossenheit war, auch zu handeln. Doch da hatte Caroline sich wohl in ihm geirrt, denn nach einem Moment fügte er hinzu: «Schließlich muss ein Mann sein Heim verteidigen, nicht wahr?»

«Ist dies dein Heim, Sam?»

«Das Heim liegt dort, wo man liebt. Und wo man geliebt wird.»

Caroline strich ihm über die Hand. «Dies ist dein Heim, Sam.»

Das Feuerwerk ging zu Ende. Die Musik der Kapellen trieb leise über das Wasser. Sam und Caroline gingen fort. Sie waren zu Hause, und auf der Grasbank blieb die Jacke zurück, die Sam dort ausgebreitet hatte, damit keine Flecke auf Carolines Kleid gerieten. Es war seine Uniformjacke, die er in der Nacht bei Paoli’s Tavern getragen hatte, als er mit

seinem Bajonett getötet hatte. Doch nun lag die rote Jacke am Boden, und eine neue Fahne würde vor Sam wehen.

Denn der Rotrock war endlich frei.